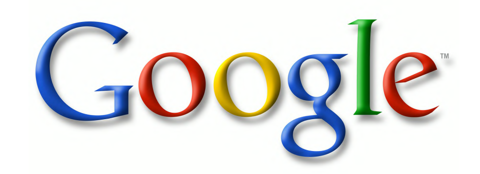






Historisch-politische Blätt

für das

katholische Deutschl

Des Jahrgangs 1843

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Zwölfter Band.

München, 1843.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Briefe eines Deutschen über Rom.

II.

Wenn ich in meinem letzten Briefe die Aeußerung that, der specifische Beruf Roms und der Römer sey nicht der der wissenschaftlichen Speculation, sondern vielmehr der: als Centrum der Glaubenseinheit zu dienen, so werden Sie, verehrter Freund, dieß gewiß nicht dahin mißdeuten, als ob ich etwa meinte, die Römer brauchten sich eben gar nicht um die Wissenschaft zu kümmern, oder als wollte ich es rechtfertigen, daß dieselbe in Rom nicht in dem Maaße cultivirt wird, in welchem sie es verdient. Im Gegentheil ich kann nicht läugnen, daß es mir immer eine etwas curiose Empfindung verursacht hat, wenn man dort von der deutschen Wissenschaft, von welcher man beiläufig nur sehr wenig kennt, in einer Weise redet, als ob das ganze Streben derselben und ihre Resultate von geringem Belange, oder wohl gar noch obenein verderblich seyen. Ueber die betrübenden Schattenseiten deutscher Wissenschaft, über die Irrgänge, auf welchen falsche Philosophie und Glaubenslehre uns Deutsche herumgeführt, aber Gott sey Dank doch nicht ertödtet haben, werden wir völlig einverstanden seyn, und ich will darüber kein Wort weiter verlieren. Allein — ohne daß wir uns selbst ein zu großes Compliment machen — glaube ich doch sagen zu dürfen, daß die deutsche Wissenschaft mit dem Ameisenfleiße ihrer Jünger einen großen Schatz von Erkenntniß zusammengetragen hat, der, wohl verwendet, auch für die Kirche

zum erheblichen Vortheile dienen kann. Wenn es Gott zugelassen hat, daß eine so große Zahl Deutscher sich von der Kirche trennte, und so Viele in der Wissenschaft allein ihr Heil suchten, so ist diese als solche freilich nur eine Cisterne neben der Quelle der Wahrheit; dennoch aber steht sie mit dieser in einer Verbindung, und je tiefer man grub, desto mehr wurde man auch gewahr, wie man auf dem Umwege der Wissenschaft doch wieder zurückkehrte zu dem, was stets die Kirche als Wahrheit gelehrt. Glaubt jetzt noch irgend ein gebildeter Mensch an die Autochthonie der Völker, wie solche zu Anfang dieses Jahrhunderts ziemlich allgemein gelehrt wurde? wird nicht in so vielen ihrer Zweige durch die Wissenschaft bestätigt, wie Alles auf die Abstammung der Menschen aus einer gemeinschaftlichen Heimath und von einem gemeinschaftlichen Elternpaare, hinweiset? Ist dadurch nicht denen, die dessen bedürfen, ein starkes Fundament für die Annahme der biblischen Wahrheit gegeben? Diese Resultate verdanken wir aber vorzüglich deutschen Gelehrten, man denke allein auf dem sprachlichen Gebiete an die Leistungen Bopp's und Grimm's, Leistungen, von deren Werth freilich verhältnißmäßig nur wenige Ausländer einen Begriff haben. Nun ich brauche Ihnen ja nicht einen Katalog aller der Männer aufzuzeichnen, die in den verschiedenen Fächern der Wissenschaft sich wohlverdienten Ruhm erworben haben. Was hat Italien, ich meine das gegenwärtige Italien, dagegen aufzuweisen? Ich bin weit entfernt, die verdienstlichen Leistungen Einzelner in manchen Zweigen irgend zu mißkennen, namentlich zählt der Orden der Jesuiten, deren Erziehungsanstalten die besten sind, mehrere Männer, die in dieser Hinsicht eine sehr ehrenwerthe Stellung einnehmen, allein im Allgemeinen zehrt hierin, wie in manchen andern Dingen, Italien von den Verdiensten früherer Generationen. Gern will ich zugestehen, daß die katholische Literatur in Deutschland, was die Verhältnisse seit Aufhebung und Zerstörung der Klöster nothwendig mit sich brachten, noch keineswegs auf demjenigen Punkte

der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit angelangt ist, wo vielleicht die nächste Generation sie schon erblickt, aber wir dürfen kühn behaupten, es ist auch in dieser Beziehung in Deutschland viel geschehen, und wenn es auch Manchem unlieb zu hören seyn mag, wir wollen wahr seyn, wir verdanken darin Vieles dem Protestantismus; der Kampf, nicht gegen die Protestanten, sondern gegen den kirchlichen Irrthum, der natürlich überall auch in der Wissenschaft sich geltend macht, hat — besonders seit den neueren Zeitereignissen — der katholischen Literatur einen ganz neuen Schwung gegeben.

Es fehlt jedoch nicht an Leuten in Rom, die den Werth unserer Wissenschaft anerkennen, aber dann heißt es wieder: warum schreibt Ihr nicht Lateinisch? Das liegt freilich auch wiederum in unsern Verhältnissen, wir müssen in derjenigen Sprache schreiben, in welcher wir am meisten wirken, ja wäre sogar die genaue Kenntniß der lateinischen Sprache bei uns mehr verbreitet, als sie ist, sie kann uns nicht dazu dienen, für Alles, was auf dem Gebiete der Wissenschaft gesagt werden soll, so eindringlich unsre Gedanken auszudrücken, wie wir es wünschen müssen; selbst die kosmopolitische, freilich wortarme, französische Sprache, wäre für die deutsche Wissenschaft ein unzureichendes Mittel. Darum möchte man den Italienern doch wohl nicht gar zu viel damit zumuthen, wenn man sie aufforderte, sich auch etwas mit der deutschen Sprache abzugeben. Nimmt man den zahlreichen Clerus in Rom, der sonst nicht übermäßig mit Beschäftigung in Anspruch genommen ist, so könnte derselbe in dem großen Principienkampfe unserer Zeit bei einer allgemeinen und gründlichen Bildung eine wahrhafte Glaubensarmee abgeben, ja wollte er auch unsere Wissenschaft gar nicht kennen lernen, er sollte uns nur Material liefern, an der Verarbeitung und geeigneten Verwendung für Deutschland sollte es nicht fehlen. Allein das geistliche Gewand kleidet eine Menge von Leuten — es begreift sich, daß dieß von der Mehrzahl nicht gilt — die sich einem Dolce far niente ergeben haben. Es gibt Deren, die gar nichts zu thun haben; sie erkundigen sich,

in welcher Kirche gute Stipendien gezahlt werden, und wo etwa eine reiche Person zu Grabe bestattet wird, und sind unter solchen Voraussetzungen zur Darbringung des heil. Meßopfers und zur letzten Ehrenerweisung bereit, im Uebrigen ist aber von keiner kirchlichen oder sonst nützlichen Beschäftigung die Rede. Freilich tragen schon die Cleriker der niedern Weihen das geistliche Gewand, ein Grund, warum der Clerus Roms so sehr zahlreich erscheint, allein auch unter diesen würden wohl Manche noch eine Stunde mehr für die Wissenschaft zweckmäßig verwenden können. Daß neben der an sich schon großen Vermischung des Clericalen und Profanen selbst fremde Layen bisweilen sich der geistlichen Kleidung wegen größerer Bequemlichkeit und sonstiger Vortheile willen bedienen, ist ein Mißbrauch, der wohl in höherem Grade die polizeiliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte, als es geschieht. — Gegen alle jene Bemerkungen könnte man jedoch sehr passend erwidern: was wollen Sie, daß die Italiener sich so viel mit der Wissenschaft abgeben und gar Bücher schreiben sollen, wenn Niemand da ist, der die Bücher liest? Es ist leider wahr, ein italienischer Schriftsteller wird nicht nur für keines der Opfer, welches er seinem redlichen Streben bringt, entschädigt, sondern muß gewöhnlich auch den Druck seiner Bücher bezahlen, und es fehlte nur noch, daß er selbst diejenigen bezahlen müßte, die ihm die Ehre anthun, seine Schriften zu lesen. Aus diesem Grunde haben daher auch die besten Schriften keinen Fortgang, und es ist eine zu verwundernde, und um so mehr erfreuliche Erscheinung, daß jetzt die Bemühungen des Mons. di Luca in der Herausgabe der Annali delle scienze religiose, des einzigen tüchtigen Journals der Art, wenigstens einige Anerkennung findet. Ganz neuerdings hat eben diese Zeitschrift auch der Biographie unseres Churfürsten Maximilian, vom Freih. v. Aretin, in einem längeren Artikel Erwähnung gethan. Wenn dieß aber nur eine Ausnahme, vielmehr die oben angegebene Erscheinung, die sich als ein unläugbares Factum entgegenstellt, die

Regel ist, so ist dieß mehr als alles Andere ein Beweis, daß der frühere wissenschaftliche Geist aus Italien entwichen ist. In Deutschland können wir uns in dieser Beziehung auf die Gegenwart berufen, Italien kann nur die Vergangenheit für sich anführen. Und was könnte nicht Italien leisten?! welche Schätze enthalten die Bibliotheken und wie wenig werden sie benützt! Gewiß wird Niemand die großen Verdienste verkennen, die einzelne Männer in dieser Hinsicht sich erworben haben; wer kennt nicht längst den gefeierten Namen des Cardinals Angelo Mai, der noch neuerdings die Wissenschaft durch die Herausgabe seines Spicilegium wahrhaft bereichert hat, aber dennoch werden verhältnißmäßig die Bibliotheken außerordentlich wenig in Anspruch genommen. Vergleicht man die Fülle von Lesenden — die Studirenden rechne ich ganz ab — welche man auf den Bibliotheken zu München und Berlin, bei denen noch der Gebrauch des Ausleihens der Bücher herrscht, oder auf dem britischen Museum zu London oder auf der königlichen Bibliothek zu Paris antrifft, mit den Besuchern der Laurentiana in Florenz, der Vaticana oder Casenatensis in Rom, so fällt dieß nicht zum Vortheil Italiens aus. Die Zahl der hier wißbegierigen Arbeitenden steigt höchstens auf sieben, und unter diesen sieben sind mindestens fünf Ausländer, und unter diesen fünf mindestens drei, wenn nicht vier Deutsche, und — soll ich noch weiter fortfahren? — unter diesen: zwei oder drei Protestanten. Bei der Benützung der Bibliotheken selbst habe ich nur die freundlichste Zuvorkommenheit erfahren.

„Da geben Sie mir ja aber ein trauriges Bild"! werden Sie sagen, indessen an sich ist die Sache so schlimm nicht, wie sie scheint. Käme es auf die Wissenschaft allein an, so wäre es freilich betrübt zu sehen, wie ein mit allen Gaben der Natur und des Geistes so reichlich ausgestattetes Volk so wenig dieser Art geistiger Beschäftigung nachgeht. Allein Gott sey Dank, die Wissenschaft ist doch nur ein einzelnes Mittel, ein brauchbares Werkzeug zur Erreichung eines viel höhern Zweckes; ist sie ja doch, verkehrt angewendet und in ihrer

eigentlichen Bedeutung mißverstanden, eine gefährliche Klippe für den Menschen. Mehr als das Wissen, ziert der Glaube, mehr als das Wort das Werk, mehr als die Kenntniß die Tugend, und da mag man nun sagen, was man will, wahrhaft christliche Tugend ist in Italien mehr zu Hause, als vielleicht in irgend einem andern Lande. Das paßt freilich wenig zu dem, was man so oft von den schändlichen Betrügereien, von dem verschmitzten Charakter der Italiener, zu geschweigen von den räuberischen Anfällen hört, denen man auf der Halbinsel ausgesetzt ist. Wollte man das Volk nach demjenigen Personale beurtheilen, mit welchem der Reisende so lange er eben herumreist, zunächst in Berührung tritt, als da sind Vetturini, Kellner, Gastwirthe, Facchini, Mauth- und hin und wieder Polizeibeamte nicht ausgenommen, da muß ich freilich zugestehen, hat man viel zu leiden; doch kommen Ausländer in Deutschland, Fremde in England und Frankreich auch nicht ungerupft davon. Allein selbst in jener Sphäre, welche zu verlassen man allerdings Ursache hat sich zu freuen, kann man sich doch auch mit einiger Vorsicht und einigem Vertrauen und gutem Willen recht wohl stellen. Die meisten Reisenden versehen es dadurch, daß sie zu leicht ihrem Unmuthe über eine wirkliche oder vermeintliche Uebertheurung Raum geben. Ich gestehe ferner zu, daß die Plackereien mit den Pässen oft unerträglich sind, und daß man in dieser Beziehung mit Vergnügen nach Deutschland und England denkt, wo diese Unannehmlichkeit beinahe ganz wegfällt. Alle diese Dinge aber werden reichlich vergolten durch das Leben in Italien selbst, und Niemand, der längere Zeit daselbst zuzubringen im Stande ist, sollte sich dadurch auch nur im Mindesten von dem Besuche des schönen Landes und seiner liebenswürdigen Bewohner abhalten lassen. Ich habe namentlich für unsere Landsleute gar keinen besseren Wunsch, als daß ihrer viele nach Italien kommen, theils um so manche ihrer Vorurtheile dort abzulegen, theils um das Volk selbst kennen zu lernen. Insbesondere wünschte ich, daß recht viele

Geistliche und junge Theologen Rom besuchten; sowohl aus den angeführten Gründen, als auch um den Römern eine bessere Meinung von den Deutschen beizubringen, und auf solche Art eine nähere Verbindung mit Rom zu bewirken. Mich betrübt nichts mehr, als wenn ich von irgend welchen Beschränkungen, die in dieser Beziehung gezogen werden, vernehme. Wie ungleich aus solchen Gründen die Zahl der Alumnen in dem deutschen Collegium nach Verschiedenheit der einzelnen deutschen Länder ist, habe ich Ihnen schon mitgetheilt; es gehen aber allerhand Gerüchte umher, als ob man in Preußen von dem gegen Rom in Anwendung gebrachten Sperrsysteme nicht nur nicht abgehen, sondern dieses eigentlich noch weiter treiben wolle. So wurde mir gesagt, die Erlaubniß nach Rom zu gehen, werde jungen Theologen jetzt nur unter der Bedingung ertheilt, daß sie (reversalmäßig?) versprechen, weder in das Collegium Germanicum, noch in die Propaganda einzutreten, ja man erzählt sich noch mehr, daß selbst Solche, die sich bei uns wegen des Studiums der Theologie aufhalten, nicht einmal sollten nach Tyrol gehen dürfen, ohne vom Ministerium ausdrücklich dazu die Genehmigung zu haben, während Maler und Andere von solchen Beschränkungen nicht berührt werden. Fürchtet man, weil Tyrol an Italien gränzt, oder ist am Ende gar Tyrol mit seinen Exstatischen, mit seinen Jesuiten und Redemtoristen selbst schon gefährlich? bietet vielleicht eine unbedeutende Contravention, die bei der großen Schwierigkeit, einen Paß nach Rom zu erhalten, zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch zu entschuldigen ist, bloß eine willkommene Gelegenheit, um auch eine neue Barriere gegen den Einfluß des wahrhaft katholischen Geistes, der in Tyrol weht, zu ziehen? Wir wollen wünschen, da doch einmal das Princip festgestellt ist, daß den Katholiken die freie Verbindung mit Rom gestattet seyn soll, und die Klagen sich so oft gehäuft haben, dieser Gegenstand ernstlich beachtet werden möchte.

Scheint es aber nicht genugsam motivirt, daß man jungen

Theologen, die zum Zwecke ihrer Studien nach Rom gehen wollen, lieber zurückhält, wenn dort, wie vorhin bemerkt, die Wissenschaft selbst nicht so cultivirt wird, wie unsere Zeit es erheischt? Ich möchte in dieser Beziehung unterscheiden: Solche junge Leute, welche bei uns in Deutschland nur die vorbereitenden Studien gemacht haben, finden die vollkommen genügende theologische Ausbildung in den beiden vorhin erwähnten Anstalten des deutschen Colleginms und der Propaganda (— doch da will man sie eben nicht hinsenden —); nicht minder ersprießlich wird aber der Aufenthalt in Rom für Solche seyn, welche, nachdem sie ihre theologischen Studien, sey es ganz oder zum größern Theile vollendet haben, dort hingehen. Gerade sie werden am leichtesten im Stande seyn, durch Benützung der wissenschaftlichen Schätze Roms, durch den Besuch der Vorlesungen im Collegio Romano, durch das Miterleben und Mitfeiern des ganzen Cyclus christlicher Feste, durch das stete Andenken an die großen Heiligthümer, die Rom bewahrt, durch die Betrachtung der hier in ihrem Oberhaupt, in dem zahlreich versammelten Episcopate in ihrer ganzen Sichtbarkeit repräsentirten Kirche, — sie werden, sage ich, einen großen Gewinn für ihr Leben, und für ihre eigene kirchliche Wirksamkeit davon tragen; gekräftigt und gestärkt in ihrem Glauben, erfüllt von den Segnungen Roms werden sie heimkehren, und unauslöschlich wird in ihrem Herzen die Liebe, ja die Sehnsucht nach der ewigen Stadt bleiben.

Zu der günstigen Meinung von Rom, welche alle diejenigen theilen, welche längere Zeit daselbst verweilen können, trägt aber auch der Umgang mit dem Volke bei. Ich sagte vorhin, dasselbe besäße große Tugenden; es hat seine Fehler, wer wollte das verkennen, und wir dürfen die Freude am Gewinne als einen vorherrschenden Charakterzug bezeichnen, gegen welchen der Italiener zu kämpfen hat. Wir und andere Völker haben andere, vielleicht noch mehr hervorstechende Fehler. Dessenungeachtet ist die Wohlthätigkeit Roms außerordentlich groß, die Barmherzigkeit tritt jedem Bedürftigen entgegen (wie dieß

schon in mehreren Artikeln dieser Zeitschrift geschildert ist), kurz gerade dort findet man überhaupt in dem Umgange mit den Menschen die eigentliche christliche Liebe. Diese liebt den Nächsten um Gotteswillen, per carità di Dio, auch wenn dieser Nächste nicht gerade sehr liebenswürdig ist. Wir Andern machen immer außerordentlich viel Unterscheidungen und Classificirungen; den Einen haben wir — verzeihen Sie den unedeln Ausdruck — freßlieb, den Zweiten etwas weniger, und so weiter bis wir auf einen kommen, den wir schon gar nicht mehr mögen. Dem Römer sind in einem gewissen, aber nicht etwa unedeln Sinne die Menschen im Allgemeinen gleichgültig, oder lieber: gleich geltend; sie sind ihm, gleich ihm selbst, sündige, durch die Liebe Gottes erlöste Geschöpfe. Daher erkennt er auch in Jedem den Christen, gibt, wenn er höher steht, Keinem einen besondern Vorzug, hält sich aber, wenn er nieder steht, Jedem ebenbürtig. Wird ihm, dem Nächsten gegenüber etwas schwer, per carità di Dio wird es leicht. Ich halte dafür, daß dieser Maaßstab der richtige sey.

II.

Beiträge zur Geschichte Irlands

Erster Artikel.

Wir haben in dem letzten Hefte unserer Zeitschrift einen Artikel über die irische Repealfrage begonnen, und es wird derselbe in dem gegenwärtigen fortgesetzt. Das Interesse, welches sich bei diesem wichtigen Gegenstande an den Augenblick knüpft, hatte uns genöthigt, jede historische Erörterung zu vermeiden, und dennoch ist ein Eingehen auf die Geschichte nirgend so erforderlich, da theils die Irlands so wenig bekannt, theils die Gestaltung der Dinge in diesem Lande so eigenthümlicher Art ist. Aus diesem



Grunde scheint es nicht ungeeignet zu seyn, neben den Betrachtungen der Gegenwart auch einige der Vergangenheit Irlands zu widmen; sie werden, wie wir uns versprechen, Manches zur richtigen Würdigung des gegenwärtigen Zustandes beitragen.

Die englische Herrschaft begann auf der Schwesterinsel Großbritanniens mit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts; von da an bis zum Schluße des vorigen war sie nichts weiter, als eine baare Tyranney; die Bande, die Irland an England fesseln, sind Sclavenketten. Man kann die Geschichte dieser Herrschaft mit einem neueren, der Verhältnisse Irlands sehr kundigen Schriftsteller — Gustav de Beaumont — füglich in vier Perioden zerlegen, von denen die erste die Zeit bis auf Heinrich VIII. umfaßt. Von da folgen auf die grausamen Kriege, die die Engländer gegen die Iren führten, die Schrecknisse des Religionskampfes der Protestanten gegen die Katholiken im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. An diese Zeiten der blutigen Verfolgungen reihen sich im verflossenen Jahrhunderte die der legalen an; den Schlußpunkt dieser Periode bildet die erste Reliefbill vom Jahre 1776; seither der von den Iren auf legalem Wege geführte Streit um die Befreiung der Kirche und des Vaterlandes, von dem auf beiden lastenden Joche. Wenden wir uns, nachdem des Landes Beschaffenheit hervorgehoben, zu dem ersten Zeitabschnitte.

Am äußersten Westen Europa's, mit seinen schönen Häfen zum gastlichen Empfange der Schiffer Amerika's bereit, steigt die grüne Erin, dichterisch als

„Der Erde schönste Blume,
Des Meeres schönste Perle"

bezeichnet, aus der See empor; eingefaßt durch einen Kranz von Bergen, bewässert durch mehrere kleinere und einen großen Strom, welcher den westlichen Theil der Insel, Connaught, von dem übrigen absondert. Einst die Waldinsel genannt, entbehrt sie des Holzes; doch grünen die Matten, und schlösse nicht fast immer dichtes Nebelgewölk die Insel ein, schön wäre der Aufenthalt auf ihr. Doch wohin der

Blick sich wendet, überall wird er des Elendes gewahr; nicht aber ist dieß etwa Folge davon, daß die Natur nur stiefmütterlich das Land bedacht, im Gegentheil, sie hat es reichlich gesegnet, Folge ist es der Thaten der Menschen. Von dem Eilande der Iren ist Irene seit Jahrhunderten gewichen. Schon bevor der Graf von Pembroke, Strongbow genannt, die ersten Schaaren walisischer und englischer Abentheurer hinüberführte, hatten die Normannen — hier Ostmannen genannt — die Insel verheert, und die christliche Religion, zu welcher seit frühen Zeiten das Volk mit Eifer und Inbrunst sich bekannt, wo sie es vermocht, ausgerottet.

Wenn gleich das Christenthum auch schon in Irland vor dem fünften Jahrhunderte einige Bekenner gezählt haben mag, und vor dem heiligen Patricius dasselbe von Palladius (c. 420) den Iren verkündet worden ist, so gebührt doch dem Vorhingenannten der Ruhm, der eigentliche Apostel der Iren zu seyn (432). Nachdem er mehr als zwanzig Jahre lang seinem Berufe obgelegen hatte, stiftete er hier seinen Metropolitansitz; auf einem Hügel (Ard) in einer Gegend von Ulster, die den Namen Macha führte, gründete er die Cathedrale, und daher erhielt der Ort selbst den Namen Ardmacha, oder wie er jetzt heißt, Armagh. Es war ihm gelungen, den Samen des Christenthums so tief in die Herzen der Iren zu streuen, daß sie der Gegenstand der Bewunderung anderer Nationen wurden, und deßhalb ihre Heimath — mehrmals das blutige Schlachtfeld im Kampfe für ihre Religion — die Insula sanctorum genannt wurde. „Seitdem sind vierzehn Jahrhunderte verflossen", ruft ein irischer Geschichtschreiber aus, „und während dieser Zeit ist das brave, gläubige Volk hindurchgegangen durch eine Reihe von Ordalien und Verfolgungen, die in der Geschichte des Menschengeschlechtes ihres Gleichen nicht finden. Jeder Versuch ist gemacht worden, um sie zu verführen, oder zu zwingen von dem alten, ehrwürdigen Pfade, den ihre Ahnen ihnen vorgezeichnet, abzuweichen; aber dasselbe Licht, derselbe Glaube,

fährt fort in ihrer Mitte zu leuchten, während die elende und verächtliche Auflehnung der Menschen nur dazu gedient hat, um dessen Bahn mit stets größerer Glorie, erneuerter Kraft und erhöhtem Glanze zu bezeichnen". Wie schnell das Christenthum bei den Iren Fortschritte machte, und wie gut die kirchlichen Verhältnisse geordnet wurden, mag daraus ersehen werden, daß binnen Kurzem um Armagh herum neunzehn andere Bischofssitze und eben so viele Klöster, von denen mehrere dem heiligen Patricius selbst noch ihre Stiftung verdankten, errichtet wurden. Zehn neue Bisthümer und eine große Zahl von Klöstern kamen im sechsten Jahrhunderte, fast eben so viele im siebenbenten hinzu; nachmals erst gingen bei den Einfällen der Normannen viele derselben zu Grunde. Eben jene war aber auch die Zeit, wo in Deutschland die Namen und Thaten der irischen Missionarien S. Columban, S. Gallus, S. Kilian und Andre glänzten, ja selbst noch in späteren Jahrhunderten wurden in Deutschland von irischen Mönchen jene segensreich wirkenden Anstalten errichtet, welche auch jetzt nach dem alten Volksnamen der Iren Schottenklöster genannt werden. Eines der ersten derselben wurde (974) in der Erzdiöcese Cöln auf einer Rheininsel, das berühmteste gegen Ausgang des eilften Jahrhunderts, von Marianus Scotus (nicht von dem Geschichtschreiber) zu Regensburg errichtet. Diese war aber dennoch für Irland selbst nicht mehr die Blüthezeit der Kirche, denn nicht minder verderblich als jene normannischen Kriege wirkten die Kämpfe der einheimischen Könige von Connaught, Ulster, Munster (das nördliche Tuamond), (das südliche Desmond) und Leinster unter einander. Die Könige befanden sich zum Theil auch im Verhältnisse zur Kirche in einer sehr eigenthümlichen Stellung. In jener Zeit nämlich geschah es, daß die Bischofssitze von den Königen eingenommen, und nun Schwert und Hirtenstab von einer Hand getragen wurden. Wenn auch nicht das erste, so doch eines der merkwürdigsten Beispiele der Art, fällt in den Anfang des zehnten

Jahrhunderts. Cormac, vom Stamme der Könige von Munster, der erste Bischof von Cashel, ein durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit *) ausgezeichneter Mann, wurde nämlich, nachdem man den König Kinegeagan abgesetzt hatte, im Jahre 901 selbst zur königlichen Würde emporgehoben. Bald mußte er auch das Schwert zum Kampfe ziehen, zunächst gegen zwei andere irische Könige, dann gegen die Normannen. Ehe es zur Schlacht kam, beichtete der bischöfliche König, vermachte seine geistlichen Kleider und viel Gold und Silber an mehrere Kirchen. Bei Ballymoon trafen die beiden feindlichen Heere auf einander, Cormac und sechs tausend der Seinigen blieben auf der Wahlstatt. Ein nicht kleiner Theil derselben gehörte, wie der König selbst, dem geistlichen Stande an, denn eben dieß, und was sich nothwendig daran anschloß, den Verfall der kirchlichen Disciplin, hatten diese Normannenkriege für Irland in ihrem Gefolge. Für mehrere Erzbisthümer wurde die Besetzung mit Laien etwas Gewöhnliches; so bemächtigte sich namentlich eine einflußreiche Familie des erzbischöflichen Sitzes von Armagh, und hat denselben mehrere Jahrhunderte inne gehabt; sie zeichneten sich: Erzbischöfe von Armagh und Primaten von Irland, überließen aber die spirituelle Verwaltung der Provinz regelmäßig consecrirten Bischöfen. Die kirchliche Ordnung wurde auch dadurch nicht wiederhergestellt, daß allmählig die Normannen, welche sich vorzüglich auf der Ostküste niedergelassen hatten, sich zum Christenthum bekehrten, und in der Person des Donatus ums Jahr 1040 ihren eignen Bischof erhielten, der seinen Sitz zu Dublin nahm. Sein Nachfolger Patricius ließ sich zu nicht geringem Verdruße der irischen Bischöfe von Lanfranc, dem Metropoliten von Canterbury, consecriren. Dieser, der ohnehin auch als Reformator der Kirchenzucht bei den Angelsach-

*) Von ihm rührt her der berühmte Psalter von Cashel, ein irisches Glossar, Sanasan Cormac genannt und ein Werk über die Genealogie der Heiligen.

sen auftrat, tadelte in einem Schreiben an den König Turlogh heftig die vielfältigen Mißbräuche, welche sich in Irland eingeschlichen hatten, und so mochte sich wohl überhaupt die Vorstellung ausbilden, England sey berufen, jenen Uebelständen abzuhelfen. Hieraus erklärt sich auch, warum Papst Hadrian IV. sich so willfährig zeigte, auf die Insinuationen Heinrichs II., des Königs von England, einzugehen, um so mehr, da die unmittelbaren Bemühungen des päpstlichen Stuhles durch Sendung von Legaten nicht zu den gewünschten Resultaten geführt hatten. Eine gewisse äußere Ordnung hatte man zwar eingeführt, die Bischöfe von Armagh, Cashel, Dublin und Tuam hatte Rom mit Pallien beschenkt, und sie auf diese Weise auch wiederum mehr an sich zu fesseln gesucht, man hatte mehrere Synoden gehalten, indessen dennoch blieb außerordentlich viel zu thun übrig. Auf das Ansuchen Heinrich II. stellte dann wirklich Papst Hadrian IV., der einzige Engländer, welcher jemals auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, unter der Voraussetzung, daß des Königs Wille für die Kirche rein und aufrichtig sey, diesem im Jahre 1156 eine Bulle aus, worin er einen Zug nach Irland, um diese Insel in Lehnsabhängigkeit von England zu bringen, gestattete. Doch das päpstliche Document ward bei Seite gelegt, ja vergessen, bis daß ein Streit zwischen Dermot, dem Könige von Leinster, mit Rodrik O'Connor, dem Oberkönige von Connaught, die Einmischung der Engländer in die Angelegenheiten Irlands herbeiführte. Die erste Landung der in den Dienst Dermots getretenen Waliser — was ohne Heinrichs Zustimmung geschehen war — erfolgte im Jahre 1169; der darüber erzürnte König ließ sich leicht durch Strongbow's Anerbieten beschwichtigen, daß dieser nur für ihn erobern wolle, und so kam er selbst zwei Jahre darauf hinüber. Bis 1174 war die Eroberung Hiberniens wenigstens in so weit erfolgt, daß, mit Ausnahme des Königs von Ulster (— jetzt die wahre Heimath des Protestantismus in Irland —), die übri-

gen Heinrich II. als obern Lehnsherrn anerkannten; nicht lange darauf unterwarf sich auch jener.

Es ist in der That auffallend, daß in so kurzer Zeit den Engländern die Eroberung der Insel gelang, und daß Heinrich mit so leichter Mühe zu seinen übrigen Titeln sich auch den eines Dominus totius Hiberniae beilegen konnte. Eine Ursache dieser Erscheinung ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die Iren selbst keine große, den Engländern gegenüberstehende innig zusammenhaltende Macht bildeten, sondern wie sie selbst unter mehrere Herren vertheilt waren, so auch in den einzelnen Königreichen die Kraft dadurch geschwächt war, daß der Grundbesitz bei ununterbrochener Theilung der Erbschaften völlig zersplittert war. So sehr nun auch bei einer solchen Spaltung der Kräfte die erste Eroberung leicht wurde, um so viel schwerer war dieselbe zu behaupten, gerade umgekehrt, wie eine durch die Vereinigung der Kräfte der Vertheidiger erschwerte Eroberung nachmals, wenn sie gelungen, die Behauptung des Eroberten viel leichter macht. In Irland begann nach der formellen Unterwerfung der Insel unter Englands Oberherrschaft (deren Ausübung Heinrich seinem Sohne Johann auf einige Zeit übertrug), der eigentliche Eroberungskrieg, indem fast jeder Fußbreit Landes wieder mit den Waffen errungen werden mußte. Zunächst ließen sich Engländer auf der Ostküste der Insel nieder, und da sie von ihrem Vaterlande nicht viel Unterstützung genossen, führten sie den kleinen Krieg auf ihre eigene Hand. Den König von England erkannten sie zwar als ihren Lehnsherrn an, aber auch dieses Band war sehr locker, Johann kam nachmals (1210) zwar nach Irland, unterwarf die widerspenstigen Barone, und führte für die von den Engländern acquirirten Gegenden die englischen Gesetze ein. Von da an aber sahen die in Irland ansässigen Vasallen weit über hundert Jahre lang keinen König mehr, und das Gefühl der Unabhängigkeit von diesem kam so weit, daß als Eduard II. bei seinem Kriege gegen Schottland seine „geliebten" Barone

Irlands aufbot, Niemand Folge leistete. Im Gegentheile die Sympathie für die Schotten war so groß, daß ihr Sieg bei Bannokburn mit Freuden in Irland begrüßt, und als der Bruder Roberts, Eduard Bruce, daselbst landete (1315), er alsbald zum Könige ausgerufen wurde; diese Herrschaft war freilich ephemer, und als Papst Johann XXII. sich für den König von England, die Iren aber, welche ebenfalls zu den Schotten gehalten, sammt jenen Baronen für Rebellen erklärte, so mußten sie sich unterwerfen. Es geschah, um den frühern Kampf unter einander fortzusetzen.

Bis dahin hatten die Engländer kaum ein Drittel Irlands, einen Theil von Leinster und Munster, im eigentlichen Sinne des Wortes erobert. Sie machten es hier, wie die Römer einst in Deutschland; zur Sicherung des Erworbenen wurde eine Befestigungslinie von ihnen errichtet, die, wie der deutsche Pfahlgraben, aus Pallisaden und Erdwällen bestand, und darnach auch den Namen The Pale führt. Seither diente dieß auch zu einer geographischen Eintheilung des Landes, welches in das Gebiet Within und Without the pale zerfiel. Innerhalb der Linie wurde eine Menge von Schlössern gebaut, allein auch diese genügten nicht, den Besitz des Landes vor aller Störung zu sichern; gerade so oft als es den Engländern gelang, auf einige Zeit auch außerhalb der Linie festen Fuß zu fassen, gerade so oft wurde aber auch von den Iren der Pallisadenwall durchbrochen. So ist's also ein langwieriger Kampf mit unsäglich vielem Blutvergießen, der ohne eigentliches Resultat hier geführt wurde. Es walteten aber auch noch einige besondre Gründe ob, welche, trotz des kampfgeübten Schwertes der Anglo-Normannen, diesen in ihren Unternehmungen Hemmnisse in den Weg legten. — Was den Iren fehlte, das fehlte auch den Eroberern, die Einheit. Schon oben wurde angedeutet, wie locker das Band gewesen sey, welches die irischen Barone an den König von England knüpfte. Nur diejenigen, welche zu gleicher Zeit auch in ihrer ursprünglichen Heimath angesessen waren, blieben in einer

eigentlichen Verbindung mit dem Könige, für die andern war er ein fremder, ferner Herr, um den sie sich nicht kümmerten. Diesen irischen Vasallen fehlte daher durchaus das monarchische Princip, der wesentliche Mittelpunkt der Einheit des ganzen Lehnssystems. Hätte die deutschen Könige der Römerzug nicht nothwendig nach Italien geführt, so würden sich die Verhältnisse in dieser Beziehung in der Lombardei ähnlich gestaltet haben, und sie waren vor Lothar II. und Friedrich I. auf dem besten Wege dazu, in Irland aber blieben die Vasallen sich fortwährend selbst überlassen; die Könige waren wenn nicht durch ihre Kriege gegen Schottland und Frankreich, so doch durch England selbst gefesselt, und außer Heinrich II. und Johann, kam nur noch Richard II. nach Irland hinüber. Ernannte der König einen Statthalter, so konnte dieß keiner seyn, der den übrigen Lehnsträgern an Macht nicht ganz gleich stand, denn sonst wurde er verachtet; stand er aber gleich, so hielt er eben die andern nicht im Zaume, sondern machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. So hatten die Könige von England mit den irischen Baronen mehr als mit den Iren selbst zu thun, so daß es von jenen sprüchwörtlich wurde: sie seyen ipsis Hibernis Hiberniores. Eben aber deßhalb, weil die Barone Irlands kein Haupt über sich hatten, so führte auch jeder von ihnen den Krieg gegen die Eingebornen auf seine eigene Faust; man hört nichts von Heereszügen die gegen jene unternommen wären, sondern hie und da sammelten sich Einige, die gemeinschaftlich auf Raub und Landerwerb aus der Linie hinauszogen. Nimmt man dazu, daß nun auch unter den Baronen selbst fortwährende Kämpfe statt fanden, da keiner dem Andern die Vergrößerung seiner Macht und seines Ansehens gönnte, und keine Autorität da war, die sie in Schranken hielt, so kann man sich allenfalls einen Begriff von dem Zustande Irlands machen: Fehde unter den Iren, Fehde unter den Engländern, Fehde zwischen den Iren und Engländern. Vielen unter diesen wurde daher auch der Aufenthalt in Irland lästig; sie gin-

gen fort, jedoch ohne ihre Besitzungen daselbst aufzugeben, und bezogen und verzehrten ihre Renten auswärts. So bildete sich schon sehr frühzeitig das für Irland so höchst verderblich gewordene System der Non-Residence aus, so daß bereits Eduard I. dasselbe als ein großes Uebel bezeichnete, Richard II. den Non-Residenten Taxen auferlegte, und Heinrich VIII. sie in einem eigenen Gesetze mit dem Verluste von zwei Drittheilen ihres Vermögens bedrohte.

Zu diesen erwähnten Mißständen gesellte sich dann auch noch ein anderer. Von den ersten Zeiten der Erorberung an wurde die Insel von einer Menge von Freibeutern, theils vom Kriegshandwerk, theils vom Handelsbetrieb, als ein geeigneter Schauplatz für ihre gewinnsüchtige Thätigkeit betrachtet. So gab es denn Schaaren, die da kamen und gingen, die einen temporären Aufenthalt in dem Lande nahmen, daselbst blieben, bis sie ihr Ziel erreicht, oder wenn sie wahrnahmen, daß ihre Hoffnung fehl schlug, sich bei Zeiten wiederum auf und davon machten. Von diesen gewann Keiner eine rechte Zuneigung und Liebe zu dem Lande, und die Zahl der eigentlichen festen Ansiedler war verhältnißmäßig gering. Aber gerade in Betreff ihrer zeigt sich in Irland ein recht deutlicher Widerspruch, in welchen die Politik gegen die natürliche Gestaltung der Dinge trat. Ueberall, wo eine erobernde Schaar in nicht großer Zahl sich niederläßt, nimmt man sonst die Erscheinung wahr, daß sie sich in Sitten, und namentlich in der Sprache den Eingebornen anschließt. Die Franken in Gallien gaben ihre Sprache auf, eben so die Longobarden in Italien und die Normannen, als sie ihr Reich im Norden Frankreichs gründeten, wie ja selbst in England außerordentlich viel angelsächsische Elemente in Sprache, Sitte, Recht und Verfassung sich mit den normannischen vermengten. Auch in Irland, obschon die Trennung der Anglo-Normannen durch viele Umstände begünstigt wurde, hätte sie doch nicht fortbestehen können, wenn nicht ausdrückliche, ja strenge Gesetze deßhalb gegeben worden wären,

welche die beiden Stämme in weiter Kluft von einander gehalten hätten; in dieser Beziehung wirkte besonders das Gesetz Eduards III. vom Jahre 1366, das Statut von Kilkenny genannt, entscheidend. Freilich blieb schon zuvor die irische Bevölkerung, da für sie das englische Gesetz nicht galt, in so fern von den Anglo-Normannen getrennt, die Magna Charta Johanns wurde von den Baronen Irlands angenommen, bezog sich aber auf die Iren nicht, zu dem Parlament der Barone und Städter kamen die Iren nicht, die Privilegien, welche den von Engländern bewohnten Städten gegeben wurden, enthielten für die Iren Nichts, und trotz dem Allen hatten die Anglo-Normannen die irische Sprache, irische Sitte, irische Gebräuche, irische Namen angenommen und sich vielfach durch Ehe mit der irischen Bevölkerung verbunden. So gering nun aber auch die Autorität der englischen Könige war, dahin haben sie doch nach Kräften gearbeitet, dieß Irlandisiren der Engländer zu verhindern, denn das fürchteten sie, dazu war Irland zu nahe. Als nichts Andres helfen wollte, erklärte Eduard III. alle in Irland Geborenen, englischer Abkunft, für unfähig zum Besitz von Grundstücken, setzte an deren Stelle Engländer ein, berief diese zu einem Parlamente zu Kilkenny, und verbot dann durch sein Statut bei Strafe des Hochverraths: die Ehe mit irischen Weibern, bei Strafe der Confiscation und Gefängniß: die Annahme irischer Sitten (z. B. das Scheeren des Bartes auf der Oberlippe, das Tragen von mehrfarbigen Kleidern), irischen Namens und irischer Sprache. So hörte also wie einst unter den Patriziern und Plebejern alles Connubium zwischen den Anglo-Normannen und Iren auf; das Haupt des Grafen Desmond, der eine Irländerin geheirathet hatte, fiel, auf Grund des Statuts von Kilkenny, zur Zeit Eduards IV. unter dem Henkerbeil.

Dieß war der Zustand, in welchem sich Irland noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts befand, der freilich in Folge des Statuts von Kilkenny in Manchem sich von dem frühern unterschied, darin aber den ersten Zeiten der Erobe-

rung sehr gleich sah, daß nicht nur zu Zeiten die Vorstädte Dublins von den Iren geplündert, sondern unter Heinrich VIII. die Anglo-Normannen genöthigt wurden, ihre Befestigungslinie bis auf den kleinen Kreis von zwanzig englischen Meilen zu beschränken. Damals umfaßte aber Iren und Anglo-Normannen in Irland und England, trotz der großen Trennung in ihren übrigen Lebensverhältnissen, doch noch der gemeinschaftliche Glaube. Aber auch die Spaltung im Glauben und eine neue Eroberung durch die von der Kirche Abgefallenen war Irland noch vorbehalten. Mit der Schilderung dieser Scenen soll sich ein zweiter Artikel beschäftigen.

III.

Christina, Königin von Schweden.

Auch ein Beitrag zu einem katholischen Conversations-Lexicon.

„Du wolltest, mein Gott! daß ich, von Lorbeeren und Palmen umringt, geboren würde. Ich schlief ruhig in ihrem schützenden Schatten; unter Trophäen erquickte mich der erste Schlummer; Sieg und Glück schienen meiner Kindheit Gespielen; zur Wiege diente mir der Thron; kaum war ich geboren, und schon mußte ich ihn besteigen. Nur wenige Monate nach meiner Geburt berief der König, mein Vater, die Stände des Reiches, und ließ sie mir den Eid der Huldigung leisten, und noch lag ich in der Wiege, und Schweden kniete schon zu meinen Füßen .... Du allein aber, o Herr! bist es, bei dem wir unsere Zuflucht suchen müssen. Du allein machst dieß Herz gelehrig und diese Seele gütig, worüber Deiner Begnadigten einer solche Freude empfand. Deine Güte, o Herr! verlieh mir diese unschätzbare Gabe in einer

Ueberfülle, wie sie Deiner würdig ist. Mein Herz war gelehrig. Es war edel und groß, seit es seiner selbst bewußt ward. Und Du, o Herr! hast ihm eine ebenbürtige Seele beigesellt, der du ein unstillbares Sehnen verliehen nach Wahrheit, nach Tugend, nach Ruhm *)".

So beschreibt die Tochter Gustav Adolfs, Schwedens Königin, Christina, selbst ihren Eintritt in das Leben, als sie nicht mehr fern von seinem Ziele stand, als sie auf die durchlaufene, wechselvolle Bahn zurückblickte, und im Angesicht Gottes und an ihn ihr Wort richtend, die eigenen Lebensgeschicke zu erzählen begann, um den Geber alles Guten in den Gaben und Gnaden, die er ihr verliehen, zu verherrlichen, sich selbst aber durch das Geständniß ihrer Schwächen und Verirrungen zu demüthigen. Und wie uns scheint, sind diese Worte der Tochter eines großen Königs nicht unwerth, und sie bezeichnen besser, als die eines ihrer Geschichtschreiber, den hochstrebenden, unbefriedigten Geist dieser männlichen Jungfrau.

Christina Augusta**), die Tochter des siegreichen Schwertführers des Protestantismus, die jungfräuliche Königin des Nordens, die geliebte Schülerin des Hofpredigers von Gustav Adolf, die Besieglerin des westphälischen Friedens, die wissensdurstige, gefeierte Fürstin der Dichter, Denker und Gelehrten ihres Jahrhunderts; Christina Alexandra, die zurückgekehrte, dem Thron entsagende Tochter der katholischen Kirche,

---

*) Archenholtz Mémoires pour servir a l'histoire de Christine reine de Suède. Amsterdam et Leipzig 1751 — 60. tome III. P. 25. 49. Die angeführten Schlußworte in der von Christinen französisch geschriebenen Selbstbiographie lauten: Mon coeur fut docile. Il fut noble et grand dès qu'il se sentit. Vous y avez logé une ame de la même trempe, à laquelle vous avez donné un desir insatiable pour la vérité, pour la vertu et pour la gloire.

**) Augusta hieß sie mit anagrammatischer Anspielung auf den Namen ihres Vaters Gustav; Alexandra später nach Papst Alexander VII., der ihr in Rom Firmpathe ward.

deren Gebeine, neben denen der toscanischen Mathilde, zu Rom im Dome von St. Peter unter marmornem Grabmale ruhen: sie ist Vielen als ein grosses Räthsel, voll seltsamer Widersprüche und disharmonischer Gegensätze, erschienen: mögen darum die folgenden, ihrem Andenken geweihten Blätter dazu dienen, ihr Bild in sein wahres Licht zu stellen; mögen sie dem Urtheile die Hand zu einer gerechten Würdigung darbieten.

Es war in dem Getümmel des für Schweden so gewinnreichen polnisch-preussischen Krieges, zu einer Zeit, als Gustav Adolf schon mit den protestantischen Fürsten Deutschlands um die Leitung in dem grossen Kampfe unterhandelte, als ihm am 8. Dezember 1626, acht Uhr Abens, zu Stockholm, von seiner Gemahlin, Maria Eleonore, der Schwester des Churfürsten von Brandenburg, ein Töchterlein, Christina Augusta, seine einzige Erbin, geboren ward. Der König in der Blüthe des männlichen Alters, von weitaussehenden Plänen erfüllt, an der Spitze eines kriegerischen, von Feinden bedrohten und drohenden Reiches, hatte sich, nach dem Verluste zweier Töchter, sehnlichst einen Knaben gewünscht. Das Mägdlein kam zur Welt ganz behaart; schwarz wie ein kleiner Mohr; seine rauhe und starke Stimme, womit es, noch kaum sichtbar, die Welt begrüßte, hatte Alle glauben gemacht, es sey ein Knabe, und so hatten sie das Schloß mit lautem Jubel über den Thronerben erfüllt.

Gustav Adolf nahm mit männlicher Fassung die Vereitelung seines theuersten Wunsches hin. Schmerzlich enttäuscht sprach er voll Ergebung zu seiner Schwester Katharina, der Pfalzgräfin vom Rhein, die ihm die Tochter zuerst überreichte: „Wir wollen Gott Dank sagen; ich hoffe, daß diese Tochter wohl den Werth eines Knaben für mich haben wird; möge Gott sie mir erhalten, wie Er mir sie gegeben“. Ueber sein Mißgeschick scherzend, sprach er noch lachend: „Sie wird geschickt werden, denn sie hat uns Alle betrogen“.

Von dem an ging das Sinnen des Königs darauf hin, daß ihm die Tochter in der That einen Sohn ersetzen sollte; nicht eine weibliche Fürstin, sondern ein männlicher König, ein anderer Gustav Adolf, sollte sie ihm und dem protestantischen Schweden werden. Die Anlagen des Kindes, leiblich und geistig sein Ebenbild, kamen ihm hierin vollkommen entgegen; es hatte nicht ohne Grund schon bei der Geburt mehr ein Knabe, denn ein Mädchen geschienen, und was seiner Natur noch fehlte, sollte die Erziehung ersetzen und vollenden. Das war die Absicht Gustav Adolfs.

Wenn man Christina daher wegen ihres unweiblichen Wesens, und über ihre Vorliebe zu männlichem Umgang und zu männlichen Beschäftigungen getadelt hat, so darf man nicht vergessen, daß ihre Erziehung, von der ersten Stunde der Geburt an, schon diese Richtung erhielt, und daß nur zu Vieles sich vereinigte, dieselbe zur entscheidenden für ihr ganzes Lebensgeschick zu machen. In dieser Umkehr der Natur aber liegt die Erklärung von Manchem, was sonst als räthselhaft in ihrem Lebensgange gelten könnte.

Christina selbst sagt über diesen männlichen Geist ihrer Bildung: „Der König hatte allen meinen Vorgesetzten befohlen, mir eine ganz männliche Erziehung (une éducation toute virile) zu geben, und mich in Allem zu unterweisen, was ein junger Fürst wissen müsse, um würdig zu regieren. Er erklärte ausdrücklich, daß man mir durchaus keine Empfindung meines Geschlechtes einflößen solle, mit einziger Ausnahme der Züchtigkeit und Bescheidenheit. Im Uebrigen sollte ich nach seinem Wunsch ein Prinz seyn und in Allem unterrichtet, was sich für einen Prinzen geziemt. Und hierin war es, wo meine Neigungen seinen Absichten so wunderbar entgegenkamen: denn ich hatte einen Widerwillen und einen unbesieglichen Abscheu gegen Alles, was Frauen thun und sprechen. Ich hatte überdieß eine unüberwindliche Ungeschicklichkeit für alle ihre Handar-

beiten. Nie fand man ein Mittel, mir irgend etwas hievon beizubringen" *).

Die ganze Umgebung des jungen Mägdleins, die Luft, die es einathmete, die ersten Eindrücke, die es empfing, waren kriegerischer Art; es waren die Soldaten des dänischen, des russischen, des polnischen und bald auch des deutschen Krieges, die den Hof von Stockholm erfüllten. Die ganze Lebenskraft der Nation war auf den Krieg gerichtet; Ausrüstungen neuer Heere im Inneren und die Kriegsnachrichten von den Schlachten und Eroberungen der Ausgerückten, das waren die einzigen großen Begebenheiten des Tages. Der König selbst weilte die meiste Zeit im Felde bei dem Heere, und kehrte nur mit ehrenvollen Wunden nach Hause, um mit frischer Kraft wieder auf das Schlachtfeld zu eilen. Und so trug er auch frühe Sorge, sein Kind, die Hoffnung der Zukunft, an die Stimme des Krieges zu gewöhnen, und sein Auge mit dem Blitz des Geschützes vertraut zu machen. Christina selbst erzählt uns, wie ihr Vater ein Te Deum habe singen lassen, als sie von einer tödtlichen Krankheit genaß, und fährt dann in folgender Weise fort: „Hierauf nahm mich der König auf seiner Reise nach Calmar mit, wo er mich bei seiner Ankunft auf eine kleine Probe stellte, die seine Liebe zu mir gar sehr mehrte. Ich zählte noch nicht zwei Jahre, als er nach Calmar kam. Man war im Zweifel, ob die Garnison und die Kanonen der Festung dem Herkommen gemäß salutiren sollten, aus Furcht, ein Kind von meiner Wichtigkeit zu erschrecken. Um jedoch nichts zu versäumen, verlangte der Hauptmann der Festung seine Befehle. Der König schwankte einen Augenblick, dann sprach er: „Nur zu! schießt! sie ist ein Soldatenkind und muß sich daran gewöhnen". Es geschah, man gab die Salve nach aller Form. Ich befand mich mit der Königin im Wagen, und statt erschreckt zu wer-

*) Archenholtz, mém. III. Vie de Christine écrite par elle même P. 52.

den, wie es sonst bei Kindern von so zartem Alter zu geschehen pflegt, lachte ich und klatsche in meine Händchen, und da ich noch nicht sprechen konnte, suchte ich durch alle Zeichen, wie sie nur ein Kind meines Alters vorbringen konnte, meine Freude auszudrücken, zu verstehen gebend, daß man nur fortfahren möge zu schießen. Dieß kleine Abentheuer vermehrte erstaunlich die Zärtlichkeit des Königs für mich; denn er schöpfte daraus die Hoffnung, daß ich unerschrockenen Muthes sey, wie er selbst. Seitdem führte er mich immer mit sich, um seinen Heerschauen über die Truppen beizuwohnen; und überall gab ich ihm Proben meines Muthes, wie er sie nur von einem zarten Kinde, das noch kaum sprach, erwarten konnte. So war es ihm eine Lust, mit mir zu scherzen, und er sprach: „„Wohlan, lasse mich nur machen; ich will dich eines Tages an Orte führen, wo du dein Gefallen haben sollst““. Zu meinem Unglück aber hinderte der Tod ihn, mir Wort zu halten, und ich hatte nicht das Glück, meine Schule (apprentissage) unter einem so tüchtigen Meister zu machen“ *).

Nur wenige Jahre später, kurz nach des Königs Tod, zeigte das junge Mädchen bei einer andern feierlichen Gelegenheit den gleichen unerschrockenen Sinn. Die Russen hatten nämlich eine Gesandtschaft 1633 an die junge Thronerbin zur Beileidbezeugung und zur Beglückwünschung nach Schweden geschickt. Die Vormünder der Fürstin wünschten, daß das Kind bei dem Empfange den Fremden durch eine würdevolle Haltung imponiren möge; sie zeigten ihr das Ceremoniell, und suchten der Kleinen Muth vor den fremden Männern einzureden. Christina aber ward darüber ganz ungeduldig, und fragte gekränkt und ärgerlich: „Ei, warum sollte ich mich davor fürchten“? Als man ihr erwiederte: der Moskowiter seyen viele, sie gingen in fremder Tracht und hätten lange Bärte, sie sähen zwar schrecklich aus, doch möge

*) Archenholtz mém, III. S. 27.

sie keine Furcht haben, sprach sie lachend: „Was kümmern mich die langen Bärte“? und auf den Marschall und den Admiral deutend, fuhr sie fort: „habt ihr ja doch auch lange Bärte, und fürchte ich mich doch nicht vor euch, warum sollten mich denn Die da erschrecken? Sagt mir nur recht, was ich zu thun habe, und dann laßt mich machen“. — Und nun benahm sie sich in der That auf dem Thron, trotz ihres Alters, mit solchem Ernst und solcher Hoheit, daß die Fremden erstaunten und die Ihren keine geringe Freude darüber hatten.

Es sind dieß allerdings kleine, und, wenn man will, unbedeutende Züge; allein sie zeigen den Geist des Kindes, und sie sind vorbedeutend für ihr ganzes Leben. Christina war in der That unerschrockenen Muthes, wie Gustav Adolf; ihr männlicher Sinn zitterte vor nichts; nie hielt Menschenfurcht sie vor irgend einem Schritte zurück; und noch in ihren spätesten Lebensjahren, kurz vor ihrem Tode, als sie in Rom, gleich den übrigen Gesandten der gekrönten Häupter, über die sogenannte Quartierimmunität mit dem Papst in Irrung gerieth, und sich in ihrem Palaste militairisch verschanzte, erregte nichts so sehr ihren Unwillen, als das eine Wort: „è donna, sie ist ein Weib“, womit Papst Innocenz XI. ihr rasches Beginnen entschuldigte. Noch damals fühlte die Tochter Gustav Adolfs, die Schwedin, daß kriegerisches Blut in ihren königlichen Adern fließe, und die Mutter sie unter Lorbeeren im Donner des Geschützes geboren habe.

Sehr verschieden aber von dem Geiste des Vaters war das Wesen dieser Mutter. Maria Eleonore von Brandenburg war eine schöne, zarte, gutmüthige Fürstin, aber ohne alle geistige Energie. Sie hatte viele gute Eigenschaften, sagt Christina von ihr, aber keine, die sich zum Herrschen eignen. Sie war weichherzig, empfindsam, melancholisch, voll Verdrießlichkeit, voll Klagen, ihren Schmerzen widerstandlos, mit ganzer Seele sich hingebend. Schweden, das Land und Volk, wurde ihr zuwider; sie fühlte sich fremd darin; es war ihr ein Herzeleid, daß sie ihrem Gemahl, den sie innig liebte,

keinen Knaben geboren; es machte ihr Verdruß, daß ihr einziges Kind, das trutzige, ungestüme, kecke Mädchen, schwarzbraun wie ein kleiner Mohr, nicht schöner war; daher verbitterte sie mit ihren Klagen dem König das Leben. Dazu war sie eine Ausländerin, eine Deutsche, und in dem streng lutherischen Schweden eine eifriggläubige Calvinistin. Alle diese Eigenschaften paßten wenig, wenn sie das Herz des Kindes gewinnen sollten, daraus einen Nachfolger auf dem kriegerischen Throne von Schweden zu bilden, wie Gustav Adolf ihn sich wünschte. Seine Tochter sollte ein lutherischer König, nach der Sitte der Schweden, von altem Schrot und Korn werden; und er äußerte seinen Vertrauten den Entschluß, der Mutter nie einen Einfluß auf die Bildung der Tochter zu gestatten; ein Entschluß, der die trübsinnige Frau nur noch trübsinniger und unglücklicher machen mußte, während er bei der Tochter, die dadurch der zarten, liebevollen mütterlichen Pflege, und dem vertraulichen Mutterherzen entfrembet wurde, gewiß nicht wenig zur einseitigen Ausbildung ihres männlichen selbständigen Geistes beitrug.

Die Zeiten waren unterdessen der Entscheidung gereift. Durch das Bündniß, welches Gustav Adolf mit Stralsund (25. Juni 1628) schloß, und durch dessen Besetzung war seine Theilnahme am deutschen Krieg entschieden; im April desselben Jahres schon hatte der König an A. Oxenstjerna geschrieben: „Es ist so weit gekommen, daß alle Kriege, welche in Europa geführt werden, in einander vermengt und zu Einem geworden sind“. Die Führung dieses universalen, vielleicht auf Menschenalter dauernden Krieges, galt ihm von jetzt an, als seine einzige Lebensbestimmung. Sobald er daher durch den vortheilhaften Waffenstillstand von Stum mit Polen von dieser Seite sich gedeckt sah, bewog er die Stände (29. Juni 1629) zum offenen Beitritt, und als nun der Reichsrath, (3. Nov. 1629) dem Kriegsbeschluß der Stände beipflichtete, da sprach er die denkwürdigen Worte: „Ich ermahne Euch, dieß also zu betreiben,

daß entweder ihr oder eure Kinder einen guten Ausgang sehen, — den Gott verleihe! Für mich selbst ist keine andere Ruhe mehr zu erwarten, es sey denn die ewige"*).

In diesem Gefühl des Verhängnißvollen seines Schrittes; in der Ahnung, daß er den Boden seines Vaterlandes vielleicht nie mehr betreten würde: „denn der Krug", sprach er, „geht so lange zu Wasser bis er bricht", stellte er am 19. Mai 1630 den damals in Stockholm anwesenden Reichsständen seine junge, noch nicht vier Jahre **) zählende Tochter, als ihre künftige Königin vor, und empfahl sie, seinem Volke Lebewohl sagend, tief gerührt ihrer Treue. Damals weinten alle, die den muthvollen, streitbaren König in der Blüthe der Kraft scheiden, und das schwache, hülflose Kind zurückbleiben sahen.

Für den Abschied hatten sie Christinen einen Scheidegruß gelehrt, sie stand da und wartete begierig um ihn herzusagen; doch der scheidende König war im letzten Augenblick von so Vielen in Anspruch genommen, daß er des Kindes gar nicht wahrnahm. Allein sie ließ sich dadurch nicht irre machen, und zupfte ihn an seinem Büffelkoller. Da hob er sie auf, küßte sie mit weinenden Augen, und ging (30. Mai) in Elfsnabbens Hafen an Bord der Flotte. Christina blieb untröstlich zurück; drei Tage lang soll sie sich die Augen wund geweint haben; den Vater sah sie nur als Leiche wieder.

Gustav Adolf ließ später seine Gemahlin nach Deutschland folgen; die Aufsicht über sein einziges Kind legte er in die Hände seiner Schwester, der Pfalzgräfin Katharina, seiner einzigen näheren Verwandten, deren Kinder, nach Christinen, die nächste Aussicht auf die Thronfolge hatten. Ihren Ge-

*) Geijer Geschichte Schwedens III. Band S. 160.

**) Unrichtig heißt es bei Geijer schwed. Gesch. III. 165 sie sey ins sechste Jahr gegangen, gibt ja auch er als ihren Geburtstag den 8. Dez. 1626 an.

mahl, den Pfalzgrafen Johann Casimir, konnte er nicht öffentlich als Oberhofmeister mit der Erziehung seiner Erbin betrauen, da auch er ein Ausländer, ein Calvinist, und überdieß ein kleiner deutscher Fürst war, was das Volk mit Abneigung, den höhern Adel aber mit Eifersucht gegen ihn erfüllte. Stand ja selbst die Pfalzgräfin im Verdacht, ihr Gemahl habe ihre lutherische Rechtgläubigkeit etwas mit seinem Calvinism angesteckt. Hielt man aber Calvinisten mit solcher Aengstlichkeit fern von der Erziehung des königlichen Kindes, so durften sich Katholiken ihm noch weniger näheren. Dieß war Gustav Adolfs entschiedene Absicht; und er kannte hierin keine Schonung; einen Jesuiten, der verkleidet nach Schweden gekommen war, und drei schwedische Soldaten, die zur katholischen Kirche übergetreten waren, ließ er erschießen. So verstand und übte er daheim die Glaubensfreiheit, für die er in Deutschland stritt. Und doch hatte die Vorsehung mit seinem Kinde andere Absichten, von denen der siegreiche Schwertführer des Protestantism nichts ahnete. Als Hofmeister und Unterhofmeister Christinens hatte er zwei militärische Staatsmänner und Hofleute, die Reichsräthe, Axel Baner und Gustav Horn ernannt; mit der Landesverwaltung daheim aber den Reichsrath, und insbesondere zehn seiner Mitglieder, betraut.

So erschien denn Gustav Adolf in unserm dreißigjährigen Religions- und Bruderkriege, ein blutigrother Nordstern, unheilvollen Glanzes. Deutschland ward in seinen innersten Eingeweiden nicht nur von seinen eigenen Kindern zerfleischt, es ward auch die unglückliche, schmachvolle Beute der mordbrennerischen, raubsüchtigen Horden fremder Eroberer, die es verwüstend von einem Ende zum andern durchzogen, und dann mit seinem Gut und Blut, mit seinem letzten Golde, seinen Städten und Provinzen, für diese Verwüstungen belohnt werden mußten. Hatte ja Gustav Adolf, dessen Monument die deutsche Erde als das ihres Befreiers trägt, zum Beweise, wie uneigennützig seine, den deutschen Prote-

stanten zu leistende Hülfe seyn würde, schon gleich vornherein in das mit Stralsund (25. Juni 1628) geschlossene Bündniß als dritten Artikel setzen lassen: „Die Stadt Stralsund verbleibe ins künftige beständig bei König und Krone von Schweden". Und kaum hatte er den deutschen Boden betreten, und sich Stettins bemächtigt — noch waren keine vierzehn Tage seit seiner Landung verflossen — so zwang er schon (10. Juli 1630) den alten, kinderlosen Bogislaus von Pommern, durch das Recht des Stärkeren, zu dem Vertrage: daß der Besitz des Herzogthums Pommern nach des Herzogs Tod ihm verbleibe, bis zum Ersatz der Kriegskosten. Das waren die Bedingungen der deutschen Befreiung, und diese Rechnungen wurden gemacht, während Gustav Adolf doch selbst keinen andern Unterhalt für seine so zahlreich aufzustellenden Heere zu ersinnen wußte, als, wie er sich ausdrückt, „die wallensteinische Weise" *). Die Unei-

*) Gustav Adolf hatte nur zu bald Gelegenheit selbst das Traurige und Schmachvolle dieser „wallensteinischen Weise" zu empfinden. Nicht lange vor seinem Siege von Leipzig schrieb er unter dem 18. Juli 1631 von Werben an den Kanzler Oxenstjerna: „Wir haben euch oft genug unseren Zustand zu erkennen gegeben, daß wir mit größter Armuth, Beschwerde und desordre uns und der Armee diese Zeit durchgeholfen haben, indem wir von allen unsern Dienern verlassen sind, und einzig ex rapto, zu Schaden und Verderben aller unserer Nachbarn, den Krieg führen mußten — was bis auf diese Stunde continuirt, — so daß wir nichts haben, die Leute damit zu contentiren, außer was sie selbst mit unleidlichem Plündern und Rauben usurpiren". Unter dem 2. Juli desselben Jahres hatte er an den Reichsrath geschrieben: „die teutsche Nation ist nun so unstät geworden, daß die Leute den einen Tag den einen, den andern Tag einen anderen Herrn suchen, so daß man kaum so Viele werben kann, als täglich verlaufen, besonders da die Unserigen seit langer Zeit keinen Unterhalt bekommen". Geijer Geschichte Schwedens III. Seite 186 und 187. Diese Actenstücke theilt ein protestantischer Schwede mit; Wolfgang Menzel, der in seiner deut-

gennützigkeit der Franzosen, mit denen er schon am 13. Jan. 1631 seinen Subsidienvertrag schloß, war nicht geringer, obschon man ihnen kein Monument errichtet hat. Kein Wunder, daß unser unglückliches Vaterland in diesem Vernichtungskriege nicht nur seine Ehre und seinen Reichthum, sondern auch auf Jahrhunderte hin seine Lebenskraft und seinen Geist, ja selbst seine alte Sprache einbüßte, und dem Hohn und der Verachtung der Fremden preisgegeben, nicht einmal das Gefühl seiner Ohnmacht und Erniedrigung behielt. Gibt es schmachvollere Worte, die je einem Volke geboten wurden, als jene, welche Gustav Adolf in dem Lager bei Nürnberg, nicht lange vor der Schlacht von Lützen, an seine Verbündeten richtete, als sein königliches Herz über die Ausschweifungen erbittert ward, die sie selbst in protestantischem Gebiete an ihren eigenen Glaubensbrüdern und Landsleuten begingen, damals als er ihnen in edlem Zorne zurief: „Ihr Fürsten, Herren und Edle! ihr, die ihr helfet euer eigen Land zu zerstören! Mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide zittern, da ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten unverschämter gehalten werden (im Freundeslande) als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden,

---

schen Geschichte Tilly wie ein unsinniges Ungeheuer darstellt, der so vieles von den Gräueln der katholischen Feldherrn zu sagen weiß, verschließt diesen Zeugnissen sein Ohr. Ja, gerade in dieser Zeit, unmittelbar vor der Schlacht von Leipzig, macht er folgende Gegensätze: „Die Schweden, alle an strenge Sittlichkeit gewöhnt, mäßig, gütig gegen den wehrlosen Bürger, sittsam bei Weibern, eine Truppe, die allgemein, wo sie hinkam, Bewunderung und Liebe fand; die Kaiserlichen dagegen, mit einer Menge Troß und Beutewagen, zu jeder Ausschweifung und Grausamkeit gewöhnt, gottlosem Fluchen, Trinken, Huren ergeben, eine Truppe, die überall, wo sie hinkam, Schrecken und Jammer verbreitete“. Solche rhetorische Floskeln, die mit dem Zeugniß Gustav Adolfs selbst in so grellem Widerspruche stehen, nennt man Geschichtschreibung!

es sind die Teutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken. Hätte ich euch gekannt, ihr Teutschen! daß ihr so wenig Liebe und Treue zu eurem eigenen Lande trüget, ich hätte kein Pferd euerwegen gesattelt, geschweige meine Krone und mein Leben für euch eingesetzt" *).

Aus der Zeit dieser deutschen Feldzüge der Schweden sind uns von der kleinen Christina zwei Briefe erhalten, die das Kind in deutscher Sprache an den fernen Vater schrieb; sie sagt ihm darin mit kindlichen Worten: er möge bald wieder kommen und ihr auch „was Hübsches schicken", sie sey gesund, und fleißig im Beten, und wacker im Lernen, und befehle ihn Gott als seine gehorsame Tochter. Er selbst empfahl sie mit zärtlicher Liebe seiner Schwester.

Der König vollendete unterdessen seine kriegerische Laufbahn, den Ruhm und den Schrecken der schwedischen Waffen mehrend, und der Krone, die einst das Haupt seiner Tochter schmücken sollte, einen Glanz und ein Ansehen im Rathe der europäischen Völker verleihend, wie sie vor ihm nie besessen — als plötzlich im glänzendsten Beginne einer ungeheuren Zukunft, da schon die Hoffnung auf ein nordisch-protestantisches Kaiserthum sich ihm eröffnete, die unsichtbar waltende Hand der Vorsehung den Faden abschnitt, und die tödliche Kugel den Sieger von Leipzig, auf den Feldern von Lützen, am 6. November 1632, im 38sten Jahre seines Lebens, von zehntausend Leichen umgeben, für immer niederstreckte, andere Führer auf die Bühne rufend.

Christina, die auch als Katholikin und treue Anhängerin der Kirche, das ruhmvolle Andenken ihres Vaters mit der bewundernden Liebe einer Tochter treu bewahrte, während sie die Sache, für die er seine Kraft und sein Leben geopfert, den Zwiespalt in der Kirche, verabscheute: sie hat uns selbst in ihrer großartigen Weise ein Bild ihres Vaters hinterlas-

*) Geijer III. S. 213. Diese den König ehrende Anrede wäre die beste Aufschrift für sein Monument zu Lützen.

sen. Sein kriegerischer Geist sollte nicht mehr selbst ihre männliche Erziehung leiten, noch sie auf ruhmvolle Schlachtfelder führen, noch in die Angelegenheiten der Staaten einweihen. Allein sein Bild stand als Ideal fürstlicher Größe und Herrlichkeit lebendig vor ihrer bewunderenden, nacheifernden Seele, und so hat es gewiß mehr als Bücher und Lehrer eine unsichtbare Gewalt auf ihre Ausbildung geübt. Hören wir sie selbst darüber: „Ueberall siegte er entweder selbst oder durch seine Feldherrn, bis zu dem verhängnißvollen Tage von Lützen, und auch dort starb er siegend und triumphirend in den Armen des Sieges. Groß war dieser Fürst in Allem; groß seine Geburt, sein Geschick nicht minder; sein Ehrgeiz war größer als seine Kräfte, aber nicht größer als sein Glück. Er war weise, er war tapfer, er war ein großer Feldherr, ein großer König; kurz er war der größte Mann seines Jahrhunderts, ja unter denen, die drei oder vier Jahrhunderte vor ihm gelebt. Er war edelmüthig, freigebig bis zur Verschwendung, und doch haushälterisch und geschickt in Allem. Er sprach und verstand mehrere Sprachen, hielt passende Anreden, liebte Bücher und die schönen Wissenschaften. Er war ein schöner Fürst, allein zu stark, zu beleibt, was ihn zu belästigen anfing. Er war allzu heftig und zu rasch, und den Frauen zu sehr hingegeben. Den Wein liebte er nicht, allein er trank; eine allgemeine Sünde des Nordens; doch hinderte ihn dieß nicht, seinem Ruhm und seiner Pflicht zu leben; er that es gezwungen, aus politischer Nothwendigkeit, denn er hing nicht an dem Weine aus Neigung . . . Er hatte“, so fährt sie an einer anderen Stelle fort, „große Talente und große Tugenden, und nur wenige Fehler; vor Allem aber trugen die Gelegenheiten, die er wohl zu nützen verstand, zu seiner Größe bei. In seinen Kriegen gewann er zwanzig Schlachten, bei neun oder zehn war er selbst zugegen. Siegreich zeigte er sich während seines ganzen Lebens, und triumphirend in seinem Tode“. Allein der Glanz dieser Größe, der Schimmer dieser Siege und Triumphe konnte Christina nicht blenden

über die Sache, für die der Vater gestritten; sein Geschick beklagend, fährt sie daher in tragischem Tone fort: „Aber warum hat er nicht gänzlich triumphirt? Doch lassen wir dieß, es ist Zeit, den Blick von einem so düsteren Bilde abzukehren. Bedauern wir sie Alle, die den wahren Ruhm nicht kennen, die das ewige Unglück trifft, sein Scheinbild, seinen Schatten für den wahren zu nehmen. Doch, o Herr! dürften wir uns nicht, ohne deiner Gerechtigkeit zu nahe zu treten, mit dem Gedanken schmeicheln, daß Du einem Menschen Gnade erwiesen, den Du so groß gemacht, Du, dem in den Herzen unerforschliche Mittel, und geheime, allen Menschen verborgene Wege zu Gebote stehen? Ein Strahl Deiner siegreichen Gnade hätte ihn im letzten Augenblick seines Lebens gekrönt! Doch sey dieß geschehen oder nicht, wir müssen uns in deine ewigen und gerechten Rathschlüsse ergeben, und sie bewundern und anbeten"! Auch an einer andern Stelle ihrer Schrift äußert sie dieselbe Gesinnung mit folgenden Worten: „Er war wahrhaft groß durch sein Verdienst und sein Glück. Und nichts hätte seiner Wohlfahrt gefehlt, wäre er dem alten Glauben seiner Väter ergeben gestorben, statt als ein Vertheidiger der Häresie zu fallen. Um jedoch einem so großen Manne in keiner Weise Unrecht zu thun, möchte ich lieber nicht glauben, daß er sich einer so schlechten Sache geopfert. Ich will glauben, daß er sich dieses Vorwandes klug bedient, um dem Ruhme seiner großen Pläne entgegenzugehen. Doch wie es sich auch damit verhalten mag, so hatte er jedenfalls das Unglück, daß er sich entweder der Lüge opferte, oder jenem Scheinbilde, welches die Menschen Ruhm nennen, und das, wenn auch ein Scheinbild, doch solche Gewalt über große Herzen übt".

Wie gefahrvoll aber, wie hülflos damals ihre eigene Lage war, wie dem blendenden Sonnenscheine des Sieges und des Ruhmes, nach dem Tode ihres Vaters, die Nacht der Sorgen und der Trauer folgte, auch darüber äußert sie sich in scharfen, lebendigen Ausdrücken: „Es war Deine mächtige Hand,

o Herr! die meine Stirne mit diesem ersten Lorbeer krönte, den ein so kostbares Blut (zu Lützen) benetzt. Der Sieg war es, der mich zuerst als Königin in Deutschland verkündigte, und nur kurze Zeit darauf hallte sein trauervolles und glorreiches Echo in Schweden wieder. Auf einem unheilvollen Schlachtfelde, wo der größte König der Erde gefallen, dort nannte der Sieg zum ersten meinen Namen, und er verkündete, als mein Herold zum erstenmal in Deutschland den herkömmlichen Ruf: Der König ist todt! hoch lebe der König! — Aber wie verschieden waren diese beiden Könige? Der Todte war der größte der lebenden Menschen, und der lebende die ohnmächtigste aller Kreaturen! Welch ein Schmerz für so viele Tapfere, ein Kind, das kaum der Wiege entstiegen, dem größten König der Erde folgen zu sehen! Und doch war dieß Kind das einzige Band, wie schwach es auch immer seyn mochte, das diese zahlreiche Schaar der Tapferen, von so verschiedenen, so entgegengesetzten Interessen, zusammenhielt, indem Alle ein hingebender Muth beseelte, die Rechte einer Tochter zu schirmen, die in so verhängnißvollem Augenblicke zu herrschen begann, und durch die es Dir gefallen hat, so große Dinge, die später unter so schwacher Leitung vollbracht wurden, glorreich zum Ziele zu führen, auf daß Dir allein der Ruhm davon verbliebe, wie es die Gerechtigkeit verlangt".

Die Umstände waren in der That die unglücklichsten von der Welt. Nach außen sah sich Schweden in einen Krieg verwickelt, dessen Ausgang Niemand absehen konnte. Im Vertrauen auf sein Glück und seinen Geist hatte Gustav Adolf das Directorium dieses Krieges übernommen, der zu den Kräften seiner Macht in keinem Verhältnisse stand. Er selbst, schlecht von Hause unterstützt, und an die wallensteinische Weise hingewiesen, hatte trotz des Siegesglanzes, der ihn umgab, nur mit Mühe die Disciplin in diesen bunten, von der Werbtrommel zusammengewirbelten Heeren demoralisirter Söldner aufrecht zu halten gewußt. Er selbst hatte die feige Charakterlosigkeit seiner Glaubensgenossen erfahren,

über die Sache, für die der Vater gestritten; sein Geschick beklagend, fährt sie daher in tragischem Tone fort: „Aber warum hat er nicht gänzlich triumphirt? Doch lassen wir dieß, es ist Zeit, den Blick von einem so düsteren Bilde abzukehren. Bedauern wir sie Alle, die den wahren Ruhm nicht kennen, die das ewige Unglück trifft, sein Scheinbild, seinen Schatten für den wahren zu nehmen. Doch, o Herr! dürften wir uns nicht, ohne deiner Gerechtigkeit zu nahe zu treten, mit dem Gedanken schmeicheln, daß Du einem Menschen Gnade erwiesen, den Du so groß gemacht, Du, dem in den Herzen unerforschliche Mittel, und geheime, allen Menschen verborgene Wege zu Gebote stehen? Ein Strahl Deiner siegreichen Gnade hätte ihn im letzten Augenblick seines Lebens gekrönt! Doch sey dieß geschehen oder nicht, wir müssen uns in deine ewigen und gerechten Rathschlüsse ergeben, und sie bewundern und anbeten“! Auch an einer andern Stelle ihrer Schrift äußert sie dieselbe Gesinnung mit folgenden Worten: „Er war wahrhaft groß durch sein Verdienst und sein Glück. Und nichts hätte seiner Wohlfahrt gefehlt, wäre er dem alten Glauben seiner Väter ergeben gestorben, statt als ein Vertheidiger der Häresie zu fallen. Um jedoch einem so großen Manne in keiner Weise Unrecht zu thun, möchte ich lieber nicht glauben, daß er sich einer so schlechten Sache geopfert. Ich will glauben, daß er sich dieses Vorwandes klug bedient, um dem Ruhme seiner großen Pläne entgegenzugehen. Doch wie es sich auch damit verhalten mag, so hatte er jedenfalls das Unglück, daß er sich entweder der Lüge opferte, oder jenem Scheinbilde, welches die Menschen Ruhm nennen, und das, wenn auch ein Scheinbild, doch solche Gewalt über große Herzen übt“.

Wie gefahrvoll aber, wie hülflos damals ihre eigene Lage war, wie dem blendenden Sonnenscheine des Sieges und des Ruhmes, nach dem Tode ihres Vaters, die Nacht der Sorgen und der Trauer folgte, auch darüber äußert sie sich in scharfen, lebendigen Ausdrücken: „Es war Deine mächtige Hand,

o Herr! die meine Stirne mit diesem ersten Lorbeer krönte, den ein so kostbares Blut (zu Lützen) benetzt. Der Sieg war es, der mich zuerst als Königin in Deutschland verkündigte, und nur kurze Zeit darauf hallte sein trauervolles und glorreiches Echo in Schweden wieder. Auf einem unheilvollen Schlachtfelde, wo der größte König der Erde gefallen, dort nannte der Sieg zum ersten meinen Namen, und er verkündete, als mein Herold zum erstenmal in Deutschland den herkömmlichen Ruf: Der König ist todt! hoch lebe der König! — Aber wie verschieden waren diese beiden Könige? Der Todte war der größte der lebenden Menschen, und der lebende die ohnmächtigste aller Kreaturen! Welch ein Schmerz für so viele Tapfere, ein Kind, das kaum der Wiege entstiegen, dem größten König der Erde folgen zu sehen! Und doch war dieß Kind das einzige Band, wie schwach es auch immer seyn mochte, das diese zahlreiche Schaar der Tapferen, von so verschiedenen, so entgegengesetzten Interessen, zusammenhielt, indem Alle ein hingebender Muth beseelte, die Rechte einer Tochter zu schirmen, die in so verhängnißvollem Augenblicke zu herrschen begann, und durch die es Dir gefallen hat, so große Dinge, die später unter so schwacher Leitung vollbracht wurden, glorreich zum Ziele zu führen, auf daß Dir allein der Ruhm davon verbliebe, wie es die Gerechtigkeit verlangt".

Die Umstände waren in der That die unglücklichsten von der Welt. Nach außen sah sich Schweden in einen Krieg verwickelt, dessen Ausgang Niemand absehen konnte. Im Vertrauen auf sein Glück und seinen Geist hatte Gustav Adolf das Directorium dieses Krieges übernommen, der zu den Kräften seiner Macht in keinem Verhältnisse stand. Er selbst, schlecht von Hause unterstützt, und an die wallensteinische Weise hingewiesen, hatte trotz des Siegesglanzes, der ihn umgab, nur mit Mühe die Disciplin in diesen bunten, von der Werbtrommel zusammengewirbelten Heeren demoralisirter Söldner aufrecht zu halten gewußt. Er selbst hatte die feige Charakterlosigkeit seiner Glaubensgenossen erfahren,

in bitteren Klagen sie ihnen vorgehalten, und wenn er konnte, nicht mit Gründen, sondern mit Kanonen zum Beitritte sie gezwungen. Und was war erst von Frankreich zu hoffen, das den Beginn seines Glückes schon mit sorgenvollem Neide sah, und den Krieg nur zu seinem Vortheil gegen die eigenen Glaubensbrüder führte. Das eifersüchtige Dänemark barg mit Mühe seinen Unmuth; Polen fühlte die frisch blutenden Wunden. Und nun war plötzlich der Geist, der Alles geleitet, auf dem Schlachtfelde gefallen, und statt eines siegreichen Königs führte die schwache Hand eines sechsjährigen Mägdleins das Scepter über ein Reich, dessen Inneres kein beruhigenderes Bild, als sein Aeußeres darbot. Denn noch hatte Schweden und sein kriegerischer Adel nicht vergessen, daß das Reich ein Wahlreich mit Erbfürstenthümern gewesen; ungemessene Ansprüche suchte dieser Adel gegen die Krone einer kaum gegründeten erblichen Dynastie geltend zu machen, während er mit immer weitergreifender Wucht auf die freien Bauern drückte, die er aus unmittelbaren Unterthanen der Krone, zu mittelbaren und ihm steuerpflichtigen Pachtbauern machen wollte; ein Bestreben, was rückwirkend in den Herzen dieser erbitterten Bauern demokratische Gesinnungen von Gleichheit und Volksherrschaft weckte, die dem Adel und der Monarchie gleichmäßig gefährlich zu werden drohten. Und über dieß Alles endlich die gänzliche Erschöpfung des Landes durch die langjährigen Kriege, denen seine Kräfte nicht gewachsen waren, die Verwilderung des Volkes in dem wilden militairischen Leben. Schon Gustav Adolfs ganze Politik war mit Zustimmung seiner Stände dahin gegangen, den Krieg so weit als möglich von den Gränzen Schwedens zu entfernen; denn daß sie nirgends schwächer seyen als daheim, darüber waren beide einig. Und nun fehlte dem so vielfach innerlich zerrissenen und äußerlich bedrohten Reiche ein Haupt; im Namen eines Kindes sollte seine Verwaltung, sollten seine Kriege geführt, und ehrgeizige Partheien und meuterische Soldaten im Zaume gehalten werden!

Aber eben weil die Gefahr so groß war, dieß allein machte sie minder gefährlich; denn das Drohende des gemeinsamen Unterganges machte die Stolzen, die Zwiespaltigen einig und folgsam; der Schrecken war es, der das Vaterlandsgefühl weckte und jeden Blick nach einem rettenden Sterne, der das Reich vor einer blutigen Anarchie bewahren sollte, umkehrte. Als solcher aber erschien in den Augen der Nation der vielgeprüfte Rathgeber, der vertraute Freund des gefallenen Königs, der Kanzler Axel Oxenstjerna. In ihm lebte der Geist des Dahingeschiedenen fort; er vertrat Schweden die Stelle eines Königs und ward für Christina ein zweiter Vater; er diente ihr als treuer Lehrer, der sie in die Kunst der Herrschaft einführte, und sie mit seinen, durch lange Erfahrung, mitten im Strome des Lebens und der Geschichte gesammelten Kenntnissen in die Verhältnisse aller europäischen Staaten einweihte. Weil daher keiner von allen Staatsmännern und Feldherren des schwedischen Hofes solchen Einfluß auf ihre Bildung gewonnen, wie dieser Edelmann, altschwedischer Sitte im besten Sinne des Wortes, so wollen wir neben jenes Bild, welches die Tochter von dem Vater uns hinterlassen, das stellen, was die Schülerin von ihrem Lehrer in ihrem Herzen bewahrt: „Großkanzler des Reiches", sagt sie, „war Axel Oxenstjerna, dieser große Mann, von dem ich schon so oft gesprochen, von dem ich noch öfter in der Folge sprechen werde, und von dem man nicht genug sprechen könnte. Vieles hatte sich dieser große Mann zu angeeignet, da er in seiner Jugend tüchtige Studien gemacht. In Mitte seiner großen Beschäftigungen las er noch. Er besaß große Fähigkeit und große Kenntniß der Geschäfte und Interessen der Welt. Er kannte die starken und schwachen Seiten aller Staaten unseres Europas. Seine Weisheit, seine Klugheit waren vollkommen, umfangreich seine Fassungskraft, groß sein Herz. Er war unermüdlich. In den Geschäften hatte er eine Beharrlichkeit, einen Fleiß ohne Gleichen. Er machte daraus sein Vergnügen und

seine einzige Beschäftigung; und erlaubte er sich eine Erholung, so waren die Geschäfte seine Zerstreuung. Er war mäßig für ein Land und Jahrhundert, wo diese Tugend unbekannt ist. Er hatte einen langen Schlaf und sagte, daß keine Angelegenheit ihn je am Schlafe verhindert oder ihn aufgeweckt, nur zwei Fälle in seinem Leben ausgenommen: der Tod des Königs nämlich, und der Verlust der Schlacht von Nördlingen; sonst hatte er immer, ohne aufzuwachen, seinen vollen Schlaf durchgeschlafen. Er sagte mir oft: wenn er schlafen gehe, so entkleide er sich mit dem Rocke auch aller Sorgen und lasse sie bis zum nächsten Morgen ruhen. Uebrigens war er ehrgeizig, aber getreu, unbestechlich, nur ein wenig zu langsam und phlegmatisch. Er wurde Großkanzler unter Gustav IX. in einem Alter von 24 Jahren, was in Schweden ohne Beispiel ist. Er diente vier Königen in dieser Würde, und starb sechs Monate nach meiner Abdankung, die er nicht ertragen konnte. Sie machte ihm ein Herzleid, daß er nicht mehr derselbe zu seyn schien; da er überdieß schon so vorgerückten Alters war, daß er einem so schmerzlichen Schlage nicht widerstehen konnte. Er war eines der größten Hindernisse, welches ich besiegen mußte, um Dir, o Gott! Alles zum Opfer darzubringen; denn ich liebte diesen großen Mann, wie einen zweiten Vater. Ich war ihm zu Dank verpflichtet, und ich kannte Alles, was ich ihm schuldete, ohne gegen sein Verdienst und seine Dienste undankbar zu seyn. Allein ich war zur Ehre eines vollkommenen Opfers berufen und meiner Bestimmung mußte ich folgen. Dieß Zeugniß aber bin ich seinem Verdienst schuldig, nachdem ich beinahe alles kennen gelernt, was dieß Jahrhundert Großes und Ausgezeichnetes besitzt, so sind mir wenige Männer begegnet, die ihn aufgewogen hätten". Dieß war der Steuerführer, in dessen Händen, nach dem Tage von Lützen, die Geschicke Schwedens und seiner unmündigen königlichen Tochter lagen, und er zeigte sich des Vertrauens, das sein König und sein Volk ihm geschenkt, nicht unwürdig, wie wir in der Fortsetzung sehen werden.

IV.

Historische Andeutungen über das Verhältniß und die Stellung des Glaubens an den Teufel zum Lutherthume.

(Von einem Protestanten.)

In einer der früheren Auflagen des Brockhausischen Conversations-Lexicons schloß der dem Teufel gewidmete Artikel mit folgender Phrase: „dann werden wir den Teufel in der Bibel und der Dogmatik dulden, wenn er auch aus der Sprache des guten Tones verschwinden mußte, und seine Rolle nur noch in der Conversation derjenigen Classe von Kraftmenschen hat, für welche dieses Lexicon nicht bestimmt ist". Da die neuern Auflagen jenes Buches diesen Satz unterdrückt haben, so darf man wohl darauf rechnen, nicht mehr zu den von der Conversationslexiconslectüre ausgeschlossenen Unglücklichen gezählt zu werden, oder für einen Kraftmenschen zu gelten, wenn man sich herbeiläßt, dem guten, durch die brockhausischen Conversationsbemühungen stereotypirten, guten Tone durch eine Reminiscenz an den excludirten Bösewicht lästig zu fallen, wobei natürlich die Voraussetzung zum Grunde liegt, daß diese Zeilen auch protestantischen Lesern zu Gesicht kommen, für welche obige Phrase nebst dem Conversationslexicon allein bestimmt zu seyn schien. Die Katholiken dagegen konnten auf das Kraftmenschenthum Anspruch machen, auf welches diese moderne Weisheitssybille verächtliche Seitenblicke wirft. Obgleich sie sich keineswegs gleich ihrer Confessionsgegner immerfort damit brüsten, ihre Religion und ihre Glaubensansichten für schriftmäßig auszugeben, so sind doch gerade sie es, welche in der Lehre vom Teufel sich an die in der Schrift über diese geistige Potenz vorkommenden Aeußerungen hielten, während die Protestanten von demselben so weit Umgang nehmen, daß der conversationslexicale Teufelsreferent den Unhold nur aus dumpfem Respect vor dem Schriftwort in der Bibel und Dogmatik, aus welcher er einmal nicht hinauszuerklären ist, dulden mag, und sein Buch, d. h. die Summe moderner protestantischer Bildung denen geradezu verschloß, welche so ungeschlacht sind, dem Teufelswahne noch zu huldigen. Hiebei ist nur, wie bei so vielen biblischen Lehren, welche der Protestantismus eliminirt und hinweggeätzt hat, zu verwundern, wie man, nachdem die Bibel so trefflich ausgeweidet worden, daß nur die Sprachenhülle übrig blieb, der Protestantismus bei dem alten Köhlerglauben verharren kann, er gründe sich nur auf den Inhalt der Schrift. Der Glaube an den Teufel und dessen Verhältniß zum menschlichen Geschlechte war in der Kirchenlehre nach den in der heiligen Schrift hierüber enthaltenen Winken und ausgesprochenen Aeußerungen ausgestaltet worden. In dem Lehrgebäude

der Kirche hatte der Feind vom Anbeginn in weiterer Entwicklung des Schriftbegriffes Christo gegenüber eine sehr bedeutsame Stellung erhalten. Die Kirchenlehre (S. catechismus Roman. I. Theil IV. Hauptstück nro. 13 und IV. Theil XV. Hauptstück) hatte es für einen der Zwecke des Todes Jesu erklärt, das Menschengeschlecht von der Herrschaft des Teufels zu befreien, unter welche dasselbe durch die Sünde der Ureltern und seine eigene gerathen war. Damit war zugleich einem der schwierigsten Begriffe der Dogmatik, dem der Versuchung, ein positiver Stützpunkt gegeben. Von Gott, dem Urheber und Inbegriffe alles Guten, konnte ein christliches Gemüth sich dieselbe ohnehin nicht ausgehend denken. Sie wurde aber auf die einfachste Weise begreiflich, wenn man sich die Thätigkeit des ersten Verführers, welche von Gott zugelassen war, fortgesetzt dachte, eine Annahme, zu welcher Schrift und Vernunft drängten. Wie sehr auch Luther durch ungebührliche Aeußerungen letztere herabzusetzen sich bemühte, so gab er ihrer Gewalt doch darin nach, daß er jene Ansicht vom Teufel festhielt und an die Gewalt desselben so wie seiner Verführungskünste über die Seelen um so unerschütterlicher glaubte, als er selbst im Wege eigener Erfahrung die vollgültigsten Beweise der Existenz und nachdruckvollsten Thätigkeit des Feindes der Menschheit in die Hand bekommen zu haben sich überzeugt hielt. Er zweifelte deßhalb nicht an seiner Berechtigung, die Vorstellung vom Urfeinde des Menschengeschlechtes durch scharf gezeichnete Bilder anschaulich zu machen, wobei er burleske Anthropomorphismen nicht scheute, um die Idee recht faßlich darzustellen. Unzweifelhaft ist, daß unter allen Menschen, welche bis jetzt geschriebene Nachrichten über ihren Verkehr mit dem Teufel hinterlassen haben, niemand reichlicher damit aufgewartet hat, als der Eislebener Reformator. Wenn man seinen Mittheilungen glauben darf, so stand er mit dem Herrscher der Hölle auf dem burschikosesten und traulichsten Comment. Dabei behandelte er, wie z. B. der oft renovirte welthistorische Dintencler auf der Wartburg beweist, die satanische Majestät mit einem so zügellosen Hochmuthe und mit solcher, alle gute Sitte hintansetzenden Verachtung, daß die Leser von Luthers Schriften, welche eine treffliche Selbstschau dieses merkwürdigen Mannes enthalten, sich der Ueberzeugung nicht erwehren können, der Teufel müsse alle jene Beleidigungen zuletzt immer doch nur für freundschaftliche Scherze angesehen und Luther im Grunde für seinen Freund gehalten haben, da er die Besuche fleißig fortsetzte und sich durch alle ihm angethane Grobheiten von denselben nicht abschrecken ließ. Wer irgend glaubt, es sey hier im mindesten übertrieben, der beliebe Luthers Tischreden einzusehen, worin er vornämlich über die Art dieses Umganges die zahlreichsten Mittheilungen finden wird, von denen vielleicht kaum eine seiner Schriften leer ist. Luther seinerseits nahm die Besuche des Teufels nicht so freundschaftlich, als dieser dieselben darbot. Er fand sich, wie natürlich auf's Aeußerste dadurch genirt und erschreckt. Deßhalb fügte er der Vorstellung der Kirchenlehre noch die ihm ganz eigenthümliche Meinung bei, daß Gott dem Teufel „deßwegen eine so große Gewalt über den Menschen verstatte, auf daß die gottlosen und verstockten Menschen geschlagen werden, und sich fürchten und glauben, und Gott anrufen lernen“. Hiernach erscheint der Teufel als ein Zuchtmeister und Gerichtsdiener Gottes, welcher die Menschen durch Furcht und Schrecken in Gehorsam und Glauben des Gerichtsherrn zu halten hat. In noch detailir-

tern Angaben über die widerwärtigen Thätigkeiten des Teufels läßt sich Luther in seinem Katechismus ein, wo er unter die Abgöttischen auch die rechnet, „die es gar zu grob treiben und mit dem Teufel einen Bund machen, daß er ihnen Geld genug gebe, oder zur Bulschaft helfe, ihr Vieh bewahre". An einer andern Stelle des großen Katechismus wird dem Teufel nachgesagt, daß er: „Hader, Mord, Aufruhr und Krieg anrichtet, item Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu verderben, die Luft zu vergiften". Was diesen diabolischen Details ungeachtet von der Gegenständlichkeit der Teufelserscheinungen, die der wittenbergische Reformator auszustehen hatte, zu halten sey, und wie dieselben von einer gesunden Psychologie aufzufassen sind, ist bereits Seite 251 des II. Bandes und Seite 280 sq. des III. Bandes dieser Blätter, so wie Seite 232 sq. des I. Bandes von Caspar Riffels Kirchengeschichte der neuesten Zeit angedeutet. Es läßt sich nicht verkennen, daß die meisten Visionen, in denen der Widersacher dem Reformator, namentlich während langer Einsamkeit z. B. auf der Wartburg, sich darstellte: als personificirte Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Beginnes und der Wahrheit seiner Lehre: als Gestalt gewordene Gewissensscrupel zu erklären sind, während andere Scenen seiner Nachtkriege mit dem höllischen Unholde auf ein Haar der verschrieenen Besessenheit durch einen bösen Geist gleichen. Wie man aber auch jetzt über den psychologischen Ursprung und Charakter der unzähligen Teufelserscheinungen, deren sich Luther eben so rühmte als er andererseits rechtschaffen davor schauderte, denken mag, so wird man nach Allem, was Luther selbst darüber beibringt, gar keinen Zweifel darüber hegen können, daß für ihn diese Visionen insgesammt eine objective Gewißheit hatten, welcher das klarste Bewußtseyn inwohnte: daß er es mit dem Feind von Anbeginne zu thun habe. Am bedeutsamsten sind seine von ihm selbst erzählten Disputationen, die er in der Stille der Nacht mit dem Versucher führte, welcher hiebei allezeit als ein „geschwinder, listiger Rhetor erscheint der aus einem Splitter einen großen Balken und was Gutes aus der (Luthers) Lehre kommen, das Gottlob nun schon viel ist, zu eitel Sünden kann machen". Auch bringt der Teufel nicht selten „Argument die Luthern in Harnisch jagen". Höchst auffallend muß es dem unbefangenen Leser der Schriften Luthers erscheinen, daß nicht wenige der hauptsächlichsten Argumente, welche er wider die katholische Kirche, die er nur das Papstthum zu nennen sich gefiel, vorgebracht, aus den Entgegnungen hervorgegangen sind, mittelst deren der Teufel auf seine Gewissensscrupel antwortete. Es möchte keine undankbare Mühe seyn, wenn sich ein fleißiger Kenner und Leser von Luthers Schriften daran machen wollte, zu sondern und zusammenzustellen, was in der Polemik Luthers wider die alte Kirche aus diabolischen Einflüsterungen hervorgegangen ist, indem damit die Apologetik der Kirche gegen die Reformation mit einem originellen Beitrage sich bereichert sehen würde. Höchst einflußreich erwiesen sich aber die Anschläge des Bösen auf die Abschaffung des Meßopfers im Protestantismus. S. 183 des X. Bandes dieser Blätter ist bereits angedeutet, wie Luther gar bald eingesehen, daß dem Papstthum kein größerer „Puff" versetzt werden könne, als wenn er den eucharistischen Christus von der Kirche loszumachen wisse, und wie der Teufel ihn bestürmt habe die Messe abzuschaffen. Es ist interessant den Hergang in Luthers Buche von der „Winkelmesse und der Pfaffenweihe" nachzulesen, worin er, beiläufig gesagt, den heiligen Vater einen Ratzenkö-

nig, die Bischöfe und Pfarrherrn Gottesdiebe, Kirchenräuber, Winkelpfaffen, heillose, verdammte Narren, die Messe ein Gräuel, das Opfer einen Dreck, Koth und Unflat, die Weihe einen garstigen, stinkenden Chrysam u. s. w. nennt. Diese Schrift ist zwar in Luthers Werken mit der Jahreszahl 1533 überschrieben, allein es geht aus derselben hervor, daß er die hierin erzählte Teufelserscheinung 16 Jahre nach seiner Priesterweihe, welche 1507 erfolgte, mithin etwa im Jahre 1521 oder 1522 also vermuthlich auf der Wartburg gehabt hat. Ullenberg hat in Luthers Leben und Wirken (deutsche Uebersetzung Mainz 1836 S. 106) den Beweis angetreten, daß diese Disputation mit dem Teufel vor dem November 1521 stattgefunden hat. Nach einer kurzen Einleitung, worin er, der Reformator, sein zum Ekel oft wiederholtes demüthiges Erbieten mit dem Papste in Frieden zu halten, wenn man ihn selbst gewähren lasse, abermals anbringt und behauptet, wie die Papisten den Ablaß jetzt selbst für lauter Betrug halten und wie die ganze Christenheit durch den Ablaß verführt und betrogen worden, fährt er fort: „Ich will an mir anheben und für euch heiligen Vetern eine kleine Beichte thun. Gebet mir eine gute Absolution, die euch selbst nicht schädlich sey“. Nun erzählt er, wie der Teufel ihn angetreten, als er zu Mitternacht aufgewacht mit der Frage: „Höret ihr Hochgelehrter, wie wenn Ihr mit Eurer Winkelmesse eitel Abgötterei getrieben und nicht Christus Leib und Blut, sondern eitel Brod und Wein da angebetet und andern anzubeten fürgehalten“? Luther entgegnete: er sey ein geweihter Pfaff und habe Alles aus Befehl und Gehorsam gethan und mit aller möglicher Andacht Messe gehalten. Der Teufel erwiederte: auch die Türken und Heiden thäten alles aus Befehl und Gehorsam und die Pfaffen Jerobeams zu Dan hätten Alles vielleicht mit größerer Andacht gethan, als die rechten Priester zu Jerusalem. Es sey nun gar nicht ausgemacht ob Luther besser am Altare gedient habe, als alle jene. Hier brach mir wahrlich der Schweiß aus, meldet dieser, und das Herz begann mir zu zittern und zu pochen. „Der Teufel weiß seine Argumente wohl anzusetzen und fortzudringen und hat eine schwere und starke Sprache und gehen solche Disputationen nicht mit langen und vielen Bedenken zu, sondern ein Augenblick ist eine Antwort um die andere und ich habe da wohl erfahren, wie es zugeht, daß man des Morgens die Leute todt im Bette findet. Er kann den Leib erwürgen, das ist eins. Er kann aber auch der Seele so bange machen mit Disputiren, daß sie ausfahren muß in einem Augenblicke, wie er mir's gar oft nahe gebracht hat. Nu, er hatte mich in dieser Disputation ergriffen und ich wollte ja nicht gern für Gott einen solchen unzähligen Haufen Gräuel auf mir lassen, sondern meine Unschuld vertheidigen und hörte ihm zu, was er für Ursachen hätte wider meine Weihe und Consecriren“. Nun folgen die Vorwürfe des Teufels. 1. Zunächst hielt er Luthern vor, daß er und alle Papisten an Christum keinen andern Glauben hätten, als die Türken und Teufel, weßhalb sie nicht bei Christo sondern bei Maria und den Heiligen Trost gesucht. Sie seyen also gar nicht die Personen gewesen, die hätten die Wandlung bewirken können. 2. Christi Meinung sey dahin gegangen, daß das Sacrament seinen Christen gereicht werde, wie daß Wort communio bezeichne. Deßhalb sey es unrecht, wenn der Pfaff allein das Abendmal nehme. Luther habe solches nun 15 Jahre lang gethan und niemanden das Sacrament gereicht. Er habe also wider die Ordnung Christi gewandelt. 3. Eben so habe

er darin wider die Meinung Christi gehandelt, daß er bei dem Sacramente nicht, wie Christus wolle, dessen Tod verkündigt (zu seinem Gedächtnisse)". Aber du Winkelmesser hast nie kein Wort gepredigt; allein hast du es genommen; allein hast du mit dir selbst gewispelt. 4. Wenn nach Christi Meinung das Sacrament eine gemeine Speise seyn solle, den Christen zu reichen verordnet, so sey es eine verkehrte Welt, wenn Luther, wie derselbe gethan, als einzelne Person ein Opfer gegen Gott daraus mache. „Du schweigest dort im Winkel und frissest es allein". Er sey also kein Sacramentspfaffe, sondern ein Opferpfaffe gewesen. 5. Endlich aber habe die Reichung des Sacramentes an die Gemeinde den Zweck, deren Glauben zu stärken und Christum vor derselben öffentlich zu loben. Luther habe aber ein eigen Werk daraus gemacht, sey ein eigener Werkpfaffe, aber nicht, wie er gesollt, ein gemeiner Kirchenpfaffe gewesen, indem er es, wie sein übrig gut Werk verkauft. — Aus allen diesem folgert der Teufel: „Weil du denn die Person nicht bist, die es thun soll und die Person nicht da ist, welche es haben soll, und die endliche Meinung verkehrt ist, die Christus da geordnet hat und haben will, und du doch zu keinem andern, denn zu solchen schändlichen und verkehrten Pfaffen geweihet bist, so ist beide dein Weihe und Wandlung zu lauter nichts, denn Gotteslästerung und Versuchung und bist weder Pfaffe noch das Brod der Leib Christi in deiner Messe". Aus Besorgniß, daß Luther ihn noch nicht gefaßt, veranschaulicht der Teufel seine Rede durch Gleichnisse und zeigt, wie es keine Taufe genannt werden könne, die an einer Glocke oder am Winde vorgenommen wird, weil Glocke und Luft nicht Vergebung der Sünden und den heiligen Geist empfangen könnten. Auf gleiche Weise sey auch bei Luthers Sacramentsverrichtung keine Person vorhanden, welche des Sacramentes empfähig wäre. Die etwaige Einrede Luthers, daß er selbst ja das Sacrament empfange, lässet der Teufel im Voraus nicht gelten, weil überhaupt kein Sacrament, am wenigsten das höchste, allein und selber gemacht werden könne. „Warum lehret Ihr nicht auch, daß sich einer möge oder solle selber taufen? Warum ist dasselbe keine Taufe? Warum ist dasselbe keine Firmelung, da sich einer selber firmelt? Warum ist das keine Weihe, da sich einer selbst weihet ꝛc."? Christus habe freilich mit den Jüngern sich selbst genommen im Sacramente und ein Pfarrer sammt der Gemein möge es auch nehmen „aber er macht's und nimmts nicht allein für sich, sondern empfäht's mit der Gemeinde oder Andern und gehet Alles in der Ordnung und Befehl Christi; aber ich rede jetzt von dem Wandeln und Machen; ob einer ihm selbs möge wandeln und machen"? In dieser „Angst und Noth" wollte Luther mit dem alten Harnisch, den er im Papstthum anziehen lernen, nämlich intentione und fide ecclesiae den Teufel von sich weisen, wonach es gar nicht auf s e i n e n eigenen, sondern den Glauben der K i r c h e ankam, weßhalb seine Weihe und Messe doch recht seyn könne. „Darwider stieß er mich also: Lieber, sage mir, wo steht das geschrieben: daß ein glaubloser, gottloser Mensch möge daher treten und auf der Kirchen Glauben und Meinung wandeln? Womit beweisest du, daß die Kirche dir solche Meinung darstrecke und leihe zu deinem eigenen Winkelwerk? Habens aber Menschen gesagt ohne Gottes Wort, so ist es alles erlogen, ja so mauset ihr im Finstern unter dem Namen der Kirchen und soll darnach alle euer Gräuel der Kirchen Meinung heißen?" Der Teufel, welcher etwa eine Entgegnung auf Luthers Lippen bemerken mochte, kam ihm mit der abweisenden Bemerkung zuvor, „lehre

du mich nicht was der Kirchen Glaube und Meinung sey", denn die Kirche glaubt, (wie der Teufel zugiebt,) nichts außer Christi Meinung und Ordnung. Luther lüge also auf die Kirche und wolle sich färben mit ihrer Meinung, die doch aber nicht wider Christi helles Wort und Meinung seyn könne, der Teufel schließt also mit der Bemerkung: „Weil du denn nicht anders geweiht bist, dann zur Winkelmesse, das ist, zu thun wider die Worte und Anordnung Christi, so bist du mehr entweiht, als geweiht und ist deine Weihe viel nichtiger und ärger, denn die Glockentaufe und die Steinweihe. Darum wirst du auch gewißlich nicht gewandelt, sondern eitel Wein und Brod, wie die Heiden geopfert und den frommen Christen als ein gut Werk verkauft und mitgetheilt haben, deinen Bauch zu ernähren du Bauchpfaff und nicht Gottes Pfaff; wer hat je ein größer Gräuel, Betrug und Schaden gehört im Himmel und auf Erden rc. rc.". Ein Jeder wird sich mit uns wundern, was für ein guter Lutheraner der Teufel ist. Scheint es nicht vielmehr, daß er bei Luther in die Schule gegangen, als daß Luther sein Schüler gewesen? Denn geläugnet kann nicht werden und wird durch Luthers andere Schriften bewiesen, daß der Teufel hier die hauptsächlichsten Argumente zusammengestellt hat, welche Luther gegen die Priesterweihe und das Meßopfer geltend zu machen suchte. Der Reformator fühlte, wie er dem Vorwurfe, seine Lehre vom Teufel erhalten zu haben, zuvorkommen müsse. Denn er hatte ja zugeben müssen, außer Stande gewesen zu seyn, dem Teufel zu antworten. Man muß gestehen, die Art, wie er sich jenem Vorwurfe zu entziehen sucht, macht seinem Scharfsinn alle Ehre. „Hier werden, sagt er, die heiligen Papisten mein spotten und sagen: Bist du der große Doctor und kannst dem Teufel nicht antworten? Weißt du nicht, daß er ein Lügner ist?" Höhnisch dankt Luther den Papisten für diese tröstliche Absolution und fügt ironisch hinzu: er hätte wahrlich nicht gewußt, daß der Teufel ein Lügner sey, wenn es ihm die Papisten bei dieser Gelegenheit nicht verrathen hätten. Luther gesteht also den „Papisten" unumwunden zu, daß der Teufel ein Lügner ist, allein „er kann besser lügen als sonst ein schlechter Lügner. Denn er nimmt oft eine Wahrheit vor, die man nicht läugnen darf, und schärft damit seine Lügen, daß man sich nicht wehren kann". So sey es lautere Wahrheit gewesen, wenn er dem Ischarioten ins Herz gestoßen, daß er unschuldig Blut verrathen; Lüge dagegen sey es gewesen, wenn er ihn an Gott verzweifeln lassen. Diese Verzweiflung habe der Teufel durch die Wahrheit so geschärft, „daß Judas sich erhenken gemußt". So lüge auch der Teufel nicht, wenn er unsere öffentlichen bösen Werke uns vorhalte, aber dann lüge er, wenn er uns darüber trübe, und wie Kain sagen lassen: unsere Sünde sey größer denn Gottes Gnade. Sehr schlau unterläßet nun der Reformator die Anwendung dieser Gleichnisse auf seinen Fall, und springt von seiner Disputation mit dem Teufel im Verfolge seiner Abhandlung über die Winkelmesse und Pfaffenweihe gänzlich ab, indem er seinem Leser die Anwendung selbst zu machen überläßet, daß der Teufel ihm in der erwähnten nächtlichen Disputation allerdings das gesagt habe, was Luther für Wahrheit hielt, um andere Lügen zu schärfen, und ihn desto peinlicher zu drangsalen. Luther hielt es, wie sein Freund Matthesius (S. 5) meldet, seitdem er nun „zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sein Lebenlang für seine gräulichste Sünde, da mit er seinen treuen Gott erzürnet, und das einige und vollkommene; Opfer des unschuldigen und theuern Blutes Jesu

Christi geschändet, daß er als ein frommer Mönch mit tiefster Andacht seine Messe bis in fünfzehn Jahre gelesen". Da nun Luther aber unsers Wissens die Regel nicht angegeben hat, wie der vom Teufel Angefochtene „Dichtung und Wahrheit" in dessen Reden und Darstellungen zu sondern habe, so konnte die Entdeckung, daß der Teufel die Versuchten auch mit der Wahrheit kirrt, wie es scheint, niemals von großen praktischen Nutzen werden. Luther selbst ist im vorliegenden Falle, wie bei so vielen Andern auch den Beweis, daß der Teufel überall, wo er selbst es glaubt, die Wahrheit gesprochen, schuldig geblieben und kann nur als Zeuge dafür gebraucht werden, daß derselbe in allem dem Recht hatte, wo er von seiner (Luthers) Person sprach. Daraus folgt aber nach bekannten logischen Regeln, welche Luthers eifernde Schnelle keck zu überspringen pflegte noch gar nicht, daß alle Priester der Kirche sich mit ihm in gleicher Lage fanden, und der Teufel allesammt erfolglich versuchen, und mit der vermeintlichen Wahrheit zum Abfalle verführen konnte. Nach diesem weitläufiger geschilderten Beispiele, welches die constituirende Macht des Bösen in der neuen Religionsparthei schildert und die Beibringung anderer ähnlicher überflüssig macht, darf die wichtige Stellung, welche der Teufel in der Dogmatik des Lutherthums und demnächst des gesammten Protestantismus einnimmt, nicht befremden. Höchst merkwürdig und bedeutungsvoll ist, daß diese Stellung dem Bösen durchaus nicht verkümmert wurde, so lange die lutherische Theologie, welche nach etwa fünfzig Jahren Bestandes in Verknöcherung zu gerathen begann, und darin wohl ein Jahrhundert lang verharrte, das Feld behauptete. In den Ruf höchst gefährlicher ketzerischer Ansichten, in Gefahr der übelsten Verfolgungen dürfte derjenige gerathen seyn, welcher den Dämonenglauben des Reformators anzutasten sich herbeigelassen haben würde. Es lassen sich Beispiele namhaft machen, worin dieser Fall wirklich eintrat. Eins der gelindern werden wir unten noch erwähnen. Ehe die lutherische Orthodoxie von dem Wiedererwachen des Geistes zum vernunftmäßigen Denken einen eben solchen „Puff" erhielt, als Luther dem „Papstthume" beigebracht zu haben vermeinte, hatte auch der mit ihr bis dahin unerschüttert bestandene Glaube an die Gewalt des Teufels und seiner Verführungskünste in gleicher Stärke sich geäußert. Die furchtbare Vorstellung der Möglichkeit eines Verbündnisses mit dem Bösen führte jene beklagenswerthen Untersuchungen herbei, welche dieses todeswürdige Verbrechen auf die bekannte nicht selten empörende Weise verfolgten, von welcher die berüchtigten Hexenprocesse ein genügendes Bild geben, welche die laxe und larmoyante Philanthropie eines seichten Rationalismus trefflich ausgebeutet hat, um die vermeintliche Schande dieser Zeiterscheinungen dem Katholicismus allein aufzuheften, und die Gräuel des Papstthumes zu vermehren. Die matte Speculation des Rationalismus geht neben der Geschichte her, und thut etwa verfälschende läppische Griffe hinein, um das Ergriffene mit fanatischer Wuth auf die Katholiken zu schleudern, wie etwa der böse Bube auf den Gassen in die Pfützen greift um ehrliche Leute mit deren Inhalte zu besudeln. Viele gebildete Protestanten der Gegenwart, welche mit Luthers Auftreten die Sonne der Aufklärung in den Gesichtskreis der modernen Zeit auftauchen sehen, haben keine Ahnung davon, daß bei ihren Vorfahren die Wahrheit des Teufelszaubers und Hexenwesens in seiner allercrassesten Gestalt für einen höchst wichtigen Glaubensartikel galt. Sie haben es daher für unmöglich gehalten, daß Katholi-

ken, zumal Jesuiten (die Patres Spee und Tanner schon im siebzehnten Jahrhundert) jene Form des Glaubens an des Teufels- und Zauber-Wesen bestritten haben sollten. Zu den unzähligen Verdiensten von Karl Adolf Menzels Geschichte der Deutschen gehört es dann auch, darauf aufmerksam gemacht zu haben (IX. S. 571), daß der berühmte Thomasius versichert hat, die von ihm mit großen Lobe angeführte Cautio criminalis von Spee, deren Verfasser ihm übrigens unbekannt war, könne nicht das Werk eines katholischen Schriftstellers seyn, vielmehr habe ohne Zweifel ein protestantischer Rechtsgelehrter sich nur für einen Katholiken ausgegeben, um die Protestanten zu bestimmen, sich desto williger den Nebel aus den Augen zu wischen, wenn sie sähen, daß mitten aus dem Papstthum Jemand aufgestanden sey, um der durch die päpstliche Geistlichkeit verunstalteten Rechtsgelehrsamkeit ihr natürliches Ansehen wieder zu verschaffen. Diese, von einem der Miturheber des modernen Aufkläricht's ausgehende Bemerkung, giebt einen betrübenden Aufschluß über die Befangenheit und die Art der Toleranz, welcher die protestantischen Gelehrten damaliger Zeit sich befleißigten, und wie tief die protestantische Justiz selbst die Vorwürfe verschuldet hat, welche dem Verfahren in den Hexensachen von der spätern Zeit gemacht sind. — Welche Wechselbeziehung zwischen der lutherischen Kirchenlehre und dem Glauben von der Wirksamkeit des Teufels bestand, wird klar, wenn man erwägt, was Menzel nur schüchtern anzudeuten wagt, daß mit der Erschütterung des Glaubens an den Teufel auch die protestantische Kirchgläubigkeit zu sinken begann. Die anderthalb Jahrhunderte lang gefesselt gewesene, von Luther mühsam errungene, protestantische Freiheit der Forschung und Lehre in Glaubenssachen sprengte vom heidnischen Geiste des sogenannten verständigen Denkens gekräftigt im letzten Jahrzehent des siebzehnten Jahrhunderts ihre Banden. Der Rationalismus drang nun unaufhaltsam vorwärts. Eine seiner ersten eclatant gelösten Aufgaben bestand in der Bekämpfung des Glaubens an den Teufel und dessen durch die Kirchgläubigkeit anerkanntes Verhältniß zum menschlichen Geschlechte. Was durch die damals noch zu hohen Spekulationen eines Cartesius, Baco, Hobbes, Leibnitz und anderer Einführer jenes Denkens nicht hatte zu Stande gebracht werden können, gelang der schlichten, dem ordinären Rationalismus eigenthümlichen, Popularität eines holländischen Geistlichen, welcher es unternahm der Herrschaft des Teufels in der protestantischen Dogmatik den Garaus zu machen. Diese Erscheinung ist so interessant, daß wir dieselbe ein wenig näher anzusehen uns veranlaßt finden. Balthasar Becker, ein Westfriese geb. 1634 gest. 1698 zu Amsterdam, an dem sich schon von Jugend auf eine protestantische Neigung zu Neuerungen und eine Liebe zu besondern Lehrgebäuden hervorthat, trug schon bald nach seinem öffentlichen Auftreten keine Scheu, Behauptungen aufzustellen, welche das Ansehen der heiligen Schrift angriffen. Nachdem er schon über die Einführung der cartesianischen Philosophie in die Theologie Händel mit seinen gelehrten Zunftgenossen gehabt, verdarb er es mit den rechtgläubigen Theologen gänzlich durch sein Buch:, die rechte Speise der Vollkommenen, welche eine Auslegung des heidelbergischen Kathechismus ist, in welcher man sogleich auffallend ketzerische Behauptungen fand, z. B. daß die Feier des Sabbaths am ersten Tage der Woche keine göttliche, sondern eine menschliche Verordnung sey. Indeß unterwarf sich Becker den Beschlüssen eines theologischen Conventes zu Bolswart (1671) welcher jene Meinungen verdammte. Als er aber inne ward, wie die

Triebfeder seiner Richter nur in niedern Leidenschaften bestand, welcher die Religion bloß zum Deckmantel hatte dienen müssen, begann er den Streit durch Vertheidigungsschriften von Neuem. Dem Gezänke ward durch die Verdammung der beckerischen Schrift Seitens der General-Staaten ein Ende gemacht, dessenungeachtet ward Becker als Prediger nach Amsterdam berufen. Hier suchte er seine aufgeklärten Einsichten nun auf andere Weise zu verbreiten. Er schrieb zunächst (1682) ein Buch über die Cometen worin die Vorstellung, welche mit dem Erscheinen dieser Wandelsterne die Vorbedeutung von Unglücksfällen verbindet, als ein leeres Vorurtheil qualificirt wird. Den Hauptschlag aber führte er in seinem Buche: die bezauberte Welt oder Untersuchung der gewöhnlichen Meinungen von den Geistern, ihrer Natur, ihrer Macht, ihren Wirkungen und von alle Dem, was die Menschen dem Vorgeben nach durch ihre Vermittlung bewerkstelligen können (1691). Dieses Werk machte seiner weitschweifigen mit Wiederholungen überladenen Schreibart ungeachtet wegen der vielen zur Widerlegung eingeflochtenen Geister- und Gespenstergeschichten ein unglaubliches Aufsehen. Becker führte dann aus, daß nur ein einziger Engel gesündigt, welchem Gott erlaubt habe die Ureltern zu versuchen. Hierauf sey er in die Hölle verstoßen worden. Es sey also ohne Grund, wenn man ihm zu allen Zeiten in der Welt verschiedene Wirkungen zuschreibe, an denen er nicht den geringsten Antheil hätte haben können. Heiden, Juden und Christen haben Beckers Meinung zufolge gleichmäßig geirret, wenn sie dem Teufel diese oder jene Thätigkeitsäußerung zuschrieben. Christus und die Juden, welche auf jenen Irrthum einzugehen geschienen, haben sich nur den herrschenden Vorstellungen bequemt. Was die Schrift vom Teufel und dessen Engel thun lässet, muß entweder vor der Sünde, deren erste Ursache der Teufel ist, oder von gottlosen Menschen verstanden werden. Den guten Engeln sind aber eben so wenig Wirkungen zuzuschreiben. Diese Meinung habe den Nutzen, daß sie die Menschen von ihrer eiteln Furcht und Schrecken vor den Teufeln befreit und Gott allein zu fürchten lehret. Die gewöhnliche Vorstellung von der Macht des Teufels macht gewissermaaßen eine Gottheit aus demselben, die der Gewalt Gottes und der Gottheit Christi schädlich ist, weil die Antheilnahme des Teufels an den Machtvollkommenheiten, die nur jener eigen, ihre eigene Macht schwächt. Diese Erwägung hat den Verfasser, der Vorrede zufolge, hauptsächlich zur Herausgabe seiner Schrift bestimmt. Es klingt wie vermessene Herausforderung, wenn er hinzusetzt, wofern der Teufel darüber böse würde, so möge er nur seine Macht gebrauchen und ihn züchtigen. Wenn er Gott ist, sagt Becker, wozu ihn die gemeine Vorstellung macht, so vertheidige er sich selbst und halte sich deßhalb an mich, der ich seine Altäre im Namen Gottes zerstört habe. — Der Teufel fand, wie es scheint, nicht angemessen, Beckers Ausforderung direct anzunehmen, sondern übertrug seine Sache den holländischen Gerichten, welche zu seinen Gunsten am 5. August 1692 auf die Absetzung Beckers erkannten, ihm aber seine Besoldung ließen, welche er noch sechs Jahre bis an seinen Tod genoß, wobei er sich mit dem Bewußtseyn tröstete, nur dasjenige der Welt verkündigt zu haben, was er bei 25 jährigen gründlichen und getreuen Untersuchungen erforscht habe. Wie sehr eine Menge Gelehrter sich auch des Teufels annahmen und in zahlreichen Vertheidigungsschriften, seine Advokaten machten, sein Prozeß im Protestantismus war unwiederbringlich verspielt, und das Lutherthum nahm

durch Thomasius vielvermögende Vermittelung gelehrig die Weisheit des reformirten Predigers auf. Nur bei wenigen Orthodoxen, welche dafür der Spott, der Aerger und die Verachtung ihrer Glaubensverwandten sind, hat sich der alte Glaube an die Herrschaft des Teufels zu erhalten vermocht, wofür sie indeß wie oben gezeigt, eine Zeit lang die harte Entbehrung vom Leserkreise des Conversations-Lexicons ausgeschlossen zu seyn, zu ertragen hatten. Thomasius fand zwar mit Leibnitz Beckers Vorstellungen zu weit greifend, stimmte ihm aber in der Vorstellung über die Wirksamkeit des Teufels und der Geister völlig bei. Auch seine Lehrsätze gewannen über den Kirchenglauben die Oberhand. Die Zionswächter desselben, denen im Herzen die Erkenntniß aufdämmern mochte, daß die größte Teufelei und diabolische Virtuosität darin bestehe, daß der Teufel sein eigenes Dasein zu negiren suche, um ungeglaubt desto ungestörter zu wirken, sprachen vergebens den herzlichen Wunsch aus, „Thomasius möge in sich gehen und erwägen, wie sehr durch dergleichen Verfahren das Reich der Finsterniß und das jetzt so sehr anwachsende magische Wesen gebauet werde". Sie jammerten vergeblich über die Abnahme des Glaubens an den Teufel als über einen einreißenden Unglauben. Doch hatten sie, wie die Erfahrung lehrte nicht unrecht. Denn da mit einem für so positiv gehaltenen Stücke der Kirchgläubigkeit Aufräumens gemacht war, nahm das Einreißen allmählig einen weitern Umfang an und gelangte in das Stadium, welches uns die Gegenwart zeigt, in welcher sich jener alte, von Becker und Thomasius kräftig angeregte, Rationalismus freilich durchaus erschöpft zu haben scheint, indem die greisen Repräsentanten desselben zu Heidelberg Gotha, Weimar und andern Orten zu ersetzen, kein namhafter Theologe des jungen Geschlechtes, Neigung bezeigt. In welcher Verjüngung und Verkleidung der Rationalismus seine Bestrebungen anderweit fortsetzt, ist männlich bekannt. So weit er von Luthers Lehre sich entfernt, so entfernt liegt ihm die Vorstellung des Teufels, welcher der modernen Wissenschaftlichkeit längst eine kirchenhistorische Antiquität geworden ist. Mit diesen Andeutungen wünschen wir eine tiefer gehende und weiter entwickelnde Untersuchung über die Stellung und das Verhältniß des Glaubens an den Teufel im Protestantismus angeregt zu haben, welche ohne Zweifel recht erhellende Streiflichter auf die Geschichte des Lehrbegriffes der Parthei werfen, und Manches begreiflich machen wird, wozu der Schlüssel bisher noch fehlte.

V.

Die Irische Repealfrage.

(Fortsetzung und Schluß.)

Custance in seinem Werke: „Darstellung der englischen Staatsverfassung", bemerkt über die Union des irischen Parlaments mit dem englischen, daß „der Verzug, den die Zu-

sendung der irischen Parlamentsacten an das britische Ministerium, ehe sie als Gesetze galten, manche Unannehmlichkeiten verursacht habe; dieser Umstand, so wie einige andere Gründe, hätten die Gedanken des englischen Cabinets auf die Vereinigung Irlands mit Großbritannien geleitet". Nicht leicht kann man wohl mit größerer Naivetät über diesen Gegenstand sich ausdrücken; wenn dem wirklich so gewesen wäre, daß der Verzug, welchen die Actenversendung erfuhr, der Hauptgrund der Union war, so ließe sich jetzt, nachdem die Eisenbahnen von London nach Liverpool und die Dampfschiffe von da nach Dublin gehen, der Uebelstand außerordentlich leicht heben; man sieht dann in der That nicht ein, warum das englische Ministerium sich so gegen den Repeal sträubt. Der erwähnte Autor verschweigt indessen auch nicht, daß noch einige andere Gründe gewesen seyen, die das englische Cabinet zu jenem Schritte bewogen hätten; welche? gibt er nicht an, sie werden sich aber leicht erkennen lassen, wenn man die Motive erwägt, aus welchen das ganze irische Volk für den Widerruf der nunmehr zwei und vierzig Jahre dauernden Union so begeistert ist und so sehnsüchtig nach demselben verlangt.

Das einheimische irische Parlament hatte in den letzten Zeiten seiner Existenz, einiges für Irland Ersprießliche gethan; aus diesem Grunde schon konnten die Iren sein Ende nicht gerade freundlich aufnehmen. Die Iren hatte Niemand darum gefragt, sondern sie mußten sich mit dem, womit der Mensch Gott gegenüber sich zufrieden stellen kann: „Du hast es gegeben, Du hast es genommen", beruhigen. England hatte die Nachbarinsel für ein unabhängiges Königreich und frei vom englischen Parlament erklärt, jetzt gefiel es, „um der leichteren Actenversendung willen", besser, die Unabhängigkeit wieder zu nehmen. Die nächste und unmittelbare Folge davon war die, daß der Wohlstand Irlands in einem außerordentlichen Grade zu stocken begann, Manufakturen und Handel wurden gelähmt, hierauf folgten Hungersnöthe, wie sie in der Zeit zuvor nicht bekannt waren. Als nach fünf und dreißig Jahren das neue

Armengesetz gemacht werden sollte und die dazu bestellte Commission den Zustand Irlands prüfte, ergab sich, daß ein Drittel von acht Millionen Menschen, also mehr als 2,300,000, ihre Zuflucht zu Almosen nehmen müßten. „Diese Masse menschlichen Elends war", wie O'Connell in einem früheren Schreiben an den Herausgeber der Tablet sich ausdrückt, „mehr als dreißig Jahre nach der Union, in einem Lande vorhanden, welches eine Fülle für alle wesentlichen Bedürfnisse und Annehmlichkeit des Lebens bietet; in einem Lande, über welches Gott die ausgewähltesten Gaben und Segnungen für den Unterhalt und für die Lebensfreude des Menschen ausgeschüttet hat. Diese Uebel sind aber nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen, und zwar vorzüglich wegen eines der größten Flüche, die die Union mit sich geführt hat, wegen der Vertreibung, der wirklichen Austreibung der Landleute durch herzlose und bigotte Gutsherren, ein Riese von Uebel, welcher alle Tage wächst". Seit der Union hat man aber ferner die katholische Bevölkerung, die die weit überwiegende Mehrzahl bildet, in einem Zustande von Knechtschaft gehalten und ihrer gerechtesten Ansprüche beraubt, so daß man mit Recht behaupten kann, ohne die Union wäre die Emancipation der Katholiken in Irland durch das einheimische Parlament viele Jahre früher erfolgt. Eben dadurch ist aber auch die mächtige, in Irland herrschende protestantische Parthei, welche alle Ehrenstellen, alle Gewalt, alle Einkünfte bis zur Emancipation ausschließlich inne hatte, in dieser Fülle der Macht so lange geblieben, und würde auch jetzt gern wieder das Wenige, was sie hat aufgeben müssen, wieder zu erlangen sich bemühen. Mag man ferner von der Parlamentsreform halten, was man will, so ist in dieser Beziehung Irland nur sehr stiefmütterlich bedacht worden; während Irland wesentlich dazu beitrug, daß die Wünsche der Reformparthei in England und Schottland realisirt wurden, hat man umgekehrt Irland am wenigsten berücksichtigt, und hier wiederum nicht den gleichen Maaßstab angelegt. Auch in Betreff der Aenderung der Corporations-

verfassung hat man England und Schottland mehrere Jahre früher bedacht, als Irland; aber auch das, was man diesem Lande gewährt hat, ist viel beschränkter, als das, was die beiden andern Königreiche erlangt haben. Nimmt man, wie es wenigstens das Princip ist, welches in England vielfach adoptirt wird, die Zahl der Bevölkerung auch zu einem Anhaltspunkte für die Repräsentation im Parlament, so müßte Irland wenigstens ein Viertel der Zahl der Deputirten haben, als England, hat aber kaum ein Sechstel. Ja man kann sagen, daß in Folge der Reformbill der Anti-Irische Einfluß im Parlamente sich bedeutend vergrößert hat, und daß man auf dem besten Wege ist, auch die Vortheile der Emancipation der Katholiken auf das Minimum zu reduciren.

Alle diese Umstände zusammengenommen machen es sehr begreiflich, daß die Union nur zum Vortheile Englands und Schottlands, dagegen zum augenscheinlichsten Nachtheile Irlands ausgeschlagen ist, und daß namentlich die Iren in Betreff ihrer Religion sich in einem beklagenswerthen Zustande befinden; nicht hinsichtlich ihres Eifers für dieselbe, denn dieser mußte unter den Bedrückungen wachsen, wohl aber in Hinsicht auf die Ausübung, indem die armen Iren nach wie vor den anglicanischen Clerus füttern, die unbesuchten Kirchen, in welchen derselbe seinen Gottesdienst hält oder nicht hält, bauen und repariren müssen, und ihnen auf solche Art, da sie begreiflicherweise für ihren eigenen Clerus auch zu sorgen haben, das Letzte, was sie haben, genommen wird. Dennoch sind indessen selbst von wohlmeinenden Katholiken mehrere Einwendungen gegen den Repeal gemacht worden, und zwar vorzüglich von Engländern. Diese stützen sich darauf, daß ohne die Union die Emancipation der Katholiken nicht von dem Parlamente angenommen worden wäre, und daß man sich von der Union auch für die Zukunft mancherlei Vortheile für die katholische Kirche, vorzüglich in England, versprechen dürfe. Allein, was den ersten Punkt anbetrifft, so muß, wie schon zuvor bemerkt, zugestanden werden, daß die Union die Emancipa-

tion der irischen Katholiken für eine lange Zeit verzögert hat, während das einheimische Parlament sie nothwendig viel früher bewilligt hätte; sollte sie dann auch wirklich die Emancipation der englischen Katholiken beschleunigt haben, so ist doch kein eigentlicher Grund vorhanden, daß die Iren für die längere Knechtschaft in dieser Beziehung der Union sehr dankbar seyn sollten. Uebrigens ist es sehr die Frage, ob, wenn in Irland die Emancipation früher durchgegangen wäre, dieß nicht auch für das englisch-schottische Parlament binnen Kurzem eine Nöthigung gewesen wäre, dasselbe den Katholiken in seinen Ländern zu gewähren. Andererseits kann man nicht behaupten, daß die englischen Katholiken sich so außerordentlich theilnehmend für Irland gezeigt hätten; sie haben wenigstens im Parlament sich früher ziemlich an die Whigs, und mehrere von ihnen, als die Tories ans Ruder kamen, auch an diese gehalten. Sie haben im Parlamente mehrmals gegen die wesentlichsten irischen Interessen votirt und Regierungsabsichten unterstützt, die für Irland höchst nachtheilig gewesen wären, hätte man sie ins Werk gesetzt. Dahin gehört z. B. der Gedanke, die Besoldung der Bischöfe Irlands durch die Regierung, wobei denn diese sich ein Veto vorbehalten haben würde, zu bestimmen. Jetzt sind die Bischöfe Irlands, was ihre Stellung zu der protestantischen Regierung betrifft, völlig frei, weil sie ihr Nichts, der katholischen Gesinnung ihrer Gemeinden aber Alles zu verdanken haben. Sie treten mit der Regierung in keine unmittelbare Berührung, und es wäre für sie der größte Nachtheil, wenn sich diese Stellung änderte, wie denn auch einer derselben sehr treffend auf die deshalb an ihn gerichtete Frage antwortete: „ich kenne zu wohl das Schicksal der Landmaus, als sie zum Besuche zur Stadtmaus kam, als daß mich nach solch einem Bissen verlangte“.

Mit dem Allem soll freilich nicht gesagt seyn, als ob die irischen Katholiken den englischen, auch selbst wenn sie gerade keine Ursache zur Dankbarkeit haben, nicht nach Kräf-

ten helfen sollten, wenn dieß mit ihrer eigenen kirchlichen Freiheit vereinbar wäre; ja unterbliebe dieß aus Vergeltung, so wäre dieß sehr unedel. Aber wir sind innigst überzeugt, die englischen Katholiken bedürfen dieser Beihülfe gar nicht, und gerade, wie schon oben berührt, am wenigsten, wenn ein unabhängiges irisches Parlament besteht. Dieß muß in katholischen Angelegenheiten für das englische ein Vorbild werden, England kann bei der unglaublich zunehmenden Zahl der Katholiken nicht zurückbleiben. Eben dieser Umstand legt ein großes Gewicht in die Wagschaale, ja es wird dadurch der Zustand Englands wesentlich verändert. Die englischen Katholiken, welche seit den Zeiten der Reformation den Glauben ihrer Väter treu bewahrt haben, sind an sich freilich nicht stark genug; ja troß des großen, unschätzbaren Verdienstes, welches als ein Segen auf ihren Geschlechtern ruht, dennoch allein für sich auch schon wegen ihrer Zahl nicht in der günstigen Lage, das für die Kirche thun zu können, was wünschenswerth wäre. Wir sprechen hier natürlich nur ganz im Allgemeinen (— wir kennen selbst die edelsten Ausnahmen —), glauben aber in dieser Beziehung wohl sagen zu dürfen, der größere, ja glühende und werkthätige Eifer für die katholische Sache ist bei den Convertiten, deren Zahl in jedem Jahre so zunimmt, daß z. B. in London allein in einem Jahre mehr als fünfhundert zur Kirche übergegangen sind. Es bieten sich hier einige sehr merkwürdige Erscheinungen in England dar. Die gebornen Katholiken haben mit großer Mühe und vielem Dulden allmählig einen, für das tägliche Leben angenehmen Friedensstand mit ihren protestantischen Landsleuten erlangt. Es hat dieß aber nicht geschehen können, ohne eine gewisse Nachgiebigkeit gegen allerhand protestantische Vorurtheile. Dahin gehört z. B. die Sonntagsfeier, die von ihnen gerade so steif beobachtet wird, als von den Protestanten; sie müssen es so halten, denn sonst würden sie von diesen nicht neben sich geduldet. Dahin gehört ferner die Accomodation in gewissen

Ausdrücken; z. B. statt zu sagen: „ich bin in der heiligen Messe gewesen", ist es viel üblicher, sich dahin auszudrücken: „I have been at prayers" (ich bin zum Gebete gewesen), was nur gar zu sehr an das anglicanische Prayer-book erinnert. Gewisse Gegenstände werden auch von Vielen wenigstens nicht gerne in den Kreis des Gespräches gezogen, z. B. Verehrung der Heiligen; der Rosenkranz ist ebenfalls keine häufige Erscheinung; die Kleidung der Geistlichen fast durch die gar zu große Kürze des Oberrocks ausgezeichnet; der Eifer der Convertiten ist, da er begreiflich auch gegen dergleichen Accomodationen sich richtet, den Andern daher etwas unbequem. Der katholisch gewordene Engländer ist ein vortrefflicher Katholik; überzeugt von der Wahrheit seines Glaubens, erfüllt von der Gnade, Katholik zu seyn, wird er auch freier von der Welt, und gehört seinem ganzen Leben nach der Kirche an. Bei uns ist das wohl anders! Die Wärme und der Eifer der englischen Convertiten erwärmt und erleuchtet Andere; sie lassen sich nicht bloß von der Gnadensonne bescheinen, sondern theilen ihren irrenden protestantischen Mitbrüdern so viel sie können von den ihnen gegebenen Gnadenschätzen mit; daher auch die vielen Conversionen. Auf solche Weise wird die katholische Kirche in England ebenfalls eine politische Macht und wird sich nicht etwa von den Tories oder Whigs einige Gnadenbrocken hinwerfen lassen, sondern sie wird fordern und erlangen, was Rechtens ist. Mögen daher die Katholiken für den Augenblick auch noch immer von den Universitäts-Collegien der High- und Low-Church ausgeschlossen seyn, sie brauchen nicht bloß die Zulassung zu denselben zu fordern, denn was nützte ihnen auch die Erziehung in den anglicanischen Grundsätzen, sondern sie dürfen mehr verlangen: ganze, oder wenigstens nach dem Verhältnisse ihrer Zahl theilweise Restitution des ihnen genommenen Gutes. Die katholische Kirche in England wird sich daher auch, wenn ihr der unmittelbare Beistand Irlands — der mittelbare ist unberechenbar groß — entzogen wird,

zweifelsohne zu glücklichen Resultaten durchkämpfen, und so kann man auch von dieser Seite her, dem Repeal der Union, wie es scheint, ohne Bangigkeit für das Wohl der Kirche entgegen sehen.

Mit diesen Bemerkungen hatten wir den Artikel, dessen eine Hälfte wir in dem vorigen Hefte lieferten, beschlossen. Unterdessen schreiten die Dinge auf den britischen Inseln rasch vorwärts, und es ist unberechenbar, wohin sie in den wenigen Tagen gekommen seyn werden, bis unser nächstes Heft ausgegeben werden soll. Bis dahin kann in diesen „geschwinden Zeiten" manches jetzt Neue wieder antiquirt seyn; dessen ungeachtet bieten die Vorfälle in Irland, wenn sich auch bald viel wichtigere an dieselben anreihen sollten, ein großes Interesse, und so wollen wir keinen Anstand nehmen, unsern geschlossenen Artikel fortzusetzen und einstweilen Einiges über die letzten Ereignisse berichten, und diese mit etlichen Betrachtungen begleiten, bis daß neuere Nachrichten kommen, die gleiche Veranlassung bieten. —

Sehr charakteristisch und ungemein geeignet, den Zustand Irlands und die Stellung O'Connells richtig zu würdigen, ist die aus der Allgemeinen Zeitung und andern Blättern hinlänglich bekannte Art, in welcher der „Agitator", „Liberator" auch wirklich als ein wahrer „Pacificator" bei den Ruhestörungen in Dublin verfahren ist. Wo bietet sich wohl sonst ein solches Schauspiel dar? Königin Victoria hätte vielleicht kaum mit aller Anmuth der Erscheinung so schnell das Volk beruhigt, als der von O'Connell gesendete Friedensstifter Tom Steele; wenige Worte an die Ehre der Irländer und über die Ehrensache des Repeal an das Volk gerichtet, die bloße Bemerkung, man solle durch ruhiges Benehmen das Herz O'Connell's, die Seele des Vaterlandes erquicken, genügten, um der versammelten Menge ein neunfaches, also das verdreifachte übliche Hurrah abzulocken. O'Connell, der dieß Alles hervorgezaubert, ist daher auch diejenige Person, auf welche Alle hinschauen, deren Leben also auch als ein

Palladium irischer Freiheit betrachtet wird. Während daher schwarze Bosheit (neuerdings für Trunkenheit erklärt) sich dem Ministerium erbietet, dasselbe durch einen Dolchstich von dem lästigen Manne zu befreien — der betreffende Minister hat natürlich das schmähliche Anerbieten auf gebührende Weise der Justiz zur rechtlichen Verfolgung übergeben — ordnen die Bischöfe Irlands öffentliche Gebete für den Befreier der Kirche und des Vaterlandes an. Ja, Befreier ohne Revolution, sondern sich streng auf dem von seinen Gegnern als gesetzlich erklärten, und gesetzlich angebahnten Wege haltend, bedient er sich aller nach den Grundsätzen der englischen Constitution erlaubten Mittel, die durch britische Legalität beeinträchtigte Kirche und das auf gleiche Weise bedrückte Vaterland von dem auf beiden lastenden Joche zu erretten. Sehr wohl hat er daher auch daran gethan, sich nicht in eine Gemeinschaft mit den englischen Chartisten einzulassen; die Sache, die er verficht, ist eine ganz andere. Wo aber auch O'Connell sich nur in Irland blicken läßt, wird er von dem ihm treu anhängenden Volke als derjenige erkannt und anerkannt, auf welchen nächst Gott alle Erwartungen desselben gerichtet sind. Zeugniß gibt wiederum davon sein neulicher Einzug, den er am Pfingstmontag in Drogheda hielt, der in der That ein wahrer Triumphzug war. Unsere deutschen Zeitungen haben aus seiner daselbst gehaltenen Rede vorzüglich den Theil hervorgehoben, der sich auf das englische Militair bezog, welches er freudig begrüßte, und dessen Ankunft in Irland, weil dreißigtausend Mann täglich 30000 Schillinge verzehrten, er eher als einen Vortheil, als Nachtheil bezeichnete. Aber auch andere Stellen jener Rede sind sehr merkwürdig und verdienen wohl eine Berücksichtigung. Er begann mit folgenden Worten: „Die Entscheidung des Drama's steht in unserer Hand, der Tag ist der unsere, der Sieg ist gewiß — die Union muß aufgelöst werden. (Ungeheurer Beifall). Den Fortschritt, welchen unsere glorreiche Sache von Stunde zu Stunde macht, erscheint sogar stau-

nenswerth in den Augen derjenigen, welche zu Anfang höchst sanguinisch in ihrem Widerwillen gegen das künftige Glück des Landes wären. Und Nichts könnte möglicher Weise es verhindern, daß die Sache triumphirend zu einem glorreichen Erfolge geführt würde, als das ungeeignete Verfahren des Volkes selbst. Wie glücklich würden seine Feinde seyn, wenn nur Einer von den Repealers sich dazu hergeben würde, den Tories zum Danke, das Gesetz auch nur im kleinsten Umfange zu verletzen; wie entzückt würden sie seyn, wenn einer von dem Volke irgend einen Angriff machen, oder an einem Auflaufe Theil nehmen wollte, so geringfügig ein solcher auch wäre. Wie viel Geld würden sie darum nicht geben, wenn das Volk verleitet werden könnte, sich nur irgend eines Actes der Unruhestiftung schuldig zu machen. Und da er gerade über dieses Thema spreche, so wolle er Gelegenheit nehmen, für einen Augenblick ihnen eine Sache ernst vorzuhalten, die er an diesem nämlichen Tage wahrgenommen habe. Er habe nämlich ein- oder zweimal während des Zuges der Prozession (— ihm war von Drogheda eine Prozession entgegengekommen, deren Länge 4½ englische Meile betrug —) bemerkt, daß einige die thörichte und nicht zu entschuldigende Unbesonnenheit begangen hätten, einen Ruf des Widerwillens bei dem Vorüberziehen an denjenigen Häusern auszustoßen, in welchen Leute der ihnen feindlichen politischen Ansichten wohnten. Ein solches Vergehen, selbst wenn keine überdachte Bosheit darin liege, und wenn es auch nur der Ausbruch einer momentanen Aufwallung wäre, sey dennoch außerordentlich tadelnswerth; ja sogar er müsse sagen, es sey ausnehmend verwerflich, und er hoffe, daß sie nie wieder so ihre Pflichten gegen sich selbst und ihr Vaterland vergessen würden, als daß sie solche Demonstrationen wiederholen würden“ (Rufe: Nein! Nein!). — Bei dem Mittagsmahl, welches darauf O'Connell zu Ehren gehalten wurde, hielt ein Mr. Grattan eine Anrede, aus welcher wir folgende Stelle hervorheben wollen: „Sehr wohl entsinne er sich

noch Wilberforce's, dessen letzte oder fast die letzten Worte zu dem britischen Parlament die waren (— er glaube ihn noch zu sehen, wie er, sich an eine der Säulen des Hauses anlehnend, seine Hand zu einem ernsten Zeichen erhob, während er in tiefem, trübem und feierlichem Tone ausrief: —) England, du hast eine große Rechnung mit Irland auszugleichen; und ich möchte dir rathen, schließe sie sobald als möglich ab! Er (Mr. Grattan) bedaure, daß Wilberforce's Söhne dieses Ausspruches nicht in der Biograhie ihres ausgezeichneten Vaters gedacht hätten; er aber wolle jedenfalls sie aufzeichnen, denn er habe nahe bei ihm gestanden, als er diese verhängnißvollen Worte vernehmen ließ".

Zu derselben Zeit war in Dublin die große Repeal-Versammlung in der Corn Exchange, bei welcher eine andere interessante Frage besprochen wurde. Von Mehreren, welche sich dem Repeal angeschlossen hatten, war nämlich die Meinung angeregt worden, ob vielleicht schon neben dem Fortbestehen eines Reichsparlaments in der bisherigen Form für Irland ein locales Parlament genügend seyn würde. John O'Connell erklärte sich dagegen, sagte jedoch, die Repealers ließen sich zwar Alles gefallen, und wollten auch, wenn es seyn müßte, den Versuch in dieser Art machen, unter der Voraussetzung jedoch, daß diejenigen, welche dieser Meinung anhingen, geneigt seyen, wenn dieselbe sich als untauglich erwiese, sich zu der entgegenstehenden zu bekennen, daß nur ein von dem britischen völlig getrenntes, für sich bestehendes irisches Parlament dem Vaterlande aufhelfen könne.

Was thut nun dem Allen gegenüber die Regierung? sie vermehrt ihre Streitkräfte in Irland, welche vorkommenden Falles dem Vicekönig augenblicklich zu Gebote stehen sollen; dreißigtausend Mann, so sagt man, seyen schlagfertig. An und für sich ist daraus noch kein Bürgerkrieg zu befürchten, aber es kommt hier Alles auf die Umsicht, Besonnenheit und den guten Willen des Statthalters an. Von diesen Eigenschaften wollen die von ihm bei Gelegenheit

der letzten Begebenheiten zu Carland (in der Nähe von Dungannon) getroffenen Maaßregeln nicht recht Zeugniß geben. Eine Schaar von etwa viertausend Orangisten rächte die Niederlage einiger ihrer Freunde, welche diese in einer unbedeutenden Rauferei von einigen jungen Leuten jener Ortschaft erlitten hatten, damit, daß sie dort und in der Nachbarschaft fünf und dreißig Häuser demolirten, und alles Hab und Gut der Bewohner zerstörten. Die Polizei, geführt von einem entschiedenen Orangisten, kam herbei, und sah dem Werke der Zerstörung zu, ohne auch nur einen Einzigen zu verhaften. Lord de Grey, der Statthalter, erließ hierauf eine Publication, worin er, indem er selbst die Zahl der Unruhestifter auf 4000 angibt, demjenigen hundert Pfund Sterling verspricht, welcher innerhalb der nächsten sechs Monate solche Aufschlüsse geben würde, welche zur Verhaftung und Ueberführung Aller oder verhältnißmäßig einer oder mehrerer der dabei betheiligten Personen führen könnte, (to the apprehension and conviction of them all and proportionably for one or more of the persons concerned therein). Dieß übersteigt wirklich allen Begriff, nach diesem Maaßstabe bietet der Vicekönig (jetzt erklärt man das Ganze für einen Schreiberfehler) für die gerichtliche Verfolgung und Ueberführung des Einzelnen einen Sixpence, oder für zehn eine halbe Krone (fünf Schilling). Dieß Actenstück spricht mehr als Vieles Andre für die Gesinnung, zugleich aber auch für den Mangel von Verständniß, bei dem auf dem Castell von Dublin residirenden Statthalter. In so fern ist freilich das schlimmste, ja Alles zu befürchten, doch hoffen wir die bisherige, fast ans Wunderbare gränzende Haltung und Mäßigung des guten irischen Volkes wird der Regierung, oder vielmehr ihrem Stellvertreter in Irland keine Gelegenheit geben, das Schwert, welches er, Richard blutigen Andenkens ähnlich, immer zur Hälfte aus der Scheide gezogen hält, ganz zu entblößen. —

Bis zu den letzten Nachrichten, welche aus Irland angelangt sind, stehen die Dinge daselbst noch wie zuvor; einige der englischen Zeitungen fordern die Regierung zu Gewaltthaten heraus, andere mißbilligen diese Maaßregeln, die Repealrente ist bis auf 3100 Pfund gestiegen, und O'Connell hält seine Repealversammlungen, unter denen die zu Mallow außerordentlich, die zu Limerik weniger zahlreich war. Auch über diese Versammlungen, namentlich die erstere, haben unsere deutschen Zeitungen berichtet, indeß läßt sich noch manches Interessante zur Ergänzung nachholen. Der festliche Empfang O'Connells zu Mallow fand am Sonntage den 11. Juni statt. Der ganze Ort war auf das Schönste geschmückt, alle Häuser mit Lorbeeren und Blumen geziert, über die Straßen spannten sich Triumphbögen mit Inschriften aus. Da las man auf dem größten derselben zur rechten Seite in goldenen Buchstaben: „Siehe, es kommt der siegreiche Held“, „Keiner sächsischen Uebermacht unterwerfen wir uns“, und auf der linken die in unserm obigen Artikel angeführten Verse aus dem Moore'schen Liede. War die Prozession, welche von Drogheda aus O'Connell entgegengezogen war, groß, so war die von Mallow, wo 400,000 Menschen versammelt waren, noch größer; sie wurde von vierzig Musikchören begleitet. Die Rede, welche O'Connell bei dieser Gelegenheit hielt, hat namentlich die allgemeine Zeitung mitgetheilt; O'Connell, der seine Advokatenstelle niedergelegt, erklärt sich darin für den Anwalt des Irischen Volkes, und wenn er bei dieser Gelegenheit dasselbe das frömmste, sittlichste und mäßigste nennt, so motivirt er diesen Ausspruch auf folgende Weise: er bediene sich der Worte Lord Morpeth's über den socialen Zustand Irlands. Dieser Edelmann stand im Hause der Gemeinen auf, und erklärte nach einer Durchsicht von dreizehn Berichten über den Zustand Irlands, daß eine Thatsache durch alle Zeugenaussagen bestätigt würde, nämlich die Ausübung dersocialen Tugenden in dem Verhältnisse des Mannes zum Weibe, zwischen Schwester und Bruder, zwischen Mutter und Tochter, zwischen Vater und

Sohn, finde in Irland in einem höhern Grade Statt, als in irgend einem andern Lande der Erde. Aeußerst lebhaft ging es bei dem auf diese Reden folgenden Banquet zu, zu welchem sechshundert Personen sich bei Tische niedergelassen hatten. Nachdem nach eingenommener Mahlzeit, britischer Sitte gemäß, das Tischtuch abgedeckt worden, sprach ein Geistlicher das Dankgebet in irischer Sprache, welches wir für die derselben Kundigen im Original, Andere und uns mit einer Uebersetzung befriedigend, mittheilen:

Beannaig O Dhia an phroinn	Segne, o Herr, dieß Mahl
Is eisd ar nguidhe go umhal;	Und höre unser demüthig Flehn:
Go dtugadh ar Righbhean og	Es möge unsre jugendliche Königin
Cornhdhail Erion dhuinn.	Verleihen Erin den Repeal!

Hierauf begann der Wein im Kreise herumzugehen; nachdem mehrere Toast's ausgebracht waren, wurde angestimmt Moore's Lied:

„Oh, where's the slave so lowly	„Wo ist der Sklave so niedrig,
Condemned to chains unholy	Der verdammt zu unheiligen Ketten
Who, could he burst	Dann, wann zuerst er vermag
His bonds at first	Zu brechen seine Fesseln
Would pine beneath them slowly".	Allmählig darin verschmachten wollte"?!

„Der Sklave bin ich nicht", rief O'Connell aus; die ganze Gesellschaft stand auf, die Damen auf den Gallerien schwenkten ihre Tücher und es herrschte für lange Zeit ein Enthusiasmus ohne Gleichen. Hierauf hielt O'Connell seine Rede, die ein höchst characteristisches Gepräge an sich trägt, die wir jedoch ihres großen Umfanges wegen, so interessant sie auch wäre, hier nicht wiedergeben können.

Auf die Versammlung von Mallow folgte die von Limerik; diese war nicht so zahlreich, bloß etwa 100000 hatten sich eingefunden. Desto mehr kamen dann nach Ennis, wo um O'Connell nicht viel weniger als 700000 Menschen versammelt waren. — Während diese Dinge in Irland vorgehen, stimmen, wie oben erwähnt, die englischen Blätter sehr verschiedene Tonarten an. Bemerkenswerth ist aber besonders eine Aeußerung des Mor-

ning-Chronikle, bekanntlich das Hauptorgan der Whigs. Dasselbe findet es sehr bedauerlich, daß die Leiter ihrer Parthei in diesem entscheidenden Augenblicke noch nicht ein System aufgestellt hätten, welches sie vorkommenden Falles zu beobachten gesonnen seyen. Dabei erklärt es sich auf Leben und Tod für die Beibehaltung der Union, und meint, man solle den gegründeten Beschwerden der Iren in Betreff der Lasten abhelfen, die sie für die anglicanische Kirche Irlands tragen müßten, die beiläufig in manchen Gemeinden ungefähr das Dreifache der hohen Armentaxe betragen. Es ist lächerlich, daß die Whigs, welche zehn Jahre beinahe am Ruder waren, und also auch die Verhältnisse Irlands kennen gelernt haben sollten, jetzt nach einem System suchen und das Heil etwa in einer solchen vereinzelt stehenden und längst verspäteten Maaßregel finden wollen; die Abschaffung jener Kirche in Irland würde die Zahl der Repealers jetzt nicht mehr um zehn vermindern; die Kirchenfrage ist nur eine von den vielen, die das seit sechs Jahrhunderten von England um alle Gerechtigkeit betrogene Volk endlich gelöst sehen will. „Diese Frage", sagt die Tablet, „die in jedem andern Lande gerade die größte Bedeutung hätte, ist in Irland jetzt nur noch eine von untergeordneter Wichtigkeit. In welchem Zustande aber muß ein Land sich befinden, in welchem es, außer jener gerechten Beschwerde über die Pflicht des Volkes eine fremde Kirche fast mit seinem letzten Heller zu nähren, noch andere härtere gibt. Dieses arme Land ist Irland. Mindestens zwei Beschwerden — die Gutsherrn- und Pächterfrage und das Armengesetz — übertreffen sogar die riesenhafte Gestalt der kirchlichen Mißgeburt. Wenn diese Kirche dauerte bis zum jüngsten Gerichte, das Volk könnte leben, und könnte Gott in Frieden und Ruhe verehren, und die Pflichten seines Glaubens erfüllen. Aber die Beschwerden über die Gutsherren machen ihm fast ganz unmöglich zu leben, während das Armengesetz sie bei lebendigem Leibe quält, und mit der Erfüllung ihrer liebsten Religionspflichten collidirt".

Es können sich daher unter solchen Umständen die Irländer auch von einem Whigministerium keine große Hoffnung machen, da ein solches so wenig gethan und noch dazu Gesetze gegeben hat, die die Verwirrung vermehrt haben. Daher ruft die Tablet diesen zu: Schmeichelt Euch nicht selbst mit dem Gedanken, daß Ihr wirklich Staatsmänner seyd, sondern wartet für den Augenblick, streitet bei den Einzelfragen, zeigt Euch in kleinen Dingen, so gut Ihr es könnet, vernünftig. Und dann, wenn nach einiger Zeit die Tories, unter Mißfallen und Unzufriedenheit von allen Seiten, den Kreislauf ihrer Politik vollendet haben werden, handelt, wie Eure Whigvorfahren in den Jahren 1782 und 1783 gehandelt haben, als sie in die Gewalt bei dem Sturze ihrer Gegner eintraten und das Amt übernahmen; wie sie den ersten Frieden mit den vereinigten Staaten von Nordamerika unterzeichneten, so übernehmt Ihr das Amt, um den ersten Friedensschluß mit Irland zu unterzeichnen". — So sehr wir den Iren wünschen, daß ihnen durch ihre Regierung, und zwar bald möglichst, volle Gerechtigkeit wiederfahre, so können wir im Uebrigen mit dieser Identificirung ihrer gerechten Sache mit der der Yankee's uns doch nicht einverstanden erklären.

VI.

Literatur.

Die katholische Kirche gerechtfertiget von dem Vorwurfe, als begünstige sie den politischen und kirchlichen Despotismus. Von Abbé L. Sabatier, Domherr und Pfarrer zu Montpellier. Augsburg in der K. Kollmann'schen Buchhandlung 1843.

Von jeher hat der Geist der Negation wider jene Anstalt, welche durch ihre durchaus positive Grundlage und durch ihre göttliche Abkunft vor allen andern die Gewähr der Stabilität voraus hat, — die katho-

lische Kirche seine Angriffe gekehrt. Seiner Natur getreu hat er sie meistens durch Hinterlist und Lüge bekämpft, und ihr die Völker durch die gehäßigsten Verläumdungen zu entfremden gesucht. Unbekümmert um die ihm eigenthümlichen Widersprüche hat er auch in der neuern Zeit, in der das Verhältniß zwischen Regierenden und Regierten zu einer Frage des Tages wurde, die entgegengesetztesten Vorwürfe gebraucht. Bald sollte die katholische Kirche die innigste Vertraute und Buhlin des heutigen Demagogismus, bald die Stütze und jederzeit bereitwillige Gehilfin des politischen, wie im kirchlichen Depotismus seyn. Es ist ohne Zweifel von großem Interesse, zumal in unserer Zeit, da das Mißtrauen gegen jede bestehende Gewalt in so hohem Grade rege ist, und jedwede Verdächtigung in vielen Gemüthern so leicht Zugang findet, die Kirche gegen solche unverdiente Angriffe in Schutz zu nehmen, eine Aufgabe, der sich Sabatier, Domherr von Montpellier, mit dem größten Glücke unterzogen hat. Die erste Verdächtigung, die Kirche begünstige den heutigen verkehrten Liberalismus, hatte indeß in seinem Vaterlande, besonders seit Verwerfung der Lehre des Abbé de la Mennais durch den römischen Stuhl zu wenig Halt, erscheint auch für jeden nüchtern Denkenden auf den ersten Anblick mit dem ganzen Charakter der Kirche in zu grellem Widerspruch, als daß er eine nähere Würdigung derselben hätte für ein Bedürfniß halten können. Um so entschiedener vertheidigt er sie aber in der obigen, in's deutsche übertragenen Schrift gegen den Vorwurf einer Verwandtschaft mit der Tyrannei, er beweist aus ihrem Dogma, ihrer Moral, aus ihrer Tradition und aus der Geschichte, daß sie im Gegentheil die wahre Freiheit und Unabhängigkeit predige, nicht jene mit imaginärer Gleichheit verbundene, welche alle Menschen gleich machen wolle (ein Unternehmen, das nur einen Tag dauern würde, wenn man es realisiren könnte), nicht jene übermüthige und leicht aufregbare, welche mit Gewalt die ersten Stellen verlange und behaupten wolle, nicht jene übermüthige, welche nur darauf denkt, die Handlungen jeder Regierung, wie sie auch immer beschaffen seyn möge, zu censiren und controlliren, nicht jene launenhafte, welche jeden Augenblick das Staatsoberhaupt wechseln wolle, welche von dem Umsturze der Throne rede, wegen des Vergnügens, sich einen neuen Herrn zu geben u. s. f., sondern eine Freiheit, welche die Leidenschaften der Fürsten zügle, ihnen mit Nachdruck ihre Pflichten vorschreibe, die Sache der Unterdrückten vor den Stufen des Thrones führe, welche eine moralische Opposition bilde voll Vernunft und Verstand, voll kräftiger Vorstellungen und muthvoller Einsprachen, die alle Quellen einer bewunderungswürdigen Liebe erschöpfe, den Despoten endlich mit dem Bannfluche schlage, und ihn bis über das Grab hinaus verfolge, welche ohne Lärmen, ohne Waffen und Blutvergießen wirke und stets damit endige, den Despotismus niederzuschlagen. Bei dieser Beweisführung vereinigen sich Lebendigkeit und Schönheit der Darstellung mit den ausgebreitetsten Kenntnissen auf dem Felde der Geschichte und der heiligen Schrift, und es erscheint das Buch als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Rechtfertigung der katholischen Kirche, den wir den Lesern dieser Blätter empfehlen. —

VII.

Christina, Königin von Schweden.

II.

Ihre Jugendjahre.

Wenn die Größe des ehrgeizigen*) Schwedenkönigs, Gustav Adolfs, sich in etwas glänzend zeigt, so ist es ohne Zweifel in dem Scharfblicke, womit er die Geister zu unterscheiden und aufkeimende Talente mit weit vorschauendem Auge zu erkennen verstand. Dieß ist gewiß einer der vorzüglichsten Gründe, warum die Größe Schwedens nicht sogleich mit dem Sieger von Leipzig zu Lützen fiel. Unter ihm und durch ihn hatte sich eine Schule gebildet, die sein Werk fortsetzte; in ihr lag für Schweden die Rettung aus den Gefahren der Gegenwart, die Hoffnung seiner Zukunft; und wir gestehen, es gibt keinen beschämenderen Vergleich, als wenn wir diese

*) Was Christina von ihrem Vater sagt: Sie wolle lieber glauben, die weitaussehenden Pläne seines Ehrgeizes und nicht sein Religionseifer seyen die eigentliche Triebfeder seines deutschen Krieges gewesen, dieses Urtheil bestätigt der neueste protestantische Geschichtschreiber, F. W. Barthold, (Geschichte des großen deutschen Krieges) mit den Worten: „bei aller persönlichen Frömmigkeit haben ihn nimmer die kirchliche Theilnahme für seine überwältigten Glaubensverwandten, sondern Waffenfreudigkeit und kaum klar bewußte, weitausschauende Pläne im Interesse seiner Krone über die See geführt“. Der arglistige Späherblick Richelieus hatte diesen jungen Falken, „den Gothen“, wie er ihn nannte, im hohen Norden entdeckt und ihm Habsburg als Beute gezeigt.

Fülle nacheifernder Talente mit der trostlosen Armuth verglei-chen, welche die Staatsmänner unserer Zeit umgibt, die Europa als die größten preist. Welche Schule haben sie sich gebildet? wer wird ihr Werk fortsetzen?

Dagegen war es des siegreichen Königs Auge gewesen, welches jene Feldherrn vorher erkannt, die den Schrecken und den Glanz der schwedischen Waffen auch in den seinem Tode folgenden Jahren des dreißigjährigen Krieges aufrecht erhalten sollten. Und indem Schweden auf diese Weise, auch nach seinem Tode noch, mit vertrauender Ehrfurcht seiner Leitung folgte, dadurch lebte der Hingeschiedene fort, und ward sein Werk für Schweden zu einem gewinnreichen Ende geführt. Als derjenige aber, der das innigste Vertrauen Gustav Adolfs besessen, dessen Rath er selbst am höchsten gehalten, dem er die Mittel und die Pläne der Zukunft Schwedens und alle seine geheimsten Gedanken, wie einem theuren Freunde, auch für den Fall seines Todes, vertraut, galt eben der Reichskanzler Axel Oxenstjerna; er war jetzt das allverehrte Orakel, aus dessen Mund Schweden den Willen seines todten Königs mit hingebendem Vertrauen zu wissen begehrte. Gustav Adolf selbst hatte auf ihn für diesen Fall gezählt; „er liebte ihn“, sagt Christina, „und schenkte ihm ein volles, ja ein blindes Vertrauen, und er war dessen werth durch seine außerordentlichen Verdienste, seine großen Talente, besonders aber durch seine unerschütterliche und unvergleichliche Treue“. Die pfeifenden Kugeln hatten König Gustav Adolf nur zu oft an die Ungewißheit menschlicher Herrlichkeit erinnert, und so hatte er schon zwei Jahre früher (4. Dez. 1630 *) an Oxenstjerna die vertrauensvollen Worte gerichtet, die gleich ehrenvoll für das edle, freundschaftliche Verhältniß beider sind: „Lieber Kanzler! unsere Gnade und sondere Huld“, so schrieb er, „Ich habe euren Rath in Betreff des Krieges für das

*) Geijer III, 174 nennt den Ort der Ausstellung Golnou, Archenholtz dagegen nennt ihn I. S. 18 Goldnau.

künftige Jahr vernommen; ich ersehe daraus euere Treue gegen mich und das Vaterland. Wer es erlebt, wird mit Augen das Gelingen der Dinge sehen, und die Nachkommen werden eueren Ruhm verkünden. — Wirket deßhalb und ermüdet nicht in euerer Arbeit zu meinem und des Reiches Frommen. — Und obwohl die Sache gut und gerecht ist, so ist doch der Ausgang der Sünde wegen ungewiß, ungewiß auch des Menschen Tage. Deshalb ermahne ich euch und bitte euch um Christi willen, daß, wenn auch nicht Alles nach Willen ginge, ihr doch nicht verzaget. Mein Andenken und die Wohlfahrt der Meinen lasset euch auf's Beste anbefohlen seyn, und handelt so gegen sie — wie ich auch gegen euch und die Eurigen handeln will, wenn ich nach Gottes Wille so lange leben sollte, daß ihr meiner auf solche Art bedürftet. Seid meiner eingedenk, als Eines der seit zwanzig Jahren mit viel Beschwer, aber Gott Lob! mit vieler Ehre dem Vaterlande vorgestanden, der es mit allen seinen treuen Leuten geliebt und geehrt und für ihren Ruhm Leben und Gut und gute Tage darangegeben und in der Welt keinen andern Schatz gesucht, als die Pflichten seines Standes zu erfüllen. — Wenn mir etwas Menschliches zustößt, so sind die Meinen bemitleidenswerth, um meinetwegen und manch anderer Ursache willen. Sie sind des schwächeren Geschlechts; die Mutter rathlos, die Tochter ein zartes Mägdlein; unglücklich, wenn sie selbst herrschen, und gefährdet, wenn Andere sie beherrschen. Natürliche Liebe zwingt meine Feder, diese Worte an euch zu richten, die ihr mir von Gott als ein Werkzeug verliehen seyd, nicht nur um große Dinge zu vollbringen, sondern auch um sie wohl vorzubereiten gegen Alles, was geschehen kann, und in Allem, was meinem Herzen am theuersten ist. Nichtsdestoweniger aber befehle ich das Alles, wie auch mein Leben und Jegliches, was Gott mir gegeben, seinem heiligen Willen, das Beste in dieser Welt erwartend, und nach diesem Leben Frieden, Freude und Seligkeit verhoffend. Und dasselbe

wünsche ich auch euch zu seiner Zeit und Stunde. Allzeit verbleibend euer gnädiger und huldreicher Gustav Adolf".

Die Ahnung des Königs hatte sich jetzt erfüllt und „sein Tod", sagt Christina, „wäre für Schweden verderblich geworden, hättest Du, o Gott! ihm nicht diesen Mann zum Erretter aus so vielen Nöthen verliehen. Denn es gibt für ein Reich keinen größeren Jammer, als wenn sein König ein Kind ist; und zu Schwedens Unglück war dieß Kind ein Mädchen".

In Frankfurt am Main traf den Kanzler die Todesnachricht seines Königs und Freundes wie ein Blitzstrahl, so daß ein Geist, sonst unerschütterlich, fest und kalt wie die Felsen seiner nordischen Heimath, zum erstenmal im Leben nicht der Sorgen Herr werden konnte, und sie den Schlummer des Tiefbekümmerten störten. Allein bald gewann sein mächtiger, besonnener Geist die gewöhnliche Ruhe und männliche Fassung wieder, und in seinen Schreiben, die er zu verschiedenen Zeiten aus Deutschland nach Schweden richtete, suchte er Allen den gleichen Muth einzuflößen, von der Gesinnung seines Herren durchdrungen, daß die Monarchie nicht in Personen, sondern in Gesetzen besteht*), und daß die Fürsten sterblich, das Gemeinwesen aber unsterblich ist. Sein Antlitz verrieth nicht, welchen Verlust Schweden erlitten; er schrieb, wenige Tage nach dem Tode (14. Nov.), dem Reichsrath: „Mein Herzleid und meine Sehnsucht nach dem Verstorbenen befangen mich so, daß ich kaum weiß, was ich schreibe. Doch ist hiemit wenig ausgerichtet. Unglück ist zu beklagen, aber nicht zu ändern. Es ziemt uns, was Gott uns auferlegt, mit Geduld zu tragen und Seine Gnade um Beistand anzu-

*) Dieß erwiederte Gustav Adolf 3. Nov. 1629 im Rath auf den Einwurf Skyttes, daß er mit dem deutschen Krieg seine Monarchie aufs Spiel setze, und der Kanzler schrieb, 12. Feb. 1633, an den Rath: Regum personas non minus quam caeterorum hominum esse mortales, rempublicam immortalem esse debere.

rufen, auf daß reiflicher Rath, fester Muth und mannhafter Entschluß jedes weitere Unglück verhüten und abwenden mögen“. In gleichem Sinne schrieb er etwas später (13. Mai 1633): „Wir sind in einen beschwerlichen Stand gerathen. Lassen wir die Schwierigkeiten übermächtig werden, so ist es gethan um uns; begegnen wir ihnen mannhaft, so ist Hoffnung, daß wir mit Gottes Gnade mit Ehren davon kommen“. „Ich sehe“, fügt er in seiner derben Weise weiter bei, „daß der Hund, so die Zähne fletscht, eher mit heiler Haut davon kommt, als der, so den Schwanz zwischen die Beine nimmt und ausreißt *)“. Hätte

*) Diese männliche Entschlossenheit des Schweden in so großen Gefahren bietet für einen Deutschen einen schmerzlichen Gegensatz gegen die charakterlose Halbheit, mit welcher er in unserem Vaterlande, das sie theuer bezahlen mußte, zu thun hatte. Die protestantischen Fürsten, unfähig zum Gebieten und unwillig zu gehorchen, erwiesen sich zugleich als rebellische Unterthanen des Kaisers und Reiches, und im Gefühle ihres Vaterlandsverrathes als kleinmüthige, ungetreue Bundesgenossen der fremden Verwüster und Eroberer, die sie ins Land gerufen, statt selbst ihre Sache auszufechten. Eine Politik der Feigheit und des Eigennutzes, die diesen unseligen Krieg so ins Unendliche hinausgezogen und ihn durch Auflösung aller Bande so verderblich gemacht hat. Charakteristisch in dieser Beziehung ist die Schilderung, welche der Kanzler in kurzen Zügen von dem Hofe des Kurfürsten von Sachsen, eines gemeinen Trinkers, macht. Seine Schilderung ist leider nur zu oft für unser gesammtes deutsches Wesen passend. Orenstjerna schreibt von Leipzig, 3. Jan. 1633, an den Rath: „An diesem Hofe ist keine Resolution, auch nicht irgend ein Fleiß; fürchte auch, daß es deren Einige gebe, die ihr Aug auf den Kaiser haben. Sie wissen sich durchaus nicht in so gefährliche Zeit zu schicken, sind guter Tage gewöhnt und schleppen, bald gesagt, so Hände und Füße, und machen sich eitele Hoffnung, im Wahne, so dem Unglück entgehen zu können. Lange *orationes* und *dubitandi rationes* mit vielen *ceremoniis* fehlen ihnen nicht. Aber irgend

an der Spitze der deutschen Protestanten ein Mann gestanden, diesem stolzen, kräftigen Schweden an Geist und Patriotism gewachsen, weder die Schweden noch die Franzosen wären jemals nach Deutschland gekommen, vielweniger hätten sie es viele Jahre hindurch so grauenhaft verwüstet und zerfleischt und sich wie hungrige Wölfe in seine blutige Beute getheilt.

Der Reichsrath in Schweden versammelte seinerseits alsbald die Stände zu Stockholm, und diese erklärten einstimmig: „die großmächtigste, hochgeborne Fürstin und Fräulein, Fräulein Christina, des seligen Königs Gustav des Zweiten und Großen Tochter, für die erkohrene Königin und Erbfürstin Schwedens“.

Sie selbst drückt ihre Erinnerungen über jene erste Huldigung, die das sechsjährige Kind von den Großen und den Ständen des Reichs empfing, also aus: „Ich war noch so sehr Kind, daß ich weder meinen Verlust, noch mein Glück ermessen konnte: indessen erinnere ich mich doch, daß ich entzückt war, so viele Männer zu meinen Füßen mir die Hand küssen zu sehen. Als die Stände versammelt waren, mußte ich einen Thron besteigen. Noch wußte ich nicht, welche Pflichten ein so schrecklicher Sitz mir auferlegte. Unbekannt war mir, wie sehr man wachen, sich mühen und abarbeiten muß, um seiner sich würdig zu machen, und welche furchtbare Rechenschaft ich dir, o Herr! abzulegen hätte, ihn unwürdig eingenommen zu haben. Du warst es, o Gott! wodurch damals ein Kind die Bewunderung des Volkes erregte, das da staunte über den erhabenen Ernst, womit ich bei jener ersten Gelegenheit die Königin vorstellte. Du hattest meiner Stirne jenes Zeichen der Größe aufgedrückt, das Du nur denen verleihst, die Du, wie mich, zu der Ehre bestimmt hast, Deine

---

etwas Reales habe ich weder gesehen noch gehört, und will man mit ihnen realiter tractiren, so wird man gehalten, als handle man imperiose“. Dieß ist leider die Geschichte so vieler unserer Reichstage.

Stellvertreter unter den Menschen zu seyn. — Doch es bedarf so wenig, damit ein Kind Bewunderung erweckt, noch weniger aber, ist es ein Kind des großen Gustav Adolfs; vielleicht auch daß die Schmeichelei, die mit uns geboren wird und mit uns stirbt, die Erzählungen davon übertrieben hat. Ich weiß indessen, daß Du Alles vermagst, und daß Du andere Wunder aus Liebe zu mir verrichtet. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß ich das Alles sagen hörte, und daß ich ein Wohlgefallen darüber empfand, was mich schon damal strafbar gegen Dich werden ließ, indem es mich selbstgefällig machte, die ich mir da einbildete, ich hätte Wunder was gethan, und ich sey überaus geschickt, da ich doch noch nicht erkannte, daß ich Alles Deiner Güte allein verdankte, noch auch, welches die schreckenvollen Pflichten meiner Würde seyen".

Christina, die, wie wenige Sterbliche, von zahllosen Schmeichlern bewundert, angebetet und vergöttert ward, die aber dafür auch eben so sehr den Neid, den Wankelmuth und die Undankbarkeit der Menschen in den giftigsten Schmähungen und Verläumdungen von ihren früheren Vergötterern erfahren mußte, sie die ihr Auge früh gewöhnte, überall durch die gleisende, schmeichlerische Hülle in das Wesen der Dinge, in das Innerste der Herzen einzudringen, die Königin hat sich nicht hier allein, sondern zum öfteren über das Gift der Schmeichelei, welches königlichen Kindern schon in der Wiege geboten wird, in Klagen ergossen. An einer andern Stelle, wo sie selbst ihre Ansicht von der Erziehung der Fürstenkinder äußert, sagt sie: „Es wird der Wahrheit schwer, sich Eingang an den Höfen zu verschaffen. Die Lüge ist dort übermächtig, ihr gehört die Herrschaft. Die, welche glauben, die einzige Zeit, wo die Wahrheit den Fürsten nahe, sey ihre Kindheit, täuschen sich. Bis in die Wiege fürchtet man sie und schmeichelt ihnen. Sie wären allzu glücklich, genößen sie auch nur in der Kindheit dieser göttlichen Gesellschaft. Die Menschen fürchten das Gedächtniß der Fürsten eben so sehr, wie ihre Gewalt. Sie behandeln sie wie junge Löwen, die schon kratzen, wenn sie

auch noch kein Menschenfleisch verschlingen. Aus verschiedenen Gründen und Absichten ist alle Welt geschäftig, sie zu verderben. Die im Purpur Gebornen werden stäts in Müssiggang, Unwissenheit und Weichlichkeit genährt. Unter Schmeichelei und Lobeserhebungen zieht man sie auf. Und doch ist die Schmeichelei nicht einmal das schlimmste Gift, das sie verschlingen müssen. Würde man nur ihr Verdienst loben, dann würde das Lob sie zur Tugend ermuthigen. Allein zu ihrem größten Unglück verdirbt man sie, indem man alle ihre Fehler und Thorheiten belobt". Diese Betrachtungen stellte Christina über die Fürstenerziehung ihrer Zeit an. Und als in späteren Jahren ein Gelehrter sie in der Dedication seines Werkes mit Alexander dem Großen verglich, schrieb sie ihm in scherzhafter, heiterer Ironie manches Geistreiche über das Unpassende und Lächerliche solcher hyperbolischen Vergleiche, und fügte dann bei: „Armer Alexander, wer hätte dir eine solche Mißhandlung je vorausgesagt, daß man dich, nach so vielem, in heißen Mühen glorreich vergossenen Blute, mit mir vergleichen würde? Aber sie haben ihn sicherlich abgehärtet und empfindungslos für seinen unsterblichen Namen gemacht. Mußte er sich ja die Unbill gefallen lassen, daß Manche sich nicht schämten, ihm gewisse Heroen an die Seite zu setzen, die kaum eines Vergleiches mit seinem Bucephalus würdig wären". Wenn man übrigens bedenkt, daß Christina ein vaterloses Kind in einem aristokratischen Reiche war, und daß auch an dem schwedischen Hofe verschiedene Partheien sich um die Oberherrschaft stritten, denen Alles daran gelegen seyn mußte, sich für die Zukunft des Herzens der jungen Thronerbin zu bemächtigen: so konnte sicherlich auch ihrer Kindheit die Schmeichelei nicht fern bleiben; allein ihr Geist war, wie wir sehen werden, zu kräftig, als daß er sich von diesem süßen, entnervenden Gifte schmeichlerischen Weihrauchduftes hätte betäuben und tödten lassen; „denn Du hast mir, o Herr"! so spricht sie, an Gott ihr Wort richtend, „ein Herz gegeben, das nichts zufrieden stellen kann, als nur Du selbst".

Eine kleine Anekdote, die bei dieser Gelegenheit erzählt wird, zeigt, wie Christina auch äußerlich ihrem Vater glich: Wer ist diese Christina? heißt es, rief ein Bauer beim Beginne des Reichstages. Ich werde sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen wollt, erwiederte der Reichsmarschall. Und als er das Kind den Ständen vorgeführt und der Bauer sie recht genau in Augenschein genommen, so rief er: ja das ist sie, das ist die Nase, die Augen, die Stirne König Gustav's; sie sey unsere Königin. Und so erzählt auch Christina selbst, daß ihre Mutter nach Gustav's Tod ihre ganze leidenschaftliche Zärtlichkeit ihr zugewendet, „weil sie in mir das lebende Bild des Verstorbenen sah".

Die Regentschaft und Vormundschaft wurde nun nach den Mittheilungen, welche der Kanzler über die Absichten des verstorbenen Königs gemacht, den Händen der Vorstände der fünf obersten Reichsämter oder Ministerien, für die Dauer der Minderjährigkeit, übergeben, es waren: das Hofgericht (Gabriel Oxenstjerna Gustavson, Bruder des Kanzlers), der Kriegsrath, (Jac. de la Gardie), die Admiralität (Karl Karlson, genannt Gyllenhielm), das Schatzamt (Gabriel Bengtson Oxenstjerna, Vaterbruderssohn des Kanzlers) und die Reichskanzlei (Axel Oxenstjerna selbst). Diese fünf obersten Staatsbeamten sollten an der Spitze ihrer Collegien, in Gemeinschaft mit dem übrigen Staatsrath und mit Zuratheziehung der Reichsstände, bis zur Großjährigkeit der Königin, die Verwaltung des Reiches nach der sogenannten Regierungsform vom Jahre 1634 führen, eine Verfassung, welche der Kanzler nach den Principien Gustav Adolfs entworfen, bestimmt die Ansprüche des Adels mit den Bedürfnissen einer Erbmonarchie auszugleichen, und der Krone durch eine von ihr ernannte und abhängige Beamtenmacht Nachdruck und Selbständigkeit zu geben. Die Königin Wittwe, Maria Eleonora, und des Königs Schwager, Johann Casimir, blieben von der Regentschaft sowohl, als von der Vormundschaft ausgeschlossen; was natürlich zu mancherlei Verdrießlichkeiten und

Irrungen Veranlassung gab, die frühe schon störend auf das Gemüth des aufblühenden Kindes wirken mußten, das sich im zartesten Alter schon dem Spiel der Hofintriguen gegenübergestellt sah, und an rückhaltende Klugheit gewöhnt ward. Christina verblieb unter der Aufsicht ihrer Tante, der Pfalzgräfin.

Da Deutschland der schwierigste Punkt war, so erhielt der Kanzler, das Haupt der Regentschaft, den Auftrag, hier mit fast unumschränkter Vollmacht zu bleiben und als Legat der Königin und Krone von Schweden über Krieg und Frieden zu entscheiden, und die Angelegenheiten zu einem ehrenvollen Ende zu bringen. Obwohl kälteren Verstandes, so theilte doch auch er den Ehrgeiz Gustav Adolfs, und das Ziel dieses Ehrgeizes war der rücksichtslose Gewinn seines Vaterlandes auf Kosten von Deutschland. Allein seine Aufgabe war keine leichte. Bei dem in Deutschland erwachenden Gefühl der Schmach, stand er meuterischen Soldaten und ehrgeizigen, zwistigen, gold- und ländergierigen Feldherrn gegenüber, ohne andere Mittel, als mit deutschem Raube und französischen Subsidien sie zu befriedigen. Christina selbst sagt darüber: „Die Eifersucht, welche der Ruhm und das Glück der schwedischen Waffen unter den Deutschen geweckt hatte, war schuld, daß sie keine solche Fortschritte machten, wie sie von ihrem Glück und ihrer Tapferkeit hoffen durften, zu einer Zeit, wo die Deutschen anfingen, ihrer Befreier müde zu werden, und sie nur noch als ihre Tyrannen betrachteten, mit eifersüchtiger Ungeduld den Ruhm ertragend, den ihre Befreier sich gewonnen, und das um so mehr, da sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, nach dem Tode Gustav Adolfs sich ihrer entledigen zu können. Nur mit Unwillen und Ungeduld konnten sie zusehen, wie ein schwedischer Edelmann im Namen eines Kindes, und zwar eines Mädchens, so vielen Fürsten seine Befehle ertheilt; sie glaubten die Zeit sey günstig, das Joch abzuschütteln, und so setzten sie Alles in Bewegung, um all-

gemach die Schweden los zu werden" *) Der Kanzler wurde mit der Leitung dieses Krieges mehrere Jahre aufgehalten, und so konnte er für jetzt nur von ferne ein wachsames Auge auf ihre Erziehung haben. Allein daheim war sein Wille durch zwei andere Glieder der Familie, die zwei Ministerien inne hatten, vollgültig vertreten. Führten diese dort die Regentschaft und Vormundschaft nach seinen Instructionen, so stand er als Kanzler ohnehin an der Spitze des Ganzen, und gebot in Deutschland wie ein König, während sein Schwiegersohn, Gustav Horn, die eine große Heeresabtheilung commandirte und den Deutschen, und namentlich dem schwedischen Lehensmanne des Herzogthums Franken, dem Bernhard von Weimar, die Wage hielt. Es waren daher eigentlich die Oxenstjerna, die allmächtig über das Schicksal Schwedens und Europas nach dem Tode des Königs geboten. Der Kanzler selbst sollte als seinen Lohn das Kurfürstenthum Mainz erhalten; unter dem deutschen Kaiser Gustav Adolf wäre er dann statt eines schwedischen, ein Kanzler des neuen Kaiserreiches geworden. Richelieu aber, der Mainz schon als eine französische Beute ansah, gebot seinen Gesandten den Ehrgeiz des stolzen Schweden dadurch zu verlocken, daß er ihm Frankreichs Unterstützung zu einer Vermählung seines Sohnes mit der jungen Kronerbin von Schweden, mit Christina, anbot, während er zugleich mit machiavellistischer Zweideutigkeit die Höfe von Brandenburg und Sachsen für ihre Prinzen mit derselben trügerischen Vorspiegelung, die Frankreich so wenig kostete, köderen ließ. Das Haus Oxenstjerna war damal so mächtig und geehrt, daß eine solche Verbindung allerdings keine Unmöglichkeit gewesen wäre; allein der Kanzler war einer Seits zu sehr über gemeine Eitelkeit erhaben, um die allzugeringen Fähigkeiten seines Sohnes gegenüber

*) So drückt sich Christina in einer Anmerkung zu den für Vossius bestimmten Materialien ihrer Geschichte aus, die ihr Secretair, Guldenblad, aufgezeichnet. Archenholz III, S. 83.

dem stolzen, hochstrebenden, selbständigen Geiste Christinens zu verkennen, anderer Seits aber war er selbst ein zu besonnener, scharfblickender Staatsmann, um nicht die treulose Verlockung jener französischen Schlangenkünste mit ihren schillernden Vorspiegelungen zu durchblicken. Der Gesandte konnte mit aller Schlauheit dieser eisigen Festigkeit und Kälte des Nordländers, die sich durch keine Träume romantischen Ehrgeizes in ihrer Nachtruhe stören ließ, nichts anhaben und berichtete: er sey ein stolzer Grobian.

Während auf diese Weise Axel Oxenstjerna Schwedens Directorium des großen Krieges in Deutschland wahrte, bemüht von den gemachten Eroberungen so viel als möglich unter dem Namen einer billigen Kriegsentschädigung für die Krone der Tochter Gustav Adolfs zu gewinnen, kehrte die Königin Wittwe aus Deutschland nach Schweden zurück; im Juli 1633 langte auch die Leiche des Königs dort an. Die Königin ganz dem Schmerz um den geliebten Gemahl hingegeben, dessen Herz sie immer bei sich behielt, schien aus ihrem Leben nur noch einen Leichendienst machen zu wollen. Ihr Gemach glich einer Gruft von Grabkerzen erhellt; ihr einziger Trost war das Kind; dieses preßte sie leidenschaftlich ans Herz und badete es unter Thränen, damit es mit ihr den Todten beweine. Die Vormünder, in Waffen und Staatshändeln ergraute und abgehärtete Männer, sahen die Tochter ungern in den Armen der trostlosen Mutter; sie fürchteten Verweichlichung und Trübsinn für ihr junges Herz. Auch der Gemüthsart Christinens war dieß melancholische, weinerliche Wesen zuwider; sie, ein feuriger, kräftiger, rascher, heftiger, ungeduldiger Geist, wie ihr Vater und die alten nordischen Seekönige ihres Volkes, fühlte schon frühe einen unstillbaren Drang, ihre Kräfte zu üben, und vorwärts und vorwärts, nach einem immer ferneren, immer höheren Ziele zu streben; stäts zu seufzen und zu weinen, und ihr Leben in einer düstern Leichenkammer zu vertrauern, und um einen Vater zu klagen, der schon nahe an zwei Jahre ge-

storben und dessen Verlust zu schätzen, sie noch zu jung war, dieß erschien ihr als eine unerträgliche Qual, der sie, so viel wie möglich, zu entrinnen suchte. Die Geistlichkeit und der Reichsrath vermochten endlich die Königin, das Herz ihres todten Gemahls dem Sarge zurückzugeben, worauf denn mit größtem Pompe die Bestattung gefeiert wurde, deren endlose Predigten und düstere Ceremonien das lebendige Kind völlig zur Verzweiflung brachten. Hören wir sie selbst, wie sie diese Trauerzeit ihrer Kindheit beschreibt: „Was mein Unglück vollendete, war das trauervolle Leben, welches die Königin Mutter führte. Sobald sie angekommen war, schloß sie sich in ihr Gemach ein. Von der Decke bis zum Fußboden war dasselbe ganz mit schwarzem Zeug ausgeschlagen; ein Stoff von derselben Farbe verhüllte auch die Fenstern. Man sah nichts darin; Wachskerzen brannten daselbst Tag und Nacht. Was man darin erblickte, alles erinnerte an das Grab. Sie weinte fast Tag und Nacht, und es gab Tage, wo sie ihren Schmerz zu einer solchen Höhe steigerte, daß es zum erbarmen war. Ich hatte Ehrfurcht vor ihr, und war ihr in zärtlicher Liebe zugethan; aber diese Ehrfurcht drückte mich und ward mir immer gar lästig; besonders als sie sich gegen den Willen der Vormünder meiner Person bemächtigte, und mich bei sich in ihr Gemach einsperren wollte. Sie begann zuerst damit, die Erziehung, welche man ihr bisher gegeben, zu tadeln. Sie gerieth hierüber sogar in einen Zwist mit der Regentschaft. Die Ehrfurcht jedoch, die man vor ihr hegte, machte, daß man ihr hierin einige Zeit eine gewisse Freiheit ließ. Da man ihr die Regentschaft entzogen hatte, so gestattete man ihr meine Leitung. Diese Rücksicht glaubte man ihr im Uebrigen schuldig zu seyn. Dieß bewirkte, daß sie auch meine Tante (die Pfalzgräfin) von mir entfernte, indem sie sagte, sie wolle selbst meine Erzieherin seyn. Auch andere Veränderungen versuchte sie, allein man widersetzte sich ihr mit Recht. Indessen liebte sie mich zärtlich, und um so mehr, da sie sagte, ich sey das lebendige Bild des verstorbenen Kö-

nigs. Aber durch ihre unmäßige Zärtlichkeit brachte sie mich zur Verzweiflung. Sie ließ mich bei sich schlafen, und verlor mich beinahe nicht aus den Augen. Nur mit Mühe konnte ich von ihr die Erlaubniß erhalten, nach meinem Zimmer zu gehen, und dort zu lernen und meine Aufgaben zu machen. Allein, du o Herr! ließest die Schwächen der Königin, meiner Mutter, mir zum Gewinne dienen; denn dieser Zwang, den ich bei ihr ausstand, diente nur dazu, mich meiner Lernbegier um so mehr hinzugeben, und das war der Grund, warum ich im Unterricht so große und außerordentliche Fortschritte machte; denn ich bediente mich dieses Vorwandes, um der Königin, meiner Mutter, und ihrem Trauergemach zu entrinnen, gegen das ich einen solchen Widerwillen hegte". Mit einem bitteren Seitenblick auf die Herzlosigkeit des Hoflebens und seinen kalten Pomp fügt sie hinzu: „nachdem übrigens die Bestattung vollzogen war, dachte man nicht mehr an den Todten, man dachte nur an Geschäfte und Zerstreuungen. Der Hof wäre recht schön gewesen, hätte die Trauer der Königin ihm nicht die Freude verdorben".

Im Jahre 1635 hielten die Stände über ihre fernere Erziehung eine Berathung und richteten in Folge dessen an die Regentschaft eine Zuschrift über die dabei zu befolgenden Grundsätze. Es spricht sich darin im Ganzen ein gesunder vaterländischer Sinn aus, wie man ihn in unserer Zeit eben nicht überall bei der Erziehung fürstlicher Kinder gelten sieht. Die Stände sagen: Wie Schweden verpflichtet ist, der Tochter Gustav Adolfs einst als seiner Königin mit Gut und Blut zu dienen, so wünschen wir, daß auch sie als eine rechte Schwedin erzogen werde, die das Land und einen Jeden nach seinem Stande liebt und schätzt, ihn in seinen Rechten und Freiheiten schirmt und wahrt, und huldreich und gnädig sich Allen erweist. Mit fremden Sitten und Bräuchen soll man sie so viel bekannt machen, als es ihre hohe Stellung erfodert; allein auferzogen soll sie werden in schwedischer Sitte und Weise, damit diese ihre eigene werde, und sie eine Schwedin

sey an Geist und Leib. Zu diesem Ende soll man ihr Lehrer und Erzieher geben, die nicht nur wissen, sondern auch in Ausübung bringen, was sich für einen Fürsten geziemt, und dabei in den Sitten der Welt erfahren sind, und ihr Amt mit der gebührenden Ehrerbietung und Achtung zu wahren wissen. Sie sollen immer um sie seyn, und alles Unanständige, Unziemliche von ihr abhalten, und Alles in Worten und Mienen zurückweisen, was böse und gefährliche Gedanken erwecken, und Zucht und Sitte verderben könnte. Zum Zweiten möge man ihr gleichaltrige, wohlerzogene und gutgeartete Gespielinnen geben, die durch ihr Beispiel sie in allem Guten bestärken und ermuntern. Auch ihre Kammerfrauen sollen wohlerzogen und fromm seyn, damit Alles sie zur Frömmigkeit, zur Tugend und Ehre hinwiese. Die Studien anlangend, so sollen diejenigen, welche die Kunst lehren, Länder und Königreiche als christlicher Fürst zu regieren, die erste Stelle einnehmen. „Da sich aber“ fahren sie wörtlich fort, „eine solche Wissenschaft eher durch Alter und Erfahrung, als durch jugendliches Studiren erwirbt, und die wahre Erkenntniß Gottes und seines Dienstes das Fundament von allem Uebrigen ist, so wird es das Heilsamste seyn, daß ihre Majestät vor Allem ihr vorzüglichstes Studium aus dem Worte Gottes, den Glaubensartikeln und den christlichen Tugenden mache, und daß sie dieses alles aus solchen Schriften einer guten Moral schöpfe, die hiezu als tauglich erkannt werden; denn ist das Fundament auf diese Weise gelegt und gesichert, so wird der Bau selbst um so schneller vollendet, um so fester und dauerhafter seyn! Und da die Geschichte eine von jenen Wissenschaften ist, die einem Fürsten am meisten geziemen: so wird es passend seyn, daß ihre Majestät recht viele Zeit auf das Erlernen der biblischen Geschichte verwende, die da die Grundlage aller anderen Geschichten ist. Zugleich kann auch ihre Majestät gut schreiben und rechnen lernen, und fremde Sprachen nach dem Ermessen der Vormünder; Männer von Gelehrsamkeit und Erfahrung mögen in Betreff der zu lesenden

Autoren die Methode, die Zeit und die Reihenfolge bestimmen, so wie die darin anzustellenden Uebungen. — Da es aber nicht hinreicht mit dem Guten vertraut zu seyn, da man auch das Böse abhalten und die Hindernisse wegräumen muß: so finden wir es unumgänglich nothwendig, daß ihrer Majestät nicht allein nicht gestattet sey, unnütze oder gar schlechte Bücher und Schriften zu lesen, sondern sie soll auch keine bösen Meinungen und Gesinnungen, sowohl über weltliche als über heilige Dinge, hören, damit sie von den Irrthümern des Papismus oder Calvinismus nicht angesteckt werde, und von den zeitlichen Dingen keine verkehrten Gedanken schöpfe, sowohl in Betreff der Staatsangelegenheiten, als vor allem über die Verfassung und Regierung des Vaterlandes, oder solche Meinungen, die der Freiheit und den Befugnissen der Stände und Unterthanen des Reiches schädlich wären, sondern im Gegentheil nur Gesinnungen des Wohlwollens und der Zuneigung zu den Reichsräthen, den Ständen und den Unterthanen ihrer Herrschaft hege“.

Man sieht hieraus, daß die Stände es nicht fehlen ließen, aus ihrer jungen Kronerbin das Muster einer guten Schwedin und einer lutherischen Fürstin zu bilden, und mit welcher Sorgfalt sie jede Berührung mit der katholischen Kirche von ihr abhielten; kein katholisches Wort sollte in ihrer Gegenwart laut werden! Wie konnte es da fehlen? Und in der That bei dieser Richtung der Erziehung schien Alles auf etwas anderes hinzudeuten, als daß die talentvolle, wissensdurstige Schülerin so wachsamer, vorsichtiger Erzieher ihre Grabstätte einst in dem Dome von St. Peter in Rom finden würde.

Auch der Mann, dem zunächst mit der Leitung des religiösen und wissenschaftlichen Unterrichts die Ausführung der Grundsätze der Stände oblag, schien für die Erreichung ihrer Absichten durchaus passend. Es war ja der Dr. Matthiä, der Hofprediger Gustav Adolfs, des Helden des Protestantism, selbst; er, früher Professor der Universität Upsala, hatte

seinen König in den deutschen Krieg begleitet, dieser hatte ihn selbst zum Lehrer seines einzigen Kindes ausersehen, und seit 1633 hatte er sein Amt angetreten. In der trübseligen Zeit, da die melancholische Mutter Christinens Erziehung leitete, war er der Quell, der ihren Wissensdurst löschte, auch der einzige Trost, zu dem sie ihre Zuflucht nahm. Ihm eröffnete sie ihr Herz, und so wurde er, wie sie selbst erzählt, der Vertraute ihrer Klagen. „Auch mein Lehrer hatte sein Vergnügen an mir. Ich war fleißig. Ich liebte schöne Bücher. Ich faßte Alles. Ich begriff ohne Mühe. Manchmal erklärte ich ihm, was er nicht verstand, oder sich wenigstens nicht zu verstehen stellte. Kurz alle meine Meister waren mit mir zufrieden. Mein Lehrer war mein Vertrauter. Ich theilte ihm alle meine kleinen Schmerzen mit, und stellte Betrachtungen mit ihm an, die ihn in Erstaunen setzten. Wir sprachen zusammen über die Regierung. Er erzählte mir Alles, was vorging, und ich machte mit ihm über Alles meine Bemerkungen. Sonst war ich über alle Vorstellung verschlossen, und man konnte sich mir in Allem vertrauen“. Auch sein Bild entwirft sie in wenigen Worten: „Dr. Johann Matthiä war von gutem Herkommen und ein rechtschaffener Mann, in den Wissenschaften und der Literatur zur Bildung des Menschen wohl bewandert, und sehr geeignet, ein Kind meiner Art zu unterrichten, indem er eine Freundlichkeit, eine Bescheidenheit und eine Milde besaß, die ihm Liebe und Achtung gewannen. Er war ein fähiger Ehrenmann. Man hatte ihn wegen einer Hinneigung zum Calvinism in Verdacht. Ich weiß nicht, ob man ihm hierin unrecht that; war doch dieß der einzige Vorwurf, den man ihm machen konnte. Es lag auch nichts daran, ob er Calvinist oder Lutheraner war. Ich sollte ja weder das Eine, noch das Andere werden“. Als Gespielinnen gab man ihr die beiden Töchter des Pfalzgrafen. Es war ausdrücklich untersagt, der Kleinen bei ihren Aufgaben und Briefen zu helfen, und so haben wir als Beweis ihrer Fortschritte eine Neujahrsbegrüßung, die sie an ihren Oheim, den

Pfalzgrafen am 3. Febr. 1636 in lateinischer Sprache durch ihren kleinen Vetter, ihren späteren Nachfolger, schickte. Deutsche und schwedische Briefe hatte sie schon früher geschrieben, auch die französische Sprache schon aus dem Umgang gelernt; die italienische und spanische machte sie auf gleiche Weise sich eigen.

Eine andere Wendung aber trat in ihrer Erziehung ein, als im Sommer 1636 der Kanzler Oxenstjerna endlich aus Deutschland zurückkehrte, und mit seinem entschiedenen Charakter, nach einer Berathung mit der Regentschaft, die längst beabsichtigte Trennung von Mutter und Tochter durchsetzte. Während die Mutter den Hof verließ, und ihren Wittwensitz zu Gripsholm bezog, erhielt die Pfalzgräfin Katharina die frühere Stellung wieder.

Christina konnte sich nun ungestört ihrer Lernbegier hingeben. Um schnellere Fortschritte zu machen, hatte sie schon zum öftern mit ihrem Lehrer die Uebereinkunft getroffen, nur Lateinisch zu reden, allein ihre Lebhaftigkeit hatte sie immer verführt, aus der todten Sprache in die lebenden überzuspringen; um ihrem Vorsatz größere Feierlichkeit zu geben und sich selbst zu imponiren, stellte sie in ihrer heiteren Laune dem Lehrer eine lateinische Urkunde aus. Als ein Zeugniß ihres aufgeweckten frischen Sinnes möge sie hier stehen; das zehnjährige Mädchen schreibt:

„Nos infra scriptae promittimus et adstringimus nos hac nostra obligatione posthac velle loqui Latine cum nostro Praeceptore. Antea quidem promisimus idem, sed promisso non stetimus. Deinceps, Deo auxiliante, volumus servare id quod nunc promisimus. Proximo a die Lunae, Deo volente, incipiemus hoc nostrum exercitium. In ulteriorem certificationem has literas manu propria scripsimus, eisque subscripsimus.

Actum Stockholmiae, die 28. Octobris 1636“.

Nothwendig mußten aber Christina's Studien unter diesem lutherischen Hofprediger eine überwiegend klassische Rich-

tung nehmen, was für ihr ganzes übriges Leben, sowohl auf ihre Geistesbildung, wie auf ihren Charakter, einen entscheidenden Einfluß übte, und nicht wenig dazu beitrug, das Männliche in ihren Anlagen auf Kosten der Weiblichkeit übermächtig zu entwickeln.

Bekanntlich ging das Wiedererwachen der klassischen Studien der sogenannten Reformation des sechszehnten Jahrhunderts unmittelbar voraus, und das Unvermögen, die mit blendendem Schimmer plötzlich wieder enthüllte Herrlichkeit der alten Heidenwelt geistig zu bemeistern, war einer der Hauptgründe, warum die Kirchenspaltung eine der bisher heilig gehaltenen Autorität so feindselige Richtung nahm. Alle Fortentwickelung der Kirche unter dem Beistande des heiligen Geistes läugnend, und das Mittelalter als ein Weltalter des römischen Antichrists und unklassischer Barbarei verdammend, blieb den Anhängern der Reformation beinahe nur das Studium der heiligen Schrift als einzige Quelle heiliger Wissenschaft zur Zurückführung des Urchristenthums, und das Studium der Werke des klassischen Alterthums zur Bildung des Weltverstandes übrig. Die geistigen Erzeugnisse der christlichen Kirche, die altverehrten Werke ihrer Lehrer und heiligen Väter, alle Schöpfungen des Mittelalters, seine Kunst, seine Poesie, seine bürgerliche und kirchliche Verfassung, selbst seine Großthaten und Tugenden, seine Anstalten für Unterricht und Barmherzigkeit, Alles war mehr oder minder von katholischem Aberglauben angesteckt, an Allem hatte der römische Antichrist mittelbaren oder unmittelbaren Antheil; sein Studium war daher nicht allein nicht förderlich als geistiges Bildungsmittel, es konnte auch verführerisch auf das harmlose Gemüth der Jugend einwirken, und mußte daher, auch nach den Ansichten, wie die schwedischen Stände sie in jener Zuschrift an die Vormundschaft ausgesprochen, von ihr fern gehalten werden. Von der Verehrung der Himmelskönigin, der heiligen Jungfrau, angefangen, verschwanden daher alle Heiligen des katholischen Kalenders, einst die hochverehrten Muster christ-

lichen Lebens, gänzlich aus dem Gedächtniß der Jugend; die Fürsten und Helden, die das Mittelalter als Vorbilder christlichen Heldenmuthes und christlicher Fürstenweisheit gepriesen, die es mit dem Namen der Großen und Heiligen bezeichnet, und in seinen Chroniken, seinen Liedern, Sagen und Legenden gefeiert, sie sanken mit der ganzen Welt, in der sie gewaltet, als Abergläubige einer finsteren Barbarenzeit, in Vergessenheit. Statt ihrer wurden nun die mythischen und historischen Heroen der Heidenwelt gefeiert, und dem empfänglichen Herzen der Jugend zur Bewunderung und Nacheiferung vorgeführt.

Diesen Charakter trug auch der Unterricht Christinens, und das Klassische war darin so unverhältnißmäßig überwiegend, daß es schien, die königliche Jungfrau sollte nicht, wie die Stände es doch ausdrücklich wünschten, zu einer christlichen Fürstin Schwedens, sondern zu einer klassischen Königin der Philologen gebildet werden. Welchen Einfluß dieß aber für ihren ganzen geistigen Charakter haben mußte, wird man dann besser verstehen, wenn man die natürliche Heftigkeit ihrer Natur bedenkt, die Alles mit leidenschaftlicher Hingabe erfaßte. Dann war dieß der erste Trank, der ihrer jugendlichen durstigen Seele, die noch keine anderen Eindrücke empfangen, geboten wurde. Ruhmbegier war ihrem hochstrebenden Geiste von Natur schon angeboren, sie wurde in dem Anstaunen der stolzen Heidenwelt genährt; und zudem wurde ihr täglich das Bild Gustav Adolfs als eines ruhmgekrönten, siegreichen Helden und Eroberers von seinen Waffengenossen und Bewunderern ins Gedächtniß gerufen; so ward täglich ihre feurige Seele immer wieder und wieder angespornt, seinem Ruhme nachzustreben; allein eine schwache, eben heranblühende Jungfrau, konnte sie ihm, wenigstens noch nicht, mit den Waffen in der Hand als siegreiche Eroberin für ihre Krone und ihren Glauben auf der Heldenbahn nachfolgen; ihr unbefriedigter Ehrgeiz war daher für jetzt noch auf die Eroberungen in dem Reiche des Wissens hingewiesen, und

hiehin hatte die Lebensdurstige nicht nur die Todestrauer der weichherzigen Mutter, sondern auch die soldatische Roheit der Saufkumpane des dreißigjährigen Krieges gescheucht. Dieß war die Stimmung ihres jugendlichen Gemüthes, in welcher Christinen der Becher klassischer Weisheit und Geschichte gereicht wurde. Sie trank ihn mit gierigen Zügen, und mit sehnsüchtigem Blicke prägte sie ihrem Herzen die großen Gestalten jener heidnischen Welt, die ihr vorgeführt wurden, tief und leidenschaftlich ein, jetzt sie anschauend und bewundernd, um später durch Thaten in ihrem Leben sie nachzuahmen. Gewiß erschien ihr schon damals als Ideal ihres Strebens ein Bild, unter dem sie auch später sich gern dargestellt sah: jene waffengerüstete Jungfrau nämlich, die nicht vom Weibe geboren, dem gedankenreichen Haupte des Götterkönigs Zeus entsprungen, in der einen Hand das siegende Schwert des Kriegs, in der anderen den Olivenzweig von Kunst und Wissenschaft hält. Gleich ihr wollte auch sie in den Träumen ihrer Phantasien eine männliche, streitgerüstete Jungfrau den Waffenglanz Gustav Adolfs mit dem Ruhme klassischer Weisheit und Bildung vereinen. Und auch noch in ihren späteren Lebensjahren war sie eine begeisterte Bewunderin der Helden ihrer Kinderzeit; auch da erwachten noch von Zeit zu Zeit die Amazonenträume ihrer Jugend; auch da noch gedachte sie des Versprechens ihres Vaters bei der Heerschau, sie auf die Felder der Ehre zu führen; das Schmettern der Trompeten hallte in ihrem kriegerischen Geiste wieder; sie jauchzte mit voller Seele, ja mit Eifersucht, dem Befreier Wiens, dem heldenmüthigen Sobieski, einen begeisterten Siegesruf zu; ja als sie selbst sich um die Krone Polens bewarb, erklärte sie, daß ihr nichts dabei so anziehend sey, als der Gedanke, die Schaaren polnischer Krieger in den Kampf zu führen.

Auf diese Weise hatte in ihrer frühesten Jugend das leuchtende Götterbild der Tochter des Zeus, Minerva, die milde, demuthvolle Gestalt der Magd des Herrn, der Mut-

ter der Barmherzigkeit, der Mutter demuthvoller, kindlich sich hingebender, göttlicher Liebe aus ihrem Herzen verdrängt. Daß aber auch da, als die Königin dem Zuge göttlicher Gnade folgte, und mit ihrem Uebertritte zur katholischen Kirche im Leben und in der Lehre ihre folgsame Tochter wurde, daß auch da jene frühesten, mit jugendlicher Seele aufgenommenen Eindrücke sich geltend machten, und ihrem Wesen vielfach einen männlichen Charakter auch in den übrigen Lebensbeziehungen gaben, konnte kaum anders seyn. Sehr vieles, was in ihrem Leben sonst als ein Widerspruch erscheint, und manch hartes und ungünstige Urtheil über ihre Unweiblichkeit hervorgerufen, findet hierin, wenn nicht seine Rechtfertigung, doch seine mildernde Erklärung. Es gibt ja nichts, was der zarten Blüthe christlicher Weiblichkeit so fern ist, als der Geist des klassischen Alterthums, jener stolzen Männerwelt, in der das schwächere Geschlecht eine so untergeordnete Stelle einnimmt. Seine Herrlichkeit ist die Herrlichkeit der Welt, was es feiert, was ihm am höchsten gilt, ist die Thatkraft des Mannes, der dem neidischen Himmel den göttlichen Strahl entwendet. Der Geist, der es belebt, ist in seiner letzten Entwicklung der Geist des Genusses, der Herrschaft und irdischen Ruhmes, der Geist stoischen Stolzes und Gleichmuthes gegen die von den Göttern oder dem Geschick verhängten Leiden, und eine kalte, trotzige, hoffnungslose Todesverachtung. Die Tugenden, die das Kreuz lehrt: Demuth, Geduld, Selbstverläugnung, Gottvertrauen, Sanftmuth, Milde, Barmherzigkeit, Züchtigkeit, sich hinopfernde und irdischem Genusse entsagende Liebe und Heiligkeit, sie erschienen dieser Weltansicht als weibische Thorheit. Die Fehler Christina's waren die Fehler ihrer Erziehung, und diese war von der Richtung der Reformation und den Umständen bedingt. Wenn sie aber trotz ihrer leidenschaftlichen Begeisterung nicht in die groben Verirrungen jener reizenden Sinnenwelt fiel, wenn sie ihr Gemüth empfänglich für das Reinere und Höhere bewahrte, so zeigt dieß eben am besten die Stärke ihrer edlen Natur, die,

von dem Niedrigen sich unbefriedigt fühlend, himmelan strebte. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über den Charakter ihrer Studien fassen wir nun das Einzelne kurz ins Auge.

Wir besitzen noch das den Ständen vorgelegte Verzeichniß aller Lehrgegenstände, welche Matthiä mit dem Mädchen bis zum 6. Febr. 1638, wo sie eben ihr zwölftes Jahr begonnen, vorgenommen. Die Uebung in der deutschen, lateinischen und schwedischen Sprache verband der Lehrer mit dem Religionsunterrichte. Deutsch las er mit ihr Sprüche aus der heiligen Schrift, eine Auswahl der Psalmen Davids, Gebete und Gesänge; schwedisch und lateinisch Bibelsprüche und den Katechism von Luther. Auch nahm er die achtzehn Artikel aus der Katechese des Dietrichs mit ihr vor. Er selbst hatte für sie ein Compendium der lateinischen Grammatik verfaßt, und verband damit des Amos Comenius Janua linguarum. Zu den lateinischen Autoren dann übergehend las er mit ihr die poetischen Sittensprüche des Cato, ausgewählte Fabeln des Aesop, das Geschichtswerk des Justinus, die fünf ersten Bücher des Curtius von den Thaten Alexanders, und das erste Buch des Livius, welches die Geschichte des mythischen und königlichen Roms enthält, woran sich denn politische Reflexionen anknüpften. Der Geschichtsunterricht beschränkte sich noch auf eine Uebersicht der fünf Bücher Moysis und eine Darstellung des thebanischen Krieges. Zur Bildung des religiösen und moralischen Gefühls und ohne Zweifel auch eines bündigen, fließenden Ausdrucks kamen hiezu noch die Schriften, welche sogenannte loci communes (Haffenreffer) und sententiae morales verschiedener Autoren enthielten. Von der Geographie wurde der allgemeine Theil abgehandelt, so wie auch einige Grundzüge über den Zustand Schwedens. Endlich schloß sich dieser Studienkreis mit der Erlernung der vier Species aus der Arithmetik und den Anfangsgründen der Astronomie nach dem Buche des Thomas a Sacro Bosco: De sphaera mundi.

Im folgenden Jahre wurde der Curtius beendigt, die

vier folgenden Bücher des Livius, der jugurthinische Krieg und die catilinarische Verschwörung des Sallust und die vier Reden des Ciceros gegen den Catilina gelesen, so wie mit den loci communes des Haffenreffer, eines würtembergischen reformirten Theologen, fortgefahren. Da man ein Hauptaugenmerk darauf hatte, die Rednergabe der jungen Fürstin für ihren königlichen Beruf auszubilden, so mußte sie auch bald noch die Elementa Rhetorica des Ger. J. Vossius, der damals blühte, durchmachen. Sallust und Haffenreffer wurden zum zweitenmal gelesen.

Das Jahr 1641, das fünfzehnte der königlichen Schülerin, wurde ausgefüllt mit den Commentaren des Cäsars von seinen Kriegsthaten, mit sechs Comödien des Terenz, der Politica des Lipsius, Cambens Geschichte der Königin Elisabeth von England, und den loci communes des Brocmannus und Laurelius. 1639 hatte Matthiä auch den wissenschaftlichen Unterricht in der französischen Sprache, in welcher sie es zur Meisterschaft brachte, begonnen, er las mit ihr die Dialogues par *Samuel Bernard* und les plaisantes Journées du *Sr. Favoral.*

Zu Weckung ihrer Selbstthätigkeit war mit diesem Unterricht das Abfassen von Briefen und Aufsätzen in den verschiedenen Sprachen verbunden, und noch werden von ihr viele Exercitien in den schwedischen Archiven aufbewahrt. Allein auch praktisch sollte ihr Rednertalent geübt werden, und hiezu wählte man aus ihrer klassischen Lectüre, aus Sallust, Curtius und Livius, die glänzendsten Stücke der historischen Rhetorik. Die Genossin ihrer Studien, Eleonore, die Tochter der Pfalzgräfin, nahm auch hieran Theil, so daß jede von den beiden Mädchen bei diesen Recitationen oder Declamatorien ihre bestimmte Rolle erhielt. Freilich mußten sich die Empfindungen einer untergegangenen Welt mit ihren hochtönenden Phrasen sonderbar genug in dem Munde zweier jungen, noch nicht erwachsenen Mädchen eines neueren Hofes ausnehmen; Und diese Uebungen waren noch dazu sehr häufig; im Jahre 1639

fanden folgende statt: am 30. März declamirte die Thronerbin die Rede Catos und ihre Cousine die des Cäsars aus Sallust; am 6. April ermahnte Christina als Catilina die Soldaten zum Kampfe, während die Gräfin gleichfalls in Catalinas Namen eine geheime Anrede an die Verschworenen in ihrem Verborg hielt; am 29. April stellte die Königstochter den Micipsa vor, wie er den Jugurtha, beim Nahen des Todes, an seine Pflicht erinnert, die Gräfin hielt im Namen der Gesandten des C. Manlius ihre Anrede an den C. Martius Rex; am 11. Mai richtete die Kronprincessin als Romulus ihr Gebet an den Jupiter Stator, Hülfe flehend für die Römer wider ihre Feinde die Sabiner, die Gräfin sprach mit dem Julius Proculus Trostesworte zum römischen Volke; am 18. Mai galt die Beredsamkeit der königlichen Jungfrau dem König von Clusium, Porsenna, an den sie sich als Mucius Scävola wandte; Eleonore aber wehklagte als entehrte Lucretia; am 7. Dezember empfing Christina als Alexander Magnus die Gesandten des Darius, Eleonore aber hielt als Parmenio die Anrede von Nycopia an den macedonischen Heldenkönig. Auch 1640 wurden diese Recitir-Uebungen fortgesetzt; die Princessin hatte wieder eine Anrede Alxanders aus dem fünften Buche des Curtius, ihre jugendliche Freundin sprach als Cobares zum Bessus.

Man begreift leicht, daß diese wunderlichen Redeübungen, bei denen Christina sich gewiß dem ganzen leidenschaftlichen Feuer ihres Charakters hingab, mehr geeignet wären, ihren klassischen Enthusiasmus und ihre Begeisterung für die Größe jener alten Heldenwelt zu steigeren, als zur Bildung ihres Herzens und zur Entfaltung eines christlichen und weiblichen Gemüthes beizutragen. Auch in ihrem späteren Lebensalter waren Alexander und Cäsar noch die Helden ihrer begeisterten Bewunderung, ja sie hat über ihr Leben und zu ihrem Preise zwei eigene Abhandlungen geschrieben. Es konnte auch kaum anders seyn, daß nicht auch später ihre

Empfindungsweise von jenen jugendlichen Eindrücken mehr oder minder beherrscht wurde; wie wäre es ihr auch möglich gewesen, sich ganz frei davon zu machen. Die fortlaufenden Spuren lassen sich unschwer in ihrem ganzen Lebensgange bis zum Tode nachweisen. In solchen Gefühlen einer stolzen Weltansicht aufgewachsen, ihrer Kraft bewußt, und stets wegen ihrer Talente und Fortschritte bewundert uud gepriesen, wie schwer mußte da der Tochter des von Tausenden vergötterten Gustav Adolfs die weibliche Demuth werden? Eine unbefriedigte, nimmer ruhende Ruhmbegier, ein Streben nach Glanz, eine Neigung zum rhetorischen Cothurne, die sich durch ihr Leben hindurchziehen, wurzeln daher gewiß in dieser frühesten Geistesbildung, nicht minder auch eine stolze, jede Unterwürfigkeit verschmähende Selbständigkeit, und bei aller Herzensgüte eine strenge, ja manchmal bis an Härte gränzende Ansicht von der Hoheit und dem Vorrange der Herrschaft und eine scharfe, fast eifersüchtige Wachsamkeit auf die diesem Vorrange gebührenden Ehrenbezeugungen.

Es ist auffallend, unter all diesen Recitationen findet sich auch nicht ein weiblicher Charakter, den der Lehrer Christinen zugetheilt hätte; es sind nur Männer, in deren Namen sie spricht: so sehr hielt sich auch dieser Hofprediger an den Willen seines Königs, der Kronerbin eine männliche Erziehung zu geben, damit die Tochter einen Sohn ersetze, wie Gustav Adolf bei ihrer Geburt gesprochen. Allein zu diesen Studien sollte sich auch noch ein anderer Unterricht gesellen, der nicht minder männlicher Natur war.

Je talentvoller die junge Fürstin sich zeigte, je raschere Fortschritte sie bei ihrer Wißbegier in ihrer geistigen Ausbildung machte, um so dringender erschien es, sie von frühe an mit den Staatsgeschäften vertraut zu machen. Je zeitiger dieses geschah, um so mehr durfte man hoffen, ihrer politischen Bildung die gewünschte Richtung zu geben und die Grundsätze der Regentschaft dem Herzen der künftigen Regentin einzuprägen. Zwei Mitglieder des Reichsrathes erhiel-

ten daher den Auftrag, sie von Allem in Kenntniß zu setzen, was in Schweden und Deutschland vorfiel. Anfänglich geschah dieß nur einmal in der Woche, allein in dem Maaße, als ihre Fassungskraft mit ihrer steigenden Wißbegierde und ihrem Vergnügen hieran sich mehrte, um so öfter fand auch diese staatsmännische Unterweisung statt. Hatte ja auch Matthiä schon an die Lectüre der Klassiker politische Betrachtungen angeknüpft, machte er mit ihr seine Bemerkungen über alle Vorkommenheiten des Tages, und lasen sie mit einander die Politik des Lipsius.

Als der Kanzler Axel Oxenstjerna jedoch aus Deutschland heimkehrte, er, der neben Richelieu für den größten Staatsmann seiner Zeit galt und den reichsten Schatz politischer Erfahrung mit den unsäglichsten Mühen sich gewonnen: da fiel es natürlich insbesondere ihm zu Theil, die Tochter seines geliebten Königs in die Geschäfte des Reiches einzuführen, dessen Regentschaft er als Haupt vorstand, um aus ihr sich eine würdige Nachfolgerin zu bilden, die größte, rühmlichste Wohlthat, die er als Staatsmann seinem geliebten Schweden erweisen konnte.

Es läßt sich begreifen, mit welchem unermüdlichen Eifer die wißbegierige Schülerin an dem Munde ihres großen Lehrers hing, wie sie auf das Wort eines Mannes lauschte, der das Meer des Lebens bei jedem Wetter durchschifft, der Europa in seinen geheimsten Beziehungen kannte, und mit allen Personen, die auf der Weltbühne agirten, mehr oder minder verkehrt hatte. Man kann sich aber auch seine Freude denken, wenn die gelehrige königliche Schülerin mit ihrem Verständniß seinen Worten schon voraus eilte, und auf überraschende Weise ihre Kenntnisse und ihre feine Urtheilskraft zeigte. Christina erinnerte sich jenes Unterrichtes noch in ihrem spätesten Lebensalter mit sichtlichem Vergnügen; in ihrer Lebensgeschichte hat sie dieser Stunden mit folgenden Worten gedacht: „Seit seiner Rückkehr nach Schweden brachte der Kanzler täglich drei oder vier Stunden mit mir zu, um mich

über die Pflichten meiner Würde zu unterrichten. Er war es, dem ich guten Theils verdanke, was ich von der Regierungskunst weiß. Du, o Herr! hast gewollt, daß einer der größten Männer der Erde mir darin den ersten Unterricht ertheilte, und dieß ist keine der geringsten Wohlthaten, wofür ich Dir verpflichtet bin; denn da Du mir den König, meinen Vater, genommen, wolltest Du, daß dieser Mann zu meiner Unterweisung mir bliebe. Ich empfand das größte Vergnügen, ihn sprechen zu hören, und es gab keine Lehrstunde, kein Spiel, keine Unterhaltung, die ich nicht mit Freuden verließ, um ihn zu hören. Dafür machte es ihm auch das größte Vergnügen, mich zu unterrichten, und wir blieben drei, vier, und manchmal noch mehrere Stunden bei einander, eines mit dem andern überaus zufrieden; und wenn ich es, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen darf, so wurde dieser große Mann mehr wie einmal zur Bewunderung über ein Kind hingerissen, dem Du solche Talente verliehen, und vor Allem eine Begierde sich zu unterrichten, und eine Fähigkeit zum Verständniß, die er bewunderte, ohne sie zu begreifen, da dieß bei meinem Alter so selten ist".

Was sie an Oxenstjerna, außer seinem Ehrgeize tadelte, war, daß er etwas langsam und phlegmatisch gewesen; auch Gustav Adolf, von gleich heftigem Charakter wie die Tochter, hatte ihm einmal diesen Vorwurf gemacht, der Kanzler aber dem König erwiedert: „Wäre meine besonnene Kälte nicht, ihr hättet euch mit euerem Feuer schon längst verzehrt".

Bei diesen Unterhaltungen ist es nicht zu verwundern, daß die junge Fürstin seit ihrem vierzehnten Jahre schon in ihren Briefen, namentlich in denen, welche sie an ihren Oheim, den Pfalzgrafen schrieb, von Staatsangelegenheiten und politischen Ereignissen spricht. Ueberhaupt aber war der größere Theil des Tages von dem Unterricht in Anspruch genommen. Sie selbst sagt; „Ich studirte sechs Stunden Vormittags und eben so viele Nachmittags. Ich hatte meine Repetitionen und meine Prüfungen, denen einer von dem Reichsrath, Jo-

hann Skytte, der alte Lehrer meines Vaters, beiwohnte. Dieser gute Mann war ein Pedant, wie es einen auf der Welt gab. Allein er kam nicht allein. Ein anderer vom Reichsrath begleitete ihn stets, dem man Rechenschaft von meinen Fortschritten ablegte". Zu diesen männlichen Studien, kamen nun auch noch männliche Leibesübungen. Von Natur aus von einer reizbaren Gesundheit und einer entzündlichen Krankheiten zugeneigten Constitution, suchte sie ihren Körper durch eine harte, fast soldatische Lebensweise und die äußerste Mäßigkeit zu stärken. Wie ihrer edelen, das Gemeine in jeder Gestalt verabscheuenden Natur die Affen und Hofnarren ihrer Mutter unaussprechlich zuwider waren, so hatte sie eine nicht mindere Abscheu vor der Völlerei und den Saufgelagen der Helden des dreißigjährigen Krieges und ihrer gemeinen Roheit. Sie trank nur Wasser, ja sie hatte einen natürlichen Abscheu vor Wein, dessen von der Mutter aufgezwungener Genuß sie ganz unwohl machte.

Auch hierüber möge sie selbst reden: „Gelernt habe ich nur ein wenig tanzen und reiten. Doch sind mir auch die übrigen Uebungen nicht fremd, und alle Waffen weiß ich so ziemlich gut zu führen, beinahe ohne ihre Handhabung erlernt zu haben. Zudem war ich unermüdlich. Ich schlief oft unter freiem Himmel auf dem Erdboden. Ich aß wenig und schlief noch weniger. Zwei, drei Tage blieb ich ohne zu trinken, da man mir bei meiner unüberwindlichen Abneigung gegen Wein und Bier nicht erlaubte, Wasser zu trinken; meine Mutter, die Königin, gab mir einmal die Ruthe, da sie mich überrascht hatte, wie ich heimlich Thauwasser trank, womit sie ihr Gesicht zu waschen pflegte. Zum Essen war mir, mit Ausnahme von Schweinenfleisch, Alles gut. Hitze und Kälte ertrug ich ohne Beschwerde. Ich ging weite Strecken zu Fuß. Ich trabte zu Pferd ohne je zu ermüden. Ich führte ein außerordentliches Leben, aller Welt zum Trotz. Man that Alles, um mich davon abzubringen, allein man mußte Geduld mit mir haben, und mich gewähren lassen,

Den Unterricht liebte ich leidenschaftlich; allein die Jagd, Laufen und Spielen liebte ich nicht minder. Ich liebte die Hunde, die Pferde; aber nie hat ein zerstreuendes Vergnügen meinem Unterricht oder meiner Pflicht einen verlornen Augenblick gekostet; du weißt es, o Herr! daß ich durch Deine Gnade mir hierüber keinen Vorwurf zu machen habe. Obschon ich die Jagd liebte, so war ich doch nicht grausam, und ich habe nie ein Thier getödtet, ohne dabei lebhaftes Mitleiden zu empfinden. Die Herren und Damen, die mich zur Aufsicht begleiteten, geriethen über mich in Verzweiflung; denn ich machte sie furchtbar müde, und ich ließ ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; und wenn die Frauen mich von einer so ermüdenden Lebensweise abbringen wollten, machte ich mich über sie lustig und sprach: „wenn ihr Schlaf habt, so legt euch zur Ruhe; ich brauche euch weiter nicht“. Meine Tagsstunden waren mit Geschäften, mit Unterricht und Uebungen ausgefüllt. An den Festtagen wurde gespielt, man ging auf die Jagd, oder es gab eine andere Unterhaltung, wie sie sich für mein Alter paßte“.

Zwei Ereignisse, die sich kurz aufeinander gefolgt waren, hatten auch das Ihrige dazu beigetragen, der jungen Kronerbin in dieser ihrer selbständigen, männlichen Richtung noch mehr Freiheit zu geben: der Tod ihrer Tante und die Entweichung ihrer Mutter aus Schweden.

Die Pfalzgräfin, der Christina mit aufrichtiger Liebe ergeben war, starb 1638. Der Königin Mutter war seit ihrer gewaltsamen Trennung von ihrer Tochter der Aufenthalt in Schweden noch unerträglicher geworden. Wie tief ihr so leicht verwundbares Herz hiedurch verletzt wurde, wie verhaßt ihr das Regiment des Kanzlers seyn mußte, läßt sich aus den Worten Christinens schließen, womit sie dieser Trennung gedenkt, sie schreibt: „Als man ihr den ersten Vorschlag einer Trennung machte, weinte sie so sehr und erhob ein Jammergeschrei, daß es Jeden erbarmte. Die Regentschaft gerieth hierüber in große Verlegenheit und machte ihr deßhalb wiederholt Vor-

stellungen. Allein man kam damit nicht eher zum Ziel, als bis zur Ankunft des Reichskanzlers Oxenstjerna. In dem Reichsrath zog man zwar diese Sache zum öfteren in Erwägung. Man wandte sich wiederholt an die Königin-Mutter. Man wandte sich an mich, die ich nichts sehnlicher, als eine Entfernung wünschte, obschon ich sie zärtlich liebte und sie mich erbarmte des Kummers wegen, den sie darüber bezeugte. Ich hatte eine Art Ehrfurcht vor ihr, die mich sehr drückte, und ich fürchtete, sie möchte mir in meinem Unterricht und meinen Uebungen ein großes Hinderniß seyn; was mir sehr unlieb war, da ich von der größten Lernbegier brannte. — So blieb der Reichsrath fortdauernd in Verlegenheit. Oxenstjerna's Briefe aus Deutschland suchten ihn zu einer Trennung zu bestimmen. Der Rath selbst war darüber getheilt". Diese Ungewißheit währte, bis die Gegenwart des Kanzlers durch sein überwiegendes Ansehen ihr ein Ende machte. Die Wittwe unmächtig ihres Verdrusses Herr zu werden, sprach in ihrer Verbannung: sie wolle lieber in der Fremde Wasser und Brod, als in Schweden königliche Kost. Sie ließ sich mit Dänemark, das seit dem letzten Kriege noch immer Schweden in zweifelhafter Gesinnung gegenüberstand und sich jetzt um die Hand der Thronerbin bewarb, in eine geheime Verbindung ein und entfloh im Juli 1640 aus dem Reiche Gustav Adolfs auf einem dänischen Schiffe.

So stand jetzt Christina allein in der Welt, ohne ein weibliches, mütterliches Herz, dem sie sich mit vertrauender Liebe hätte anschließen und öffnen können. Da sie immer voranstrebte, und sich nur von denen angezogen fühlte, die als ihre Führer sie in etwas fördern konnten: so war ihr die Gesellschaft junger Damen ihres Alters nichts weniger als angenehm, sie konnte ihren Verdruß darüber kaum unterdrücken. Zugleicher Zeit entwickelte sich auch bei dieser frühen Ueberlegenheit und einsamen Selbständigkeit bei ihr eine Neigung zur Ironie, die Niemand verschonte, und die zu zügeln ihr später große Mühe machte, da ihre Lebendigkeit das verletzende

Wort schon ausgesprochen, ehe sie sich nur darüber besonnen.

So brachte sie denn ihre Jugendzeit, von Gelehrten, von Staatsmännern und Soldaten umgeben, mit Studien, mit Staatsangelegenheiten und männlichen Uebungen, wie ein junger Fürst, dahin. Der Ruhm ihrer Talente und ihres Wissens aber breitete sich schon damal aus, und wetteifernd bewarben sich die Höfe um die Erbin einer Krone, auf der noch der Glanz von Gustav Adolfs Siegen ruhte. Ihre männliche Bildung aber ging so sehr auch auf ihre äußere Haltung über, daß später, als sie den Hof von Paris besuchte und Mademoiselle de Montpensier sie beschrieb, die Französin ihre Schilderung mit den Worten schloß: à tout prendre, elle me parut un joli petit garçon. Niemand aber war stolzer und erfreuter und hoffnungsvoller über den raschfortschreitenden Zögling, als der Kanzler Oxenstjerna; schon unter dem 7. Mai 1638 schrieb er an sie: „Das sey, so ziemt es sich, die Gesinnung Ew. Majestät, daß von Gott, dem Herrn des Universums, die Herrschaften ertheilt und befestiget werden, indem er den Herrschern Streben nach Gottesfurcht, nach Tugend und Weisheit, Liebe zu den Guten und Haß gegen die Bösen verleiht; von Ew. Majestät, die von diesen Sitten und Gesinnungen durchdrungen und von zartester Jugend darin aufwachsen sind, vertrauen wir und wünschen von ganzem Herzen, daß Sie, geliebt und bewundert von den Ihrigen, gepriesen und angestaunt von den Nachbaren, eine lange Reihe von Jahren über uns und unsere Nachkommen mit den glücklichsten Erfolgen regieren, und ihre Vorfahren, die größten Fürsten, durch Weisheit, Thaten und Ruhm übertreffen werden". Wir werden sehen, wie diese Prophezeihung in einer anderen Weise sich erfüllte, als der große Staatsmann ahnen konnte.

VIII.

Der französische Arzt H. Lauvergne über die letzten Stunden und den Tod in allen Klassen der Gesellschaft.

Es ist vor einigen Monaten die Uebersetzung eines französischen Werkes in zwei Bänden erschienen unter dem Titel: „Die letzten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne, Oberarzt der Marine und des Hospitals an dem Bagno zu Toulon" *). Das Interesse, welches dieses Werk erregt, ist ein mehr als gewöhnliches, und, wenn wir vor der Hand noch von dem Gegenstande selbst absehen wollen, scheint es uns schon deshalb sehr merkwürdig, weil es ein treuer Spiegel ist der gränzenlosen Verwirrung der Ideen, welche sich in Frankreich in vielen Kreisen der höhern Bildung verbreitet hat. Seitdem unsere Nachbarn jenseits des Rheines angefangen haben, unserer Literatur, besonders der philosophischen und schönwissenschaftlichen, eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken, ist eine Masse von Gedanken und Ansichten in sie eingedrungen, welche ein großer Theil aus ihnen weder richtig zu würdigen, noch mit Geschick zu verarbeiten versteht, und welche daher in vielen der neuesten Produkte einen äußerst wunderlichen Hintergrund bilden. Zu dieser Klasse ist unbedenklich auch das vorliegende Werk zu rechnen, wenn wir den allgemeinen Standpunkt des Verfassers, wie ihn derselbe in den einleitenden Kapiteln auseinandersetzt, in Anbetracht ziehen. Pantheistische, rationalistische, sensualistische, mystische, materialistische, philantropische Formeln gähren und schäu-

*) Leipzig. Verlag von Ernst Fleischer. Zwei Bände 1843.

men da durcheinander, wie die Ingredienzien des Zaubertrankes in der Herenküche der Frau Baubo. Er bescheidet sich zwar gleich zu Anfang, das Räthsel dieses Lebens nicht lösen zu wollen, weil ihn nur die sociale Seite desselben beschäftige; dabei kann er aber doch nicht umhin, uns den Schlüssel in die Hände zu spielen, welcher uns das Hauptthor des dädalischen Baues eröffnen soll. „Das Geheimniß des sittlichen Lebens“, sagt er, „ist nur durch unablässige und ruhige Erforschung der Thätigkeit des Denkens zu erschließen. Wie ein Arbeiter in seiner Werkstätte, so empfängt das Gehirn von außen her den Stoff zu Vorstellungen; diese arbeitet sie aus, verbindet sie, und äußert sie so, wie sie dieselben zu Stande gebracht hat. Unserer Ansicht nach war die Seele und hatte ihre Stelle außerhalb der Materie in dem Gebiete des Unerschaffenen; denn wie anders soll man sich den Offenbarungsglauben erklären, und auf was sonst wollen wir unsere Rückkehr zu Gott stützen? Nur indem wir die Seele als Ausfluß des höchsten Wesens und als Bildnerin des Menschengedankens auffassen, nur unter Annahme dieses zwiefachen Verhältnisses begreifen wir sie, gerade wie das allgemeine Leben dem organisirten oder mit Materie umkleideten Leben gehört“. Indeß sieht er selbst ein, daß damit nicht mehr gewonnen sey, als wir uns früher außerhalb, und jetzt innerhalb „dem dunkeln Labyrinthe, welches man Psychologie des Menschen nennt“, befinden, und er ist daher so gütig, uns noch einen andern Schlüssel, der im Hause selbst aufsperrt, darzureichen, und dieser Schlüssel ist die Phrenologie oder Schädellehre, die er auch als die einzige lichte Aussicht auf dem einzelnen lichten Punkt der menschlichen Psychologie bezeichnet. So viel uns von dieser noch immer sehr schwankenden Wissenschaft bekannt ist, erfahren wir nichts Neues, sondern es werden nur die bekannten, ziemlich dürftigen Sätze derselben abgesponnen. Er versäumt dabei nicht, sich gegen den Vorwurf, daß die Phrenologie die Freiheit des Menschen gefährde, zu verwahren. Nachdem er die Schädelbildung eines selbstsüchtigen und

grauenvollen Bösewichtes, wie sie an den Galeerensträflingen häufig vorkömmt, beschrieben hat, fügt er hinzu, daß eine solche Bildung keineswegs unausweichlich in das Bagno oder auf das Schaffot führe, denn das hieße, die Macht der Erziehung und der Moral läugnen; dessenungeachtet glaubt er doch behaupten zu müssen, daß ein solcher Mensch den Wahrheiten, die durch das Gefühl auf uns wirken, verschlossen, und jede Erweckung und Offenbarung, selbst in der Sterbestunde, bei ihm unmöglich sey. Ja späterhin sagt er uns mit dürren Worten: „Die Freiheit des Menschen ist weder unbegränzt, noch unbedingt, sein Wollen des Guten oder des Bösen richtet sich nach der Organisation und nach den äußern Umständen, die darauf einwirken. Erfahrungen, die man in Bagnos, in den Gefängnissen und im täglichen Verkehr des Lebens machen kann, beweisen nur zu sehr, wie unmöglich es manchen Charakteren ist, das Rechte zu wollen, und das Böse zu unterlassen und zu vermeiden". Hierauf wird das Wesen der Religion einer umständlichen Prüfung unterzogen. Das Glaubensbekenntniß des Verfassers ist wörtlich, nur kürzer zusammengezogen, folgendes: Seit Anbeginn der Welt ist Religion nichts Anderes gewesen, als die Verherrlichung zweier Grundwahrheiten, die Allen, welche sie zu erkennen vermögen, zur Anbetung dargeboten werden. Diese Grundwahrheiten sind das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Was aber die Gelehrten, die Weisen und der Eigennutz daraus zu folgern gewußt haben, das bildet die verschiedenen Religionen und Secten. Die Häupter der Nationen und die Diener des Cultus haben sich der Wissenschaft von Gott bemächtiget, haben Schulen eröffnet, und die Menge darin unterrichtet, wie sie dieselbe verstanden, immer mit dem Zwecke, diese Menge dem gesellschaftlichen Verbande zu unterwerfen, sie zu einer gemeinschaftlichen Weise zu leben und zu sterben zu vereinigen. Christenthum und Islam sind die beiden letzten Versinnlichungen jener ewig unveränderlichen und überall anerkannten Wahrheiten gewesen. Sie haben

über die ganze Erde hin tiefe Wurzel geschlagen mehr durch ihre Einheit und Einfachheit, als durch die Anlockungen, die Gewalt und die Ueberzeugung derjenigen, welche sie predigten. Nun folgt eine Charakteristik des Islam, die, obgleich mit schimmernden Farben aufgetragen, so unwahr und verschroben ist, daß sie bis ans Lächerliche streift. Die Religion, heißt es da unter Anderem, welche Mahomet predigte, beschäftigte sich vielmehr mit der Seele als mit dem Leibe; der durchgreifende Gedanke des Korans ist Verläugnung des Ichs im Erdenleben. Diese Probe möge genügen. Auch der Protestantismus erhält seine Signatur, und wir wollen die Hauptzüge daraus hervorheben. „Das reformirte Bekenntniß enthält alle Glaubenslehren des Christenthums nur mit einigen Abweichungen, welche eine Art von Ablehnung gewißer Ueberlieferungen und dogmatischer Sätze der römischen Kirche in sich schließen. Gegen den bekannten und so viel angefochtenen Satz: „„Außer der Kirche kein Heil““, behauptet der Protestantismus, daß der Weg in den Himmel allen Menschen offen stehe. Thätigkeit verlangt dieser Cultus bloß in der Uebung guter Werke und in der frommen und demüthigen Liebe zum Nächsten, welche Erbarmen predigt, und in jeder leidenden Seele, in jedem Schmerz, der das Mitgefühl anspricht, auf den Bruder hinweiset“. — „Die protestantische Religion, die so mancherlei bestrittene Sätze annimmt, ohne sie zu erörtern, begnügt sich, den Glauben zu fordern, ohne sich auf seine Tiefen einzulassen, oder ihn unter symbolischen Formen darzustellen. Uebernatürliche Vermögen spricht sie dem Menschen ab, die Seele verweiset sie vor den Richterstuhl ihres Gewissens, und läßt sie mit diesem ihre Sache ausfechten. Die Vernunft ist der Richter, der losspricht oder verurtheilt. Gott ist allgegenwärtig, seine Macht wird eben so herrlich offenbar in dem Grashälmchen, das, himmelwärts emporzuschießen, den Marmor eines Grabsteines durchbricht, als an dem Gestirn des Tages oder der Nacht, dem schon das Kind an der Mutterbrust eine instinctartige Verehrung darzubringen scheint“. „Der Tod des

Protestanten ist weder der des Mahometaners, der auf sinnliche Freuden hofft, noch der des Katholiken, der zur Rechten Gottes sitzen wird. Hat er auf Erden Gutes gethan, so hat er den Himmel verdient, und er verläßt sich dann auf die unerschöpfliche Güte des Herrn des Himmels". Wir sehen, der französische Arzt betrachtet die Dinge, wie sie sind, und hält sich nicht so viel an theologische Spitzfindigkeiten, als vielmehr an die einfache und klare Wirklichkeit, wie er sie selbst beobachtet hat. Die Unbefangenheit, mit welcher er den Protestantismus als die Auflösung alles positiv-christlichen Glaubens und als den leichtesten Indifferentismus und Philantropismus schildert, und die bittere Ironie, die in dieser Schilderung liegt, nicht einmal zu ahnen scheint, ist unnachahmlich. Die Reformatoren hatten bei ihrem Abfalle von der Mutterkirche derselben keinen größeren Vorwurf zu machen gewußt, als den, daß sie den Werth der Erlösung schmälere, die Heiligung in die guten Werke setze, und damit den Himmel verdienen lasse. Sie hatten einen eigenen Ausdruck, nämlich Werkheiligkeit dafür erfunden, um die Gerechtigkeit ihrer Sache in ein einziges, den Gegner brandmarkendes Wort zusammenzudrängen, und siehe da, was einst das Schiboleth ihrer Parthei war, was sie für ewige Zeiten von den Katholiken scheiden und unterscheiden sollte, das wird heut zu Tag als das charakteristische Wesen des Protestantismus bezeichnet. Da jedoch unser Autor in den angeführten Stellen etwas davon einfließen läßt, daß die protestantische Religion alle Glaubenslehren des Christenthums in sich enthalte, ohne sie zu erörtern und sich in ihre Tiefen einzulassen, und diese Aeußerungen bei aller Hinweisung auf die letzte richterliche Autorität der Vernunft denn doch mißverstanden werden könnten, so erklärt er sich hierüber näher an einem Orte, wo er bemerkt, daß man das Symbol der Dreieinigkeit schon in Indien und in Aegypten finde, und daß unter den verstümmelten Trümmern der alten Mythologien, die der Katholicismus bei Gründung seiner Kirche auf das untergegan-

gene Heidenthum beibehielt, die Trias ebenfalls das Symbol der dreifachen höchsten Gewalt über die Welt gewesen sey. Uebrigens hat er doch auch etwas, und zwar nichts Geringes gegen den Protestantismus, nämlich daß derselbe mit seinen von der Vernunft geläuterten Dogmen niemals die rechte Religion für das gemeine Volk, für den Armen und Gedrückten seyn werde, weil die Vernunft den Glauben, die Liebe, und die geoffenbarten Verheißungen nicht ersetzen könne. Endlich kömmt die Reihe auch an die katholische Kirche, und Alles, was er hierüber, besonders über den Katholicismus in Italien und in Rom, über den äußern Gottesdienst, über Aberglauben und Mönchs-Despotismus zum Besten gibt, ist so roh, so abgeschmackt, so ganz aus dem Spülicht der gemeinsten Aufklärerei hervorgelesen, daß es, wo möglich, noch der Darstellung des Islam den Rang abläuft.

Nach diesen Vorbereitungen scheint sich für die Ausführung des Thema ein wenig erfreuliches Prognostikon zu stellen. Wir legen nicht das mindeste Gewicht auf die angeführten Aeußerungen des Verfassers, wo er die Seele für unerschaffen und für eine Emanation der Gottheit erklärt. Wir sind vollkommen überzeugt, daß er weder die Bedeutung, noch den philosophischen Zusammenhang, noch die Consequenzen derselben gefaßt, und sie in eben solcher Unschuld und Einfalt des Herzens ausgesprochen hat, wie jene die Freiheit des Menschen vernichtenden Anwendungen der Phrenologie. Wir übergehen dieß Alles, und halten uns nur an diejenige Ansicht, auf die er am öftesten und bestimmtesten zurückkömmt, die er am breitesten und wortreichsten entwickelt, und die sich daher auch unverkennbar als der Kern seiner philosophischen Ueberzeugung kund thut. Ihrem wesentlichen Charakter nach ist dieselbe nichts anders, als jene theistische Gefühls-Philosophie, die in Deutschland zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts zahlreiche Repräsentanten und Anhänger hatte, und deren theoretische Lehrsätze sehr einfach waren, die aber dagegen um so mehr in einer

hohlen, empfindelnden Begeisterung für einen uns übrigen ganz unbekannten Allvater und die schöne Natur, für Jugend und Edelmuth, für Liebe und Freundschaft sich zu ergehen pflegte. Diese Art von Philosophie, in so weit ihr dieser Name beigelegt werden kann, bewies sich immer sehr nachsichtig und tolerant gegen alle Religionen, welche ihren positiven Halt schon verloren haben, oder zu ferne stehen, als daß sie gefährlich werden könnten; nur eine Religion schloß sie eben deßhalb von dieser allgemeinen Duldung aus, die katholische nämlich, die es wagt, in nächster Nähe, inmitten hochgebildeter Völker, nebst der Form auch ein Wesen, ja sogar den alleinigen Besitz der Wahrheit und der Mittel des ewigen Heiles zu prätendiren. Ist daher der sentimentale Vernunftglaube bei aller Süßigkeit, die von seinen Lippen träuft, immer, nur offener oder versteckter, ein bitterer Feind der katholischen Kirche gewesen, und hat, wie wir gesehen haben, auch unser Autor in seiner allgemeinen Einleitung sich dieser feindseligen Stimmung hingegeben, so können wir eigentlich nichts anderes von ihm erwarten, als daß er die einzelnen Erscheinungen, die er darzustellen und zu erklären sich vornimmt, nach diesem kleinlichen Maaßstabe messen, und Alles, was darin für die katholische Wahrheit Zeugniß gibt, nach Kräften verkümmern, verkleistern und in den Staub ziehen werde. So gegründet aber auch diese Erwartung ist, so geht sie dennoch glücklicher Weise nicht in Erfüllung, und wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir diese angenehme Täuschung großentheils auf Rechnung der Nationalität schreiben. Wenn Leben und Theorie mit einander nicht zusammenstimmen, wird in der Regel der Deutsche das Leben der Theorie opfern, und nach der Weise des holländischen Gärtners mit seiner systematisirenden Scheere so lange in das frische Grün der Wirklichkeit hineinschneiden, bis die gestutzten und verstümmelten Aeste die gewünschte Form angenommen haben. Der Franzose dagegen pflegt die Theorie dem Leben nachzusetzen, und wo eine Harmonie nicht möglich ist, läßt er Beide in ih-

rem gegenseitigen Widerspruche neben einander stehen, und stellt es mit der ihm ganz eigenen Nonchalance dem Belieben eines Jeden anheim, sich, wie er immer kann und mag, den Widerspruch zu lösen. So hat es auch unser Autor gemacht, und seinem Werke dadurch den Anschein gegeben, als ob es von zwei in ihren Ansichten ganz verschiedenen Männern verfaßt sey, und als ob der Eine in seinem Sinne glossire und interpolire, was der Andere im entgegengesetzten Sinne niedergeschrieben hat. Ueberall wo er als Augenzeuge spricht, wo er berichtet, was er selbst erfahren, erlebt und als forschender Arzt beobachtet hat, schildert er nicht nur die Thatsache, sondern auch den Eindruck, der dadurch in ihm hervorgebracht wurde, mit der unbestechlichsten Treue, und nichts hält ihn dann ab, seine innerste Ueberzeugung so auszusprechen, wie sie ihm durch die siegende Gewalt der lebendigen Wahrheit abgenöthiget wurde. Der ganze Kram seiner ihm äußerlich angeleimten Philosopheme fällt dann von ihm ab, er scheint sich ihrer nicht einmal zu erinnern, oder er entschuldigt sich damit, daß er dieß nun einmal wisse und erfahren habe, man möge es ihm deuten, wie man wolle. Sind solche Passagen vorüber, so fährt es ihm allerdings wieder durch den Sinn, daß heller Verstand, scharfes Urtheil, nüchterne Beobachtung, tiefes Gemüth und ein offenes und warmes Herz, daß alles dieß noch nicht hinreichend sey, daß man über alles dieß hinaus noch eine philosophische Theorie nach einem gewissen Zuschnitte besitzen müsse; er hebt den Philosophenmantel, der ihm in der Begeisterung über das Erlebte entfallen war, wieder auf, hüllt sich darin bis über die Zähne, beginnt wieder zu phrenologisiren, zu ideologisiren, das Genie zu apotheosiren, das Christenthum zu generalisiren, wider den Katholicismus zu polemisiren: indessen macht dieß dann gerade so wenig Effect, wie eine kunstreiche Beleuchtung von Astrallampen in einem sonnenhellen Gemache; und so ist denn das ganze Buch voll der glänzendsten Zeugnisse für die Wahrheit des Katholicismus,

deren Kraft um so größer ist, je unwillkührlicher und abgedrungener sie sind, und je mehr philosophische Lämplein daneben flackern, die ihren Glanz überstrahlen sollten. Wir können nicht umhin, unser Urtheil mit einigen Proben zu belegen, und es dürfte selbst denjenigen Lesern, welchen das Werk selbst schon bekannt ist, nicht unangenehm seyn, sie in diesem Zusammenhange nochmals zu überblicken.

Wir beginnen mit dem Verhältnisse, in welches sich der Verfasser zu der Philosophie stellt. Es ist ein Thema, auf welches er unzählige Mal zurückkömmt, daß an allen dem Unheil, welches gegenwärtig auf der menschlichen Gesellschaft lastet, eine falsche Philosophie die Schuld trage, und er versteht darunter nicht bloß die materialistische oder pantheistische, sondern überhaupt jede dem christlichen Glauben widersprechende Philosophie. Zum Beweise dafür möge vorerst eine Stelle dienen, wo er von den Ursachen des jetzt so häufigen Selbstmordes spricht, und daran einige Beispiele anreihet. Der Verfasser beginnt mit folgenden einleitenden Worten:

„Wir führen also, unsern Beobachtungen gemäß, den Lebensüberdruß und den in einem Augenblicke von Geistesverwirrung aus ihm entspringenden Selbstmord auf die Leerheit der Seele zurück, eine moralische Krankheit, die mehr und mehr um sich greifen wird, wo Verläugnung und gänzliches Vergessen der Religion, Verachtung ihrer Formen und die Lehren eines philosophischen Materialismus so allgemein sind, und wo, wenn man ja einen Urgrund aller Dinge, ein höchstes Wesen annimmt, man sich sehr wenig um die von ihm gewollte Bestimmung des Menschen in diesem und jenem Leben bekümmert. Ein Mensch, der an nichts Uebersinnliches glaubt, mag seine Seele nähren womit er will, mit eitler und stolzer Wissenschaft, oder mit den sinnlichen Vergnügungen dieser Welt; sehr bald wird sie diese Nahrung satt haben, die überladet, ohne den angeborenen Geschmack zu befriedigen. Früher oder später, nachdem er die materielle Welt ausgekostet hat, bricht er, hinfällig und über alles Vergängliche enttäuscht, zusammen und sehnt sich nach Vernichtung. Da thut er das erste Gelübde des Selbstmordes; er erneuert es noch oft, bis endlich der Tag kommt, wo er, in einem Anfalle von Verzweiflung über die tausend scharfen

Dornen des Lebens, es erfüllt unter Umständen, die die Menge in Erstaunen setzen. Ein paar Beispiele mögen hier stehen.

*** hatte kaum das zweiundzwanzigste Jahr angetreten, aber schon mehrmals gegen seine fröhlichen Freunde geäußert, daß er sich das Leben nehmen möchte. Er war ein schöner, kräftiger Jüngling, und allen Arten der Wollust mit brennendem Verlangen nachjagend. Schon frühzeitig sich selbst überlassen, hatte er das Unglück gehabt, auch sehr bald alle Sophismen des Unglaubens und in alle Künste der vornehmen Liederlichkeit eingeweiht zu werden. Seine Gönner hatten ihm ein anständiges, doch nicht überreichliches Auskommen verschafft; dieß schmolz und reichte nicht zu für seine Schulden und sein wüstes Leben. Vom Wein und von Ausschweifungen zerrüttet, schimpft er einmal voll Verzweiflung auf seinen Magen, der nicht ein Glas Champagner vertragen wolle, und auf seine vollkommene Ohnmacht in den Armen seiner Geliebten. Von diesem Augenblick an trug er sich im Stillen mit dem Gedanken an Selbstmord herum, und nährte ihn durch das Lesen von Romanen der neuen Schule, wo das Leben bloß Genießen ist, und nicht mehr Genießen jeden Augenblick den Tod leiden. Unser Freund setzt also seine Todesstunde fest, und weil er aus dem Leben gehen wollte wie Mirabeau, so ordnete er ein Festin an, zu welchem etliche seiner Gesellen mit ihren Phrynen geladen wurden. Man stößt fleißig an zu Ehren des künftigen Hingeschiedenen, und es muß wenigstens bemerkt werden: Niemand glaubte an das Vorhaben, worauf er als Lebendtodter mit stoischer Kaltblütigkeit sein Wort gegeben hatte. Zu Hause angekommen, schickt er seinen Mantel zum Schneider als Abschlagszahlung auf eine Rechnung, die dieser nunmehr nicht wird eintreiben können; darauf ladet er die Pistole, schreibt ein Abschiedsbillet, und setzt dann an. Aber er zaudert, und voll Scham über seine Schwachheit läuft er zu einem neben ihm wohnenden Freunde, und erzählt ihm, was er seine elende Feigheit nennt. „„Kannst Du dir es wohl denken! ich setzte die Pistole ans Auge und die Kälte der Mündung brachte mich von meinem Vorsatze ab; das hätte ich nicht geglaubt. Ich bin ein erbärmlicher Wicht, ein Mensch, der kein Herz hat, und da man mich nun feig nennen kann, so will ich auch leben, ohnmächtig und voller Schulden. . . Adieu““! Damit geht er auf sein Zimmer zurück. Der Freund hatte ihm noch halbtrunken zugehört; kaum war er eingeschlafen, so dröhnt sein Zimmer von einem Pistolenschuß. Er springt aus dem Bette, eilt hinüber und kommt zu spät; ein Leichnam mit zerschmettertem Kopfe lag im Alkoven. Am andern

Morgen fand man unter einer Lampe auf dem Kamin einen Zettel mit jenen Romanfloskeln, die den Familien und den nachsichtigen Gläubigern die Frucht ihrer übelverstandenen Gefälligkeit vor Augen legen. „„Ich habe das Daseyn zu sehr genossen; nichts wollte mich mehr ansprechen. Adieu, ich gehe um zu braten. Dort sehen wir uns wieder, ich mit zu wenig Zähnen und einem Horne zu viel. Ich habe um ein Uhr Nachts mein Bündel geschnürrt, und ich bin mit dem Liedchen Turlutu etc. ad Patres abgegangen““.

„Das ist ein ächtes Muster von Selbstmorden und ein Zeugniß für die Aftererziehung, die ein junges Herz allen Ausartungen der Schwelgerei und des Hochmuthes preisgibt. Atheistische Philosopheme thun das Meiste zu dieser Verwilderung der Generationen, die auf sie horchen. Erst wird der Glaube an Gott und der religiöse Sinn zerstört, oder für überflüßig erklärt; der Schüler nennt sich dann einen Philosophen, das heißt, er läßt sich in der Welt gehen, wohin ihn seine Leidenschaften treiben. Leeren Aberglauben und Furcht vor der Hölle hat er allerdings nicht; irgend einen festen Haltpunkt findet er in seiner Seele aber auch nicht. Unter solchen Umständen ist es gar nichts Außerordentliches, daß in einem Augenblicke, wie sie unvermeidlich kommen müssen, wo der Mensch ohne den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben auch von dem letzten Reste seiner Vernunft verlassen wird, daß er da einen Ausweg sucht, um der Verzweiflung zu entrinnen, daß er nur in dem Tode findet. Die jungen Selbstmörder sind fast alle aus dieser Schule, und beweisen, welche Ausbreitung sie gewonnen habe, noch mehr aber beweisen sie, daß die Grundlage aller Erziehung nur die Religion seyn könne, und daß die, welche diesen Anfang aller Weisheit verachten, die eigentlichen Verderber der Jugend, die Räuber der Segnungen sind, welche Gott ihr bestimmt hat“.

„M*** von einem Vater abstammend, der ein sogenannter Philosoph war, rühmt sich schon in früher Jugend mit empörendem Cinismus der Verachtung alles Heiligen. Seine oft wiederholten Redensarten waren: „„Gott und Hölle sind schöne Utopien für die, die davon Ansehen und Gewinn ziehen. Die Ehe ist ein Unsinn, die Thiere leben in Polygamie. Dachte etwa mein Vater an mich, als er meine Mutter nahm? Er hat mir eine „„gute““ Erziehung gegeben, damit hat er mir eben nur wiedergegeben, was er von seinen Eltern bekommen hatte““. Mit solchen Grundsätzen, dabei jung und schön, trat M*** in die Welt. Man bewunderte sein heiteres Wesen und seine angenehmen Talente; er war die Seele aller

Kaffeehänser und der Liebling der Damen. Auf diesem Wege arbeitete er in verschiedener Weise alle Tage ein Bischen auf seinen Untergang los; endlich verfiel er in einen Trübsinn, den er kaum in den fröhlichen belebten Cirkeln, deren Zierde er sonst gewesen, von sich abschütteln konnte. Man sagte ihm nach, daß er häufig gewisse Pillen, in Italien Diavolini genannt, verschlucke und seinen Grund dazu habe. Eines Tages fand sich der unbärtige Jüngling völlig untüchtig, der Gegenstand seiner Zärtlichkeiten verspottet ihn und weist ihm die Thüre. Am andern Tag war er auf einem Ball; und dort konnte er, angeblich so stark und so gerüstet gegen das Elend des Lebens, die Gleichgültigkeit seiner Angebeteten nicht verwinden. Ein verliebter Blick, den diese einem begünstigten Nebenbuhler zuwirft, stößt ihm vollends den Dolch ins Herz. . . . Er geht zu allerletzt vom Ball weg, und eine Stunde darauf schneidet sich der junge Thor, im Ballcostume in einem Gehölz, die Kehle mit einem Rassirmesser durch".

Einige Blätter darauf folgt ein in seiner Art noch bedeutsameres Beispiel:

„Folgender merkwürdige Selbstmord verdient erzählt zu werden, weil er in psychologischer, wie in physiologischer Hinsicht einzig in seiner Art ist, weil hier eine stoische Kaltblütigkeit, eine ganz ungewöhnliche, physische Unempfindlichkeit mit Seelenruhe, und der Umstand, daß ein fremder Körper im Herzen durch keinerlei Zeichen sich kundgab, zusammentreffen. Ein Gelehrter, in den glücklichsten äußern Verhältnissen lebend, wurde in seinem Arbeitszimmer mit mehreren Wunden in der Brust und am Halse, von Federmesserstichen herrührend, gefunden. Man brachte ihn ins Hospital, wohin ihm seine Frau und einige Freunde aus der polytechnischen Schule nacheilten. Er benahm sich ganz ruhig, auch reuevoll und in sein Schicksal ergeben. Vergeblich fragt man ihn nach der Veranlassung zu seiner That; er beharrt in seinem Schweigen und hört antheillos den Ausspruch der Aerzte, die eine baldige Heilung versprechen. Drei Tage darauf stirbt er. Man öffnet die Brust und findet das Herz von einem Radirmesser durchstochen, das die Höhle wie ein Pfropf verstopfte. Unbegreiflich war es, daß, einige leichte Störungen des Pulses abgerechnet, der Blutumlauf drei ganzer Tage lang das Hemmniß in dem Centralorgane dieser Function nicht verrieth. Um einen Vorsatz auszuführen, hatte sich der Verstorbene zuerst eine tiefe Wunde zwischen der fünften und sechsten Rippe beigebracht, dann das Radirmesser in das Herz eingestoßen und tief in die Brust getrie-

ben, indem er sich gegen den Rand eines Tisches stemmte. Auch soll er sich einer Ahle bedient haben, um das Radirmesser leichter ins Herz einsenken zu können.

Dieser in seiner Art einzige Selbstmord bietet kein anderes Zeichen vom moralischen Verfall dar, als die gänzliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was auf dieser Welt ist; und der durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann hatte eine Frau und Kinder, die schluchzend und betend an seinem Lager standen. Den Beistand der Religion lehnte er ohne weitere Erklärung ab. Er erlosch wie ein verglühender Körper; und, wohl zu merken, nicht die mindeste Spur von Geistesverwirrung war an ihm zu beobachten".

(Schluß folgt.)

IX.

Beiträge zur Geschichte Irlands

Zweiter Artikel.

Die eigenthümliche Lage Irlands, als eine Insel im äußersten Westen Europas und der Kriegszustand, in welchem sich seine eingebornen Bewohner gegen die Sassanagh — wie sie die Anglo-Normannen nannten und nennen — seit Jahrhunderten befanden, brachte außer manchen Nachtheilen doch einige Vortheile mit sich. Irland war nicht hineingezogen worden in die oft convulsivischen Bewegungen des übrigen Europa's; der Glaube, zu welchem das Volk sich seit den Zeiten des heiligen Patricius bekannte, war durch Nichts erschüttert worden, es hatte von keinem Wicleff und von keinem Huß Etwas gehört, unberührt stand es allen Zweifeln gegenüber da; auch war der Clerus vor mancher Ansteckung schlechter Sitten bewahrt geblieben. Als nun zu Beginn des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland Luthers Irrlehre sich zu verbreiten begann, schien Irland um so mehr gegen

dieselbe geschützt, als Heinrich VIII., Englands König und Irlands Herr, selbst ritterlich in den geistigen Kampf eintrat, und sich durch seine Schrift für die Siebenzahl der Sacramente von Papst Leo X. den ehrenvollen Beinamen eines Vertheidigers des Glaubens erwarb. Mit diesem Könige und seinem Hause beginnt für Irland eine neue Epoche der Geschichte. Wurde etwa Friede mit den Iren geschlossen? trat Ruhe und Eintracht an die Stelle von Kampf und Krieg? wurden sie des englischen Gesetzes theilhaftig erklärt? O nein, der Irländer blieb wie zuvor des Engländers Feind, und war er bloß ein Irländer (a mere Irishman), so konnte er auch nach wie vor ungestraft getödtet werden; nur wenn er einem Engländer sich als Knecht ergeben hatte, dann wurde diesem die Tödtung „seines Iren" mit einigen Schillingen gebüßt? Oder fiel etwa die Scheidewand des Pfahlgrabens? Ja sie fiel, Elisabeth, die ihres Vaters würdige Tochter, hat sie niedergeworfen; große Opfer hat sie zu diesem Zwecke gebracht, denn mehr als achtzig Millionen Franken — in jener Zeit eine gewaltige Summe — hat es sie gekostet. Sie eigentlich hat Irland zuerst völlig erobert, aber sie hat das irische Volk gleichsam wie in einem Mörser zerstampft; überall war die Herrschaft des weiblichen Tyrannen — jungfräuliche Königin genannt — auf der Insel anerkannt, aber den Fluch einer ganzen Nation lud sie auf sich und ihr Volk. Doch vielleicht erscheinen die Ausdrücke zu hart; sie sind es höchstens in so fern, als Elisabeth noch von Cromwell übertroffen ward.

Bis zum sechszehnten Jahrhunderte hatte Irland für die Beherrscher der Nachbarinsel nur ein sehr untergeordnetes Interesse gehabt; das Einzige, was diese besorgten, war die Eintracht der eingebornen und der aus England eingewanderten Bevölkerung. Auf einmal erhält aber Irland die größte Wichtigkeit. Heinrich VIII. scheut kein Mittel, Elisabeth vergeudet ihre Schätze, Cromwell wendet alle Kraft seines Feldherrentalentes an, um die Bewohner Irlands in

Dingen, die dem Menschen die heiligsten sind, England gleich zu stellen, aber die undankbaren Söhne Erins verschmähen die kräftig gebotene Gabe der neuen Religion. Treu anhangend dem Glauben ihrer Väter wurden sie den von der Kirche abgefallenen Engländern furchtbar; diese in ihrem Reformationsfanatismus mußten in Irland den gefährlichsten Nachbarn erkennen, um so mehr, da natürlicher Weise die Gegner Englands und des Protestantismus ihre Blicke auf dasjenige Land hinrichteten, von dem man sagte: „so lange dieses katholisch sey, würde der Stuhl Petri nicht wanken". Als alle bisher angewendeten Mittel Nichts helfen wollten, schritt man zur Ausrottung des katholischen Volkes und zur protestantischen Colonisation. Erstere wollte nicht ganz gelingen, letztere ging aber so gut von Statten, daß es fortan nur ein englisches Irland gab.

Doch kaum denkbar erscheint es, daß der „Vertheidiger des Glaubens" der Erste gewesen sey, welcher, an der Spitze der Feinde der Kirche, in Irland jenen furchtbaren Vertilgungskampf begann.

'Twas Love, that taught this monarch to be wise
And Gospel light first beam'd from Boleyn's eyes.

Liebe war's, die diesen König Weisheit lehrte
Und des Evangeliums Licht strahlte zuerst aus Boleyn's Augen.

Als die Kirche seine ehebrecherische Verbindung mit Anna Boleyn nicht anerkennen wollte, und sich hier gar kein anderer Ausweg finden ließ, fand Heinrich VIII. für gut, sich selbst für sein Land und Volk zum Haupte der Kirche zu erklären; im Ganzen waren die Engländer durch die vorhergehenden gewaltthätigen Regierungen schon sehr an große Willfährigkeit gegen ihre Könige gewöhnt worden, so daß verhältnißmäßig Heinrich VIII. bei ihnen nicht den Grad von Widerstand antraf, den die Scheuslichkeit seines Verbrechens verdient hätte. Aber auch Irland sollte ein Gleiches thun, und wie England schon mehrmals die Rolle des Reformators über-

durch zu Hülfe, daß er ein Parlament berief, welches, auf alle Weise eingeschüchtert, Heinrich zum Haupte der Kirche von Irland erklärte; ein anderes gewährte demselben die freie Disposition über das geistliche Gut, und ein drittes legte ihm demuthsvoll den Titel eines Königs von Irland bei. Der Erzbischof von Dublin wollte nunmehr auch durch äußere Handlungen seinen neuen Glauben kund geben, denn der Glaube ist todt ohne Werke. Der königliche Befehl auf Plünderung der Klöster wurde pünktlich vollzogen, Brown war der Erste, der in der Kathedrale von Dublin das Kreuz vom Altare herabwarf und die heiligen Gefäße profanirte. Während er und sein Anhang sich in Dublin bereicherte, griff der königliche Statthalter Gray in Ulster zu; die herrliche Kathedrale von Down wurde vernichtet, das Grabmal des heil. Patricius zerstört und seine und andrer Heiligen Gebeine in alle vier Winde zerstreut. Da griff das Volk zu den Waffen, O'Neill führte die Bewohner des Nordens, O'Brian die des Südens, doch sie erlagen den kriegsgeübten Schaaren Heinrichs VIII.; dieser, besonnener als seine Nachfolger, übte keine weitere Rache aus. Mit seinem Tode nahmen aber die Dinge bald eine andere Wendung; der Herzog von Somerset, Eduards VI. Vormund, ging, wie er überhaupt von der Kirche sich getrennt hatte, damit um, auch in Irland die neue englische Liturgie einzuführen. Abermals war es der Primas von Armagh, jetzt George Dowdall, welcher mit großer Festigkeit für die Sache der Kirche auftrat. Als ihm von dem Statthalter, St. Leger, vor dem er sich, in Gemeinschaft mit dem übrigen Clerus, hatte einstellen müssen, die Proclamation jener Liturgie vorgelesen wurde, stand er sogleich auf, und Alle verließen mit ihm das Zimmer, so daß St. Leger sich bald mit Brown, Stapler, dem Bischof von Meath und John Bale, einem Carmeliten, dem man für seine Treulosigkeit das Bisthum Ossory gab, allein sah. Doch nicht lange sollten sich diese Männer ihrer Pfründen erfreuen, denn als Maria den Thron bestieg, trat auch in Irland für die Kirche eine

Restauration ein. Die Entfernung der ketzerischen Bischöfe von den usurpirten Sitzen war aber auch das Einzige, was hier gegen die Neuerung vorgenommen wurde. In Irland floß dieserhalb kein Blut, es wurde von den Iren nirgends Rache geübt, ja im Gegentheil, während Maria in England allerdings harte Strafen über die Abtrünnigen verhängte, nahm Irland gastfrei Hunderte von englischen Protestanten auf, welche vor dem Zorne der Königin flohen. Dieß freundliche Benehmen der Iren müssen selbst Protestanten, z. B. Parnell, anerkennen; „gerade im Gegensatze" zu demjenigen, was man hätte erwarten sollen, „machten die Iren einen weisen und mäßigen Gebrauch von ihrem Uebergewichte, obwohl ihre religiösen Gefühle und ihre Gefühle als Menschen, während der beiden vorhergehenden Regierungen, mit sehr wenig Ceremonie behandelt worden waren. Sie nährten keine Bitterkeit wegen des Geschehenen, sie entwarfen keine Pläne für künftige Herrschaft". „Die irischen Katholiken sind die einzige Secte, welche jemals die Gewalt niederlegte, ohne Rache zu nehmen; man sucht vergeblich nach einem glänzenderen Beispiel in dem ganzen Buche der Geschichte". „War so das Benehmen von Knox oder Calvin? oder des brutalen Rathes Eduard's VI., welcher seine blutigen Decrete thränenden Auges unterzeichnete? war dieß das Benehmen der irischen Protestanten"? Namentlich waren es die Bewohner von Dublin, welche die Flüchtigen von Bristol aufnahmen, bewirtheten und sie wohl bewahrt nach Hause sendeten, als Maria gestorben war. Welche Vergeltung haben die Protestanten dafür geübt?

Maria's Regierung war nur eine kurze Unterbrechung der englisch-protestantischen Tyrannei gegen Irland. Elisabeth, Mariens Schwester und Nachfolgerin hatte kaum eine Wahl. Sie, die Tochter der Anna Boleyn, mußte, abgesehen von ihrer inneren Gesinnung, der katholischen Kirche abhold seyn. Durch diese war sie für ein uneheliches Kind erklärt, und hätte in Folge dessen natürlich auch keine Ansprüche auf den englischen Königsthron gehabt; diesen verschaffte ihr nur der Protestantismus, um so mehr

ist es begreiflich, daß sie diesem sich in die Arme warf. So blieb Maria von Schottland, die rechtmäßige Erbin, von der Succession ausgeschlossen; freudig hätten die Iren sie als Königin begrüßt, und doch ahndeten sie wohl noch nicht, was sie von Elisabeth zu gewärtigen hatten. Diese säumte auch nicht, alsbald jenen Parlamentsbeschluß ergehen zu lassen, durch welchen sie als Haupt der englischen Kirche erklärt wurde. Auf welchen Schrifttext man sich dabei eigentlich gestützt habe, ist niemals bekannt geworden, während Jedermann sich leicht dessen erinnert, was Paulus sagt: das Weib schweige in der Kirche. Die heil. Jungfrau wollten die Anglicaner nicht als bevorrechtet anerkennen, aber eine im Ehebruch erzeugte Prinzessin machten sie zum Oberhaupt der Kirche, und gaben ihr das Recht der Sündenverzeihung.

Dem Genie Elisabeths war es aufbehalten, gegen die Iren jenes furchtbare Mittel der Ausrottung zu ergreifen; dazu diente der Aufstand des Grafen von Desmond zum Vorwande. Nicht weniger als 600000 Acres Land wurden von der Krone eingezogen, und davon etwa der dritte Theil an Engländer vertheilt. Die Bewohner, so weit sie nicht erschlagen wurden, flüchteten in die Gebirge und in die Waldungen, von wo aus sie einen ununterbrochenen Kampf gegen die neue englische Bevölkerung unterhielten. Indessen es ist nicht etwa diese eine Scene der Art, über welche zu berichten wäre, sondern Elisabeth begann, und zwar vorzüglich seit dem Jahre 1570, eine Verfolgung der Katholiken, welche würdig ist, den großen Christenverfolgungen der heidnischen Kaiser an die Seite gestellt zu werden. Schon im Jahre 1559 war die Annahme der anglicanischen Prayer-Book bei Strafe lebenslänglicher Gefangenschaft anbefohlen worden, und in Folge dessen wurde der Clerus fast überall vertrieben oder eingekerkert, seine Stelle aber durch anglicanische Geistliche ersetzt. Welch eine Geißel diese aber für Irland waren, möge man aus einigen protestantischen Schriftstellern, die jenen Zeiten angehörten oder ihnen doch nicht ferne standen, entnehmen.

„Die nämlichen Unordnungen“, sagt Spencer, „welche man in der englischen Kirche wahrnimmt, und noch größere findet man hier wieder, namentlich: grobe Simonie, gierige Habsucht, fleischliche Unenthaltsamkeit, sorglose Faulheit, und im Allgemeinen jede Art unordentlichen Lebens“. „Eine so deformirte und herabgekommene Kirche — Worte Sidney's — gibt es sicherlich in keiner Gegend, wo der Name Christi bekannt wird. „Furchtbare Scenen: Niederbrennen von Dörfern, Zerstören der Kirchen, ja die Knochen und Schädel derer muß man erblicken, welche theils durch Mord, theils durch Hunger auf den Feldern umgekommen sind, was in Wahrheit schwerlich ein Christ mit trocknen Augen ansehen kann“.

Trotz all dieser Schrecken ließen die Iren sich in ihrem Glauben nicht wankend machen; Clerus und Layen hielten fest an der Kirche, und das Beispiel des Abfalles, welches zwei hochgestellte Prälaten, Hugo Curwin, der unter Maria zum Erzbischof von Dublin eingesetzt worden war, und Milar Margrath, der Bischof von Down, nachmals Erzbischof von Cashel, der aber wahrscheinlich auf dem Sterbebette wieder katholisch wurde, gaben, fand keine Nachahmung. Dagegen hat Irland eine große Menge von Märtyrern, die für Christus ihr Blut vergossen, aufzuweisen; die Namen und Schicksale einiger derselben mögen auch hier angeführt werden. Unter ihnen glänzt Patricius O'Hely und Cornelius O'Rourke; jener ein Franciskaner, welchen Papst Gregor XIII. zum Bischof von Mayo geweiht hatte, landete, in Gesellschaft seines Leidensgefährten O'Rourke, im Jahre 1588 an der streng bewachten irischen Küste. Obschon es für den Anfang ihm gelang, der Aufmerksamkeit der Späher zu entgehen, wurde er doch bald ergriffen und mit seinem Begleiter in Ketten geworfen. Der Statthalter wendete Drohungen und Versprechungen an, um sie zum Abfalle zu bewegen, allein vergeblich. Dann brachte man sie auf die Tortur, dehnte ihre Leiber aus, zerschlug ihnen Hände und Füße mit Hämmern, trieb große Nadeln ihnen unter die Nägel; nachdem man sie

dann lange in diesem Zustande gelassen hatte, nahm man sie von der Torturmaschine ab, und erwürgte sie mit den Zweigen eines nahestehenden Baumes. Ihre Leiber wurden dann in Ketten für vierzehn Tage aufgehängt, und dienten unterdessen der rohen Soldateska zur Zielscheibe für ihre Schießübungen. Glaubt man nicht in die Zeiten Nero's versetzt zu seyn? Aber wie damals die Christen bemüht waren, die Körper der Märtyrer zu bewahren, so auch hier. Graf Gerald von Desmond wagte es, sie in feierlichem Geleite nach einem Franciskanerkloster zu bringen und sie dort beerdigen zu lassen. Den Tod für Christus starb auch der Erzbischof von Armagh, Richard Creagh. Sein Eifer für die Kirche hatte schon im Jahre 1565 seine Verhaftung zur Folge. Man brachte ihn nach London in den Tower, doch entkam er durch Hülfe einiger Freunde. Abermals im Jahre 1580 ergriffen und in dasselbe Gefängniß geschleppt, wurde auch er erst mit Versprechungen, dann mit Drohungen verfolgt. Als man damit Nichts ausrichtete, wurde ein schändlicher Anschlag gegen ihn gemacht, indem man die Reinheit seines Namens beflecken wollte. Die Tochter des Gefängnißwärters war dafür gewonnen, ihn zu beschuldigen, daß er ihr habe Gewalt anthun wollen. Zu der Gerichtssitzung ward eigens der katholische Adel eingeladen, die Anklägerin erschien, in dem Momente aber, als sie ihre Augen auf das unschuldige Schlachtopfer warf, ward sie von einem Strahle der Gnade getroffen; sie erklärte, daß die Anklage falsch, und der Erzbischof ein tadelloser und heiliger Mann sey. Man verurtheilte ihn nun nach dem gegen die Priester geltenden Strafgesetze zum lebenslänglichen Gefängnisse, vergiftete ihn aber im Jahre 1585. Um eben diese Zeit erduldete Red-
O'Gallagher, der Bischof von Derry, das Marty-
Hirte, wandelnd durch die gebirgigen Di-
in treuer Sorgfalt für die Kranken,
Soldaten ergriffen und, im streng-
von ihnen zerfleischt; beim Beichthö-

ren wurde Edward Magauran, Creaghs Nachfolger, tödtlich verwundet, und hauchte dann seine Seele in die Hände Gottes aus. Zwei Franziskanermönche, Fergal Ward und John O'Duad, welche ebenfalls durch Beichthören die Verfolgung auf sich zogen, brachte man mit ihren Gürteln ums Leben; der eine wurde damit erwürgt, dem andern legte man seinen Ordensstrick um den Kopf und schnürte diesen so zusammen, daß die Augen herausgedrückt wurden. Ein anderer Priester, aus dem nämlichen Grunde verhaftet, wurde kopflings von den Zinnen eines hohen Thurmes herabgestürzt.

Doch das Blut der Märtyrer ist der Same der christlichen Religion; das mußte auch Elisabeth erfahren. Die neue Generation war noch entschiedener für den Glauben, als die frühere. Da verbot die Königin allen katholischen Unterricht, und als im Auslande Bildungsanstalten für die Iren angelegt wurden, da lernte schon jene Zeit eine Reihe von Maaßregeln, welche den Besuch ausländischer katholischer Lehranstalten hindern sollten, kennen.

Daneben dauerten aber die Verfolgungen gegen alle Priester fort, indem gesetzlich verordnet wurde: „sobald irgend ein Priester innerhalb dieser Reiche sich blicken läßt, so soll er ipso facto des Hochverraths schuldig seyn; er soll deßhalb zuerst gehängt werden, dann vom Galgen lebendig abgeschnitten und sodann enthauptet, ihm die Eingeweide ausgenommen und er verbrannt werden, (— es kam auch vor, daß man einem am Galgen noch lebend Hängenden die Eingeweide ausriß, und diese vor seinen eigenen Augen verbrannte —), das Haupt soll dann auf einen Pfahl gesteckt, und auf öffentlichem Platze ausgestellt werden. Wer einen Priester aufnimmt und beherberget, solle mit Confiscation seines Vermögens bestraft und ohne Hoffnung auf Gnade gehängt werden“. Auf solche Weise wurde in Irland ein furchtbares Blutbad angerichtet, und um das Land und Volk völlig zu Grunde zu richten, steckten die königlichen Soldaten die Saaten in Brand, und so folgte bald eine Hungersnoth

auf die andere; den guten Rath zu solchen Maaßregeln gab der Dichter Spencer, er meinte dann würden die Iren sich selbst unter einander vernichten, und sich einer den andern verzehren. So hatten die armen Iren die Wahl zwischen dem Tode durch das Schwert und den durch den Hunger. Rühmend wird es in englischen Schriften jener Zeit erwähnt, wenn die Soldaten in dieser Vertilgung und Zerstörung sich recht thätig bezeigten. „Groß waren die Dienste, welche diese Garnisonen leisteten — so lautet eine Stelle in der Pacata Hibernia — denn Sir Richard Pearce und Captain George Flower ließen zwischen Kinsale und Roß weder Korn noch Horn noch Haus unverbrannt". „Die Soldaten waren so thätig auf der Spur und so eifrig gegen die elenden Rebellen, daß sie an jenem Tage weder Mann noch Weib noch Kind schonten, sondern alle mußten über die Klinge springen". „Die königlichen Soldaten führten ihren Dienst pünktlich aus und brachten die Rebellen in einen so elenden Zustand, daß sie drei Kinder sahen, welche die Eingeweide ihrer todten Mutter aßen, von deren Fleisch sie sich mehrere Tage genährt, und dasselbe bei Kohlenfeuer geröstet hatten". Nachdem man in solcher Weise den Aufstand des Grafen Desmond an dem armen Volke gerächt hatte und Alles vorüber war, ließen die königlichen Befehlshaber große Abtheilungen von Männern, Weibern und Kindern in einzelne Häuser treiben, und diese dann anstecken; versuchte einer zu entfliehen, so wurde er von den Schildwachen zurückgetrieben; eine Belustigung war es dann für diese Soldaten, kleine Kinder auf die Spitze ihrer Spieße zu stecken, und sie in ihrem Todeskampfe herumzudrehen; ihre Grausamkeit entschuldigten sie damit, daß sie sagten: wenn sie diese groß werden ließen, so würden doch nur papistische Rebellen aus ihnen. Ja man fand sogar mehrere Mütter an Bäumen aufgehängt, die Kinder, mit dem mütterlichen Haar erwürgt, an der Brust. Da konnte freilich gesagt werden: „in Irland ist für Ihre Majestät wenig mehr zu regieren übriggeblieben, als Asche und Leichen".

(Schluß folgt.)

X.

Schreiben aus der Diöcese Paderborn über die katholischen Schulangelegenheiten.

(Der Redaction mitgetheilt.)

In einem Schreiben aus Westphalen (Histor.-polit. Bl. 10. Heft, 11. Band) wird Klage darüber geführt, daß die höheren Lehranstalten der Kirche gänzlich entzogen und dem Provinzial-Schulcollegio untergeordnet sind, und es ist darin der Wunsch ausgesprochen, daß der geistlichen Behörde der ihr gebührende Einfluß auf die Schulen wieder verstattet werden möge. Hierin muß dem ehrenwerthen Verfasser jenes Schreibens ein Jeder beistimmen, nicht aber sind wir mit seinem anderweitigen Wunsche einverstanden, daß mit der geistlichen Behörde in Verbindung eine Section von Katholiken im Provinzial-Schulcollegium errichtet und mit den katholischen Schulangelegenheiten beauftragt werde.

Die katholische Kirche ist stiftungsmäßig nicht bloß eine Spenderin der heil. Sacramente, sie ist zugleich eine Lehrerin und Erzieherin *), das Lehramt ist ihr unveränderliches Recht, eine von ihr untrennbare Pflicht, sie hat auch bis zur neueren Zeit alle Gewalt über die Schulen, als ihre Anstalten, ausgeübt, und gerade dadurch war sie im Stande, den absoluten Zweck, die sittlich-religiöse Erziehung, zu erreichen. In Folge ihrer hohen Sendung sendet sie weiter und darf nicht durch fremde Zustellung gemischt werden.

Denkt der ehrenwerthe Herr Verfasser selbst mit Wärme an die

*) Indessen ist nicht zu vergessen, daß sie nicht die einzige Lehrerin ist, und wenn die Erziehung auch vorzugsweise der Kirche anheimfällt, so hat sie doch nie Anspruch auf das ausschließliche Monopol des Unterrichts gemacht; abgesehen davon, daß dieß in unserer Zeit auch praktisch unausführbar wäre, indem die Geistlichkeit kaum durch ihre Anzahl den dringendsten Bedürfnissen des Kirchendienstes und Religionsunterrichtes genügt, und anderer Seits, was die höhern Lehranstalten betrifft, die Wissenschaften einen fast kaum mehr zu bemeisternden Umfang gewonnen haben.

Anm. der Redaction der Hist.-pol. Blätter.

Zeit zurück, in welcher das Band zwischen der Schule und Kirche nicht gelockert war, hält er uns die Früchte vor, welche aus der Einheit erwuchsen, und findet er mit uns in der jetzigen Trennung eine Wunde für das katholische Herz, eine Verletzung der katholischen Interessen, so hätte er den Gedanken an eine katholisch kirchlich-weltliche Lehranstalt nicht sollen in sich aufkommen lassen. Ein gemischtes Institut ist ein regnum in se divisum.

Im Uebrigen sind wir mit dem ehrenwerthen Herrn Verfasser einverstanden, wollen jedoch noch auf einen andern Umstand aufmerksam machen, welcher das katholische Theodorianische Gymnasium zu Paderborn betrifft.

Dasselbe, nebst den damit verbundenen philosophischen und theologischen Facultäten, wurde von dem im Andenken unsterblichen Fürstbischofe Theodor v. Fürstenberg für die Stadt und das damalige Fürstenthum Paderborn gestiftet, und nicht auf Kosten der Stadt oder des Fürstenthums, sondern aus seinem Privatvermögen, einigen andern Kirchenmitteln und Geschenken. Der hochselige Stifter verordnete, daß der Unterricht an ihm unter kirchlicher Aufsicht nur von Clerikern ertheilt, daß diese Kirchenanstalt als milde und fromme Stiftung erhalten werden solle, und er übertrug sie den Jesuiten. Auch nach der Aufhebung der Jesuiten blieb diese Anstalt eine Kirchenanstalt, und bis zum Jahre 1813 unter der Aufsicht und Leitung des Bischofes und General-Vicariates.

Der Unterricht an ihr mußte stiftungsmäßig unentgeltlich ertheilt werden. Die Lehrer sollten die Stelle der Eltern vertreten, der Jugend wohl thun, ohne dafür von den Eltern Zahlung zu empfangen, sie sollten dadurch an Ansehen gewinnen und an Ehrfurcht und Gehorsam bei der Jugend, das Studiren sollte erleichtert werden, und nicht ein Monopol der höheren Stände seyn.

Waren die Revenüen des Studienfonds nicht zureichend, so wurden die Zuschüsse aus dem Fonde des Jesuiten-Collegii der benachbarten Stadt Büren geleistet, welcher als ein integrirender Theil des Fonds zu Paderborn betrachtet wurde, auch nicht anders angesehen werden konnte, da grundsätzlich die Güter der Jesuiten Kirchen- und Schulgüter waren, nach der Aufhebung der Jesuiten dieß blieben, und ihrer Bestimmung gemäß in derjenigen Provinz, in welcher sie lagen, verwendet werden mußten. Nach diesem Grundsatze erkannte auch der kaiserliche Reichshofrath, als die Lippesche Regierung einen Theil des Jesuitenver-

mögens von Paderborn eingezogen hatte, und es mußte darauf die Restituirung erfolgen.

Ebenso wurden in Münster die Güter des Jesuiten-Collegii zu Geist als Theil der Mühlerschen Schulgüter behandelt.

Selbst durch die Säcularisation im Jahre 1802 hörten diese Güter der Jesuiten nicht auf, Kirchen- und Schulgüter zu seyn, und sie waren der Säcularisation nicht unterworfen, worüber sich der Reichsdeputionsschluß §. 75 unzweideutig ausspricht.

Seitdem nun das katholische Theodorianische Gymnasium zu Paderborn der Kirche entzogen ist, und den abgegangenen geistlichen Lehrern weltliche, verheirathete und heirathslustige substituirt sind, wodurch bedeutende Mehrausgaben nöthig wurden, ist ein hohes Schulgeld eingeführt, um dadurch die Kosten zu decken. Der Bürensche Fond leistet blos die früheren ordinären Beiträge noch und wird zum Theile jetzt auch für protestantische Schulzwecke verwendet. Wegen dieses Schulgeldes werden manche Kinder unbemittelter Eltern vom Studieren abgehalten.

Sehr gern hätten wir gesehen, daß unser verstorbener Bischof v. Ledebur, welchem wegen seiner großen Wohlthätigkeit gegen alle Nothleidende noch manche Thräne der Dankbarkeit nachgeweint wird, auch durch die Fürsorge für das Gymnasium zu Paderborn ein Denkmal sich erworben hätte.

Möge letzteres unserm jetzigen Hochw. Herrn Bischofe vorbehalten seyn!

Würde er sich nur im Vertrauen dem Throne Unsers allgemein geliebten Königs und Landesvaters nahen, welcher sprach: Ich will ein gerechter Richter, ein sorgfältiger Fürst seyn. — Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben — Ich will das Beste, das Gedeihen — Ich werde mit Entzücken sehen, wenn die katholische Kirche ihre Wunden heilt, — wir würden ihm entgegenjubeln: Benedictus, qui venit in nomine Domini.

XI.

Literatur.

Der Protestantismus in Bayern und die Kniebeugung. Sendschreiben an Herrn Professor Harleß, dermal. Landtagsabgeordneten von Dr. J. Döllinger. Regensb. 1843. Verlag von G. J. Manz.

So eben kommt uns beim Schlusse dieses Heftes die oben bezeichnete Schrift zu Handen, und wir beeilen uns, unsere Leser auf dieselbe aufmerksam zu machen. Die bekannten Verhandlungen der bayerischen Kammer hatten die Veranlassung zu den beiden Sendschreiben desselben Verfassers gegeben, die „offene Antwort" des Professors Dr. Harleß gab sie zu diesem neuen. Dieses hat die „offene Antwort" auf eine so schlagende Weise zugedeckt, daß man glauben sollte, es müßte dem Prof. Harleß lieber gewesen seyn, er hätte seine Antwort niemals eröffnet. Eine gewisse Erwartung von dem, was da kommen würde, muß er aber doch schon beim Schlusse seiner Broschüre gehabt haben, da er erklärt, er werde nicht noch einmal antworten. Wir glauben nicht, daß er jetzt sich eines andern besinnen werde, doch wie dem auch seyn möge; sein Vorwurf: die Katholiken ignorirten auf dem Gebiete Alles, was nicht zum Rationalismus gehöre, gibt dem Verfasser des Sendschreibens die nicht unwillkommene Veranlassung zu einer weitern Auseinandersetzung. Er scheidet daher von dem offenen Antworter mit den Worten: Also auf Wiedersehen!

Die Schrift selbst hat aber von der angestrittenen Rechtmäßigkeit des Militairreglements in Betreff der Kniebeugung Veranlassung genommen, sich ausführlicher theils über den Zustand des Protestantismus in Bayern, theils über die Stellung der Regierung den Protestanten gegenüber zu verbreiten. In ersterer Beziehung bietet die Schrift eine Menge der intressantesten Aufschlüsse, aus welchen wir namentlich die Instruction für den protestantischen Pfarrer im Donaumoose hervorheben, welcher die lutherischen Kinder seiner Gemeinde im luthe-

rischen, die reformirten Kinder aber im Heidelberger Katechismus unterrichten soll. So muß derselbe Pfarrer in der einen Stunde lehren und aus der heiligen Schrift beweisen, „daß es der eigne, wahrhafte und substantielle Leib Christi sey, der im Abendmahle gegenwärtig gemacht, geweiht und mit dem Munde empfangen werde“; in der andern Stunde dagegen lehrt er und belegt gleichfalls mit Bibelstellen, „daß der Leib Christi vom Abendmahle so weit entfernt sey, als der Himmel von der Erde, und daß in diesem Sacramente nur die Seele durch den Glauben Theil habe an Christus, nämlich an seinem Verdienste“. Der Verfasser führt mit einer Fülle von Belesenheit, Scharfsinn und Talent, wie sie Wenigen zu Gebote stehen, diesen Gegenstand vortrefflich durch, und es bedarf nicht erst unserer Empfehlung, um dieser Schrift ein großes Publikum zu verschaffen. Sehr bedeutend und wichtig halten wir aber die Behandlung der bisher noch nirgends genügend erörterten Frage in Betreff der Stellung der Regierung den verschiedenen Richtungen des Protestantismus gegenüber. Diese Stellung, nach welcher dem katholischen Landesherren die Episcopalrechte über die Protestanten zustehen, ist eine äußerst schwierige deshalb, weil die Regierung so leicht in den Verdacht kommen kann, die eine oder die andere der protestantischen Richtungen zu begünstigen, ja bei den gerechtesten Maaßregeln sich nicht von dem Mißtrauen befreien kann, sie meine es mit den protestantischen Interessen nicht ganz aufrichtig. Der Verfasser hat diesen Gegenstand mit derjenigen Freimüthigkeit und Würde behandelt, wie die Wichtigkeit desselben auch für das katholische Volk es erheischt und weiset namentlich als auf ein schlagendes Beispiel, auf eine von dem Oberconsistorium „im Namen des Königs“ erlassene Vorschrift hin, wornach die protestantischen Prediger und Schullehrer die confessionellen Unterscheidungen im Gegensatze gegen die katholische Kirche sorgfältig und nachdrücklich hervorzuheben angewiesen werden. Da nun bekannt ist, wie gut unterrichtete, ja gelehrte protestantische Prediger, z. B. Marheinecke in Berlin, die Lehren der katholischen Kirche bei ihren Vorträgen verunstalten, so wird man sich, bemerkt der Verfasser, „eine beiläufige Vorstellung davon machen können, welche Dinge erst die Dorfschulmeister und Landprediger ihren Gläubigen unter dem Titel katholischer Unterscheidungen mittheilen werden. Sind doch auch alle jene Schriften, in denen sie sich Raths erholen könnten, durchaus mit Entstellungen und Unwahrheiten angefüllt. Nimmt nun, was nicht ausbleiben wird, auch das katholische Volk von den Früchten Notiz, welche diese im Namen des Königs angeordnete Einübung

der Unterscheidungslehren trägt; hört es gelegentlich, welche Zerrbilder den protestantischen Knaben und Mädchen in den Schulen, als katholische Lehren vorgetragen und zwar, wie man ihm sagt „auf Allerhöchsten Befehl“ vorgetragen werden, dann müssen bei ihm ganz eigene und seltsame Vorstellungen über die Beziehungen der katholischen Landesherrn zur protestantischen Lehre sowohl, als zur katholischen Kirche entstehen. Und wenn nun in natürlicher Folge, und schon um der Nothwehr willen, auch auf katholischer Seite die Unterscheidungslehren in Kirche und Schule sorgfältiger hervorgehoben werden, so wird die Vorstellung, daß dieß auf dieser Seite nach dem Gebote des Bischofs, auf der andern aber auf Befehl des Königs geschehe, die Ideenverwirrung nicht gerade zu heben geeignet seyn. Doch ich will diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, es galt nur an einem neuen Beispiele zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der Besitz der protestantischen Episcopalrechte für den Monarchen an sich schon verknüpft sey, mag er auch noch so fest entschlossen seyn, nur nach der strengsten Gerechtigkeit zu verfahren, und keine Confession auf Kosten der andern zu begünstigen; und wie sehr es daher Pflicht der mit der Ausübung dieser Rechte betrauten Behörden sey, diese Schwierigkeiten nicht noch zu vermehren, und nicht ohne Noth Mißtrauen und Argwohn auszusäen“.

XII.

Die slavische Nationalität und der Russinianismus des Journal de Francfort.

Wie im Westen die irische Nationalität zum Stützpunkte für den Widerstand gegen England und seinen Protestantismus dient, — so ist im Osten ebenfalls eine Nationalität der Mittelpunkt geworden, um welchen in mannigfachen und raschen Schwingungen ein ganz anderes System der politischen und wissenschaftlichen Bewegung kreist. Wir werden auf diese merkwürdige Erscheinung des Erwachens aller slavischen Nationalitäten, so wie auf dessen Grund und wahrscheinlichen [illegible] bei einer andern Gelegenheit zurückkommen. Hier sey uns

vorläufig nur die Bemerkung gestattet, daß eine, in Deutschland weit verbreitete Meinung, kraft welcher die westlich wohnenden, dem österreichischen Scepter unterworfenen, slavischen Stämme, wie die Araber nach Mekka, so ihr Antlitz nach St. Petersburg gewendet haben, und dort ihren geistigen und politischen Mittelpunkt suchen sollen, — mit gutem Fug für völlig unbegründet erklärt werden kann. — In so weit in diesen Völkern wirklich ein geistiges Leben erwacht ist, hat dasselbe eine so entschiedene Richtung gegen Rußland genommen, daß die von dieser Seite drohende Gefahr als beseitigt angesehen werden kann. Wir wollen es hier ununtersucht lassen, ob die slavischen Sympathien und Antipathien von jeher der nämlichen Strömung folgten, — gewiß aber ist, daß die Methode, nach welcher Rußland die polnischen und überhaupt die kirchlichen Verhältnisse administrirt, den westslavischen Gefühlen eine Richtung gegeben hat, mit welcher wir Deutsche uns nur einverstanden erklären können. — Diese Wetterveränderung ist so auffallend, daß selbst russische Organe sie nicht länger ignoriren können, und nun mit ehrbarem Ernste uns überzeugen wollen, daß die Trauben sauer seyen. Das würdige Journal de Francfort, dem es zuweilen gelingt, divinatorische Blicke in die Ansichten und Zwecke des russischen Kabinets zu werfen, versichert uns in seinem leitenden Artikel vom 23. Juni, daß „die so oft verbreiteten Gerüchte, nach welchen Rußland beabsichtigen soll, ein großes Slavenreich zu gründen, und zu diesem Ende alle seiner Herrschaft nicht unterworfenen slavischen Stämme an sich zu ziehen, Niemanden eine größere Entrüstung verursachen, als S. M. dem Kaiser". Wir betheuern, und die Censur kann es bezeugen, daß wir diese allgemein bekannte Wahrheit nie bestritten haben. Deshalb ist es überflüßig sie durch erläuternde Berufungen auf die Pentarchie noch mehr zu illustriren. — Worauf wir aber die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten, das ist das Bild eines bis zur Stupidität brutalen Absolutismus, das der Artikel des Journal de Francfort bei eben dieser Gelegenheit, ohne die leiseste Anwandlung von Scham und Bedenken vor den Augen der Zeitgenossen aufrollt. Das trügerische Kokettiren mit slavisch nationalen Ideen wird brusque aufgegeben, die plumpe Anbetung der Person des Cäsars allein schlägt noch vor. Eine Vereinigung der andern slavischen Volksstämme mit Rußland, sagt der Artikel, ließe sich nur unter der Bedingung denken, daß man den westlichen Slaven die günstigen Bedingungen ihrer jetzigen Existenz gewährte, und daß man ihnen eine Bürgschaft für ihre nationalen Bestrebungen böte. „Aber das Centrum des russischen Reiches

ist der Kaiser. Der Bruch der Russen und der Polen kam eben nur davon her, daß das Gefühl der Nationalität unverträglich war mit der Fundamentalidee des russischen Reiches". Daher empfange die Literatur auch allein vom Kaiser ihre Richtung, „denn durch die Religion, die Gesetze und die Sprache wolle er Rußland zur Einheit führen; eine Literatur, deren Tendenzen nicht mit diesem großen politischen Zwecke übereinstimmen, könne also nicht geduldet werden". — Wahrlich, dieß ist ein Punkt der Vollendung und innern Durchbildung des Absolutismus, neben welchem jedes frühere Stadium desselben, von dem die Geschichte Meldung thut, in unscheinbarer Dürftigkeit verschwindet. Oft schon hat sich die schrankenlose Macht auf die Idee der Nationalität, der Staatsreligion oder des Staatswohles zu gründen gesucht. — Die Person des Monarchen aber sans phrase als höchsten, einzigen und ausschließlichen Zweck voran zu stellen, ihm Religion, Sprache und Wissenschaft als bloße dienende Mittel unterzuordnen; die Einheit des Reiches in diesem Sinne zu fassen; zu verlangen: daß alles geistige und nationale Leben des Volkes, seine Erinnerungen, seine Gefühle, sein Glaube, in dem Herrscher aufgehen, daß es gewissermaaßen nur in ihm und durch ihn denken, dichten, fühlen und Gott anbeten solle (wenn nämlich von einem, nach Laune des Herrn wechselnden Gotte überhaupt noch in einem andern Verstande, als in dem, des Schaugepränges einer Staatsaction die Rede seyn könnte!) — eine solche Durchführung der Theorie und Praxis des Absolutismus ist erst jener Parthei vorbehalten gewesen, — die im Namen des Kaisers Nikolaus*) (natürlich wider die Absicht und die wahren Zwecke dieses Herrschers), — durch wahnsinnige und ans Fabelhafte streifende Uebertreibung despotischer Maximen ihre königsmörderischen Pläne desto sicherer zu erreichen, und Thron und Regierung in jenem Staate desto unfehlbarer zu Grunde zu richten sucht.

*) Daß übrigens dieß dienstfertige Journal, eine Schmach der deutschen Journalistik, seine ordre du jour nicht eben aus der untersten Region empfängt, geht aus der Russifizirung der Ostseeprovinzen, aus den Maaßregeln gegen die Professoren von Dorpat hervor, so wie die päpstliche Staatsschrift nicht wenige Belege dafür liefert. Wie der Herr so der Diener. So viel zum besseren Verständniß.

Anm. der Redact. d. Hist.-pol. Blätter.

XIII.

Irland und der Repeal *).

Eines der wichtigsten und schwierigsten Probleme der Gegenwart ist die irische Repealfrage. — Wie man auch über dieselbe denken möge, kein Unbefangener darf vergessen, daß über das, was Irland Noth thut, verschiedene Meinungen möglich sind, und daß es geradezu unmöglich ist, sich in dieser Beziehung nach einigen, im Voraus theoretisch festgestellten Begriffen und Voraussetzungen ein sicher treffendes Urtheil zu bilden. Hier, wie so oft, können daher in auf einen gewissen Punkt entgegengesetzte Meinungen mit demselben Grade von Redlichkeit und guter Absicht verfochten werden. Wenn, wie das Factum beweist, der irische Clerus selbst, freilich zu ungleichen Hälften, in seiner Meinung über den Repeal getheilt ist, wenn in England selbst Katholiken von unbezweifelter Reinheit ihrer kirchlich-religiösen Gesinnung, sich mit dem entschiedensten Abscheu gegen die dermalige Agitation in Irland erklärt haben, so dürfte dieß für uns Deutsche jedenfalls ein Grund zur Behutsamkeit und Vorsicht in unserm Urtheile und eine Veranlassung, wenigstens nicht mit Leidenschaft und Erbitterung, weder für, noch wider die Auf-

*) Je schwieriger die Lösung der irischen, religiös-politischen Repealfrage ist, um so erfreulicher muß es der Redaction dieser Blätter seyn, dieselbe von den verschiedensten Seiten besprochen und beleuchtet zu sehen. Bereitwillig hat sie daher auch der folgenden Mittheilung ihre Spalten geöffnet, ohne deshalb alle darin ausgesprochenen Ansichten des ehrenwerthen Verfassers zu den ihrigen machen zu wollen, wie dieß in der Natur dieser Probleme liegt.

Anm. der Redaction der Hist.-pol. Blätter.

lösung der Union Parthei zu nehmen, sondern mit sorgfältiger Ueberlegung die, einander zum Theil direct widersprechenden Thatsachen zu beherzigen und zu erwägen, wie dieß des deutschen Charakter am würdigsten ist. — Ein Mehreres ist vor der Hand bei unserer Entfernung vom Schauplatze jener Begebenheiten ohne dieß nicht zu erreichen.

Aus dem eben angegebenen Grunde leuchtet von selbst ein, daß die nachfolgenden Bemerkungen nicht die Anmaaßung hegen können, ein Orakelspruch in einer Verwicklung von Begebenheiten zu seyn, über welche selbst Solche ihr Urtheil aufschieben, welche den irländischen Angelegenheiten seit vielen Jahren nahe standen. — Insbesondere ist es unsere Absicht, Jene unter unseren deutschen Mitkatholiken, welche geneigt seyn möchten, sich für die Sache des Repeal mit Leidenschaft zu enthusiasmiren, auf einige Umstände aufmerksam zu machen, welche es, wenigstens zur Zeit noch, zweifelhaft machen: ob denn wirklich die Trennung der Union und die Agitation, wie sie zu diesem Ende getrieben wird, — mit dem Interesse der katholischen Sache in dem Grade identisch sind, als insbesondere viele unserer katholischen Landsleute es anzunehmen lieben. Allerdings berührt die Repealfrage die katholische Sache, weil sie die Interessen eines katholischen, durch sein treues Festhalten am Glauben der Väter ehrwürdigen Volkes betrifft. — Allein außerdem geht sie ein specifiсch irisches, partikular nationales und politisches Interesse an, welches begreiflicherweise nicht nothwendig mit der katholischen Sache zusammenfällt. — Es soll hiermit jener nationalen Seite der Frage keineswegs alle Berechtigung abgesprochen werden. Allein es dürfte sich schwer in Abrede stellen lassen, daß in gewissem Betracht das irische Element nicht ohne alle Gefahr für das katholische ist.

Vom Standpunkte dieses letztern aus, welche sich bekanntlich im Oberhaupte der Kirche concentrirt, und in diesem sein Organ gewinnt, kann, wie natürlich, weder die irländische noch die englische Nationalität als bevorzugt erscheinen. Alle

Völker des Erdbodens haben als Kinder der einen Mutter Kirche, oder als solche, die es werden sollen, gleiche Rechte und gleiche Pflichten, und in so fern den Anspruch: vom Statthalter Christi mit gleicher Liebe umfaßt zu werden. —

Von diesem Standpunkte aus wird der Papst für die Irländer, wie für jedes andere Volk auf Erden, zunächst, gegenüber der Staatsgewalt, auf völlige und unbeschränkte Freiheit der katholischen Religionsübung in ihrem weitesten Umfange dringen.

Er wird ferner den Wunsch hegen, daß es jedem, der nicht zur Kirche gehört, durch die weltlichen Gesetze und Einrichtungen nicht unmöglich gemacht und erschwert, sondern im Gegentheil völlig freigestellt werde, vorkommenden Falls einer bessern Ueberzeugung zu folgen, und sich frei und öffentlich zum wahren, katholischen Glauben zu bekennen.

Dagegen wird der heil. Stuhl Alles, was zur Empörung und Bürgerkrieg führt, — Alles, was darauf abzweckt, die Scheidewand eines erbitterten Hasses zwischen verschiedenen Völkern zu errichten, endlich Alles, was die Fundamente der geselligen Ordnung auf dem weltlichen Gebiete untergräbt und zerrüttet, verwerfen und verabscheuen, weil es dem Worte Gottes, wie dem wahren Interesse der Kirche widerspricht, in der alle Nationen des Erdbodens, wie eine große Familie friedlich und geordnet unter der Herrschaft des Kreuzes sich zusammen finden, und mit einander in Bruderliebe und Eintracht vereinigen sollen. —

Diese Grundsätze des Oberhauptes und Mittelpunktes der Kirche ergeben sich nicht bloß aus ausdrücklichen Erklärungen und Rundschreiben, die der Nachfolger Petri bei vielfachen Gelegenheiten an einzelne Bischöfe, wie an alle Christgläubigen erlassen hat; sie liegen so einfach in der Natur der Sache und im Interesse, wie in der Geschichte der Kirche, daß nur der Haß des kirchlichen oder politischen Wahnglaubens sich über die weltkundige Thatsache täuschen könnte, daß

auf den eben bezeichneten Grundsätzen das kirchlich-politische System des heil. Stuhls beruht.

Legen wir den Maaßstab dieser leitenden Ideen an den heutigen Zustand der Kirche in Irland, wie im großbrittanischen Reiche überhaupt, so dürfte es in manchem Betracht zweifelhaft scheinen, ob die Repealagitation den Wünschen und Absichten Rom's entspreche. Zunächst können zwei Thatsachen unmöglich in Abrede gestellt werden.

Die katholische Kirche ist in England, Schottland und Irland freier *), als in irgend einem andern Lande in Europa, und die Zahl der Bekehrungen zum wahren Glauben wächst dort, dem täglich sich mehr zerklüftenden Protestantismus gegenüber, in einem Maaße, daß jeder ruhige Beobachter sich über die große Wahrheit nicht mehr täuschen kann: wenn die Entwicklung der innern Zustände der englischen Monarchie ruhig und gemessen auf diesem Wege fortschreitet, so ist, ehe noch das Jahrhundert sich zu seinem Ende neigt, — das Vaterland des heil. Dunstan und Albanus der Wahrheit und der Kirche gewonnen, und für England wie für ganz Europa geht dann eine neue Aera voll freudiger Hoffnungen auf. — Denn so viel ist gewiß und nicht zu bestreiten: in je-

*) Wenn man übrigens diese Freiheit näher in's Auge faßt, so ist sie eigentlich die Lamennais'sche; denn worin besteht sie? darin, daß der englische Protestantismus, nachdem er die katholische Kirche ausgeplündert, den Katholiken, nach hundertjährigen Verfolgungen, endlich im geistigen Gebiete Luft und Sonne frei gibt. Während die von dem Raube bereicherten Bischöfe der Hochkirche Sitz und Stimme in dem Hause der Lords haben, und als solche über das Schicksal des katholischen Irlands entscheiden, machte man den katholischen Bischöfen selbst den Namen ihrer alten Sprengel streitig, und man ließ sich nicht einmal herab, im Interesse so vieler Millionen katholischer Unterthanen, beim heiligen Stuhle auch nur einen Gesandten zu bevollmächtigen.

Anmerkung der Redaction.

ner alten Heimath der germanischen Freiheit ist die Kirche heute in der günstigen Lage, mit allen ihr zu Gebote stehenden geistigen Mitteln unbehindert und unbeirrt durch den modernen Staat, und seine, auf den meisten übrigen europäischen Staaten lastende Omnipotenz sich nach innen hin selbst regieren, und nach außen sich vertheidigen und den Irrthum bekämpfen zu dürfen. — Ist die Verbindung der Gläubigen, Priester oder Laien, mit dem Mittelpunkte der Kirche, etwa in Irland und England gehemmt, verboten, beargwohnt? oder etwa wenigstens mit lästigen und übelwollenden Spähern umgeben? — Im Geringsten nicht, — die Staatsgewalt nimmt von dem gesammten Verhältnisse der irisch-englischen Kirche zum heil. Stuhle eben so wenig die geringste Kenntniß, wie von allen innern Beziehungen der katholischen geistlichen Behörden zu ihrer Heerde. — Oder ist die Uebung des Gottesdienstes und der kirchlichen Ascese beengt, und mit lästigen, das Gewissen verletzenden Schranken umhegt? Ist etwa unter dem Namen der „confessionellen Polemik" die freie Predigt des Glaubens, im bestimmten Gegensatze zu den mannigfachen Irrlehren der Secten, verboten und mit Strafe bedroht? Oder steht die katholische Presse unter der willkührlichen Aufsicht der Feinde unsers Glaubens? Oder haben sich diese das Recht angemaaßt, die Erziehung des künftigen Clerus und die des katholischen Volkes*) in ihrem Sinne zu leiten? — Alle polizeilichen Künste solcher Art, welche der ingrimmige Haß der Außerkirchlichen seit dem Abfalle erfunden, und welche jener Macchiavellismus, der bei Bonaparte in die Schule gegangen, zur höchsten Stufe der Vollkommenheit entwickelt hat, sind dem englischen Staatswesen rein und völlig unbekannt geblieben. Dieß muß, wie man auch sonst über

*) Wenn dieß auch jetzt nicht der Fall ist, so hat es doch in neuester Zeit nicht an dem Versuch gefehlt, durch ein Unterrichtsgesetz diesen in den Bereich der Staatsleitung zu ziehen.

Anmerkung der Redaction.

die irischen Verhältnisse denken möge, von vorn herein anerkannt werden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Repeal, von dessen etwaiger politischer Nothwendigkeit und Gerechtigkeit wir hier einstweilen absehen wollen, — für einen, jedenfalls noch problematischen Nutzen, reelle Güter der Gegenwart, und eine, menschlichem Ansehen nach nicht gar zu ferne, für die katholische Sache entschieden günstige Zukunft auf's Spiel setzt.

Zu den Nachtheilen der Bestrebungen, welche die Auflösung der Union bezwecken, gehört zunächst jene Erbitterung der irischen Repealers gegen die „Sachsen", die ihnen von diesen mit Zinsen zurückgezahlt wird; eine Erbitterung, gegen welche im Namen der katholischen Sache, die keinen Nationalhaß und keinen Nationalstolz kennt, nicht entschieden genug protestirt werden kann. Wir gestehen offen, daß jene Lobhudeleien des irischen Nationalcharakters, welche eine auffallende und unangenehme Familienähnlichkeit mit den ekelhaften und lächerlichen Uebertreibungen des jahn-arndtschen Pseudo-Deutschthums auf der einen, und des Neumagyarismus auf der andern Seite nicht verläugnen können, uns im Munde von Kämpfern für die katholische Wahrheit eben so schmerzlich berührt haben, wie die Verwünschungen der Engländer, welche selbst Priester auszusprechen sich nicht scheuten, uneingedenk, daß Christus der Herr weder für Celten noch für Sachsen allein, sondern für alle Kinder Adam's gelitten hat und gestorben ist.

Noch bedrohlicher und nachtheiliger ist es, daß sich weltkundigermaaßen an die Repealfrage, wie sie heute steht, unläugbar die nahe und dringende Gefahr eines Bürgerkrieges schließt. Wir sind weit entfernt, die Verantwortlichkeit für einen so unglücklichen Ausgang, wenn derselbe wirklich einträte, auf das irische Volk oder dessen Führer zu wälzen, und wir hoffen, daß Gott die Gefahr und das Unglück einer solchen Lösung der Verwickelung von seiner Kirche in Groß-

brittanien — (und in ganz Europa!) noch gnädig abwenden werde. Auch ein mit den Waffen erfochtener, vollständiger Sieg wäre in solchem Falle ein beklagenswerthes Unglück für die Kirche, da er die Ueberwundenen höchstens niederwerfen, aber nicht bekehren würde. Wir hoffen, wie gesagt, die Beseitigung dieser Gefahr. Allein zu läugnen ist sie nicht. Denn wenn auch O'Connell die bewegten Wogen eines, in seinen Grundtiefen erbitterten Volkes bis an sein Ende glücklich beherrschte, wer würde nach dem Tode des Hochbetagten fähig seyn, die Zügel solcher Volksleitung mit gewohnter Sicherheit zu ergreifen? Und wer kann für einen, durch die bösliche Schlauheit der Gegner selbst provozirten Ausbruch haften? Diesem Stande der Dinge gegenüber liegt somit Vielen, die vorzugsweise diese, und nur diese Seite der Sache in's Auge fassen, der Wunsch nahe, daß die gesammte Anregung des Repeal unterblieben, oder wenigstens die Agitation nicht auf einen Punkt getrieben wäre, auf dem die katholische Sache in den vereinigten drei Königreichen dicht vor dem Hafen einer bessern Zukunft zu scheitern droht.

Uebrigens gilt das eben Gesagte nur von dem Falle, wo, was Gott verhüte, die Spannung der irländischen Verhältnisse wirklich in einen Bürgerkrieg ausliefe. — Ein solcher müßte freilich ohne Alle Rettung sofort in einen Religionskrieg umschlagen. — Im Ausgangspunkte der Bewegung aber ist die Repealfrage nichts weniger als gleichbedeutend mit der katholischen Sache, und hierfür können wir die Autorität eines Zeugen citiren, den Niemand zu verwerfen wagen wird. Dieß ist Daniel O'Connell selbst. Diejenigen unserer Landsleute, welche, wie es so häufig geschieht, den heutigen Kampf der politischen Elemente in Irland für gleichbedeutend mit der frühern Religions- und Kirchenverfolgung *) nehmen,

*) Wenn die jetzige Bewegung in Irland auch allerdings nicht gleichbedeutend mit der früheren Religions- und Kirchenverfolgung ist, so haben doch manche seiner nur zu gegründeten Be-

die von Irrgläubigen und Nichtsglaubern gegen die Glieder der wahren Kirche verhängt ward, welche letztere heute wieder in ihre alten Rechte und Würden eingesetzt werden solle — Alle diese würden wohl thun, O'Connell's Manifest an die irische Nation zu beherzigen, worin der berühmte Volksführer sich alle erdenkliche Mühe gibt, gerade diese Auffassung des ganzen Sachverhältnisses zu bestreiten. — Er will eben nicht, daß der Repeal eine katholische Frage seyn soll; nur von rein politischen und irischen Interessen sey die Rede, und sein Aufruf schließt mit den Worten: „Wo ist der Mann mit irländischem Herzen, der sich nicht dem glorreichen Kampfe für die Rechte, die Freiheit, das Gedeihen seines Geburtslandes anschließen möchte. Weg also mit leeren Besorgnissen, mit eitlen Eifersüchteleien, mit grundlosen Befürchtungen, mit religionswidrigen Feindschaften! Irländer, Einer wie Alle, Katholiken, Protestanten, Presbyterianer, Dissenters, schaart euch zusammen für euer Geburtsland, für euer Vaterland"! —

Wir haben in dem Bisherigen die Solidarität zwischen der katholischen Sache und dem Repeal abgelehnt. Der letztere betrifft keine kirchliche, sondern eine politische und natio-

---

schwerden in jener früheren Verfolgung ihren Grund, und hierin fällt die politische Frage mit der religiösen allerdings zusammen. Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den polnischen Verhältnissen; auch hier hängt die politische Frage der Nationalität aufs innigste mit der religiösen zusammen. Während in Irland die Verfolgung und erfolglose Vertilgung der Kirche von den Fürsten und den Parlamenten ausging, ist es hier der unumschränkte Wille eines Einzigen, der als oberster Gesetzgeber und oberster General mit Gewaltmaaßregeln und Ukasen den Vernichtungskampf gegen sie führt; England und seine rathlosen Minister erndten in diesem Augenblick die Früchte, die man seit Jahrhunderten gesäet; für Rußland wird sicherlich auch der Tag einer großen Abrechnung nicht ausbleiben: Discite justitiam moniti et non temnere Divos.

Anm. der Redaction.

nale Sache; — Allein nach dem oben Gesagten kann und soll darin noch kein Urtheil über die Berechtigung und Zeitgemäßheit der ganzen Frage liegen, über welche wir uns, wie oben schon bemerkt, eines entscheidenden Urtheils zur Zeit noch enthalten müssen. — Gewiß sind nur folgende Thatsachen. — Irland seufzt unter drückenden, materiellen Uebelständen und Mißverhältnissen, wie kein anderes Land in Europa. — Diese sind herbeigeführt durch das Verhältniß des siegenden Volkes zum besiegten, und durch die Gräuel, die der Protestantismus in dem unterjochten Lande verübte. Weder die Emancipation der Katholiken, noch die Reform des englischen Parlaments hat sie gehoben. Sie dauern bis auf diese Stunde fort, und neben den Leiden des unglücklichen Volkes steht fortwährend die Frage: wie denselben abzuhelfen sey? — Wie man auch über die zu diesem Ziele führenden Mittel denken möge, es darf nie vergessen werden, daß wenn Irland aus seiner jetzigen drückenden und unglücklichen Lage erlöst zu werden sucht, diesem Bestreben kein bloß theoretisches Interesse irgend einer Art, — sondern die eigentliche, bittere Noth und das herbe Elend, kurz der Hunger mehrerer Millionen Menschen zum Grunde liegt. Bekanntlich wird dieser weder durch Versprechungen noch durch Drohungen gestillt, und hundertmal mit Härte und Erbitterung, ja mit blutiger Gewalt zur Ruhe verwiesen, klopft ein unglückliches und unterdrücktes Volk immer auf's Neue mit verstärkter Kraft an die Pforte seiner Gewaltherren, und bittet und fleht, droht und tobt, flucht oder betet, bis endlich das große Gottesgericht der Geschichte zwischen ihm und seinen Peinigern entschieden hat. — Irland ist seit Jahrhunderten eine peinliche Verlegenheit für England, und eine Klippe, an der nicht wenige Ministerien Schiffbruch litten. Das Factum beweist: daß die große, weltgeschichtliche Frage zur Stunde noch nicht gelöst ist, und daß auch Sir R. Peel zuletzt kein anderes Heilmittel kennt, als die Berufung an die nackte, rohe Gewalt. So steht Irland fortwährend, wie es seit Jahrhunder-

ten stand; in der bedrohlichsten Schwebe zwischen gesetzlicher Abhilfe seiner Leiden und offenem Bürgerkriege. Dennoch ist die Volksstimmung nach gleichlautenden, unverwerflichen Zeugnissen in diesem Augenblicke ruhiger und weiter von Gewalt und innerem Kriege entfernt als je, seitdem die Union besteht; Rebellion wäre nur zu fürchten, wenn sie mit Absicht von den Ministern provozirt würde. Und diese allerdings merkwürdige, aber unläugbare Thatsache wird von den Vertheidigern des Repeal dem einfachen Umstande zugeschrieben: daß das irische Volk, nachdem es laut vierzigjähriger Erfahrung jedwede Hoffnung auf irgend eine Verbesserung aufgegeben, die ihm von einem unirten Parlamente werden könnte (in welchem sich die Vertreter Irlands zu denen der beiden andern Reiche wie 1 zu 5 verhalten), daß eben dieses Volk jetzt sein ganzes Vertrauen auf ein gesondertes, irisches Parlament setzt, und deßhalb gerade, wie es jetzt geschieht, sich von Gewalt und Unfug fern hält. —

Ist diese Ansicht richtig, so erklärt sich das Partheinehmen der katholischen Geistlichkeit für den Repeal völlig zu deren Vortheil, und der so oft gehörte Vorwurf: „daß sie sich dadurch in politische Angelegenheiten mische, die ihrem Stande und Berufe stets fern bleiben müßten“, zerfällt dann bei näherer Erwägung in sich selbst. — Es ist eine traurige Thatsache, daß die Bevölkerung von Irland seit Jahrhunderten gegen ihre Unterdrücker in einem ununterbrochenen, bald geheimen und lautlosen, bald öffentlichen und blutigen Kriege lebt. Die englische Regierung übt schlechthin keine moralische Autorität über die katholischen Irländer, und beherrscht jenes Land heut, wie zu Cromwell's Zeiten, allein und ausschließlich durch die Gewalt und ihre Schrecken. Die einzige geistige und sittliche Macht liegt in den Händen der Priester. Diese allein sind es, denen das schwere Amt obliegt, ein gedrücktes, mit einer im übrigen Europa beinahe unglaublicher Noth ringendes Volk von offener Empörung zurückzuhalten. Begreiflicherweise ist es bei immer steigender Noth unmög-

lich, eine solche Aufgabe mit bloßen Ermahnungen und begütigenden Reden zu lösen. — Der Clerus muß, wenn seine Worte nicht bei den Meisten spurlos in die Luft verhallen sollen, das gequälte Volk wenigstens auf die Möglichkeit einer gesetzlichen und ordnungsmäßigen Abhülfe der auf ihm lastenden Unbilden vertrösten können, und diese kann ihm menschlicher Einsicht nach allein ein irisches Parlament; d. h. die Trennung der Union gewähren. Daher das leidenschaftliche Interesse für den Repeal bei der Mehrzahl aller katholischen Priester, die, aus dem Volke hervorgegangen, sich von dessen Leiden und Freuden, auch wenn sie wollten, nicht trennen können. Was auf dem Continent übler Wille gegen die Kirche oder Mangel an Kenntniß der dortigen Verhältnisse der irischen Geistlichkeit zum schwersten Vorwurfe zu machen pflegt, ist demnach ihr hohes Verdienst. — Sie betreibt den Repeal nicht als ein Mittel Unruhen zu stiften, sondern als einzigen Ableiter für den Bürgerkrieg.

In dem Widerstreit der Meinungen, welche in England über diese Lebensfrage der brittischen Politik laut geworden sind, — scheint sich, — wie wir heute das dortige Terrain übersehen, — eine Ansicht als versöhnender Mittelweg zu empfehlen. — Man errichte, sagen Manche, die seit ihrer Geburt mit den irischen Zuständen innig vertraut sind, ein gesondertes, irisches Parlament, und überweise diesem, gleichsam als den Provinzialständen jenes Landes, alle, das Innere der irischen Verfassung und Verwaltung betreffenden Angelegenheiten; alle anderen, die Politik des gesammten brittischen Reiches und das Verhältniß Irlands zu den übrigen Theilen der Monarchie berührenden Gegenstände mögen, nach wie vor, dem vereinigten Parlamente der drei Reiche, in seiner bisherigen Zusammensetzung vorbehalten bleiben. — Die schwierige Aufgabe, so versichern die Verfechter dieser Ansicht, wäre hierdurch gelöst, Irland zufrieden gestellt, und die Einheit des Mechanismus der brittischen innern und äußern Politik gerettet.

Freilich wird es aber auch von den unterrichtetsten Kennern der englischen Verhältnisse bezweifelt, ob Sir Robert Peel der Mann sey, das Staatsschiff glücklich durch diese Brandung zu leiten. — Man mißt ihm protestantisch-pietistischen Fanatismus bei, und manche Aeußerungen, die er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die methodistischen Umtriebe des berüchtigten Bibelvertheilers Borrows in Spanien, so wie über das vorgebliche Gedeihen des Gegenpapstthums in Jerusalem im Parlamente gethan, unterstützen nur allzusehr diesen Verdacht. Wäre er gegründet, so wäre damit zugleich der Maaßstab für seinen wahren Werth als Staatsmann gegeben. Der moralische und intellectuelle Ruin, welcher von Geisteszuständen solcher Art unzertrennlich ist, würde ihn unfähig machen, einer Monarchie wie England in diesem Jahrhundert vorzustehen. Allein mit Zuversicht hofft man, daß der Tag, an dem er den Versuch wagen sollte, die blutigen Gelüste seiner Parthei zu befriedigen, die diese zuweilen noch aus den Tagen ihres Glanzes und ihrer Uebermacht anwandeln, — zugleich, kraft der milden Individualität der Königin Victoria, der letzte seines Ministeriums seyn würde.

XIV.

Christina, Königin von Schweden.

III.

Ihr Regierungsantritt.

In dem Bisherigen haben wir vorzüglich das betrachtet, was die Umstände und die Menschen gethan, um Christina nach ihrem eigenen Geiste auszubilden; es dürfte daher nicht unpassend seyn, nun auch die Natur Christinens selbst näher ins Auge zu fassen, an welcher die Erzieher und Lehrmeister ihr Bildnertalent mit mehr oder minder Erfolg versuchten.

In reiferen Jahren, als sie mit ruhigerem Blute auf die durchlaufenen Geschicke zurückblickte, schrieb sie das uns erhaltene Fragment ihrer Biographie, aus dem wir mehrere Züge mitgetheilt, in welchen sie ihre eigne Physionomie gezeichnet. Es läßt sich gar leicht daraus erkennen, daß sie der starken Seiten ihrer reichbegabten Natur, nicht ohne Selbstgefühl, sehr wohl bewußt war; allein sie hat uns auch ihre Schwächen, ja selbst ihre Fehler nicht verschwiegen. Ist darum diese Schilderung unseres Vertrauens werth, so gibt sie auch selbst dann, wenn in dem Einen oder dem Anderen Selbsttäuschung mit untergelaufen wäre, oder wenn sich Ansichten und Empfindungen eines späteren Lebensalters mit den Erinnerungen der Jugend vermischt hätten, auch dann gibt sie vollgültiges Zeugniß von ihrer Gesinnung. Und was könnte auch charakteristischer für einen Menschen seyn, als zu wissen, wie er über sich selbst denkt, oder zum wenigsten, wie er wünscht, daß seine Mitmenschen über ihn denken möchten. Ehe wir daher den inhaltreichsten Abschnitt ihres Lebens, die Regierung der Königin, beginnen, wollen wir aus diesem merk-

würdigen Fragment noch einige zerstreute Züge zu ihrem Bilde zusammenreihen.

Wie sie selbst diese Schilderung und ihre ganze Biographie angesehen wissen wollte, das spricht sie in der Anrede, die sie im Eingange an Gott richtet, dem sie ihr Werk zueignet, in großartiger Weise aus. Diese Zueignung gehört gewiß zu dem Besten, was die gelehrte Konigin geschrieben; es finden sich darin Anklänge an die Anfangs- und Endpunkte ihrer Bildung: in dem einfachen Ausdrucke an den ruhmgekrönten Helden ihrer Jugend, an Cäsar; in dem erhabenen Schwunge des Gedankens an den heil. Augustin und seine Confessionen; das Ganze aber durchweht ihr eigenthümlicher, kräftiger, dem hohen kriegerischen Norden des germanischen Scandinaviens angehöriger Geist. Auch wir wollen daher ihrem Bilde diese Worte ihrer an Gott gerichteten Zneignung vorausschicken, damit Jeder die Richtigkeit unseres Urtheiles selbst beurtheilen könne:

„Schrecklich wäre meine Undankbarkeit, o Herr"! so beginnt die Königin ihr Werk, „würde ich nicht die Muße, die Du mir geschenkt, zu Deiner Verherrlichung nützen. Das, was Du bist und was ich bin, verpflichtet mich dazu. Du bist Alles und ich bin Nichts; aber ich bin ein Nichts, das Du fähig gemacht, Dich anzubeten und Dich zu besitzen. Durch Deine Gnade bin ich von allen Deinen Geschöpfen diejenige, die Du am meisten begünstigt".

Etwas später, als der Florentiner Dichter Filicaia sie in einem Sonnett hoch gepriesen, schrieb sie ihm in gleichem Sinne zurück: „Helfen Sie mir Gott dafür danken, daß ich die Begünstigste aller Sterblichen bin; da ich aber zu gleicher Zeit das undankbarste Geschöpf bin, was aus seiner allmächtigen Hand hervorgegangen, so urtheilen Sie, wie wenig ich den Ruhm verdiene, zu dem mich Ihr Gedicht erheben wollte".

Sie fährt in ihrer Lebensbeschreibung fort: „Mit vollen Händen hast Du alles über mich ausgegossen, was ein Ge-

schöpf glücklich und glorreich in dieser Welt machen kann. Die Kraft meiner Seele und meines Körpers, Abkunft, Glück und Größe, die ließest Du Deiner Ehre und meinem Glücke dienen; und alles, was einem solchen wunderbaren Vereine entspringt, und daß Du mich als unbeschränkte Königin über das tapferste und ruhmvollste Volk der Erde geboren werden ließest, das ist ohne Zweifel noch die geringste meiner Verpflichtungen gegen Dich; denn nachdem Du mir so Vieles verliehen, hast Du mich noch zu dem Ruhme berufen, Dir, wie ich es schuldig war, ein vollkommenes Opfer meines Glückes, meiner Größe und meines Ruhmes darzubringen, um Dir das glorreich zurückzugeben, was Du mir geliehen. Und weil ich es nur deßwegen bin, weil Du gut bist, so schulde ich Dir ehrfurchtvollen Dank dafür, daß Du mir die Kraft gegeben, ein so großes Opfer zu vollbringen. Darum halte ich mich verpflichtet, alle Gnaden, die Du mir verliehen, der Nachwelt zu offenbaren und der ganzen Erde zu verkünden; indem ich die Geschichte eines Lebens aufzeichne, das Du herrlich und glorreich gemacht durch das Gute und Schlimme, durch Glück und Unglück. — Du weißt es, o Herr! daß Du mir ein Herz gegeben, das nichts zufrieden stellen kann. — Nichts kann mich erfüllen, nichts mir genügen, als Du allein. So groß hast Du mich gemacht, gäbst Du mir auch die Herrschaft der ganzen Welt, sie würde mir nicht genügen. Alles, was Du nicht bist, darf ich für nichts achten. — Verleihe mir, daß die Betrachtung, die ich über mein vergangenes Leben anstelle, mich mit Bewunderung für Dich und Beschämung über mich erfülle, und daß Alles, was ich sage, der Wahrheit Zeugniß gebe, die nichts anderes als Du selbst bist. — Banne aus meinem Herzen jede eitle Selbstgefälligkeit und Eitelkeit. Erleuchte meinen Verstand, daß er Deine Gnaden und meine Fehle erkenne. — Ich werde unter dem Beistand Deiner Gnade von mir selbst, wie eine Fremde reden, an der ich keinen Theil habe. Ich fürchte die Wahrheit nicht. Deine Zulassungen haben mich so oft und scharf gedemüthigt

müthigt, daß ich mich nur zu gut kenne. Ich schreibe nicht, um mich zu rechtfertigen; ich schreibe, um mich vor aller Welt als eine Schuldige zu bekennen — wie ich es vor Deinen Augen bin — die alle Deine Gnaden und Wohlthaten grausam mißbraucht und Dir schlecht gedient und sich Deiner vielen Gutthaten unwürdig erzeigt hat. Ich schreibe, um alles zu verfluchen, was Dir an mir mißfällt, und endlich schreibe ich, um Dir allein die Ehre von dem zu geben, was ich bin. Dir überlasse ich, o Herr! dieß Werk, Du wirst daraus machen, was dir beliebt. Du weißt, daß die Geschichten in dem Jahrhundert, worin ich lebe, nichts sind, als endlose Lobreden oder giftige Schmähungen auf Jene, deren Namen sie führen. Der Neid, die Gemeinheit, die Ungerechtigkeit der Menschen sind allzeit bereit, das unglückliche Verdienst zu zerfleischen, und den Lastern und Verbrechen deren, die herrschen, zu schmeicheln. Solcher Ungerechtigkeit gleichgültig zuzusehen, wie ich sollte, dazu hast Du mir noch nicht Stärke genug verliehen. Dir, o Herr! opfere ich daher mein vergangenes Leben; Du bist mein einziger und mein glorreicher Anfang, und wirst mein glorreiches und mein einziges Ende seyn. Ich flehe Dich an, mir alles Vergangene verzeihend zu vergessen. In den tiefen Abgrund Deiner Unendlichkeit versenke ich meine Unwissenheit und meine Verbrechen, die allein mir angehören, und alle meine Tugenden und Talente, wenn ich welche besitze, gehören Dir. Vernichte alles, was nicht von Dir ist, und durch Deine Güte vollende Du, zu Deinem Ruhme, Dein Werk. Mache Deine Güte siegreich über meine Unwissenheit und meine Schwäche. Beschütze mich vor mir selbst, nachdem Du mich vor allen meinen Feinden beschützt. Ich begehre Dich, von Dir und durch Dich. Entziehe Dich nicht diesem glühenden, unstillbaren Verlangen, das Du in meinem Herzen entzündet, und das ich als die größte aller Deiner Gnaden anerkenne. Dich zu besitzen, mache mich würdig durch jene blinde und gänzliche Hingabe, die Dir mit so vollem Rechte gebührt, und die Dir

nicht ohne ewige Unseligkeit verweigert wird. Zerreiße alle meine geheimen Bande, so edel, so schuldlos sie seyn mögen. Mache, daß ich Dir allein mein Werk, mein Leben und meinen Tod anheimstelle, für Zeit und Ewigkeit". Das war der Standpunkt, von welchem aus sie sich betrachtete. Wir lassen sie nun sich selbst schildern.

An einer Stelle, wo sie sagt, daß Gott sie vor den Verirrungen der Liebe bewahrt, und daß sie sich frei von den Banden der Ehe gehalten habe, spricht sie über den frühen Zug ihrer Seele nach oben, das sursum corda, also: „Mein Herz gehörte Dir, seit es in meinem Busen schlug. Du hattest mit ihm ein geheimes Einverständniß, das mir selbst unbekannt war. Du allein hast Wunder in diesem Herzen vollbracht, die um so glorreicher sind, als sie nur Dich allein zum Zeugen und Zuschauer haben. Meine Sünden und meine Schwächen, die mir angehören, ließest Du nicht minder, wie alle diese Tugenden und Talente, womit Du Dich so freigebig gegen mich gezeigt, diesem wunderbaren Verkehr dienen. Ich habe Nichts zu Allem diesem beigetragen, als meine Unwürdigkeit, und es bleibt mir nichts mehr übrig, als Deines Winkes in Ehrfurcht und Schweigen gewärtig zu seyn, und Dich walten zu lassen und Dich zu bewundern."

Wieder, nachdem sie von der allgemeinen Zufriedenheit ihrer Lehrer, von dem Adel ihres Herzens, von ihrer unermüdlichen Wißbegier, ihren ungewöhnlichen Geistesgaben und Fortschritten gesprochen, fährt sie also fort, auch der Schattenseiten gedenkend: „Einer so glücklichen Geburt, so schönen Talenten, den Gaben Deiner Gnade, o Herr! hatte die verdorbene Natur auch Mängel beigemischt, die ich nicht verschweigen werde. Ich war mißtrauisch, argwöhnisch, und ehrgeizig bis zum Uebermaaß. Ich war jähzornig und heftig, stolz und ungeduldig, hochmüthig und spöttisch. Ich verschonte Niemand; und diese Fehler, statt daß sie sich mit dem Alter und dem Unglücke vermindert hätten, haben sich so stark gemehrt, daß sie mir nur zu sehr die Erkenntniß ver-

schafft, daß sie meiner Person und nicht meinen Glücksum- ständen angehören, und was dabei sonderbar scheint, ich fühlte diese Fehler stärker und lebendiger im Unglück, als im Glück. Denn es scheint, daß die Ruhe des Glückes die wilden Bestien besänftigt und einschläfert, während das Unglück sie reizt und aufweckt. Ich weiß gar wohl, daß ich sie verheimlichen kann, wenn ich will. Aber ich weiß nicht, ob ich jemal ernstlich daran gearbeitet, sie gänzlich zu bändigen. Es ist Deine Gnade allein, o Herr! die sie gehindert, mich so weit fortzureißen, als sie konnten; und wenn Du ihnen manchmal den Zügel schießen ließest, so hast Du ihnen doch nie gestattet, daß sie mich hinabrissen. Ueberdieß war ich ungläubig und wenig fromm, und mein hitziges und heftiges Temperament hat mir nicht weniger Neigung zur Liebe, als zum Ehrgeiz gegeben. In welches Unglück hätte mich nicht eine so furchtbare Neigung gestürzt, hätte nicht Deine Gnade meine Mängel benutzt, um mich davon zu heilen. Mein Ehrgeiz, mein Stolz, unfähig sich Jemanden zu unterwerfen, und mein Hochmuth, der Alles verachtete, haben mir auf wunderbare Weise zur Bewahrung gedient; und durch Deine Gnade hast Du ein so feines Zartgefühl ihnen beigesellt, wodurch Du mich gegen eine Neigung gesichert, so gefährlich für Deine Ehre und mein Glück; wie nahe ich auch dem Abgrunde kam, Deine mächtige Hand hat mich davon zurückgezogen. Ich gestehe es, wäre ich nicht als ein Mädchen geboren worden, die Gewalt meines Temperamentes hätte mich vielleicht zu schrecklichen Verirrungen hingerissen. Du aber, der Du mich all mein Leben hindurch Ruhm und Ehre mehr denn irgend eine Lust lieben ließest, Du hast mich vor dem Unglücke bewahrt, worin mich die Gelegenheiten, die Freiheit meines Standes und die Hitze meines Temperamentes so leicht gestürzt hätten“.

„Ich habe noch einen Fehler, dessen mich anzuklagen ich fast vergaß, die äußere Schicklichkeit meines Geschlechtes allzu sehr mißachtet zu haben, und dieß eben ließ mich öfter

schuldiger erscheinen, als ich es bin; ich habe aber diesen Fehler allzu spät erkannt, um ihn bessern zu können, und ich wollte mir nicht die Mühe dazu nehmen. Ich bin sogar überzeugt, ich hätte besser gethan, mich ganz darüber hinwegzusetzen, und dieß ist die einzige Schwäche, deren ich mich anklage; denn da ich nicht dazu geboren war, mich diesen Formen der Convenienz zu unterwerfen, so hätte ich mich in Bezug darauf gänzlich in Freiheit setzen sollen, wie mein Stand und meine Gemüthsart es forderten. Ich hatte noch andere Fehler, wovon gewisse Personen des einen und des anderen Geschlechtes, die während meiner Kindheit mir nahe kamen, mir ein böses Beispiel gaben; ich habe sie aber durch Deine Gnade gänzlich getilgt. Von der, in meinem Vaterlande so üblichen Unmäßigkeit hast Du mich bewahrt: allein Du ließest zu, daß in einem Lande, wo Männer und Frauen ohne zu schwören nichts zu sagen wußten, dieß Laster des Schwörens auch mich ansteckte; ich habe mich aber gänzlich davon frei gemacht, indem ich dagegen arbeitete, sobald ich den Fehler erkannte. Ich habe noch zwei andere Fehler: daß ich nämlich zu oft und zu laut lache, und daß ich zu schnell gehe. Da ich aber niemal bei ungehöriger Gelegenheit lache: so habe ich diesen Fehler vernachläßigt, wie nicht minder den, des zu eiligen Gehens, der in der Heftigkeit meiner Natur, die alle Langsamkeit verabscheut, seinen Grund hat. Alle diese Fehler wären wenig beachtenswerth, fänden sie sich nicht bei einem Mädchen. Mein Geschlecht macht sie viel unverzeihlicher, da sie zum Theil auch meinen guten Eigenschaften und Talenten ihren Werth rauben, indem sie einer Natur sind, die diesen nicht zusteht. Es ist unverzeihlich, o Herr! daß ich nicht alle meine Fehler, große oder kleine, ausgetilgt habe, da Du unter den Talenten, welche Deine Hand so freigebig über mich ausgegossen, mir auch die Gabe einer vollkommenen und wunderbaren Gewalt über mich selbst verliehen hast, so daß ich alles aus mir mache, was ich will. Wie es sich aber damit verhalten möge, Dir, o Herr! schulde

ich Alles, was ich bin, und ich gestehe, daß ich nach Dir dafür den großen Männern verpflichtet bin, die mich erzogen haben: mich bedünkt, daß ich mich nicht undankbar gegen sie erzeigt habe, und um den Preis meines Lebens möchte ich es niemals gegen Dich gewesen seyn".

Was Christina hier von ihrer Dankbarkeit sagt, das findet in ihrer Geschichte seine vollste Bestätigung; Dankbarkeit, verbunden mit einer großmüthigen, wahrhaft königlichen Freigebigkeit, bildet einen der glänzendsten Züge ihres Lebens. Betraf ja ihr erstes uns bekannte Bittgesuch, welches sie an die Regentschaft schon im Jahre 1636 richtete, eine Schenkung für ihren Lehrer Matthiä; zum erstenmal abgewiesen, erneuerte sie zwei Jahre später dieselbe Bitte, und erhielt ihre Gewährung als Geburtstaggeschenk ihres dreizehnten Jahres von dem Reichsrath. Die gleiche Gesinnung einer herzlichen Dankbarkeit, die mit Freuden der Zeit entgegensieht, wo sie sich durch Gaben und Wohlthaten genügen könne, spricht sich in ihren Briefen an ihre Verwandten und Freunde von frühe an aus. Und sie blieb diesem Zuge ihres Herzens ihr Leben lang getreu. Es verband sich damit ja auch ihre Ansicht von dem Glanze der Herrschaft und dem Adel eines königlichen Herzens. „Quand le coeur n'est pas royal, on n'est jamais Roi" lautete einer ihrer Sprüche. Und diese ihre großmüthige Freigebigkeit umfaßte nicht bloß die, welche ihr oder ihrem Reiche unmittelbar einen Dienst geleistet; jedem Ruhme hätte sie gern eine goldene Krone gereicht; sie fühlte einen Drang in sich, jedes die Menschheit ehrende Streben, jedes Verdienst zu unterstützen und zu belohnen. Viele ihrer zerstreuten Gedanken, die sie aufgezeichnet, sprechen diese hochherzige Gesinnung in königlicher Weise aus. Von den gewöhnlichen Menschen sprechend, sagt sie: „Das Geld klebt den Fingern deren, die damit umgehen, gleich dem Peche an". Für ihren, nach höheren Gütern ringenden Adel aber, der es als Staub verachtete und mit vollen Händen ausstreute, hatte es seine Anziehungskraft verloren: „das einzige Ver-

gnügen", sagt sie, „welches das Geld gewährt, ist, es auszugeben. Gott belohnt die Menschen mehr, als sie es verdienen, und bestraft sie minder: ihn muß man nachahmen. — Alles, was man hingibt", so fährt sie fort, „ist ein Gewinn, und was man nicht gibt, ein Verlust. — Wenn man von einem Fürsten eine Gnade verlangt: so macht man sich ein Verdienst um ihn. Nur die Unmöglichkeit oder die Ungerechtigkeit entheben ihn der Gewährung einer begehrten Gnade. Fürsten, die diese Gesinnungen nicht theilen, sind der Fürstenwürde nicht werth; denn wer eine mögliche und gerechte Gnade verweigert, mißkennt seine Größe und weiß ihrer nicht zu genießen. — Fürsten dürfen kleine Geschenke wohl annehmen, aber selten machen. Ihre Geschenke dürfen weder dem, der sie macht, noch dem, welcher sie erhält, zur Unehre gereichen. Allein nicht ihr äußerer Werth, wie groß er auch immer sey, sondern die Weise ihrer Ertheilung sey das Verbindlichste dabei. Die Geschenke der Fürsten sollen diejenigen, welche sie empfangen, entweder bereichern oder wenigstens in eine sorgenlose Lage versetzen, andere zu machen, wäre beinahe schimpflich". Allein da sie bei ihren wechselnden Glücksumständen nur zu oft und zu bitter für diese Gesinnungen dankbarer, großmüthiger Freigebigkeit den schwärzesten Undank von unwürdigen, gemeinen Seelen einerntete, so fand sie auch hiegegen Trost in dem Adel ihrer eigenen Seele: „Jeder", spricht sie, „der Anspruch auf Dankbarkeit für seine Wohlthaten macht, verdient dadurch die Undankbarkeit, die beinahe unzertrennlich davon ist. Der Lohn, den wir von den Menschen erwarten dürfen, ist Ungerechtigkeit und Undank, sie haben keinen andern, das sind unsere Früchte hienieden: Ehre und Seligkeit erwarten uns dort oben. — Das größte Vergnügen, welches eine hohe Würde gewährt, besteht darin, daß sie uns Mittel verleiht, Wohlthaten zu erweisen, selbst den Feinden und Undankbaren. — Undank zu leiden, gewährt eine Lust, deren aber nur große Seelen empfänglich sind. — Es verhält sich mit den Wohlthaten, wie mit dem Saatkorne, man muß

es reichlich und auf geradewohl ausstreuen — Nur durch Wohlthaten ziemt es sich zu rächen, jede andere Rache, obgleich gerecht, ist einer heroischen Seele nicht würdig: n'est pas digne d'une ame héroïque".

Daß sie bei solchen Gesinnungen und der maaßlosen Begierlichkeit der Menschen nur gar zu oft die Beschränktheit ihrer königlichen Schätze empfinden mußte, ist leicht begreiflich. So z. B. als Puffendorf wegen seines Geschichtswerkes Forderungen an ihre Großmuth stellte, deren unverschämte Uebertreibung ins Lächerliche geht, schrieb sie an den Rand seines Gesuches: „Stände meine Börse in gleichem Verhältniß zu meiner Großmuth, so wären seine Anliegen wohlbestellt; nun aber bedarf es der Geduld, ich werde thun, was ich kann". Indessen ließ sie sich nicht selten von dieser Großmuth hinreißen, in edler Unbesonnenheit weit über das Vermögen ihres Beutels mit vollen Händen ihre Gaben und Gnaden auszustreuen, was ihr einerseits den Vorwurf der Verschwendung zuzog, während es sie selbst andererseits mehr denn einmal in die bitterste Verlegenheit brachte. Hierauf anspielend lautet denn auch einer ihrer zerstreuten Gedanken: „Freigebigkeit wäre die schönste Tugend, wenn sie sich nicht selbst zerstörte". Wie fern sie übrigens in jener Zeit der katholischen Kirche stand, und welchen Einfluß die Abneigung ihrer Umgebung auch auf ihre Gesinnung übte, geht aus einem, unter dem 9. Oct. 1639 von dem zwölfjährigen Mädchen über Baners Siege an den Oheim geschriebenen lateinischen Brief hervor, sie sagt: „Aus dem Schreiben Euer Liebden erfahre ich den doppelten Sieg Baners und der Belgier. Ich hoffe beide sind wahr. Könnten wir doch den Kaiser zu einem ehrenvollen Frieden zwingen, damit alle Fürsten in ihren ursprüglichen Stand und Besitz wieder hergestellt würden. Allein man bezweifelt die katholische Aufrichtigkeit — sed dubitatur de fide Catholica". — Dieß ist meines Wissens die erste Gelegenheit, wo sie von der fides Catholica spricht, und man sieht,

sie dachte noch an nichts weniger, als katholisch zu werden. Allein anderer Seits spricht sie auch hier schon jene ihr so sehr zur Ehre gereichende Politik des Friedens aus, die sie später, als Besieglerin des westphälischen Friedens, gegen den kriegerischen Ehrgeiz des Kanzlers mit so männlicher Energie durchzusetzen wußte; so consequent zeigt sich ihre Gesinnung in Dingen, worüber ihr Urtheil ein unbefangenes seyn und sie der Neigung ihres Herzens folgen konnte.

Sind auch manche von den angeführten Grundsätzen die Frucht reiferer Jahre und späterer Erfahrungen: so geht doch durch alle der Faden einer Gesinnung hindurch, der, mit ihrer innersten Natur verwoben, sich ohne Zweifel schon an jene früheste Jugend anknüpfte, in der sie nicht ohne Grund die freudigsten Hoffnungen ihrer Lehrer und Erzieher erweckt hatte.

Je mehr sie sich inzwischen der Großjährigkeit näherte, um so thätigeren Antheil nahm sie an den Berathungen über die Staatsangelegenheiten, und um so bestimmter spricht sie in ihren Briefen ihr eigenes, selbständiges Urtheil darüber aus. So hatte sie schon damal (1640), als sie dem Oheim anzeigte, wie die Mutter weggereist sey, man wisse nicht wohin und fast ohne Begleitung, beigefügt: „Worüber ich, sammt die Regierung, seind sehr perplex geworden, daß man nicht weiß, was man thun soll" *).

---

*) Grauert: Christina, Königinn von Schweden und ihr Hof. Bonn. Weber. 1837—42. 2 Bände. Siehe Bd. I, S. 57. Dieses mit dem gründlichsten Fleiße und einer fast kalten, farblosen Ruhe geschriebene Werk enthält ohne Zweifel das reichhaltigste Material zu einer gerechten Beurtheilung Christinens. Und wenn wir auch nicht alle Ansichten des Verfassers theilen, so erkennen wir uns doch gern ihm zu Dank verpflichtet für diese sehr schätzenswerthe Bereicherung unserer katholischen historischen Literatur. Namentlich finden die Verunglimpfungen der scandalliebenden Anekdotenschreiberei des Berliner Historiographen und akademischen Lobredners, Hrn. von Raumers, ihre

daß Christina, da sie an Jahren, Verstand, königlichen Tugenden und Kräften so sehr zugenommen habe, mit Vollendung ihres achtzehnten Jahres, wie ihr Vater, die Regierung antreten solle.

Am 7. Dez. 1644, dem letzten Tage ihres siebzehnten Jahres, fand in feierlicher Weise vor den Ständen des Reichs und dem Staatsrath die Uebergabe an die junge Fürstin statt. Es war der Kanzler Oxenstjerna, der im Namen der Vormundschaft seine Schülerin als seine regierende Königin begrüßte, und, nachdem sie ihm und ihren Vormündern für ihre treue Dienste gedankt, dankte der Kanzler in ihrem Namen den Ständen für ihre Treue und Bravheit während der Zeit der Minderjährigkeit, und hieß sie mit frohem Herzen und vollem Vertrauen eine glückliche Zukunft von der hoffnungsreichen Königin erwarten. Dieweil sie aber die erste ihres Geschlechtes sey, die Schweden beherrsche, sprach er, so müsse man sie ansehen und ehren wie einen König, da man das Geschlecht nicht ändern könne. So war der Wunsch Gustav Adolfs erfüllt; es blieb von dem an Sitte in Schweden, daß die Frauen als Könige das Scepter führten, wie Christina als König den Eid leistete: Schweden in seiner Religion und kirchlichen Gebräuchen, den Reichsrath in seinem Ansehen, einen Jeden in seinen Rechten und Freiheiten zu schirmen und wahren, und das Reich nach der von den Ständen angenommenen Regierungsform zu beherrschen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Christina, die bisher die lateinischen Reden ihrer klassischen Heroen, aus Sallust, Livius und Curtius, im Munde geführt hatte, zum erstenmal in öffentlicher Versammlung eine Anrede, ihre maiden speech hielt, und sie that es, bemerkt sie eigenhändig mit halber Ironie und halber Selbstgefälligkeit: „de fort bonne grâce, à ce que disoient les flatteurs“.

Dem thatendurstigen Geiste Christinens war nun ein großes Feld des Ruhmes eröffnet; die Stunde war gekommen, wo sie die jugendlichen Träume ihres hochschlagenden Herzens

verwirklichen konnte; allein es fehlte ihrer Krone auch nicht an scharfen Dornen, die sie jeden Augenblick an das Ungenügende und die Beschränktheit menschlicher Größe schmerzlich erinnerten.

Im Grunde hatte sich die Lage der Dinge seit dem Tode ihres Vaters in Nichts wesentlich zum Besseren geändert. Sie, eine schwache, kaum erblühte Jungfrau, war in die Mitte einer Welt der Auflösung, Verwirrung und allgemeinen Kampfes gestellt; hier sollte sie die oberste Stelle einer Kampflenkerin einnehmen, an der Spitze eines durch vieljährigen Krieg erschöpften Volkes, dessen Kräfte in keinem Verhältniß zu seiner Stellung waren. Nur auf den Verfall Deutschlands hatte Schweden seine Größe gegründet; aber jetzt, wo es darauf ankam, diese zu befestigen und zu sicheren: da sah die Königin eben überall nur Verfall. Sie selbst hat in wenigen treffenden Zügen den Charakter jener Auflösung ihrer Zeit geschildert: „In dem Jahrhundert", sagt sie, „in welchem wir leben, gibt es weder Krieg noch Frieden; alle Welt ist bewaffnet; man droht einander, man fürchtet sich wechselseitig; Niemand thut, was er möchte, noch was er könnte; man weiß nicht wer gewonnen, noch wer verloren, allein man weiß nur zu gut, daß alle Welt in Furcht ist, ohne zu wissen vor wem und warum". War dieß der Zustand der europäischen Gesellschaft vorzüglich nach der Erschöpfung des dreißigjährigen Krieges, so hatte Schweden beim Antritte der jungen Fürstin nur zu guten Grund zu vielfachen Besorgnissen: der protestantische Bund war zerfallen und überdieß die schwedischen Waffen, außer den alten Feinden, noch in den neuen dänischen Krieg verwickelt; daheim aber dauerten die Klagen des mißmuthigen Bauernstandes gegen den Druck des Adels fort, die Finanzen waren durch die Kriege und den selbstsüchtigen Aufwand der hohen, die Regentschaft führenden Aristokratie erschöpft; das Volk verwilderte; es verstümmelte sich freiwillig, um nicht zu dem ewigen Kriegsdienst gezwungen zu werden; und während Katholiken und Protestanten auf den

Schlachtfeldern einander gegenüber standen, und die Franzosen, den Plänen eroberungssüchtigen Eigennutzes folgend, die Flamme des Völkerkrieges nährten, und dazu ihr treuloses Gold unter die Feinde ihres Glaubens ausstreuten, stritten auf Lehrstühlen und Kanzeln lutherische und calvinische Theologen, in ihren Controversen einander verdammend. Dieß waren die Constellationen, unter welchen Christina den Thron bestieg.

Welches Ziel sollte sie ihrem Streben setzen? Durch Kriegsruhm hatte sich ihr Vater den Namen des Großen gewonnen; sollte sie ihm auf dieser Bahn folgen? Alle Welt sehnte sich nach Frieden; die Heere standen im Auslande; sie konnte sie wenigstens noch nicht führen; im Krieg waren es stets die Männer, die voran standen; Niemand aber hinderte sie, die den Wissenschaften mit leidenschaftlicher Seele obgelegen, in den Künsten des Friedens die Erste zu seyn, und ihr Volk, geschmückt mit dem Lorbeer blutiger Siege, nun auch im Genuße des Friedens, durch neu belebten Wohlstand, durch Handel und Wandel, durch Gesittung und höhere Bildung, und die Blüthen von Kunst und Wissen zu dem glücklichsten zu machen. Ihrem Reiche und Europa den Frieden zu geben, dahin wieß sie daher ihr Ruhm, der von frühe an so Vieles über sie vermochte, und hiezu mahnte sie auch die Stimme ihres Gewissens, das vor der einstigen Rechenschaft über die Ströme vergossenen Blutes schauderte. Diesem Ziele strebte sie daher mit der männlichen, wahrhaft bewunderungswürdigen Energie ihres Charakters nach. Es war aber ein schwerer, harter Sieg, den sie erstreiten mußte; denn sie hatte dabei die Einsprüche ihres großen Meisters, Oxenstjernas, zu überwinden. Er, der allmächtige Großkanzler, von dem deutsche Fürsten im Herzen Deutschlands Herzogthümer des alten heiligen Kaiserreiches als Lehen der schwedischen Krone erbettelt hatten, er, der Millionen fremden Gutes an die schwedisch-deutschen Soldaten ausgetheilt, der Vertraute der weitaussehenden Pläne Gustav Adolfs, der

die Geschicke Europas gelenkt, er wollte den Frieden nur um den theuersten Preis verkaufen, und im Namen des Ruhmes und der Größe des Vaterlandes sprechend, legte er sein Ansehen, seine Verdienste, seine Talente, seine Erfahrungen, seinen Anhang in Schweden und Europa, und die ehrfurchtvolle Dankbarkeit, welche ihm die Königin selbst schuldete, in die Wagschaale. So blieben fortdauernd Christina und Oxenstjerna, die königliche Jungfrau und der ergraute Staatsmann, als die Hauptgestalten im Vordergrund, und es ist in der That ein ergreifendes Schauspiel dem Ringen beider, so verschiedenen und nach so verschiedenem Ziele strebenden Naturen zu folgen. Die Beharrlichkeit, die Klugheit, die zurückhaltende Verschlossenheit, die Entschiedenheit und Kraft, womit sie ihr Ziel in den größten Schwierigkeiten im Auge behielt, und unverrückt ihm näher rückte, verdienen den Dank und die Bewunderung der Nachwelt; sie hält nicht durch ihr königliches Ansehen, sondern durch ihre persönliche Bedeutsamkeit dem großen Staatsmann vollkommen das Gleichgewicht; er hatte sich der Schülerin nicht zu schämen. Ehe wir jedoch die Bestrebungen ihrer Regierung in ihren Hauptresultaten zusammen fassen, wollen wir im Gegensatz zu ihrer Selbstschilderung im Eingange dieses Abschnittes, ihr Bild folgen lassen, wie es der französische Gesandte Chanut, ein achtenswerther Mann, der ihr volles Vertrauen besaß, und ein wissenschaftlich gebildeter Geist und gläubiger Katholik, der keinen unbedeutenden Einfluß auf ihre Bildung geübt hat, für den französischen Hof zeichnete, als der Ruhm Christinens auf seiner Höhe stand. Wir begleiten diese Charakteristik mit den Bemerkungen, die Christina eigenhändig einem Exemplare der Memoiren Chanuts beifügte, welches die verstorbene Königin Hedwig Elisabeth Charlotta besessen.

„Sieht man sie zum ersten Mal“, sagt der Minister, „so erweckt sie nicht jene Bewunderung, wie bei wiederholter Betrachtung. Ein Portrait ist nicht hinreichend, eine Vorstellung von ihrem Aussehen zu geben; ihr Angesicht verändert sich

in Folge ihrer Gemüthsbewegungen so sehr, daß man sie kaum von einem Augenblick zum andern wiedererkennt; allein meistens erscheint sie gedankenvoll, und welche Veränderung auch in ihr vorgeht, so behält sie doch stets etwas Klares und Angenehmes. Mißbilligt sie das, was gesagt wird, so umhüllt sich für einen Moment ihr Blick wie mit einer Wolke, die Furcht einflößt. Ihre Stimme ist gewöhnlich mild, wie die eines Mädchens, doch kann sie ihr eine Stärke geben, die über ihr Geschlecht ist. Ihr Wuchs ist unter dem Mittelmaaß, was weniger auffiele, wenn sie Frauenschuhe trüge; allein um bequemer zu gehen und zu reiten, braucht sie nur Schuhe ohne Absätze, wie die Männer. Kann man vom Aeußeren auf das Innere schließen, so hat sie ein tiefreligiöses Gefühl und ist aufrichtig dem Christenthum zugethan; doch scheint sie sich weniger um die gegenseitigen Zwiste der Christen, als die Einwürfe der Juden, Heiden und Philosophen gegen die christliche Lehre zu bekümmern. Was nicht mit dem Evangelium übereinstimmend ist, sieht sie für Grübelei an, und zeigt keine Bitterkeit in den Streitigkeiten der Evangelischen und Katholiken [1]). Uebrigens ist sie nicht scrupulös und affectirt keine ceremoniöse Devotion [2]). Ihr Gemüth ist von einer unglaublichen Liebe zu hoher Tugend erfüllt, und Ehre liebt sie mit Leidenschaft. Sie spricht wie ein stoischer Philosoph von der Tugend; unter ihren Vertrauten ist sie zur Bewunderung stark in dieser Hinsicht; hier muß man sie von dem Werthe reden hören, der auf menschliche Hoheit zu setzen ist [3]), wobei es eine Freude ist, sie die Krone unter ihre Füße legen zu sehen [4]), zu vernehmen, daß die Tugend das einzige Gut sey, an welchem alle Menschen,

---

1) Sie war niemals lutherisch. Christina's Anmerkung.

2) Sie war niemals von dieser Krankheit angesteckt. Christina.

3) Sie hat niemals viel Wesens davon gemacht. Christina.

4) Dieses ist ihre wirkliche Gesinnung. Christina.

ohne sich auf ihren Stand zu brüsten, sich halten sollen [1]); aber während eines solchen Bekenntnisses vergißt sie nicht lange, daß sie Königin ist [2]). Sie hat eine bewundernswürdige Fassungsgabe und ein Gedächtniß so treu, daß man sagen kann, sie mißbrauche es. Sie liebt die Umgebung gelehrter Männer, um sich in freien Stunden mit ihnen über alles Merkwürdigste im Reiche der Wissenschaften zu unterhalten [3]). Ihre Lernbegierde will sich in Allem unterrichten. Kein Tag vergeht, daß sie nicht irgend eine Seite der Geschichte des Tacitus liest, was sie ein Schachspiel nennt [4]). Es ist ihr ein unglaubliches Vergnügen, problematische Gegenstände von gelehrten Personen abhandeln zu hören und ihre ungleichen Meinungen zu vernehmen, wobei sie niemals ihre eigene äußert, bis alle Anderen gesprochen, dann aber kurz und gut. Ihre Zurückhaltung zeigt sich mehr in Behandlung öffentlicher Geschäfte, als in wissenschaftlichen Gesprächen. Im Rathe haben ihre Minister schwer zu entdecken, auf welche Seite sie neigt; sie weiß ein Geheimniß zu bewahren [5]), und da sie von keinem Gerede sich einnehmen läßt, erscheint sie mißtrauisch und schwer zu überreden [6]). Man kann sich kaum vorstellen, wie groß ihre Macht im Senat ist [7]). Die Rathsherren verwundern sich selbst über die Gewalt, welche sie über sie hat, wenn sie versammelt sind [8]). Einige meinen, weil sie ein Frauenzimmer sey, so komme daher die Ergebenheit, wel-

---

1) Sie machte sich eine Ehre daraus, unter die Füße zu legen, was die andern Könige auf ihre Häupter setzen. Christina.

2) Sie vergaß es niemals. Christina.

3) Das ist unwahr. Christina.

4) Das ist unwahr. Sie hat niemals eine Vorliebe für diesen auctor gehabt, weil sie mit Vergnügen alle guten lieset. Christina.

5) Ganz richtig. Christina.

6) Sie hat diesen Fehler niemals bereut. Christina.

7) Unsinn! Wie lächerlich und übel unterrichtet ist er doch. Christina.

8) Ueber das Gegentheil wäre sich eher zu verwundern. Christina.

che ihre Minister gegen sie hegen [1]); allein um die Wahrheit zu sagen, es beruht ihre Macht auf ihrem persönlichen Werth. Die Natur hat ihr keine jener Eigenschaften versagt, welche einem jungen Ritter Ehre brächten. Sie ist unermüdlich in ritterlichen Uebungen. Ich habe sie zu zehn Stunden zu Pferd jagen sehen. Kein Jäger in Schweden trifft sicherer seinen Hasen im Lauf, kein Reiter tummelt besser sein Pferd, und doch macht sie kein Aufhebens davon. Ihre Tafel ist höchst einfach und ohne alle Leckereien. Sie spricht selten mit ihren Hoffrauen. Wenn diese bei irgend einer öffentlichen Aufwartung sich einfinden, verläßt sie dieselben nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen und wendet sich zu den Männern. Sie ist gütig gegen ihre Bedienung und freigebiger als die Reichsmittel erlauben. Sie scherzt gern. Es wäre vielleicht besser, daß sie dem entsagte [2]). Sie geizt mit ihrer Zeit und schläft nur fünf Stunden [3]); des Sommers schläft sie eine Stunde Nachmittags [4]). Sie kümmert sich wenig um ihre Toilette, in einer Viertelstunde ist sie gekleidet, und, mit Ausnahme großer Feierlichkeiten, machen ein Kamm und ein Stück Band ihren ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl stehen die nachläßig fallenden Haare ihrem Angesichte nicht übel, welches sie übrigens weder vor der Sonne noch gegen Wind und Regen schützt. Keiner hat sie mit einer Haube gesehen, und wenn sie zu Pferd ist, deckt blos ein Hut mit Federn ihr Haupt. Ohne Zweifel übertreibt sie die Nachläßigkeit ihrer Person. Allein nichts hat für sie größeren Werth als die brennende Liebe für Tugend und Ehre; nicht durch Eroberungen, sondern durch ein eigenes außerordentliches Verdienst soll ihr Name leuchten. Ihren Ruhm will sie sich selbst, nicht der Tapferkeit ihrer Unterthanen verdanken". —

1) Die Eigenschaft des Weibes ist nicht geeignet, sich Gehorsam zu verschaffen. Christina.

2) Er hat Recht. Witze haben ihr viele Feinde verschafft. Christina.

3) Drei Stunden. Christina.

4) Falsch. Christina.

XV.

Die preußische Censurinstruction.

Es sind nun reichlich anderthalb Jahre verflossen, als man in der literarischen Welt eine lebhafte freudige Bewegung sich erheben sah. Der König von Preußen hatte den ernstlichen Willen ausgesprochen, daß in seinen Landen fortan die Thätigkeit der Presse nicht mehr der lähmenden Strenge polizeilicher Vormundschaft unterliegen sollte, welche bis dahin wie ein drückender und erdrückender Alp auf ihr gelastet hatte; und er hatte diesen Willen auch alsbald zur That werden lassen, indem er seinen Beamten die Weisung gab, die Censur weniger ängstlich zu handhaben, und Zeitungen und Tagsschriften freiern Raum, insbesondere auch in Besprechung innerer Landesangelegenheiten, zu gestatten. Dankbar wurde diese Milderung der Censur aufgenommen, und Mancher war enthusiastisch genug, darin das Frühroth einer beginnenden Preßfreiheit zu erblicken, obwohl dem Unbefangenen gewisse Zeichen gleich anfangs keineswegs dahin deuteten. Man konnte nun zuerst wohl bemerken, wie der dem Käfig entlassene Vogel seine Fittige versuchte, ob er denn auch wirklich in freier Luft fliegen könne [illegible] mit einer gewissen Schüchternheit hörte man ihn zuerst nur dann und wann die Flügel schlagen, ob es nicht den Ohren seiner Gönner zu hart töne, wie das Schnalzen der Peitsche, womit sich der dem Regen und Schmutz trotzende Fuhrmann, neben seinen Pferden wandelnd, die Zeit zu vertreiben und den Körper zu erwärmen sucht, unsern empfindlichen und unter dem Schutze einer hohen Polizei gerne ruhenden Städtern, die sich doch das Knallen einer Extrapost oder einer lustigen Schlittenfahrt wohl gefallen lassen. Aber es dauerte nicht lange, so sah man eine Reihe von öffentlichen Blättern kühnlich von der neuen Freiheit Gebrauch machen; mit unerhörter Freimüthigkeit wurden die wichtigsten Fragen der innern Politik behandelt, und ungescheut auch die der ausgesprochenen Richtung der Regierung auf das entschiedenste widerstrebenden Tendenzen zu Tage gelegt, ja allem Bestehenden feindselige Grundsätze gepredigt. Man konnte wohl denken, daß die Regierung diesem Treiben nicht lange ruhig zusehen werde, und als nun zudem der abentheuerliche Triumphzug jenes Reim=

helden einer sinnlosen inhaltleeren Freiheit eine so tragikomische Wendung genommen, so ließen auch reactionäre Maaßregeln nicht lange auf sich warten, und so war zu Anfang dieses Jahres die Freudigkeit, welche zu Anfang des vorhergehenden die periodische Literatur belebt hatte, einer murrenden Verstummung und Niedergeschlagenheit gewichen, die in der neuen Censurinstruction vom 31. Januar ihre Nahrung und die vollste Bestätigung ihrer gehegten Besorgnisse fand.

Sieht man jedoch auf die Thatsachen, wie sie bis dahin vorliegen, so ist nicht zu verkennen, daß die Tagespresse in Preußen sich immer noch einer Freiheit erfreut, wie man sie in dem letztvergangenen Vierteljahrhundert nicht gekannt hatte. Nur zu Anfang des Jahres 1838 war einmal eine kurze Zeit etwas Aehnliches zu bemerken, indem man sich eine günstige Wirkung davon versprach, wenn die Discussion über die kölnische Angelegenheit möglichst frei gestattet würde; aber kaum hatte in einem vielgelesenen Blatte des Rheinlandes ein Artikel in kräftiger und treffender Weise die Wahrheit gesagt und die gleißnerische Falschheit einer damals verbreiteten Broschüre gezeigt, so wurde augenblicklich wieder strengste Handhabung der Censur befohlen, und manch wahres Wort, das eben jenes Blatt aufzunehmen im Begriffe stand, im Satze erstickt. Jetzt ist zwar auch einer Zeitung, die unverhohlen revolutionäre Tendenzen verfolgte, die Concession entzogen oder nicht ertheilt, und einer andern, die täglich dem Berliner Publikum ein gehöriges Lügenbrod zum Kaffee brachte, der Zugang in Preußen versperrt worden; aber man braucht nur die gelesensten Blätter des Rheinlandes zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, wie die Censur denselben fortwährend einen ungleich freieren Spielraum, namentlich in Behandlung innerer Staatsangelegenheiten, gestattet, als man früher gewöhnt war. Ja, wenn man nach den Resultaten schließen darf, so sollte man glauben, daß den preußischen Blättern selbst in dieser Beziehung weit freiere Bewegung vergönnt sey, als andern sonst sehr verbreiteten und angesehenen deutschen Zeitungen, und man möchte fast eine wohlberechnende Politik darin vermuthen, daß auf diese Weise das Ansehen und der Einfluß solcher Zeitungsorgane, auf welche die preußische Regierung nur mittels diplomatischer Unterhandlung beschränkend einwirken kann, durch die vergleichungsweise befriedigendere Haltung inländischer Blätter geschmälert und untergraben werde.

Andern mißfälligen Erzeugnissen der Tagesliteratur sucht dieselbe Regierung directer zu begegnen. Den Blättern, welchen wir diese Bemerkungen zur Aufnahme zugedacht haben, ist noch immer die freie Verbreitung in Preußen nicht gestattet; vielmehr ein Gesuch, welches

in dieser Beziehung kürzlich von Rheinländern eingegeben wurde, abschläglich beschieden worden. Das Beharren bei einer so schwächlichen Maaßregel harmonirt wahrlich schlecht mit dem wiederholt ausgesprochenen Vorsatze, die freie Untersuchung und Vertretung verschiedener Ansichten nicht zu hindern; die Wahrheit aber wird doch ihren Weg finden, was auch eine kurzsichtige Politik beginne, ihr denselben zu verlegen.

Und harmonirt es denn mit der Censurinstruction, die, mit der Bestimmung, ein Schutz und Schirm wahrer wohlverstandener Preßfreiheit zu seyn, vor einigen Monaten verkündigt wurde?

Man möchte zuversichtlich diese Frage mit „Nein" beantworten, wenn man den ersten Artikel derselben liest, welcher lautet: „die Censur soll keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftstellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen". Denn es ist doch wohl eine Hemmung des freien Verkehrs des Buchhandels, wenn man den Buchhandlungen zwar unter der Hand eine Schrift zu verkaufen gnädig nachläßt, aber dieselbe zum Verkaufe in öffentlichen Blättern oder Verlagsverzeichnissen anzuzeigen und im Laden auszustellen ihnen verwehrt, und es ist ein ungebührlicher Zwang gegen die Redaction, wenn man ihr die Versendung durch die Post nicht erlaubt. Daß es aber den Herausgebern und Mitarbeitern dieser Zeitschrift um Wahrheit zu thun sey, und daß sie sich eine ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zur Aufgabe gestellt haben, das kann Niemand, wenn er nicht mit frevelntlichem Hochmuthe über die Gesinnung und das Streben Anderer aburtheilt, in Abrede stellen. Oder sollte vielleicht das Beiwort „bescheiden" demjenigen zum Deckmantel dienen, der ungeachtet dieses Princips der Instruction die Verfolgung dieser Blätter befürwortet? Eine bescheidene Untersuchung der Wahrheit dünkt uns eine solche, die mit dem Bewußtseyn der eigenen Fehlbarkeit, und zugleich mit dem ernstlichen Vorsatz, nur das Wahre zu finden und zu sagen, an's Werk geht. Aber es verstößt nicht gegen diese Forderung, wenn man das, was man als Wahrheit erkannt hat, ohne Bemäntelung mit dem geradesten und bezeichnendsten Ausdrucke ausspricht. Es kann nicht die Meinung seyn, daß man das Resultat seiner bescheidenen Untersuchung etwa in Redensarten einwickele, wie diese: „Es dürfte denn doch etwa vielleicht, was dort für weiß ausgegeben wird, schwarz, was für vernünftig, absurd, was für Recht, Unrecht seyn". Wenigstens würde den Schriftstellern der allerungebührlichste Zwang auferlegt, indem sie dasjenige, was ihre innigste festeste Ueberzeugung ist, heuchlerisch und verstellt nur so aus-

drücken könnten, als sey es nur eine schwankende, unsichere Meinung. Es kann also diesen Blättern nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie es, mit Gründen belegt, frei heraussagen: „Hier sind die Rechte der Kirche offenbar verletzt; dort wird die Kirche durch die Machinationen einer abgeneigten Parthei in ihrer Wirksamkeit unbillig gehemmt und gelähmt; dort sollten die billigen Ansprüche der Katholiken mehr nach Gebühr geachtet werden; dort waltet die Revolution unter dem Scheingewande der Legitimität; dort nennt man Reformation, was in der That nur Zerstörung der kirchlichen Ordnung war, und dgl." Und dabei ist auch das noch wohl in Betracht zu ziehen, daß nach dem Standpunkte dieser Blätter Vieles, was in denselben zur Sprache kommt, für sie gar nicht mehr Gegenstand einer Untersuchung ist; denn was die Kirche über religiöse Fragen entschieden hat, ist ihnen entschiedene Wahrheit, und man kann ihnen billig nicht zumuthen, diese im bescheidenen Tone halber Ueberzeugung vorzutragen. Gleichwohl müssen wir fürchten, daß mancher Censor durch dieses einzige Wörtchen „bescheiden" sich berechtigt halten werde, dem geradesten Ausdruck der Wahrheit sein Placet unbescheiden zu verweigern.

Bedenklicher noch scheint uns der zweite Artikel der Instruction. Zwar fürchten wir nicht, daß Jemand kühn genug seyn werde, die hist.-pol. Blätter zu den Schriften zu rechnen, „welche mit den Hauptgrundsätzen der Religion im Allgemeinen und des christlichen Glaubens insbesondere im Widerspruche stehen", er möchte es denn für einen Hauptgrundsatz der Religion halten, jeden Mischmasch von religiösen Ansichten unangefochten zu lassen, und den Indifferentismus in Betreff der Glaubenswahrheiten als die schönste Blüthe der Religiösität zu achten. Auch wird man ihnen wohl nicht vorwerfen, daß sie „die christliche Religion, die biblischen Schriften und die darin vorgetragenen Geschichts- und positiven Glaubenswahrheiten für das Volk zum Gegenstande des Zweifels oder gar des Spottes zu machen suchen". Aber das könnte wohl diesem und jenem Censor einmal einleuchtend scheinen, daß sie „die wichtigsten Wahrheiten der Religion verdächtig, verächtlich oder lächerlich machen wollen". Es kommt nur darauf an, welcher Religion er zugethan ist, und was er für eine der wichtigsten Religionswahrheiten hält. Es ist einem protestantischen Censor nicht übel zu nehmen, wenn er es für eine der wichtigsten Religionswahrheiten hält, daß der Glaube allein rechtfertige, sich erinnernd, welche Kraftanstrengung die Urheber seiner Lehre zur Vertheidigung des „sola fides" aufwendeten. Nun wird aber dieses Dogma gewiß einigermaaßen verdächtigt, wenn man darauf hindeutet, daß durch des-

sen consequente Anerkennung der gröbsten Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet werde; ja es steht in Gefahr, sogar verächtlich und lächerlich gemacht zu werden, wenn man an das Lutherische „pecca fortiter" und ähnliche Commentationen des Glaubensmannes über diesen seinen Lieblingssatz erinnert. Oder: es ist dem Protestanten (der die Lehre seiner Lehrer kennt, was freilich bei vielen nicht der Fall ist) gewiß eine wichtige Religionswahrheit, daß es keinen Zustand der Reinigung nach dem Tode, sondern nur Hölle und Himmel gebe; es könnte aber wohl einmal Jemanden begegnen, daß er einen an Lächerlichkeit gränzenden Effect hervorbrächte, wenn er eine Blüthensammlung aus bekannten Tischreden in die Notizen über die letzten Lebenstage ihres Urhebers verwebte und daran die Frage anknüpfte, ob dieser wohl sofort nach seinem Hinscheiden unter den Engeln und Heiligen Gottes in lichtweißem Gewande himmlischer Glorie genieße. Der Censor würde da strenge seines Amtes warten. Derselbe Censor aber würde es vielleicht mit freundlicher Nachsicht übersehen, wenn ein Schriftsteller seiner Farbe in gewohnter entstellender Weise die Lehre von der Transsubstantiation als Brodanbetung u. dgl. lächerlich zu machen suchte.

Doch ich vergreife mich wohl; denn der angeführte Text betrifft ja nur diejenigen, „welche den Grund aller Religion überhaupt angreifen oder die wichtigsten Wahrheiten derselben (d. h. aller Religion) verdächtig u. s. w. machen wollen". Aber was sind die wichtigsten Wahrheiten aller Religion? Dieser Begriff ist so weit und unbestimmt, daß am Ende doch Alles von dem subjectiven Ermessen und von den persönlichen Ansichten des Censors abhängt. Und glaubt man nicht, daß mancher Censor in deutschen Landen, für die wichtigste Wahrheit aller Religion haltend, daß man nur einen Gott anbete, befangen oder dumm genug seyn könnte, die Verdächtigung der katholischen Abendmahlslehre gar als ein besonderes Verdienst um Vertheidigung jener Grundwahrheit anzusehen?

Wenden wir uns aber zu der besondern Bestimmung der Instruction über Schriften, welche sich mit Besprechung der Religionsverschiedenheiten beschäftigen, so, fürchte ich, finden wir hier noch weniger Sicherheit gegen die Willkühr, die mit ganz verschiedenem Maaße nach verschiedenen Seiten mißt, noch weniger Schutz für eine ernsthafte und offene Verfechtung der Wahrheit. Es soll der Druck solcher Schriften verhindert werden, „die unanständige, lieblose, zur Vertheidigung der eigenen oder ruhigen Widerlegung entgegengesetzter Meinungen nicht unmittelbar gehörende Angriffe auf andere Glaubenspartheien enthalten, selbst wenn sie für einen engern Kreis von Lesern oder nur für

Gelehrte bestimmt sind". Wie unbestimmt und schwankend ist hier fast jedes Wort, wie nachgiebig empfänglich der Sinn des Ganzen für jede Anwendung, die ihm subjective Befangenheit und Einseitigkeit geben mag! Was ist unanständig? Mit gutem Grunde könnte wohl ein Censor, auf dieses Wort sich berufend, einer neuen Auflage von Luther's sämmtlichen Werken seine Zustimmung versagen; aber das wäre doch ein Attentat gegen das Ansehen des Mannes, dessen Worte, wie ungebärdig sie oft auch lauten, einer Welt von gläubigen Verehrern eine Schatzgrube christlicher Weisheit scheinen. Nur wenn etwa Jemand einzelne seiner kräftigsten Aeußerungen zur Charakteristik des Mannes herausheben oder nur aus seinen und seiner Nachfolger Schriften ein Bild des Sittenzustandes, wie er nach der Glaubenstrennung sich gestaltete, entwerfen wollte, so möchte dieses vielleicht als unanständig gestrichen werden, während ein recht gräuliches Bild des päpstlichen Hofes unter Alexander VI. zu entwerfen, nur der historischen Wahrheit ihr Recht geben hieße.

Und was ist lieblos? Die Wahrheit ist niemals lieblos, und wer die ungern vernommene Wahrheit in ihrem bestimmtesten Ausdruck ausspricht, kann deshalb doch von liebreicher Gesinnung gegen diejenigen, welche sich dadurch verletzt finden, erfüllt seyn. Und wer den Irrthum mit allen Waffen bekämpft und mit Schärfe dessen verderbliche Consequenzen zeichnet, ist darum nicht lieblos gegen diejenigen, die ihm anhangen, wie die Kirche, indem sie gegen den Irrglauben ihr Anathema spricht, doch nicht lieblos ist gegen die Irrgläubigen, für deren Heil sie den Priester täglich bei dem heiligen Opfer zu beten heißt. Aber wie oft schon ist die Kirche lieblos gescholten worden, weil sie die Verächter ihrer Lehre und ihrer geistlichen Gaben nicht gleich treuen Kindern behandelt und den, der sich durch die That und erklärte Gesinnung von ihr ausschließt, auch ihrerseits von der Gemeinschaft ihrer heiligen Handlungen zurückweist? Wie leicht könnte daher wohl ein Censor sich berufen glauben, selbst Erlasse der höchsten Kirchengewalt, in welchen einfach kirchliche Grundsätze ausgesprochen werden, als lieblos zu cassiren, der doch an den grellsten Schmähungen gegen die katholische Hierarchie keinen Anstoß nähme?

Besonders schwierig aber ist es zu unterscheiden, welche Angriffe auf andere Glaubenspartheien denn unmittelbar zur Vertheidigung der eigenen, zur Widerlegung entgegengesetzter Meinungen gehören, und ist auch darin wieder der Willkühr ein ungemessener Spielraum gegeben. Zur Vertheidigung der katholischen Lehre gehört ein Angriff auf andere Glaubenspartheien unmittelbar gar nicht, sie hat ihren Grund

und ihre Stütze in sich selbst, in ihrer innern dogmatischen und historischen Folgerichtigkeit; zur Vertheidigung der protestantischen Lehre aber gehört wesentlich ein Angriff auf die katholische Kirche; denn sie hat ihre ganze Kraft und ihren Bestand nur in der Opposition gegen diese, wie ihren Ursprung nur in der Lostrennung von dieser, also die Rechtfertigung ihrer Existenz nur in dem Angriff gegen diese. Die unmittelbarste Widerlegung aber der protestantischen Lehre wird eben durch den Beweis der Wahrheit der katholischen gegeben, da nicht die eine und die andere wahr seyn kann, und so gehört auch dazu unmittelbar nicht ein Angriff auf jene. Weder zur Vertheidigung der katholischen, noch zur Widerlegung der protestantischen Lehre ist unmittelbar z. B. eine historische Prüfung der menschlichen Leidenschaften und weltlichen Triebfedern erforderlich, welche dem Streben nach einer Reformation der Kirche die unglückselige Wendung gegeben haben, daß daraus jene kirchliche Revolution, jene Zerrissenheit unter den abendländischen Christen, die vor Allem das Unglück Deutschlands ist, hervorging; denn wenn auch durchaus sittlich entschuldbare Beweggründe die Urheber dieser Kirchentrennung geleitet hätten, so würde sie nicht desto mehr in sich gerechtfertigt seyn, so würde sie nichts desto weniger vor der Wahrheit der katholischen Kirche als eine Häresie sich darstellen. Man könnte daher unter Berufung auf diese Bestimmung das Verbot der hist.-pol. Blätter wohl zu rechtfertigen versuchen, da dieselben in einer Reihe von Artikeln ausgeführt haben, welche großentheils unlautere und der Sache selbst eigentlich fremde Motive in den Anfängen und dem Fortgange der sogenannten Reformation die Herrschaft gehabt haben. Dagegen wird man es gern als unmittelbar gehörig zur Vertheidigung des Protestantismus ansehen, daß der Charakter und das ganze Treiben der Häupter desselben in dem glänzenden Lichte dargestellt werde, mit welchem die herrschende protestantische Geschichtschreibung sie stets übergossen hat; denn es begründet ein schlimmes Präjudiz für die Reinheit des Wassers, wenn die Quelle, aus der es geflossen, nicht eine reine lautere Quelle ist. Und eben so wird man es auch ganz natürlich finden, daß das Verderbniß der Kirche vor dem sechszehnten Jahrhundert in den grellsten Farben geschildert werde; denn wäre die Kirche nicht so verderbt gewesen, was hätte jene Männer berechtigt, ihre Einigkeit freventlich zu zerstören? — Da sehe man nun, welche Despotie hiernach die Censur über die historische Wahrheit ausüben könnte. In gleicher Weise aber ist dadurch den Worten nach überhaupt fast alle religiöse Polemik ihrer Willkühr Preis gegeben: denn welche Angriffe können nicht einem Censor als nicht u n m i t t e l b a r zur Vertheidigung

der eigenen Lehre oder zur Widerlegung der entgegengesetzten gehörig erscheinen? — Und wohl zu bemerken: diese Anweisung gilt auch für Schriften, welche für einen engern Kreis von Lesern oder bloß für Gelehrte bestimmt sind. Ich glaube, man könnte sich ohne große Kühnheit anheischig machen, auf den Grund dieses Artikels der Censurinstruction das Verbot der meisten kritischen Zeitschriften und Zeitblätter, so weit sie sich mit theologischen und kirchengeschichtlichen Gegenständen befassen, durch ein ganz plausibel lautendes Referat zu rechtfertigen. Die Bestimmung gewinnt auch wenig an sichernder Bestimmtheit, wenn weiterhin gesagt wird, daß also Schriften, „durch welche eine der christlichen Kirchen oder eine im Staate geduldete Religionsgesellschaft oder ihre Lehren, Einrichtungen und Gebräuche oder die Gegenstände ihrer Verehrung herabgewürdigt, geschwächt oder verspottet werden“, oder welche „dahin zielen, Zwiespalt unter den im Lande vorhandenen Confessionen zu säen oder dieselben unter sich aufzuregen“, für unzuläßig zum Drucke zu achten seyen. Es sollte mich nicht sehr wundern, wenn ein Censor sich hiernach berechtigt hielte, z. B. Möhler's Symbolik und deren weitere Vertheidigung zu verbieten, aber an Röhr's und Marheineke's Predigten keinen Anstoß nähme u. dgl. Wollte er aber unpartheiisch strenge verfahren, so müßte er vor Allem den heidelberger Katechismus verbieten, den man als Zugabe des allgemeinen preußischen Gesangbuches nicht bloß für einen engern Kreis von Lesern und Gelehrten, sondern für das ganze Volk der unirten Kirchengesellschaft wieder abgedruckt hat, als welcher den heiligsten Kern des katholischen Gottesdienstes eine vermaledeiete Abgötterei schmäht.

Der wichtigste, sichtbar mit besonderer Sorgfalt abgefaßte Artikel der Instruction ist der vierte, worin die Druckerlaubniß solchen Schriften versagt wird, „welche die Würde, die innere und äußere Sicherheit sowohl des preußischen Staats als der übrigen deutschen Bundesstaaten verletzen“. Was verletzt denn die Würde des Staats? Man hat damit oft argen Mißbrauch getrieben, mit der sogenannten Würde des Staats, so daß je nach der individuellen Auffassung der Censoren leicht jedes freie Wort, das einen Schaden des Ganzen oder eine Verkehrtheit einzelner Organe der Staatsregierung aufdeckt, unter diese Kategorie gebracht werden könnte. Wie oft hat nicht schon ein untergeordneter Beamter, dem etwa der Vorwurf einer Gesetzwidrigkeit oder übelverstandenen Ausführung an sich schon tadelnswerther Gesetze und Vorschriften empfindlich war, in seiner kleinen Person die Würde des Staates gefährdet gehalten, während in England der erste Minister durch die derbsten Ausfälle und schändlichsten Carricaturen weder seine eigene

persönliche, noch des Staates Würde befleckt glaubt? Wenn in dem kleinsten Schweizerkanton heute durch Gewalt und List eine Parthei sich an's Ruder gebracht hat, so gilt morgen als verletzend die Würde des Staats, was einen Tadel gegen die Tendenz der Parthei oder gegen das Verhalten ihrer Häupter ausspricht; wenn man den regierenden Herren in Aargau sagt, daß sie freventlich verbriefte Rechte gebrochen und den Bundesvertrag der Schweiz verletzt haben, fühlt der Staat Aargau seine Würde verletzt. Und so muß man also noch mehr fürchten, die Würde eines mächtigern Staats verletzt zu haben, wenn man freimüthig ein Unrecht seiner Gesetzgebung oder seiner Regierung, einen Fehlgriff oder eine Erbärmlichkeit in den Handlungen einzelner seiner Regierungswerkzeuge getadelt und an's Licht gestellt hat.

Aber die Instruction gibt sich eine anerkennungswerthe Mühe, jene allgemeine Bestimmung zu erläutern und näher zu bezeichnen, **was** denn hiernach als unzuläßig zum Drucke anzusehen sey. Leider auch hier wieder nicht mit dem wünschenswerthen Erfolge. Erschreckend allgemein ist z. B. die Verwerfung der Schriften, die (Theorien entwickeln, welche?) dahin streben, Mißvergnügen zu erwecken oder gegen bestehende Verordnungen aufzureizen. Wie leicht ist es, dem lebhaften eindringlichen Vortrage der gegründetsten Beschwerden die Absicht unterzulegen, daß man Mißvergnügen erregen wolle? Ja, geht nicht in der That jede der Oeffentlichkeit übergebene Darstellung bestehender Mängel in Gesetzgebung und Verwaltung darauf aus, bei jedem Leser Mißvergnügen zu erregen? Entweder sind die angeblichen Mängel nicht vorhanden, oder die Leser müssen theilnahmlose Klötze seyn, oder der Darsteller muß seine Sache schlecht verstehen, wenn er diese Wirkung nicht hervorbringt. Aber mit dem Mißvergnügen, das doch, wenn es wirklichen Grund hat, ohnehin schon vorhanden gewesen seyn wird, soll sich die Hoffnung verbinden, daß die Regierung dem Mangel abhelfen werde, und dieser soll die Aufdeckung der Mängel zum Vergnügen gereichen, weil sie ihr Antrieb gibt, ihnen entgegen zu wirken und so die eigentliche Ursache des Mißvergnügens wo möglich zu beseitigen oder in Zukunft abzuwenden. So mag denn auch den gegründeten Tadel über bestehende Verordnungen die Regierung sich ein Motiv seyn lassen, diese abzuändern; der ungegründete wird eine dauernde Aufreizung nicht hervorrufen. — Auch will die Censurinstruction nicht allen Tadel über bestehende oder entworfene Gesetze, so wie über Maaßregeln der Verwaltung und die Amtshandlungen ihrer Organe völlig ausschließen; aber sie gestattet ihn nur unter Verklausulirungen, die ein freisinniger Censor zwar wohl so auslegen könnte, daß nur grundloses Schmähen

und Schimpfen nicht zu dulden sey, kraft deren aber ein Anderer auch eben so wohl jeden entschiedenen Tadel ersticken oder bis zu dem Grade schwächen könnte, daß er des beabsichtigten Eindruckes ganz verfehlen müßte. „Nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf Ton und Tendenz der Schrift" soll geachtet werden; „eine in wohlwollender Tendenz und in anständiger Form ausgesprochene Kritik, welche belehren, rathen und dadurch nützen und verbessern will, soll nicht gehindert werden. Nicht zu dulden sind dagegen Verspottung oder Verunglimpfung gesetzlich bestehender Einrichtungen, oder anmaaßender, geringschätzender Tadel derselben". Wie biegsam und bequem sind diese und ähnliche sich oft wiederholende Ausdrücke, um je nach der Laune und Lage des Augenblicks jede Kritik über öffentliche Einrichtungen und Maaßregeln, die nicht in Glacéhandschuhen und seidenen Strümpfen mit einigen widerlichen Reverenzbücklingen auftritt, von der Schwelle der anständigen bescheidenen Gesellschaft zurückzuweisen? Die Waffen der Satyre und des Spottes sind ganz verwehrt; nicht über eine unbedeutende, einfältige Polizeimaaßregel dürfte man sich zu scherzen erlauben, nicht eine heitere Bemerkung über den alten Stock und veraltete Paragraphen des Landrechts wäre den Rheinländern zu gestatten; denn das wäre Verspottung und Verunglimpfung; ja nicht einmal eine scharfe juristische Kritik über Mängel und Inconsequenzen eines Gesetzes oder Gesetzbuches, die sich herausnähme, das in sich Widersprechende und Unnatürliche absurd zu nennen und ungerecht das den ersten Principien des Rechts Widerstreitende, dürfte ergehen; denn das wäre anmaaßender, geringschätzender Tadel. Das männliche kräftige Wort, das dem Unwillen über das Schlechte, Verkehrte und Ungerechte den geradesten Ausdruck leiht, wird als „feindselige und gehässige", der witzige und pikante Tadel als „in unanständigem, wegwerfendem Tone" abgefaßte Beurtheilung zurückgewiesen und so den Schriftstellern, denen es um Wahrheit ernstlich zu thun ist, der ungebührlichste Zwang auferlegt werden, während die plumpste, wahrhaft unanständige Lobhudelei sich aller Orten nach Behagen breit machen darf.

Uebermäßig ängstlich ist es ferner, wenn zu den verletzenden Schriften solche gezählt werden, die „Versuche involviren in irgend einem Lande bestehende Partheien, welche am Umsturz der Verfassung arbeiten, in einem günstigen Lichte darzustellen", und wiederum durch ihre Unbestimmtheit bedenklich die Aechtung solcher Schriften, „welche Verunglimpfungen der mit dem preußischen Staate in freundschaftlicher Verbindung stehenden Regierungen und der sie constituirenden Personen enthalten". Wir fürchten sehr, daß auch hierdurch

Mancher die Verfolgung dieser Blätter gerechtfertigt halten möchte, wenn er sich z. B. der Artikel über die Klosteraufhebung in Aargau erinnert, oder derjenigen, welche die Bedrückung der katholischen Kirche in Rußland betreffen, da ja Aargau und Rußland gewiß zu den mit dem preußischen Staate in freundschaftlicher Verbindung stehenden Staaten gehören, zu denen man selbst die Türkei und China und die amerikanischen Staaten u. s. w. zählen könnte. Zwar sind Verunglimpfungen, wie ein andrer Schriftsteller über die Censurinstruction sagt, eigentlich wohl nur falsche, gehässige Darstellungen, die, indem sie alles Grundes entbehren, sich von vornherein schon durch Ton, Inhalt und Ausdrucksweise als unglaubwürdig charakterisiren, und solche Verunglimpfungen sind in diesen Blättern, dessen sind wir gewiß, nicht zu finden. Aber weil das Wort so verstanden nur wenig umfaßt, so ist Gefahr vorhanden, daß ein Censor sich dasselbe etwa so definirt: „Verunglimpfung gegen eine Regierung ist Alles, was sich gegen irgend eine ihrer Handlungen, gegen irgend eine bei ihr bestehende Einrichtung, überhaupt gegen die Art, wie sie existirt, tadelnd ausspricht" u. dgl.; es ist Gefahr vorhanden, daß er auch den begründeten Tadel, auch die ernsthafteste und bescheidenste Kritik zurückweise. Und es ist schlimm, daß auch dieses Wort wieder eine so weite Deutung zuläßt, nicht blos deßhalb, weil dadurch auch hier wieder der individuellen Willkühr, je nach persönlicher Zu- und Abneigung, ein weiter Raum gegeben wird, sondern weil auch die Staatsregierung dadurch sich leicht jenen diplomatischen Quälereien von Seiten auswärtiger Regierungen ausgesetzt sehen wird, die es mit Bezugnahme auf solche Bestimmungen der Censurinstruction als einen Beweis unfreundschaftlicher Stellung qualificiren mögen, wenn die Censur ein offenes freies Wort über ihre Schritte, das ihnen Verunglimpfung zu nennen beliebt, passiren läßt, während vielleicht ihre eigenen Blätter, auf Preßfreiheit trotzend, sich ungehindert die widerwärtigsten Anfeindungen erlauben.

Nehmen wir Alles zusammen, so können wir leider einen bedeutenden Fortschritt der Preßgesetzgebung in der vorliegenden Censurinstruction nicht erkennen, und keineswegs kann sie die Bestimmung, die wahre wohlverstandene Freiheit der Presse zu sichern, erfüllen. Unbedenklich könnte jeder Staat, in welchem die strengste Censur hergebracht ist, dieselbe sich aneignen, ohne daß er deßhalb eine wesentliche Aenderung in der üblichen Censurpraxis zu fürchten hätte. Eine Censurinstruction zu geben, welche die Willkühr der Censoren völlig ausschließe, oder auch nur in sehr enge Schranken banne, möchte auch wohl überhaupt nicht möglich seyn. Unseres Erachtens sollte aber

eine Instruction, die es sich zur Aufgabe macht, die bisher geübte anerkannter Weise übertriebene Strenge und Aengstlichkeit der Censur zu mildern, nicht in eben so vieldeutigen als wortreichen Bestimmungen Anweisungen darüber geben, welche Schriften und Aeußerungen in gedruckten Schriften nicht zuzulassen seyen; sie sollte vielmehr positiv die Censurbeamten anweisen, daß sie in Verwaltung ihres Amtes nicht engherzig und ängstlich verfahren, daß sie die freie Untersuchung der Wahrheit nicht hindern, daß sie der offenen, unumwundenen Vertheidigung verschiedener Ansichten und insbesondre denn auch der religiösen Grundsätze der verschiedenen Confessionen keine unwürdigen Fesseln anlegen, daß sie dem freimüthigen, männlichen Worte, auch wo es scharfen und strengen Tadel über bestehende Gesetze, über Maaßnahmen und Tendenzen der Regierung und ihrer einzelnen Organe ausspricht, nicht ungebührlichen Zwang auflegen, daß sie nicht ängstliche Rücksicht nehmen auf die empfindliche Reizbarkeit der Anhänger entgegengesetzter Meinungen oder der Diener der öffentlichen Gewalt, welche zunächst für einzelne tadelnswerthe Maßregeln der Gesetzgebung oder Verwaltung verantwortlich sind, daß sie nur dasjenige zurückweisen, was die allgemeine Stimme der Verständigen und Wohlgesinnten unzweifelhaft als unanständig und unwürdig der Verbreitung erkennen würde, was pöbelhaft, scandalös und sittenverderblich ist oder geradezu den Bestand und die Sicherheit der öffentlichen Ordnung antastet, mit einem Worte, was bei bestehender Preßfreiheit nach einer guten Preßgesetzgebung als strafbar erscheinen würde; denn das nur sollte die Bestimmung einer wohlgeordneten Censur, wenn eine solche bestehen soll, seyn, daß sie verhindere, was, wenn es geschehen, Strafe verdienen würde.

Wir bezweifeln übrigens nicht, daß bei Erlassung dieser Censurinstruction wirklich die ernstliche Absicht obwaltete, der Presse eine größere Freiheit, als unter früherm Regiment üblich war, zu gewähren und zu sichern: wir würden diese Absicht noch vollkommener anerkennen, wenn uns nicht das fortdauernde Interdict gegen die hist.-pol. Blätter, nicht die Sorge, auch sonst auswärtige Blätter in engen Schranken gehalten zu sehen, damit im Widerspruch zu stehen schiene. So wie aber die Censurinstruction vorliegt, kommt es nur auf die Praxis in Handhabung der Censur an, ob man ferner sagen könne, daß in Preußen die Presse einer gebührlichen Freiheit genieße; nicht die Gesetze gewähren sie, sondern nur die Anwendung, die man ihnen geben wird.

Ein bedeutendes Moment ist aber in dieser Beziehung allerdings

die Errichtung des neuen Obercensurgerichts, das eben jetzt in Thätigkeit tritt, und darin ist wohl am meisten Gewähr gegeben, daß den kundgegebenen Absichten ernstlicher Erfolg werden solle. Ein Collegium, gebildet aus Mitgliedern der höchsten Staatsbehörden, worin, wie sehr zu loben, insbesondere auch Mitglieder der höchsten Gerichtshöfe und gewiß absichtlich und mit Recht auch einige Katholiken aufgenommen sind, als höchste selbständige Instanz für Entscheidung von Censurstreitigkeiten hingestellt, ein Collegium, das sehr bezeichnend ein Censurgericht genannt wird, dessen Entscheidungen also das Ansehen richterlicher Urtheile für sich haben werden, ist allerdings für Preußen ein wichtiger Gewinn; man darf erwarten, daß seine Mitglieder, ihren wichtigen Beruf erkennend, Richter über das Maaß der freien Gedankenmittheilung zu seyn, die Unabhängigkeit und Männlichkeit der Gesinnung, die dem richterlichen Amte ziemt, durch die That bewähren werden, daß sie, bedenkend, daß Recht und Gericht überall dem Schutz der wahren Freiheit zu dienen bestimmt sind, den welchen Buchstaben der Instruction nicht nach der Seite der Unfreiheit und Beschränkung hin biegen werden, daß sie vielmehr sich selbst in Anwendung derselben jene Richtschnur ziehen werden, die wir oben als Grundzug einer möglichst löblichen Censurordnung angedeutet haben, und die Praxis dieses obersten Censurgerichts wird dann auch eine heilsame Rückwirkung auf die Thätigkeit der einzelnen Censoren äußern; und wenn diese Erwartungen nicht getäuscht werden, so könnte es wohl sich ereignen, daß Preußen in Wahrheit einer freien Bewegung der Presse genöße, bei welcher es Frankreich seine gesetzlich bestehende Preßfreiheit mit allen ihren Auswüchsen und ihrem Anhang von Strafprocessen nicht sehr zu beneiden Ursache hätte.

Zudem wird eben jetzt, indem ich diese Bemerkungen schließen will, von einigen nachträglichen die Censur betreffenden Gesetzen berichtet, die sehr beachtenswerth sind. Schriften, die unter Autorität der Akademie der Wissenschaften oder einer inländischen (möchte darunter verstanden werden: deutschen!) Universität gedruckt werden, sollen der Genehmigung des Censors nicht bedürfen; Schriften auswärtigen Verlags, gegen welche ein Verbot oder Confiscationsurtheil ergeht, sollen in drei Tagen in's Ausland zurückgesandt, und nur im Unterlassungsfall mit Beschlag belegt werden; dem Verleger einer censirten Druckschrift soll jedenfalls, dem Verleger einer censurfreien wenigstens dann, wenn er diese nicht als gefahrdrohend für das gemeine Wohl erkennen mußte, Entschädigung geleistet werden, falls hinterher ein Verbot gegen dieselben ergeht. Auch diese Gesetze zeigen von dem Willen, der

schon in der Censurbefreiung der Werke von zwanzig und mehr Druckbogen sich bethätigte, die Polizei des Buchhandels zu mildern. Möchten sie sich bestätigen! Nur eins ist uns dabei mißfällig gewesen, der Vorbehalt des Regresses gegen nachlässige und pflichtwidrige Censoren, falls eine censirte Schrift nachher von der höhern Behörde dennoch verboten wird. Wer es aus Erfahrung weiß, welchen Einfluß die Furcht vor einem möglichen Regreßanspruch, der in den Beutel greift, auf das Gemüth regreßpflichtiger Beamten ausübt, z. B. unter andern in Pupillencollegien nach dem ängstlichen preußischen Vormundschaftsrechte, der muß voraussehen, daß in solcher Besorgniß mancher Censor mit einer Aengstlichkeit zu Werke gehen werde, die der Absicht dieses Gesetzes hoffentlich widerstreitet; bei dem geringsten Anstoß wird Mancher denken: „was soll ich mein Vermögen auf das Spiel setzen, da mag das Obercensurgericht es auf sich nehmen"; und so wird eine Ueberhäufung des letzten und eine ungebührliche Plackerei der Schriftsteller und Verleger in den untern Instanzen der Censur die Folge davon seyn. Wenn man bedenkt, wie ohnehin schon die Furcht vor einem Verweis von Oben, und die Rücksicht auf die amtliche Stellung den untern Censor meistens beherrschen wird, so sollte man es für würdiger und angemessener halten, daß der Staat einen solchen Vorbehalt des Regresses wegen gezahlter Entschädigung fallen lasse, zumal da die finanzielle Bedeutung desselben im Ganzen doch gewiß nur gering seyn wird. Und also wollen wir denn mit der Hoffnung schließen, daß die Instruction für die Censoren, statt jenen angsterregenden Zusatz zu erhalten, vielmehr im Sinne obiger Andeutungen modificirt werde, um übermäßiger Sorglichkeit der Censoren entgegenzuwirken, und daß endlich, indem so ein freierer Geist in dieser Sphäre herrschend wird, die Räthe des Königs es auch angemessen finden werden, die Aufhebung der beschränkenden Maaßregeln gegen die Verbreitung der Blätter, durch welche diese freimüthigen, aber wie uns dünkt, nicht unbescheidenen Bemerkungen den Weg zur Oeffentlichkeit finden sollen, anzurathen.

die Errichtung des neuen Obercensurgerichts, das eben jetzt in Thätigkeit tritt, und darin ist wohl am meisten Gewähr gegeben, daß den kundgegebenen Absichten ernstlicher Erfolg werden solle. Ein Collegium, gebildet aus Mitgliedern der höchsten Staatsbehörden, worin, wie sehr zu loben, insbesondere auch Mitglieder der höchsten Gerichtshöfe und gewiß absichtlich und mit Recht auch einige Katholiken aufgenommen sind, als höchste selbständige Instanz zur Entscheidung von Censurstreitigkeiten hingestellt, ein Collegium, das sehr bezeichnend ein Censurgericht genannt wird, dessen Entscheidungen also das Ansehen richterlicher Urtheile für sich haben werden, ist allerdings für Preußen ein wichtiger Gewinn; man darf erwarten, daß seine Mitglieder, ihren wichtigen Beruf erkennend, Richter über das Maaß der freien Gedankenmittheilung zu seyn, die Unabhängigkeit und Männlichkeit der Gesinnung, die dem richterlichen Amte ziemt, durch die That bewähren werden, daß sie, bedenkend, daß Recht und Gericht überall dem Schutz der wahren Freiheit zu dienen bestimmt sind, den weichen Buchstaben der Instruction nicht nach der Seite der Unfreiheit und Beschränkung hin biegen werden, daß sie vielmehr sich selbst in Anwendung derselben jene Richtschnur ziehen werden, die wir oben als Grundzug einer möglichst löblichen Censurordnung angedeutet haben, und die Praxis dieses obersten Censurgerichts wird dann auch eine heilsame Rückwirkung auf die Thätigkeit der einzelnen Censoren äußern; und wenn diese Erwartungen nicht getäuscht werden, so könnte es wohl sich ereignen, daß Preußen in Wahrheit einer freien Bewegung der Presse genöße, bei welcher es Frankreich seine gesetzlich bestehende Preßfreiheit mit allen ihren Auswüchsen und ihrem Anhang von Strafprocessen nicht sehr zu beneiden Ursache hätte.

Zudem wird eben jetzt, indem ich diese Bemerkungen schließen will, von einigen nachträglichen die Censur betreffenden Gesetzen berichtet, die sehr beachtenswerth sind. Schriften, die unter Autorität der Akademie der Wissenschaften oder einer inländischen (möchte darunter verstanden werden: deutschen!) Universität gedruckt werden, sollen der Genehmigung des Censors nicht bedürfen; Schriften auswärtigen Verlags, gegen welche ein Verbot oder Confiscationsurtheil ergeht, sollen in drei Tagen in's Ausland zurückgesandt, und nur im Unterlassungsfall mit Beschlag belegt werden; dem Verleger einer censirten Druckschrift soll jedenfalls, dem Verleger einer censurfreien wenigstens dann, wenn er diese nicht als gefahrdrohend für das gemeine Wohl erkennen mußte, Entschädigung geleistet werden, falls hinterher ein Verbot gegen dieselben ergeht. Auch diese Gesetze zeigen von dem Willen, der

Nur darf er nicht mit dem unbestimmten religiösen Gefühl verwechselt werden, das fast allen Menschen angeboren ist, das sie aber bald vergessen oder verkennen, das eben deshalb weder den Schuft noch den Bösewicht zurückhält, und das nur erst in gefahrvollen und bedenklichen Augenblicken des Lebens sehr verspätet zum Durchbruch kommt. Auch die Wissenschaften, von denen wir so eben sprachen, und die sich rühmen, leeren Aberglauben zu zerstreuen, erkennen einen Urgrund aller Dinge, einen Gott, wenn man will, an. Aber dieser Gott des Gelehrten, sehr verschieden von dem des Landmanns, befiehlt ihm vergebens seinen Nächsten zu lieben, zu unterstützen und zu ehren wie sich selbst. Erst in der Todesstunde des Weltmanns tritt dieser Gott der guten Menschen mit einemmale vor seine Seele, und dann erkennt er, weniger glücklich als der in Vorurtheilen durch und durch befangene Bauer, wie nothwendig diese Vorurtheile für den Frieden der Seele waren, und er dürstet nun nach dem Glauben, dem Balsam gegen die Schrecknisse des Grabes, die auch ihn unwillkührlich befallen".

„An Belegen für alles dieß fehlt es mir nicht. Im Jahre 1835 wüthete die Cholera in Frankreich unter einer Bevölkerung, die wenigstens zum fünfzehnten Theile bis dahin den Atheismus oder die Gleichgültigkeit gegen jede Religion zur Schau getragen hatte. Als wie aus heitrem Himmel das Unglück unter die Menschen herniederfuhr, konnte man die bisherigen Freigeister in Processionen durch die Straßen ziehen, die Altäre umlagern sehen, und die Geistlichen konnten ihnen nicht Trost genug zusprechen. Barfuß, die Kerze in der Hand, rannten sie dahin, und schrieen wie die Fanatiker sich vor die Brust schlagend: „„Herr, verschone uns““! Also die Cholera war es, die in ihnen plötzlich den Gedanken, daß ein Gott über ihnen sey, von dem sie abhängen, aus dem Schlummer weckte".

„Soll ich noch erst darauf aufmerksam machen, daß eine solche Mischung von Angst und Reue, von Schwäche und frommer Exaltation im Angesichte des Todes keineswegs das Ende des Gerechten ist, der ein langes Leben hindurch stets im Lichte des Glaubens wandelte"?

Ist es nicht dasselbe „unbestimmte religiöse Gefühl", dem der Verfasser hier den Stab bricht, und dem er doch selbst huldiget, wenn er an so vielen Orten den Glauben an das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele für die allgemeine Religion erklärt, welche nur in den Formen wechselt, aber dem Wesen nach gleich ist den Götterlehren des Al-

terthums und in der Anbetung des großen Geistes unter den Wilden in Amerika, wie im Judenthum, im Islam und im Christenthum aller und jeder Confession? Jedoch zeichnet er sich selbst und seine Ansicht mit noch treffenderen und unverkennbareren Zügen:

„M*** ist ein philantropischer Arzt und leidenschaftlicher Naturfreund. Der Pantheismus sollte, seiner Ansicht nach, Jedermanns Religion seyn, der aus angeborner Geistesrichtung oder durch Studien gelernt habe, in dem großen Buche der Welt zu lesen. An der Perfectibilität des menschlichen Geistes zweifelte er keineswegs; nur gingen seine Meinungen hierüber dermaaßen ins Uebertriebene, daß er einmal an einen Freund schrieb: „„Ich verehre ein höchstes Wesen in Allem, was ich auf der Erde mein nenne, und was mir angenehm ist. Meine Frau, meine Kinder, die Blumen meines Gartens, mein Keller haben folglich den ersten Anspruch an meine aufrichtige Bewunderung. Was den betrifft, der mich mit seinen Gaben überhäuft hat, so kümmere ich mich sehr wenig um ihn, bis er sich mir einmal auf eine unwiderlegliche Weise zeigt. Trotz dem glaube ich, daß er existirt, und daß er errathen seyn will, wie jene Wohlthäter der Menschen, die sich denen verbergen, welche sie am meisten lieben. Es wird also vielleicht einmal ein Gott seyn, Dank sey es den Fortschritten der neuen Einsichten; und dann wollen wir in seinen steinernen Tempel gehen, um ihn näher zu sehen. Bis dahin finde ich meinen Tempel überall, besonders aber auf dem Gipfel eines hohen Berges, wo ich die Sonne auf= und untergehen sehen kann‟‟.

„Indessen geht es M*** wie allen Köpfen seines Schlags; er hat nicht selbst ein System zu Stande bringen können, sondern kann sich nur in ein fremdes hineinarbeiten. Er wußte, daß die Vorkämpfer seiner Schule doch nicht Stärke genug gehabt hatten, ihren Ueberzeugungen in ihrer Todesstunde noch treu zu bleiben; daß Buffon und Voltaire sich als Bußfertige vor einem Priester bekannt hatten; daß Diderot, der Gott in seinen Schriften verlästert hatte, seine Tochter im Katechismus unterichtete; daß die Terroristen von 1793 zum größten Theil in der Capuze gestorben waren; alle diese Abtrünnigkeiten empörten ihn, und er machte sich seine Religion selbst, die ungefähr der bequeme künstlerische Pantheismus war, von dem wir gesprochen haben, eine Art von egoistischem Friedensvertrag zwischen dem rohen Naturtriebe und der Liebe zu einer Fortdauer nach dem Tode. Er läug=

nete Gott nicht, bewunderte ihn aber nur in seinen Werken und in dem, was sich ihm davon zur Pflege seiner selbst darbot. So spiegelte er sich in den Gegenständen, die seiner Selbstsucht dienten, und hätte er es vermocht, so hätte er den Duft der Blumen, die Süßigkeit der Früchte verdoppelt, nur um die Macht seines höchsten Wesens, wie er es sich dachte, noch mehr zu genießen.

Seine Religion war also nichts, als die leidenschaftlichste und selbstsüchtigste Anbetung seiner selbst".

Der Verfasser nennt zwar diese Ansicht Pantheismus, allein eine schulgerechte Nomenclatur ist überhaupt nicht seine Sache, eigentlich ist sie ganz dieselbe, zu welcher er sich in seiner Einleitung bekannt hat, derselbe gefühlvolle Theismus, den er mit so vielem rednerischen Aufwand zu preisen nicht müde wird. Wir sind jedoch in einem Climax aufgestiegen, und haben uns die überraschendste Stelle zuletzt aufgespart:

„Die Fortschritte des Wissens und der Unterricht in den Wissenschaften, die beiderseits so sehr durch die Methoden, und eine Menge künstlicher Erfindungen und Hülfsmittel erleichtert sind, begünstigen in unsern Tagen den Hang des menschlichen Geistes zu Speculationen der Naturphilosophie. Man hat kein Bedenken getragen, sie auch für den Unterricht im Christenthum zu benutzen. Ich weiß nicht, was bei dieser Einimpfung menschlicher Wissenschaft in das Heilige und Unerforschliche herauskommen wird; das aber weiß ich gewiß, daß Christus und die Apostel, und die Kirchenväter und die großen Kanzelredner der Inductionen aus dem Physikalischen und der Naturwissenschaften nicht bedurft haben, um uns die christliche Religion in ihrer göttlichen Einfachheit darzustellen, und sie uns als die süßeste Unterhaltung des Menschen mit Gott lieben zu lehren. Ich kann es nicht billigen, wenn von der Kanzel herab die Grundsätze der Religion mit Hülfe der Physik, oder eines andern Zweigs der Naturwissenschaft demonstrativ behandelt werden; die Metaphysik des Heiligen verschmäht diese quasi-materialistische Allianz. Die wahre Religion ist die, welche die Offenbarung den Menschen gelehrt hat; sie siegt und triumphirt überall, weil sie von keiner menschlichen Macht abhängig ist".

„Es ist ein stolzer Gedanke, daß der Cultus der natürlichen Theologie hinlänglich sey, unsere Abhängigkeit von einem höchsten Wesen darzuthun und zu unterhalten, und daß hiermit die Männer der Wissenschaft, die ausgezeichneten Anatomen und Physiologen, Chemiker,

Physiker, Astronomen und andere, von den herkömmlichen und üblichen Formen einer religiösen Confession entbunden seyen. Der Anatom, der sich in sein Studium vertieft hat, läßt den Unwissenden das Vorurtheil des Glaubens. Wozu soll ihm dann, meint er, sein Wissen dienen, wenn er damit sich selbst nicht zu der Idee des erhabenen Urhebers und Künstlers der Welten erheben könnte? Wenn er an dem Bau des Auges in der Reihe der Thiere, die ihren Umgebungen angepaßte Zweckmäßigkeit der Einrichtung erkannt hat, so schließt er, daß der, der schon vor ihm einen optischen Apparat so zweckmäßig zu construiren wußte, eine vollkommene übermenschliche Intelligenz seyn müsse, und begnügt sich, ihn zu bewundern, um ihm zu gefallen. Eigentlich ist es aber die eigene Befriedigung, mit welcher er Gott verehrt, und er bringt statt aller Huldigung nur die Eitelkeit dar, mit welcher er sich seiner eigenen Intelligenz erfreut, die so tief in die Geheimnisse der Natur und in die Organisation des Weltalls eingedrungen ist".

„Man wird jetzt begreifen, daß Sterben und Tod dieser Männer, die nur der Wissenschaft gelebt haben, und die ausdrücklich darauf ausgingen, den Plan und die Gesetze, welche die harmonische Einrichtung des Weltgebäudes hervorbrachten und unterhalten, zu entziffern, ganz anders ausfallen müssen, als bei Individuen, deren speculativer Sinn sich auf alltägliche Dinge beschränkte. Zwar ein fester, unerschütterlicher Glaube findet sich gewiß in allen Ständen und Bildungsstufen, von Newton und Pascal an bis zu dem geringsten Taglöhner; doch wird es stets gewöhnlicher seyn, die Früchte der Naturphilpsophie bei denen zu finden, die, durch ihre Studien dazu verleitet, dahin kommen, über Ursachen und Zweck der Schöpfung Systeme aufzustellen. Diese werden sich immer des Glaubens und der Verpflichtungen, welche er auferlegt, überhoben dünken. Ihr Gehirn, in welchem eine Macht thront, die den Himmel ermißt und die Erde in ihren Schichten aufblättert, die der Natur ihre Erzeugnisse nacherschafft, und den Bau der Thiere und Pflanzen erklärt: ihr Gehirn ist der Tempel und der Altar, dorthin begeben sie sich, indem sie sich von der Erde lossagen; mit einem Worte: sich selbst beten sie an".

„Für sie gibt es nichts Unerforschliches und nichts Heiliges', Gott selbst erklären sie sich auf ihre Weise; und wie armselig erscheint ihnen der Priester mit seinem Glauben und seinen Werken der Demuth! In der Hoheit ihres Genies sind sie für die religiöse Belehrung unzugänglich; und die noch am wenigsten Widerspänstigen können doch gewisse Vorbehalte, die mit der Selbstverleugnung des wahren Christen unverträglich sind, durchaus nicht aufgeben.

„Wenn dann endlich in der Stunde des Todes das eitle, in Erkenntniß schwelgende Wissen sie verläßt, und in die Schatten der Vergangenheit zurückweicht: wie so manchen von ihnen habe ich da nach tröstendern Ueberzeugungen schmachten sehen, als die Wissenschaft, die für die wahre Bestimmung des Menschen dürres Holz ist, ihnen zu gewähren vermochte. Merkwürdig genug, sie hatten sich immer einen plötzlichen Tod, ein Einschlafen ohne Wiedererwachen, einen Schlagfluß und dergleichen gewünscht; nun ihre Erwartung betrogen ist, nun sie ihre Schmerzen empfinden, und sich erklären, und ihrer physischen Auflösung zusehen können, hören sie willig das sanfte Wort des Geistlichen an, der sonst unbemerkt von ihnen seines Wegs dahin zog, um bei Andern seines heiligen Amtes zu warten“.

Wenn der Verfasser hier mit solchem Nachdruck wider die Männer der Wissenschaft eifert, welche sich des Glaubens und der Verpflichtungen, welche derselbe auferlegt, überhoben dünken, wenn er ihre Gottesverehrung Eitelkeit und Selbstanbetung nennt, wenn er bemerkt, wie die am wenigsten Widerspänstigen doch gewisse, mit der christlichen Selbstverläugnung unverträgliche Vorbehalte nicht aufgeben können; so muß uns nichts mehr in Verwunderung setzen, als daß er, in einen so treuen Spiegel schauend, sich selbst darin nicht erkannt, und in einer seltsamen Doppelgängerei befangen, sein eigenes mit klaren und scharfen Zügen ihn anblickendes philosophisches Ich für ein anderes Ich gehalten hat.

Nach allem dem dürfte jeder Zweifel beseitiget seyn, daß unser Autor seiner eigentlichsten, innersten, lebendigsten Ueberzeugung nach jede antichristliche Philosophie verwirft, und ein positives Christenthum anerkennt; es entsteht nur noch die Frage, welches Christenthum darunter gemeint sey, ob der Katholicismus oder der Protestantismus? Schon die oben angeführte Charakteristik des letzteren läßt seine Meinung errathen. Er unterscheidet in seiner Einleitung zwischen höhern und niedern Seelen, und schreibt nur den höhern, wenn sie anders nicht während ihres Lebens durch Unwissenheit, Trägheit oder Hingabe an den Cultus der Materie ihre Aufgabe versäumt haben, eine „offenbarende“ Sterbestunde zu, wor-

unter er Alles begreift, was das Sterben eines Menschen erhaben und erhebend macht, was gleichsam den Flügelschlag einer die irdische Last schon abwerfenden und sich himmelan schwingenden Seele verkündet, und jeden Zeugen unwillkührlich mit dem heiligen Schauer einer höhern Begeisterung erfüllt. Er bekennt schon da, daß solche Sterbestunden bei den Protestanten äußerst selten sind. Ueberhaupt führt er in seinem ganzen Werke nur zwei Beispiele von Protestanten an, von einem Fabrikbesitzer und von einem reformirten Pastor, wobei er in Ansehung des Letzteren bemerkt, daß so wie dieser die meisten Pastoren zu sterben pflegen. Besonnene Vorbereitung auf den Tod, treue Erfüllung des Berufes und aller Pflichten als Haus- und Familien-Vater bis auf den letzten Augenblick, ruhige Fassung und Ergebung, fester Glaube an Gott und die Unsterblichkeit werden an Beiden gerühmt. Wir wollen dem verdienten Lobe dieser beiden Ehrenmänner nicht das Mindeste abbrechen, es genügt uns, daß der Verfasser ein solches Sterben selbst nicht zu dem offenbarenden rechnet. Dagegen gehören alle die zahlreichen Beispiele eines offenbarenden Todes, die er uns erzählt, dem Katholicismus an, und wir treffen hier Niemanden an, als nur strenggläubige Katholiken, die in der unverbrüchlichsten Anhänglichkeit an ihre Kirche und mit den Heilsmitteln derselben versehen in die Ewigkeit hinübergehen, und so bildet sich wieder ein schreiender Widerspruch mit dem, was er in der Einleitung zu behaupten sich nicht entblödet, nämlich: „daß gegenwärtig die Kirche zu Rom weder mehr leben noch sterben lehre". Insbesondere geht er alle Klassen von geistlichen Personen durch, und den Tod und die letzten Stunden des Landpfarrers, des Priesters in der Stadt, des Bischofs, des Missionärs, des Ordensgeistlichen und der Klosterfrau werden hier umständlich und aus eigenen Erlebnissen beschrieben. Wir geben hier den Bericht über einen jungen Priester, den er von Jugend auf gekannt hatte:

„M*** war schon als Schüler musterhaft; immer einfach, gefällig,

bescheiden; und seine Mitschüler hatten nichts an ihm auszusetzen, als daß er ihre geräuschvollen Spiele nicht theilte, die damals die Jugend des Kaiserreichs zu dem ernstern Kriegsspiele vorbereiteten, und wozu sie durch die volltönenden Bulletins der großen Armee verlockt wurde. Dagegen besuchte er regelmäßig die Kirche, und wir mußten ihn achten, weil er nicht nur hier, sondern überall mit gutem Beispiel voranging, weil er der aufmerksamste unter uns allen war, und uns bei unsern Arbeiten mit seinen bessern Kenntnissen aushalf, ohne sich dessen jemals gegen uns zu überheben. Nie wollte er sich dazu verstehen, während der Ferien uns zu Hause zu besuchen, wohl aber erinnere ich mich, daß er, als ich während einer Schlägerei, die die Collegienschüler mit den Kindern der untern Klassen hatten, durch einen Steinwurf an den Kopf bedeutend verletzt worden war, zu mir kam, mich bedauerte, auch mir Vorwürfe machte, übrigens aber mich alle Tage verband, bis ich geheilt war“.

„So kam er denn sehr frühzeitig in das Seminar, und trat wieder mit dem ausgezeichnetsten Rufe aus demselben aus. Ein hoher Prälat wurde auf ihn aufmerksam, machte ihn zu seinem Secretair, und wurde sein Freund. Mit der Priesterweihe erhielt er auch schon Beförderung. Alles das nahm er an als eine Nothwendigkeit, der er nicht ausweichen konnte; nie verrieth sein Gesicht, so mild und freundlich wie ich kaum eins gekannt habe, den mindesten Zug, der auf ein weltliches Bestreben, oder innere Leidenschaften hätte schließen lassen. Auf seiner schönen Stirn, in seinen blauen Augen lag die reinste Religiösität, die tiefste Seelenruhe. In der Erfüllung seiner mannichfaltigen Pflichten war er unermüdlich. Nur einen Wunsch hatte er, und diesen mußte er sich wegen seiner schwachen Gesundheit versagen; er wäre gern als Missionär nach Australien gegangen. Ueber sein Privatleben erfuhr man wenig; nur ergab sich aus allem, daß er jede Regung der Jugend und Menschlichkeit mit den härtesten Mitteln in sich bekämpfte und niederhielt. Deshalb sahen wir ihn auffallend abmagern, seine Wangen fielen ein, sein Blick bekam etwas Verklärtes oder Starres, wie bei Kataleptischen, und in ihm allein schien noch das ganze Feuer des ausgemergelten Menschen zu lodern. Offenbar richtete ihn das ascetische Leben zu Grunde, und wirklich wurde er, nach einer sehr eifrigen Predigt, ernstlich krank. Gewissermaaßen hatte er sich auf der Kanzel den Tod prophezeit; er bat Gott so inbrünstig, allen seinen Zuhörern ein seliges Ende zu verleihen, daß man hätte glauben mögen, er selbst sey von den Todten auferstanden, um den Lebenden die See-

unter er Alles begreift, was das Sterben eines Menschen erhaben und erhebend macht, was gleichsam den Flügelschlag einer die irdische Last schon abwerfenden und sich himmelan schwingenden Seele verkündet, und jeden Zeugen unwillkührlich mit dem heiligen Schauer einer höhern Begeisterung erfüllt. Er bekennt schon da, daß solche Sterbestunden bei den Protestanten äußerst selten sind. Ueberhaupt führt er in seinem ganzen Werke nur zwei Beispiele von Protestanten an, von einem Fabrikbesitzer und von einem reformirten Pastor, wobei er in Ansehung des Letzteren bemerkt, daß so wie dieser die meisten Pastoren zu sterben pflegen. Besonnene Vorbereitung auf den Tod, treue Erfüllung des Berufes und aller Pflichten als Haus= und Familien=Vater bis auf den letzten Augenblick, ruhige Fassung und Ergebung, fester Glaube an Gott und die Unsterblichkeit werden an Beiden gerühmt. Wir wollen dem verdienten Lobe dieser beiden Ehrenmänner nicht das Mindeste abbrechen, es genügt uns, daß der Verfasser ein solches Sterben selbst nicht zu dem offenbarenden rechnet. Dagegen gehören alle die zahlreichen Beispiele eines offenbarenden Todes, die er uns erzählt, dem Katholicismus an, und wir treffen hier Niemanden an, als nur strenggläubige Katholiken, die in der unverbrüchlichsten Anhänglichkeit an ihre Kirche und mit den Heilsmitteln derselben versehen in die Ewigkeit hinübergehen, und so bildet sich wieder ein schreiender Widerspruch mit dem, was er in der Einleitung zu behaupten sich nicht entblödet, nämlich: „daß gegenwärtig die Kirche zu Rom weder mehr leben noch sterben lehre“. Insbesondere geht er alle Klassen von geistlichen Personen durch, und den Tod und die letzten Stunden des Landpfarrers, des Priesters in der Stadt, des Bischofs, des Missionärs, des Ordensgeistlichen und der Klosterfrau werden hier umständlich und aus eigenen Erlebnissen beschrieben. Wir geben hier den Bericht über einen jungen Priester, den er von Jugend auf gekannt hatte:

„M*** war schon als Schüler musterhaft; immer einfach, gefällig,

bescheiden; und seine Mitschüler hatten nichts an ihm auszusetzen, als daß er ihre geräuschvollen Spiele nicht theilte, die damals die Jugend des Kaiserreichs zu dem ernstern Kriegsspiele vorbereiteten, und wozu sie durch die volltönenden Bulletins der großen Armee verlockt wurde. Dagegen besuchte er regelmäßig die Kirche, und wir mußten ihn achten, weil er nicht nur hier, sondern überall mit gutem Beispiel voranging, weil er der aufmerksamste unter uns allen war, und uns bei unsern Arbeiten mit seinen bessern Kenntnissen aushalf, ohne sich dessen jemals gegen uns zu überheben. Nie wollte er sich dazu verstehen, während der Ferien uns zu Hause zu besuchen, wohl aber erinnere ich mich, daß er, als ich während einer Schlägerei, die die Collegienschüler mit den Kindern der untern Klassen hatten, durch einen Steinwurf an den Kopf bedeutend verletzt worden war, zu mir kam, mich bedauerte, auch mir Vorwürfe machte, übrigens aber mich alle Tage verband, bis ich geheilt war".

„So kam er denn sehr frühzeitig in das Seminar, und trat wieder mit dem ausgezeichnetsten Rufe aus demselben aus. Ein hoher Prälat wurde auf ihn aufmerksam, machte ihn zu seinem Secretair, und wurde sein Freund. Mit der Priesterweihe erhielt er auch schon Beförderung. Alles das nahm er an als eine Nothwendigkeit, der er nicht ausweichen konnte; nie verrieth sein Gesicht, so mild und freundlich wie ich kaum eins gekannt habe, den mindesten Zug, der auf ein weltliches Bestreben, oder innere Leidenschaften hätte schließen lassen. Auf seiner schönen Stirn, in seinen blauen Augen lag die reinste Religiösität, die tiefste Seelenruhe. In der Erfüllung seiner mannichfaltigen Pflichten war er unermüdlich. Nur einen Wunsch hatte er, und diesen mußte er sich wegen seiner schwachen Gesundheit versagen; er wäre gern als Missionär nach Australien gegangen. Ueber sein Privatleben erfuhr man wenig; nur ergab sich aus allem, daß er jede Regung der Jugend und Menschlichkeit mit den härtesten Mitteln in sich bekämpfte und niederhielt. Deshalb sahen wir ihn auffallend abmagern, seine Wangen fielen ein, sein Blick bekam etwas Verklärtes oder Starres, wie bei Kataleptischen, und in ihm allein schien noch das ganze Feuer des ausgemergelten Menschen zu lodern. Offenbar richtete ihn das ascetische Leben zu Grunde, und wirklich wurde er, nach einer sehr eifrigen Predigt, ernstlich krank. Gewissermaaßen hatte er sich auf der Kanzel den Tod prophezeit; er bat Gott so inbrünstig, allen seinen Zuhörern ein seliges Ende zu verleihen, daß man hätte glauben mögen, er selbst sey von den Todten auferstanden, um den Lebenden die Sce-

nen seines Sterbens zu schildern. Er führte Worte aus den Kirchenschriftstellern an, wo von der Aussicht in die Ewigkeit die Rede ist, und ergoß sich dabei in Ausrufungen über die Nichtigkeit aller Dinge und über die Seligkeit der Erwählten, die er in seinem nachmaligen Todeskampfe wörtlich wiederholte".

„Ein nervöses Fieber, das ihn drei Wochen lang ans Bett fesselte, nahm ihm den letzten Rest körperlicher Kraft. Er war abgezehrt bis zum Geripp, auf dem nur Haut ausgespannt war; aber seine Seele hatte an Feuer und Stärke nichts eingebüßt. Die Gewißheit seines baldigen Todes verklärte seine Züge; er sprach gegen die zahlreichen Freunde, die ihn besuchten, davon, wie von einem glücklichen Ereigniß, wie von einer Gunst, deren er noch nicht würdig sey. Den irdischen Dingen war er bereits abgestorben; selbst seine geistlichen Beschäftigungen, Predigen, Messe lesen, die Congregation, seine Aussichten in die Zukunft, alles, was ihm so theuer gewesen, hatte er vergessen. Er freute sich bloß auf den Tod, in der Hoffnung auf das ewige Leben. Ich konnte ihn nur mit einem jungen Mädchen vergleichen, die den Schleier genommen hat, und dann wie ein Kind sich freuen kann, wenn sie sterben soll, dagegen traurig wird, wenn der Arzt ihr sagt, daß seine Mittel sie dem Leben erhalten werden — solcher junger Nonnen habe ich gekannt. Unser junger Priester hätte gern jeden ausgescholten, der über seinen nahen Hintritt trauerte; man sah es ihm an, daß er die Brüder, die an seinem Bette standen und um ihn weinten, gern des Neides beschuldigt hätte. Seine ascetischen Verzuckungen nahmen mit dem Herannahen des Todes immer mehr zu; eines Morgens, wo er eine solche Vision gehabt hatte, rief er aus: „„Ich bin immer demüthig vor Gott gewesen, wenn er mir aber gewährte Alles, was ich von seiner Herrlichkeit weiß zu erzählen, so glaube ich, würde ich die dunkelsten Punkte der Offenbarung klar machen. Diese Gnade verleiht mir Gott, weil ich nicht mehr von dieser Welt bin"". Drei Stunden lag er in bewußtlosem Todeskampf, während dessen er mehrere Gedanken über den Tod, die er in seiner letzten Predigt ausgesprochen hatte, wiederholte. Als er die Augen wieder aufschlug, fragte er seinen Beichtvater, ob er die letzte Oelung erhalten habe. Als ihn dieser seinerseits ein paar Augenblicke darauf fragte, wie er sich befinde, antwortete er mit erlöschender Stimme: „„Immer besser; es ist so süß zu sterben"".

„Dieser junge Mann scheint niemals ein irdisches Daseyn geführt zu haben; das Gleiche kann man von allen den höher begabten Gei-

stern sagen, die sich von dem armseligen Getreibe der um sie her summenden und schwärmenden Gesellschaft losreißen, um nur sich zu leben, um ihr ganzes Daseyn in übersinnliche und religiöse Betrachtungen zu versenken".

„An etwas Anderem aber, als an dem Feuer des inneren Berufes, vermag ich den wahren Priester auch nicht zu erkennen. Wenn der Geistliche gegen sich selbst nachsichtig ist, wenn er sich gemeine oder auch nur unschickliche Handlungen zu Schulden kommen läßt, wenn er unter seiner ehrwürdigen Kleidung etwas vom Fuchs, oder der Katze, dem Tiger oder Löwen verbirgt, so ist er ein falscher Prophet, wie sehr er auch mit frommen Gebärden oder augenfälligem Wesen vor der Welt sich den Schein des wahren erhalten mag. Ihrer sind jetzt glücklicherweise nicht viele; wir treffen sie unter denen, die hoch hinaus wollen, die voll Hoffnung, Ehrgeiz und Selbstsucht sich unter die Augen der Regierenden drängen, welche sie auch gefällig annehmen, um sie für ihre Sache zu gewinnen. Freilich, in der Todesstunde hilft es zu nichts, daß man sich bis zu den höheren Würden der Kirche hinaufgearbeitet hat, wenn es mit Ehrlosigkeit erkauft wurde, wenn man dabei Gottesfurcht, Unabhängigkeit und Ehre opferte".

Wir können es uns nicht versagen, auch den Bericht über den Tod eines Erzbischofes herzusetzen; denn in der Einleitung, wo er von dem Sterben der Päpste spricht, ist seiner Feder folgende, ihm wenig Ehre machende Behauptung entflossen: „Alle hohen Würdenträger der Kirche sterben auf ganz gleiche Weise. Keiner von ihnen verzweifelt an seinem ewigen Heile, und, um dieß zu können, hat er allen Plunder des Volksaberglaubens von sich geworfen, dieser bleibt nur der niedern Geistlichkeit vorbehalten". Wir lassen ihn nun zu diesem seinem Satze selbst den praktischen Commentar liefern:

„Man gehe die Todesfälle in der hohen Geistlichkeit seit zwölf Jahren durch, sie sind reich an sittlicher und christlicher Belehrung. Ich habe es gethan, und mehr als mir der Raum gestattet, wüßte ich von dem Ende eines reinen Lebens zu erzählen, das dahin geflossen ist, wie jene schönen Wasserfälle, welche die hochmüthigen Felsen zerbröckeln, aber Blumen hervorsprießen lassen und saftige Wiesen bethauen, überall wohin ihre Wellen Leben und Gedeihen tragen".

„Es gibt einen entscheidenden Moment in der langen Laufbahn des Geistlichen, dieß ist der, wo er, nachdem er sie mit Liebe, Gewissenhaftigkeit und treuem Glauben verfolgt hat, auf einmal vom Himmel eine Erleuchtung zu bekommen scheint, die an jene Feuerflammen erinnert, durch welche die Apostel aus armen Fischern in feierliche und begeisterte Redner umgewandelt wurden. Dieß ist eigentlich das aliquid divum jedes Berufes; hier ist es aber mehr, es ist das divum in seiner ganzen vollen Wahrheit. Dieses allen und jeden, auch den unvorbereiteten Reden der hohen Prälaten aufgedrückte Gepräge ist nicht das Werk des Hirtenstabes oder des violetten Talars oder selbst der dreifachen Krone; käme es daher, wie der grobe Skepticismus meint, so wären die Worte dieser Männer emphatisch, schwülstig, lügenhaft und charakterlos, wie die der gemietheten und überzeugungslosen Redner. Aber ihre Beredsamkeit kommt nicht aus dem Menschen, der Fleisch und Bein ist; sie entspringt aus einer reinern ätherischen Quelle, sie geht aus dem Geiste des Friedens und der Liebe hervor, der im Himmel wohnt. Es ist etwas Geheimnißvolles in der Wärme dieser geistlichen Beredsamkeit, und das gibt ihr den Reiz und die Schönheit“.

„Der Tod eines Kirchenfürsten ist ein Ereigniß, das eine weithin verbreitete natürliche Theilnahme erregt, sowohl wegen der öffentlichen Stellung des Mannes, als wegen des großartigen Ceremoniels, das ihn in seiner Sterbestunde umgibt. Er soll als Held in dieser Stellung sterben, die ihm seine Tugenden und seine Talente angewiesen haben; er soll dieß zur Erbauung derer, die er von seiner Geisteshoheit und seinem feurigem Glauben überzeugen will. So liegt er denn wie auf dem Paradebette: er empfängt seinen Clerus wie sonst unter dem Thronhimmel seiner Metropole; er beherrscht noch immer die Versammlung, die sich an sein Bett drängt, um ihn zu sehen, um jedes seiner Worte zu vernehmen und sich einzuprägen, denn sie werden morgen und die folgenden Tage das Gespräch in jedem Flecken seiner Diöcese seyn. Eines Tages sah ich einen Erzbischof sterben; und niemals hätte ich geglaubt, daß der Mensch gegenüber Allem, was die Vernichtung verkündet, einen so edeln Stolz behaupten könne. Noch sehe ich die ehrfurchtgebietende Gestalt des Greises und sein schönes, unbeweglich und feierlich auf das übliche Ceremoniel gerichtetes Auge. Er saß aufrecht, den Rücken durch ein Kissen unterstützt, im Bette, das Gesicht nach einem prächtigen, mit den bischöflichen Insignen gezierten Altar hingewendet; mehr als fünfhundert Geistliche und Laien lagen auf den Knieen und beteten; eine unzählbare Menge Wachskerzen waren

allenthalben angezündet, das Weihrauchfaß ging umher. Der Erzbischof hörte mit gefalteten Händen und majestätischer Haltung die Gebete an, die bloß bei Sterbefällen hoher Geistlichen gelesen werden; er benahm sich dabei, wie Jemand, der an die äußeren Abzeichen der Größe und Macht, und an das Herrschen gewöhnt ist, und die gegenwärtigen nicht als die letzten betrachtet. Als er das Abendmahl nehmen sollte, richtete er sich noch höher auf und verließ das Bett; er wollte es, und Niemand wagte ihn an seine körperliche Schwäche und an seine Jahre zu erinnern. Von langen Leiden hinfällig und bereits ein Sterbender, gewann er in diesem Augenblicke doch seine gewohnte Rüstigkeit wieder, um seinem einzigen Herrn, dem, der im Himmel über ihm thronte, entgegen zugehen und ihn mit der ganzen Demuth eines Christen auf beiden Knieen zu empfangen. Er ließ sich auf ein Kissen nieder, und jetzt war es, als ob ihn eine göttliche Begeisterung ergriffe. Er blickte die Hostie, die ihm eben so dargereicht wurde, wie dem Geringsten, mit solcher Inbrunst an, ließ dabei ein so unaussprechliches inniges Gefühl seines festen Glaubens wahrnehmen, daß ich hier an eine stärkere, tiefere Wirkung der heiligen Handlung glauben mußte, als ich sie jemals beobachtet hatte. Nach Vollendung derselben erhob er sich allein, ohne sich unterstützen zu lassen, und stand in der ganzen Majestät seiner Gestalt aufrecht vor der Versammlung, der er seinen Segen gab. Dann ließ er sich ins Bett zurückbringen; und nun nahmen seine Gebete erst einen erhabenen Charakter an; es waren die Bitten um einen sanften Tod, von einem Kirchenfürsten, dem die Religion eine Aufgabe seines Lebens gewesen, der für ihren Sieg gestritten, und der nun in der Reinheit seines Herzens und seiner Seele vom Leben Abschied nahm".

„Zwei junge Vicare traten jetzt an das Bett; er nahm den einen bei der Hand und sprach: „„Bete für mich; preise den Herrn, der mich bald gedemüthigt, bald erhöht hat. Gott, der all mein Thun kennt, wird mich in diesen letzten Augenblicken nicht verlassen. Ich fürchte nicht, daß meine Kraft in diesem letzten Kampfe, wo die Seele mit dem Fleische streitet, unterliegen werde; wenn ich aber schwach würde, wenn meine Worte meinem festen Willen, im Stande der Gnade zu sterben, nicht entsprechen sollten; dann erinnere mich an meine Pflicht, sprich mir immerfort zu, deine Stimme wird meinen Muth aufrecht erhalten"". Der Arzt, der ihn behandelt hatte, wünschte vorgelassen zu werden. Als ihn der Erzbischof erblickte, sagte er mild ruhig: „„Nun, ich hatte es Ihnen wohl gesagt, meine Stunde ist gekommen, es ist

Zeit zu enden. Indessen danke ich Ihnen für ihre Sorgfalt. Ich gestehe, daß ich gern noch länger gelebt hätte, um meine Heerde zu weiden; Gott aber hat es anders gewollt als Sie und ich; sein heiliger Name sey gelobt"".

„Zwei Stunden nach der Communion verfiel er in ein stilles Hinbrüten. Wie er befohlen hatte, rief man ihn mit seinem Titel, „„Monseigneur"" an, und bat ihn um den letzten Segen. Da schlug er die Augen auf, wie von einem electrischen Schlage berührt kam er noch einmal ins Leben zurück. Mit Anstrengung richtete er sich empor, und nachdem er die Hand erhoben und die Segensworte gesprochen hatte, ward es hell in seinem Geiste und er sagte: „„Meine Brüder, ich lasse euch in dem Kampfe zurück, in welchem ich so lange für den Triumph des Kreuzes gestritten habe; vollbringt ihr, was ich nicht vollenden konnte! Widersteht bis zum Tode dem Bösen! Ich erwarte euch zu den Füßen des Thrones unsers Herrn"".

„Und so entschlief er in dem Frieden des Herrn. Zwei Stunden darauf ward er in seine erzbischöfliche Kleidung eingehüllt, und man setzte das Bett, worauf er lag, auf eine Estrade; da lag er wie schlafend in seinem Gewande, das Kreuz auf der Brust, die Bischofsmütze auf dem Haupte, neben ihm der Stab; man hätte ihn für lebend und in Nachdenken versunken halten können, so sehr hatte er sein schönes Aussehen, seine stolze Haltung noch im Tode. Nach den gewöhnlichen Gebeten wurde er auf einen Katafalk in eine Todtenkapelle gebracht; dort blieb der Leichnam acht Tage lang ausgestellt, und dann wurde ein feierliches Todtenamt gehalten. So wird einem Erzbischof noch nach dem Tode gehuldigt. Die Kirche verliert ihn auf der Erde und hofft an ihm einen Fürsprecher mehr im Himmel zu erwerben. Sein Andenken lebt in seiner Diöcese, wo man ihn lange Zeit in die Gebete mit einschließt".

Von den Brüdern der christlichen Lehre, „die man durch das seitdem von ihnen geadelte Wort: Ignorantin zu bezeichnen glaubte", spricht der Verfasser mit einer überströmenden Rührung, Bewunderung und Begeisterung, er hält sie für einen Segen Frankreichs, und vertheidigt sie auf das wärmste gegen alle Angriffe ihrer Gegner. Man bemerkt sogleich, daß er wieder aus eigener Anschauung spricht, und die Früchte ihrer stillen und anspruchslosen Wirksamkeit selbst beobachtet hat.

„Die Wichtigkeit der Dienste, welche die guten Brüder leisten, weiß

man besonders in volkreichen See- und Garnisonsstädten sehr wohl zu schätzen. Namentlich verdanken ihnen die großen Seehäfen eine willige, arbeitsame und rechtschaffene Jugend, welche dann später auf die Flotte unter die Marinesoldaten und in die Werkstätten unserer großen Arsenale eintritt. Wenn man bedenkt, daß in der ersten Seestadt Südfrankreichs diese Mönche jährlich hundert bis tausend junge Menschen dem Müssiggange, dem Laster, vielleicht der Einweihung in Verbrechen entreißen, junge Menschen, die außerdem den Weg des Galeerensklaven betreten, sich in Kneipen und Bordellen herumtreiben, höchstens liederliche Matrosen abgeben würden, so mag man kaum entscheiden, wer sich mehr Verdienst um das verschiedene Ende der Menschen macht, ob der Priester, der sich um die Jugend höchstens bei ihrer Confirmation (?) bekümmert, oder der schlichte Bruder, der sich ihrer von früh sechs Uhr an bis in den späten Abend annimmt, und ihr aufbrausendes Wesen durch Arbeit, fromme Uebungen und durch die unausgesetzte Gewöhnung an Ordnung und Ehrfurcht gegen Höherstehende dämpft. Und diese Leute, die die niedern Volksklassen mit Wohlthaten überhäufen, verlangen keine, nicht einmal eine moralische Schadloshaltung; was sie Gutes thun, betrachten sie für die Ehre Gottes, der sie in dieser Welt prüft, gethan: sie leben wie Klausner, und es ist vorgekommen, daß sie den Behörden Geldüberschüsse, von denen sie keinen Gebrauch zu machen wußten, zurückgestellt haben".

„Man wirft ihnen besonders vor, daß sie den Geist in der Kindheit erhalten, den Verstand ewig am Gängelbande führen, und die frommen Müssiggänger aus vorigen Jahrhunderten wieder herstellen wollen. Es sind sonderbare Leute, unsere betitelten Moralisten! Nicht von dem geringsten Umstande wissen sie das Warum anzugeben, aber sie wollen die Vorzüge einer Bruderschaft in Zweifel stellen, die sich, was den kirchlichen Punkt betrifft, begnügt, an dem unerforschlichen Dogma des Glaubens festzuhalten. Angenommen, daß der dem Staate dienende Soldat und Matrose die gelehrigen Schüler der Brüder der christlichen Lehre gewesen sind, und daß sie ihr Gelerntes im Gedächtnisse behalten haben; werden sie etwa deshalb weniger brav und weniger disciplinirt seyn? Im Jahre 1830 schwammen Frankreichs Krieger an die afrikanische Küste; mir hatte meine Bestimmung eine Stelle auf dem prächtigen Kriegsschiff Marengo angewiesen, dessen Mannschaft aus den tapfersten und geübtesten Leuten bestand; der würdige Befehlshaber Duplessis-Parscau konnte sie Freunden und Feinden zeigen. Nun, vom Tage der Abfahrt an und während der ganzen Expedition

hielt diese Mannschaft früh und Abends ihr gemeinschaftliches Gebet, und war dabei glücklich, und ihre schwieligen Hände wußten, wenn es galt, das Schiff gehörig zu regieren; nicht die mindeste Strafe brauchte jemals über einen dieser vielen Menschen verhängt zu werden. Wenn die vornehme Welt wüßte, was ein rechter Matrose zu bedeuten hat, so würde sie erstaunen, wie weit die menschliche Erziehungsfähigkeit in diesen untersten Klassen des Volks geht. Die natürlichen Erzieher dieser rohen, gutmüthigen und unverdrossenen Klasse sind aber eben die Brüder der christlichen Lehre".

Es läßt sich voraussehen, daß der Verfasser als Philantrop sich mit den beschaulichen Orden der katholischen Kirche nicht vertragen kann. Es wird uns daher auch nicht allzusehr befremden, wenn wir auf allgemeine Bemerkungen, wie die nachstehenden sind, stoßen: „Alle die sogenannten Einsiedler, Büßer, Anachoreten, Trappisten, oder wie sie sonst heißen mögen, gehen durch das Leben, wie durch eine Oase, ohne Blumen, noch Früchte". — „Es ist eine merkwürdige Verwirrung des Menschen in diesen wahrhaft von der Erde Ausgestoßenen, sie arbeiten alle Tage auf ihren Selbstmord los, und das wollen sie gegen die sie verurtheilende Vernunft für Büßung und Erhebung der Seele zum Schöpfer ausgeben". Ihr Leben ist „eine Einsamkeit, wo Nichtsthun und unsinniges Gebahren den Menschen zum unvernünftigen Thiere macht, ohne daß dadurch das Wohl der Menschheit auch nur im Geringsten gefördert wird". — Man darf auf die Selbstpeiniger der früheren Zeiten den Stein nicht werfen; denn es ist „eine noch größere Barbarei, was heut zu Tag geschieht, nämlich daß die Maaßregeln, den Geist zu verdummen und ihn in einen willenlosen und gefühllosen Automaten umzuwandeln, in ein förmliches System gebracht worden sind". Die letzten Stunden endlich „der Trappisten, Einsiedler und des größten Theiles der Mönchsorden" ist nichts, als „ein frömmelndes Märtyrerthum". Wir sehen, unser Menschenfreund in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts weiß eben so erbaulich wider die contemplativen Orden zu peroriren, wie

es nur immer der geist- und gedankenloseste Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts zu thun vermöchte; allein welches Erstaunen ergreift uns, wenn wir einige Kapitel zurückschlagen und nachfolgenden Pendant dazu antreffen, welcher das klarste, baarste Widerspiel von diesen Perorationen enthält. Obwohl schon an Widersprüche gewöhnt, kann man sich doch in diesen nicht hineinfinden, man liest zu wiederholtenmalen, bis man sich überzeugt hat, daß hier keine Täuschung Statt habe:

„Andere endlich reißen sich ganz von den Banden der Materie los, leben entfernt von dem Verkehr der Menschen, und ganz der Beschauung der Natur und des Himmels hingegeben. Diese seltenen Menschen, nenne man sie Mönche, Einsiedler, Trappisten, oder wie man will, diese sind in unsern Tagen die rechten und geeignetsten, von denen eine Auskunft über das Verhältniß der Seele zu Gott zu erlangen ist. Wie viele von diesen mit ihrer Seele ganz dem Uebersinnlichen zugewandte Menschen habe ich sterben sehen, von denen die moderne Gesellschaft nichts wissen will, oder die sie von sich stößt, weil sie eben den ursprünglichen, rein aus den Händen der Schöpfung hervorgegangenen Naturen gleichen, welche Gott seine Absichten mit der Menschheit offenbart hat! Von ihnen sind uns die großen Gedanken des ewigen Lebens gekommen. Im Anbeginn der Welt waren die ersten Erdegebornen immer voll Erstaunen und voller Anbetung über Gottes Pracht und Größe, alle wie die Einsiedler unserer Tage von jenem Drange, das Unendliche und Unergründliche in sich aufzunehmen, ergriffen. Und vor ihnen, wo sie erschienen, hatte die Menge Ehrfurcht. Die Könige sendeten zu ihnen und ließen sie holen, daß sie ihnen das Leben wieder geben oder einen ruhigen Tod verschaffen sollten; die Völker, noch enthusiastischer als die Könige, zogen ihnen nach, um von ihnen die Geheimnisse der Weisheit und des künftigen Lebens zu vernehmen“.

„Wer aber würde heutzutage an die höhere Sendung dieser Menschen glauben, die doch Fleisch und Knochen sind, wie wir, die einen Körper und eine Seele mit Bedürfnissen und Leidenschaften haben, die leben und sterben, wie wir? Ihr Leben eine erhabene Unterhaltung mit Gott nennen, ist eine Beleidigung der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, und wer sie für gottbegeistert hält, ist zum wenigsten eben so vom Wahne ergriffen, wie seine Ideale selbst! Ueber

diese Sprache darf man sich nicht wundern; ein Jahrhundert, das sich dem Positiven so ergeben hat, wie das unsrige, darf von Spiritualismus und Offenbarung so wenig sprechen, wie es sie begreift. Und doch sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern, deren Religion von einem mehr oder weniger reinen Spiritualismus ausgeht, diese Menschen, deren reine Seelen nur deshalb einen Körper angenommen zu haben scheinen, um der Welt die ewigen Wahrheiten zu predigen, verstanden und in Ehren gehalten worden. Und warum? Weil sie nicht ein Leben voll unersättlicher Begierden und Bedürfnissen der Selbstsucht führten, weil nur das Gute ihr einziger Gedanke war, und weil ihr Sterben, wenn man anders den letzten Ruf des Daseyns so nennen darf, das Anschauen eines zukünftigen ewigen Lebens darstellt".

„Diese Apostel der Humanität, mögen sie nun in einsamen Karthausen tief in den Wäldern oder auf den Gipfeln der Berge leben, oder über den Ocean in ferne Zonen ziehen, erscheinen überall als die Boten und Wiederhersteller der uranfänglichen Menschheit; sie wandern über die Erde hin, als seyen sie vom Himmel gekommen, diese zu besuchen, und wo ihre Stimme ertönt, da stillt sie den Aufruhr der Leidenschaften, und macht die Gemüther für die Wahrheiten der Religion empfänglich. Wenn sie aber ihr Ende herannahen sehen, wenn sie fühlen, daß ihre Seele entfliehen will, da schwören sie nicht, wie die Weisen der Welt, die Lehren ab, die sie verkündeten; nein, sie sterben wie der Matrose, der eine lange Fahrt zurückgelegt hat, und endlich in heimathlicher Luft in die Arme seiner Mutter stürzt. Aber das Antlitz des Todes ist noch sanfter als das einer Mutter für den, der fromm und ohne Arg gelebt hat".

„Niemand mag mir übel deuten, was ich weiß und was ich gesehen habe; aber nächst dem Anblick des Aethers, der auf dem weiten, zaubervollen Ocean ruht, hat mir keine Poesie die göttliche Macht einer wahrhaft begeisterten Seele so offenbar gemacht, als die Scenen, deren Zeuge ich in den letzten Stunden solcher Menschen war. Wenn wir heute keine wahre und edle Kunst mehr haben, so kommt es daher, weil der Glaube in Aller Herzen erloschen ist; doch lebt sie noch unter dem härenem Gewande und auf dem ärmlichen Lager des ächten Einsiedlers. Die Kunst, so weit sie in der Religion ruht, ist allein in dem allgemeinen Schiffbruche der Poesie nicht untergegangen".

Ueber die Frauenklöster, besonders diejenigen, deren Beruf nicht äußerlich wirksam ist, sagt er natürlich so Manches,

was er sich hätte ersparen können; allein auch hier stimmen die Thatsachen mit dem allgemeinen Raisonnement durchaus nicht zusammen. Wir wählen ein kürzeres Beispiel als Gegenstück und Gegengift gegen eine Stelle, womit er seine Philippika gegen das strenge, ascetische Leben einbegleitet, und welche folgendermaaßen lautet: „Der Mensch, der, statt den guten Samen des Evangeliums in die Seele zu streuen, nur in Gott leiden und sterben will, ist ein Wahnsinniger und ein Narr mit Ueberlegung. Er mag sich geißeln, kasteien, ein Kreuz aufladen; was er aber auch erdenkt, um sich in Thränen zu baden und an seinem Schmerz zu weiden; so kann er doch aus seiner gemeinen Natur nicht heraus, und wenn er sogar eine unsinnige Nachahmung des Todes Christi versuchte. Die Sendung des Gottessohns auf Erden und sein Tod, so wahr wie unbegreiflich, mit denen die alte Welt zu Grunde ging, und durch welche mit dem Christenthum eine neue begann, das Alles steht nicht nur über dem Anschauungsvermögen unsers Geistes, sondern Gott hat auch allein sich diese Fügung, wie ihren Zweck vorbehalten. Es heißt das Unerklärliche ins Gemeine herabziehen, wenn man in dem sterbenden Christus nur einen Königssohn erblicken will, der dem Henker überliefert wird". Das Gegenstück aber lautet, wie folgt:

„Das Leiden Jesu Christi, oder die reine Moral, die daraus fließt, wird vorzüglich von einer solchen Seele recht verstanden, die sich daran genährt hat und die seinen mystischen Sinn mit allen seinen Qualen in der Stunde empfindet, wo der Körper beinahe schon ohne Gefühl und Leben ist.

Eines Tages stand ich am Lager einer solchen feurigen Seele und eines schon halb abgestorbenen Leichnams; eine Nonne von der edelsten Kopfbildung empfand die Marter des Kreuzes; freudig ertrug sie die Schmerzen der Dornenkrone auf der Stirne, der Nägel in den Händen, des Lanzenstichs im Herzen. Sie litt wirklich dieß alles, und doch war sie dabei unempfindlich gegen physische Reize, gegen die Vesicatorien und Sinapismen, die sonst immer einigen Schmerz verursachen. Die Seele empfand die Martern der Passion, nach welchen sie sich so

heiß gesehnt hatte, und sie sah im zweiten Gesicht die Seligkeit der Erwählten, welche sie um ihr Leiden priesen; sie erkannte unter ihnen mehrere Personen, die lange mit ihr in der Gemeinschaft religiöser Gefühle gelebt hatten. Diese Person war eine Verzückte, wird man sagen; möglich; wenn aber ein solcher Seelenzustand Denen natürlich ist, die ausschließlich dem Organe der reinen Liebe, der Offenbarung leben, wie wir das Gleiche bei den genialen Urhebern erhabener Werke bemerken, die wir mit der innern Ueberzeugung von ihrer Unnachahmlichkeit bewundern: so ist es ungerecht, das edelste Vermögen, das der Unterhaltung mit Gott, zu verlästern, weil uns der Geist des Zweifels und das Bewußtseyn unserer Schwäche beherrscht".

Doch es ist Zeit sich zu beschränken; denn wir müßten das halbe Buch abschreiben, wenn wir diese Revue noch länger fortsetzen, und dem Moder einer faulen Theorie das grüne und frische Leben der Thatsachen, welche denselben überwächst und überblüht, entgegensetzen wollten. Das Beigebrachte beweiset zu Genüge, daß der Verfasser im Grunde seines Herzens kein anderes Christenthum erkennt, ehrt und liebt als das katholische. Selbst in jenen Materien, welche nicht unmittelbar auf die Religion Bezug nehmen, blickt dieß unverkennbar hervor. Wenn er mit ergreifender Wahrheit und mit Zügen, die den Meister in dieser Art verrathen, den Geizigen, den Wucherer, den Spieler, den Säufer, den Lüstling, die Galante nach der großen Welt, die ehebrecherische Kokette, das Freudenmädchen und ihre letzten Stunden uns vor Augen stellt, so ist es keineswegs die vage, flaue Moral des Philantropismus, sondern eine positiv-christliche, d. i. katholische Anschauungsweise, die diesen Darstellungen zur Folie dient. Aller Beherzigung werth sind besonders diejenigen Stellen, wo er von unserer modernen, in Deutschland, wie in Frankreich so ziemlich gleichen Erziehung spricht, und nachweiset, wie die verzehrende Gluth der Wollust durch Weichlichkeit, Genußsucht, Ueberspannung des Gefühles, Romanen-Lektüre und sinnliche Reize aller Art systematisch in den kindlichen Gemüthern entzündet, und mit steigendem Alterimmer mehr genährt wird, und wie dieß eben die Quelle unzähliger kör-

perlicher und geistiger Uebel ist, wodurch nicht nur die gegenwärtige, sondern auch die kommende Generation vergiftet, entnervt und zu allem Großen und Tüchtigen unfähig gemacht wird. Es spricht sich hier allenthalben eine ernste, würdige und höchst achtbare Gesinnung aus. Ueberhaupt ist das Buch reich an Erfahrungen, die der Verfasser während seiner Laufbahn als Schiffsarzt in allen Welttheilen, auf allen Meeren und unter allen Himmelsstrichen gesammelt hat, an merkwürdigen Thatsachen, an tiefen Blicken in das menschliche Herz, an vortrefflichen Bemerkungen über die gesellschaftlichen Zustände; allein eben der gänzliche Mangel an Einheit in seinen Ansichten und an leitenden Grundsätzen, und die beständigen Widersprüche mit sich selbst machen, daß im Ganzen genommen von einer befriedigenden Lösung der allerdings sehr wichtigen und tiefgehenden Aufgabe, die er sich gestellt hat, keine Rede seyn kann. Wie diese Aufgabe gelöst werden müßte, dieß würde eine weitläufige Untersuchung fordern, und die Antwort müßte ein anderes Buch seyn. Nur Eine Bemerkung möge hier zum Schluße noch einen Platz finden. Daß man die Fälle, einer unverschuldeten Unwissenheit ausgenommen, in keiner andern Religion oder Confession, als nur im Schooße und in der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche glückselig sterben könne, ist für uns Alle, die wir an den Glauben eben dieser Kirche festhalten, eine jedem Zweifel entzogene Wahrheit. Selbst aber was die Gemüthsverfassung und die äußern Erscheinungen, welche den Tod zu begleiten pflegen, anbelangt, werden, im Allgemeinen betrachtet, auch diese bei allen gläubigen Katholiken, deren Wandel mit ihrem Glauben übereinstimmte, die Kennzeichen eines seligen Uebertrittes in die Ewigkeit an sich tragen. Mehr jedoch läßt sich nicht behaupten. Es verhält sich damit so wie mit dem zeitlichen Segen, der manchmal dem Guten und Frommen gegeben wird, und manchmal nicht, und dem zeitlichen Fluche, der manchmal den Bösen trifft, und manchmal nicht. Eine unabweichliche und untrügliche Regel gibt es hier nicht. Wir wissen

von Heiligen, deren letzte Stunden nichts weniger als sanft und friedlich waren, welche vielmehr bis kurz vor ihrem Hinscheiden die schwersten und entsetzlichsten Kämpfe zu bestehen hatten, und durch die siegreiche Ueberwindung derselben die letzte Läuterung empfangen und ihre Krone vollenden sollten. Wir wissen dagegen von Ungläubigen und erklärten Feinden der katholischen Kirche, die im größten Seelenfrieden und mit der vollkommensten Gemüthsruhe dahinstarben, und können in den gewöhnlichen Kreisen des Lebens Beispiele genug davon sehen. Selbst außerordentliche und visionaire Zustände sind kein unfehlbares Wahrzeichen, denn sie können vom Geiste der Lüge herrühren. Der Patriarch des deutschen Pantheismus, Jakob Böhme, starb in einer Entzückung, indem er eine himmlische Musik zu vernehmen glaubte. Ueberall und in allen Verhältnissen und Beziehungen dieses Lebens, und darum auch in dem Schlusse desselben steht jeder Wahrheit eine sie nachäffende Lüge, und dem Himmlischen ein Dämonisches im Gewande des Lichtes entgegen. Es gibt allerdings angeborne Anlagen zum Guten und zum Bösen, zu Tugenden und zu Lastern, und man kann der Phrenologie unbedenklich ein Plätzchen unter der Wissenschaft vergönnen, in so weit sie behauptet, daß diese Anlage durch gewisse, ihnen entsprechende Formen des Gehirnes und der äußern Knochenhülle desselben kenntlich seyen. Es mag dieß immerhin seyn; nur muß festgehalten werden, daß auch der mit den schlimmsten Anlagen versehene Mensch die Freiheit besitzt, sich zu Gott zu wenden, und Gott um seinen Beistand zu bitten, und daß er in seinem Leben Augenblicke hat, wo die göttliche Gnade sich ihm naht, und auf eine, seiner Eigenthümlichkeit entsprechende Weise zu seinem Herzen redet; denn die Freiheit ist nur das eine Moment in der Beurtheilung menschlicher Gesinnungen und Handlungen, die Gnade ist das andere. Wird in solchen entscheidenden Augenblicken die Gnade zurückgestoßen, und bleibt nun die außer dem allgemeinen Verderbniß noch besonders bösgeartete Natur sich selbst über-

lassen, so zieht das Gewicht ihrer eigenen Bosheit und die Macht der Finsternisse sie immer tiefer hinab, und sie wächst sich zum Ungeheuer aus. So treten auch bei denjenigen, welche die besten und glücklichsten Anlagen empfangen haben, entscheidende Freiheitsproben ein, und werden diese nicht bestanden, so hat alles Uebrige, was als Tugend erscheint, keinen Werth; und nichts ist in dieser Beziehung täuschender, als das sanfte und ruhige Hinscheiden sogenannter guter, edler, rechtschaffener, aber ungläubiger oder irrgläubiger Menschen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es Menschen gibt, die von Geburt aus so entschiedene Neigungen für gewisse sociale Tugenden, für Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit und einen solchen Abscheu vor den Gegensätzen dieser Tugenden besitzen, daß nichts im Stande seyn wird, sie zu einer ungerechten, niederträchtigen oder hinterlistigen Handlung zu bestimmen. Alle diese Tugenden sind aber ihnen mehr nur natürliche Eigenschaften, die sie zwar mit Freiheit, aber weder als ein durch Kampf erworbenes, noch als ein durch eine höhere Meinung geheiligtes Gut besitzen. Bei allem äußern Glanze der Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, welche sie über einen solchen Menschen verbreiten, besonders wenn sie noch von ausgezeichneten Geistesgaben begleitet sind, herrscht doch in dem innersten Gemache des Herzens Nacht und Finsterniß, und auf der Seele lastet eine schwere Schuld, die schwerste, die ein Mensch gegen seinen Schöpfer, Herrn und Erlöser begehen kann, die Schuld eines hartnäckigen Widerstandes, Gott so zu erkennen, zu lieben und ihm zu dienen, wie Er sich uns in seiner unendlichen Erbarmung geoffenbart hat. Stolz und Sinnlichkeit sind es, die der Wahrheit und dem Zuge der Gnade widerstreben. Der Stolz will sich nicht dem süßen Joche des Glaubens und des Gehorsames gegen die Kirche unterwerfen, oder die Sinnlichkeit will nicht Freuden entsagen, die das christliche Gesetz verbietet, und zwar nach dem Glauben der katholischen Kirche unter der Strafe der ewigen Verwerfung verbietet. So ist die

Verehrung, die ein solcher Mensch Gott erweiset, wie Lauvergne sehr richtig, nur nicht ausgedehnt genug, bemerkte, nichts als Selbstanbetung, Egoismus und Cultus seiner Selbst. Weil er jedoch während seines Lebens so manches gute Werk übt, und die göttliche Gerechtigkeit nichts unbelohnt läßt, so empfängt er hier zeitliche Belohnungen, deren Ende und Schlußstein ein sanfter Tod ist, darüber hinaus aber hat er nichts zu hoffen, und sein Leben und seine Thaten werden nach ganz andern Maaßen und Gewichten gewogen werden, als wir kurzsichtige Sterbliche sie hier auf Erden zu gebrauchen pflegen. So wenig wir irgend einen Einzelnen verurtheilen dürfen, weil wir nicht mit unfehlbarer Sicherheit entscheiden können, ob seine Unwissenheit schuldbar oder unschuldbar war, und ob nicht vielleicht die göttliche Güte in der Unerforschlichkeit ihrer Rathschlüsse sich seiner noch in den letzten Augenblicken erbarmt und ihm das Verlangen, in der wahren Kirche zu sterben, und die seltene Gnade einer vollkommenen, auch ohne Sacrament rechtfertigenden Liebesreue geschenkt hat; so wenig wir uns im Einzelnen und Besondern ein Urtheil anmaaßen dürfen, weil überhaupt Jeder nur seinem Herrn steht oder fällt, eben so gewiß und unerschütterlich ist diese Wahrheit im Allgemeinen.

XVII.

Literatur.

Theologische Controverse von Dr. Herm. Adelb. Daniel. Halle 1843.

Die gläubige und tieffühlende Seele des Verfassers, den wir bereits als gelehrten, wohlgesinnten und fleißigen Herausgeber der katholischen Kirchenhymnen kennen gelernt haben, hat mit getreuem Aufmerken die Auflösung wahrgenommen, welche allenthalben dem protestantischen Religionsleben droht. Sie erkennt es, daß in der altgläubigen, lutherischen Reaction gegen den Strom der Zeit nicht die hinreichende, innere Stärke sey. Namentlich ist Daniel überzeugt, daß das Grunddogma des Protestantismus von der Bibel als alleiniger Glaubensnorm von jener Schule der Reaction im Gegensatze zur katholischen Lehre vielfältig verkehrt gehandhabt werde, und daß man von der katholischen Kirche lernen müsse die Bibel würdigen. „Ich gestehe offen, es tritt mir ein Schwanken entgegen, das wohl eben so wenig den kindlichen Glauben, als den herzhaften Unglauben satt machen kann“..... Die modernen, destructiven Philosophen ..... sagen daher auch frisch heraus: „die Lehre de scriptura sey die Achillesferse des protestantischen Systems“. (Strauß Glaubensl. I, 136.) Er verhehlt sich nicht, daß die Consequenzen, welche aus der Berechtigung Aller, sich ihren Glauben aus der Bibel zu construiren, gekommen sind, einen großen Glaubens-Ruin hervorgebracht haben: „Was früher sich nur in einzelnen höhern Kreisen bewegte, ist auf eine erschreckende Weise in die Schichten des Volkes gedrungen, und wie es in diesem Augenblicke um den protestantisch-orthodoxen Glauben in manchen Gegenden von Norddeutschland stünde, das würde man mit Entsetzen in dem Momente gewahren, in welchem der Staat der Kirche die Stützen entzöge, welche er ihr so treulich leiht“. Der Verfasser meint, es sey viel zu kühn gesprochen, wenn ein protestantischer Theologe sagt: „den Beweis, daß die protestantische Kirche noch bestehe, erlassen Sie mir, wer diesen Beweis foderte, dürfte mit sehr einfachen Nachweisungen zur Ruhe zu bringen seyn“.

In einer solchen Stimmung hat der Verfasser es unternommen, den Satz Dellbrücks zu vertheidigen. „Wer das Schriftwort des neuen Bundes zur höchsten (richtiger alleinigen) Erkenntnißquelle des Glaubens erhebt, erklärt es für etwas, das es seiner Natur nach nicht seyn kann, der Absicht des Herrn gemäß nicht seyn soll, seinem eigenen Zeugnisse zu Folge nicht seyn will, und ich setze hinzu, für etwas, wofür es in den ersten Jahrhunderten, als das Christenthum in der Fülle seiner Kraft bestand, nicht galt; — was es auch in der Praxis nie gewesen ist".

Es ist an und für sich schon merkwürdig genug, daß ein Protestant Streit führt gegen das Grunddogma des Protestantismus; merkwürdiger aber ist die Art, wie das geschieht. Der Verfasser ist nicht aus Aerger und Streitlust, aus abentheuerlicher Begierde, Aufsehen zu erregen, sondern durch den Drang seines Herzens zu dieser Arbeit gekommen; das ganze Werkchen bezeugt es, daß er wahr gesprochen hat, wenn er sagt: „In dieser Angelegenheit wo möglich klar zu sehen, ist mir Herzenssache gewesen. Veröffentlicht aber habe ich meine Untersuchung, weil gewiß viele mit mir, in ähnlichen Zweifeln und Bedenken befangen, nach möglichst befriedigender Lösung verlangen. Denn Niemand bilde sich ein, daß irgend ein Wellenschlag im Gemüthe ihm allein zugehöre. Diese Wellen schlägt ein Strom, der schon durch viele Herzen der Gegenwart geflossen ist und weit durch andre hin sich ergießt". Ja mögen diese Strömungen der Wahrheit und des Rechtes, die in vielen Herzen von Protestanten sich regen, bald die hemmenden Wehren reformatorischer Opposition und Trennung durchbrechen und den Weg zu dem nieversiegenden Strome katholischer Lehre finden.

XVIII.

Der Verein zur Verbreitung religiöser Bilder zu Düsseldorf.

Es wird mehreren unserer Leser bereits bekannt seyn, daß zu Düsseldorf ein Verein zur Verbreitung religiöser Bilder zusammengetreten ist, aber wir glauben hiemit einer Pflicht nachzukommen, wenn wir, das katholische Publikum Deutschlands überhaupt, auf das verdienstliche Unternehmen aufmerksam machen. Unsere Kirche, welche uns die Heiligen zur Verehrung vorstellt und zur Erinnerung an dieselben nicht nur die Bilder derselben gestattet, sondern auch empfiehlt, enthält in

der betreffenden Sitzung des Conciliums von Trient über die Anfertigung derselben nur die Vorschrift, daß sie nicht mit sinnenreizender, verführender Schönheit gemacht werden sollen. Dieser Vorwurf trifft wenigstens die meisten derjenigen Bilder, welche dazu bestimmt sind, den Gebetbüchern als eine Gabe beigefügt zu werden, und welche sich jetzt so vielfach in den Händen der Gläubigen befinden, keineswegs. Mit sehr wenigen Ausnahmen sind diese Bilder abscheulich schlecht, theils ohne allen Geschmack, oft in dem widerwärtigsten Rococcostyl, Engel mit Allongenperücken, die Heiligen zu wahren Fratzen verzerrt, so daß solche Bilder ganz und gar nicht geeignet sind, der menschlichen Seele auch nur irgend eine angenehme Erinnerung an die Heiligen, die sie darstellen sollen, einzuflößen. Und dennoch sind die bisher in Deutschland angefertigten noch bei Weitem die besten; aus Italien werden uns die geschmacklosesten, aus Frankreich die süßlichsten, affectirtesten Bilder der Art gebracht. Durch die Gründung eines solchen Vereins, der aus Künstlern und Beförderern christlicher Kunst besteht, soll nun einem dringenden Bedürfnisse in jener Beziehung abgeholfen werden. Derselbe hat sich die Aufgabe gestellt, die Erfindungen älterer und neuerer Meister in Stahlstichen fein, gefällig und kunstgerecht ausführen zu lassen; namentlich haben unter den letzteren: Overbeck, Schadow, Veit, Steinle, Deger, Führich, Settegast und mehrere Andere ihre Mitwirkung zugesagt. Um Mitglied dieses Vereins zu werden, bedarf es nur eines jährlichen Beitrages von zwei preußischen Thalern, und man erhält dafür jährlich mindestens sechszig Abdrücke, so viel wie möglich von verschiedenen Bildern; außerdem gegen Vergütung von sieben Pfennigen für das Stück so viel Nachdrücke als man will. Der Verein hat bereits die erste Lieferung versendet, und sie enthält sechs Bilder, so daß die Mitglieder von jedem zehn erhalten. Sie sind im Einzelnen Folgende: Die heil. Katharina nach Fiesole gezeichnet und gestochen von Massau; die heil. Agnes nach einem alten Italiener gezeichnet durch v. Stralendorf, gestochen von Nüsser; der heil. Aloysius nach dem wahren Bildniß gez. von Deger, gest. von Lichtenstein; der gekreuzigte Heiland und die Mutter Gottes mit dem Kinde von Deger, gest. von Jansen und Nüsser; der heil. Paulus von Overbeck, gest. von Franz Keller. Diese Bilder selbst sind sehr schön, und die Ausführung so gelungen, daß wir uns um so mehr veranlaßt fühlen, das sehr dankenswerthe Unternehmen nach unsern Kräften zu fördern.

XIX.

Randglossen zu dem zweiten Briefe eines Deutschen über Rom *). (Band XII, 1. Heft.)

(Auszug aus einem Schreiben an die Redaction.)

..... Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen: worin wohl der Grund liegen möge, daß der Italiener, und insbesondere der Römer, von unserer deutschen Wissenschaftlichkeit so gar wenig zur Mitgift empfangen habe? obgleich es ihm sonst weder an Talent und geistiger Begabtheit, noch seinen eigentlichen Gelehrten an tüchtigem gründlichem Wissen fehlt. — Diese Frage führte mich, einmal aufgeworfen, zu mancherlei Reflexionen über den erwähnten, eigenthümlichen Zug in der Physignomie des modernen Deutschen. — In der That wir sind ein literarisches Volk. — Wenn gleich der Italiener, bis in die untersten Schichten hinab, die großen Dichter seines Volkes kennt, und stellenweise auswendig weiß, (wie denn der deutsche Reisende in Venedig sich häufig seltsam überrascht und zu mancherlei Paralellen angeregt fühlt, wenn er den Gondoliere Tasso's Stanzen singen hört), so verhält sich dieß — jeder Unpartheiische wird es zugeben — zur belletristischen Lectüre und Lesewuth des deutschen Mittelstandes, die sich mit jedem Jahre tiefer in das eigentliche Volk erstreckt, wie ein aus haardünner Röhre fließender Wasser-

*) Wie bei andern Gelegenheiten, so hat auch bei diesem Gegenstande die Redaction einer freien Aeußerung von Ansichten, wenn sie auch nicht überall mit denselben übereinstimmt, gern ihre Spalten geöffnet.

Anm. der Redact. d. Hist.-pol. Blätter.

strahl zu den meeresgleichen Fluthen des La Platastromes. Dieses deutsche Lesebedürfniß, welches heute schon das Mädchen in der Obstbude kennt, und wovon bereits der Fiaker berührt wird, der heute seinen Clauren und seinen Kotzebue (?) liest, und in zehn Jahren seinen Heine und Auersberg lesen wird, dieses Bedürfniß nach unterhaltender Lectüre, worauf sich die Wissenschaftlichkeit des Volkes und eines guten Theils der Gebildeten in Deutschland zurückführen läßt, muß zuvörderst aus Italien völlig weggedacht werden, dessen ursprünglicher Ideenkreis für das ächt deutsche Institut der Leihbibliothek mit allen ihren geistigen und moralischen Anneren keinen Begriff, und dessen Sprache für diesen Begriff, den er erst durch deutsche Vermittlung, über Oesterreich, kennen gelernt, keinen entsprechenden Ausdruck hat. Biblioteca di Soscrizione ist eine schwerfällige Umschreibung. — Mit einem Worte also: der Italiener liest nicht zur Unterhaltung, und durch eine einfache Rückwirkung dieses negativen Umstandes scheidet bei ihm die Unterhaltungsschriftstellerei aus dem Verzeichnisse der Gewerbe und Geldspeculationen aus. Hörte sie, durch einen Zauberschlag, in Deutschland auf, das eine und das andere zu seyn, so würde auch der äußere Umfang unserer „Wissenschaftlichkeit" etwas zusammenschwinden, — und der Kreis unserer „Literatur" sich um ein bedeutendes verengern. Einstweilen aber kann ich mich nicht überzeugen, daß der Italiener durch diesen Mangel gegen uns im Nachtheil sey; er ist frischer und naiver geblieben und die Weiber sind nicht von jener Sentimentalität befallen, die eine Krankheit unserer Romanenleserinen ist. — Mag immerhin die Lafontain'sche Empfindsamkeit und überschwengliche Verhimmelung heute in unsern höhern Sphären aus der Mode gekommen seyn; — sie hat dafür an den Nätherinnen und Kammerjungfern nur ein desto ausgedehnteres und andächtigeres Publikum gewonnen. Zudem wirkt die jungdeutsche Corruption und Gotteslästerung, die an ihre Stelle getreten, noch bei weitem zerstörender, und löst noch schneller alle sittlichen Bande un-

seres Volkes. — Gott möge diese geistige Cholera noch lange, und, wenn es möglich ist, für immer von Italien fern halten!

Natürlich hat der Verfasser des oben erwähnten Schreibens nicht an diese Literatur, deren sich die jetzigen Deutschen nicht eben zu rühmen haben, sondern an unsere eigentliche, wirkliche Wissenschaft, im höhern Sinne des Wortes, gedacht. — Und gerade auf diesem Felde nun gilt der obige Ausspruch: unsere deutsche Wissenschaftlichkeit ist ein den Römern und Süditalienern schlechthin, und zum großen Theile selbst schon den Lombarden, völlig unbekanntes Element. Wie haben wir diese Erscheinung, die als Factum nicht geläugnet werden kann, zurechtzulegen, wie sie zu begreifen und ihren Werth gerecht zu würdigen? —

Wir Deutsche fallen in dieser Beziehung leicht in einen doppelten Fehler. — Entweder — und dieß ist unsere Lieblingssünde — wir überschätzen uns und unsere eigenthümliche Wissenschaftlichkeit, können uns in ein anderes Volk, dem diese Geistesrichtung abgeht, gar nicht zurecht finden, halten es für unmöglich, daß die Menschen jenseits der Berge ohne unseren Wissensdrang, ohne unser literarisches, unruhiges Treiben auch nur menschlich leben können, und vergessen, daß jedes Volk in allen Dingen, die nicht auf Gottes Gebot und der Kirche Satzungen beruhen, das vollkommene Recht hat, sich seiner angebornen Natur gemäß auszuleben. — Oder — (auch davon kommen, wenn gleich ziemlich seltene Fälle vor!) — manche der Unsrigen halten jene italienische Art und Weise — weil sie in Rom landüblich ist — für specifisch katholisch, erklären unserm deutschen, wissenschaftlichen Treiben einen heimlichen oder öffentlichen Krieg, und möchten uns am liebsten den wissenschaftlichen Quietismus der Südländer empfehlen, ohne zu bedenken, welche gefährliche Blößen sie durch dieses System den Angriffen des bösen Willens oder dem Vorurtheile der Gegner der Kirche bieten. — Gerade darum handelt es sich aber, den Mittelweg zwischen diesen Extremen zu finden, die beide nicht zum Heile führen, und deren Vermitt-

lung hoffentlich durch die öftere und nähere Berührung der Deutschen und der Italiener bewirkt werden wird. —

Wir Deutsche werden zunächst wohl thun, jenes Axiom aufzugeben, von welchem wir so häufig auszugehen pflegen, wenn uns der von dem unsrigen so mannigfach verschiedene, geistige Standpunkt der Italiener entgegentritt. — Wir halten uns dann wohl für höher begabte Naturen, und schreiben den Mangel an scientifischem Interesse bei den Südländern dem Abgange intellectueller Organe zu. Täuschen wir uns darüber nicht; an eigentlichen Naturgaben dürfte der Südländer, und namentlich der Römer und Latiner, um nicht mehr zu sagen, sehr Vielen von uns überlegen seyn. Was ihm fehlt ist jene geistige, ruminirende Unruhe, jener Drang, sich mit ideellen Interessen, rein um ihrer selbstwillen zu beschäftigen, jene Lust und Freude am Wissen, die nichts Anderes begehrt, als das Wissen allein, — mit einem Worte alle jene Eigenschaften, welche wir mit einem gemeinschaftlichen Ausdrucke in ihrer Gesammtheit als wissenschaftlichen Sinn zu bezeichnen pflegen. Wenn der Italiener sich wissenschaftlich beschäftigt, verbindet er damit irgend einen, höher oder niedriger, aber außerhalb der Wissenschaft selbst stehenden praktischen Zweck, und er thut nur, was und so viel dieser Zweck fordert. Höchstens hegt er eine oder die andere ganz isolirt stehende, particuläre, scientifische Liebhaberei. Darin liegt der Unterschied, und es ergiebt sich daraus, daß trotz dieses Mangels an Wissenschaftlichkeit in unserm Sinne dennoch große Gelehrsamkeit in einzelnen Fächern auch in Italien angetroffen werden kann, und in der That angetroffen wird.

Nach unserer Ueberzeugung schließt der wahre katholische Glaube nur den Irrthum, aber nicht die redliche Forschung (in jeder Richtung) aus. Jede Erweiterung des menschlichen Wissens kann nur zur Bestätigung und Befestigung des wahren Glaubens dienen, weil alle Wahrheiten sich gegenseitig stützen, und sich nothwendig in dem höchsten und letzten Grun-

de aller Wahrheit, in Gott, begegnen müssen. Der Irrthum dagegen kann ebenfalls nur durch die Forschung und wissenschaftliche Thätigkeit geistig überwunden werden. Wissenschaftliches Leben, dessen Ziel die Wahrheit ist, dient also auch zur Verherrlichung Gottes, und es wäre ein höchst gefährlicher Irrthum, die Bewegung auf diesem Gebiete hemmen, unterdrücken, verbieten zu wollen, weil deren Resultate möglicherweise dem Glauben gefährlich werden könnten. Abgesehen von allen andern praktischen Nachtheilen eines solchen Obscurantismus würde derselbe einen Zweifel an der göttlichen Wahrheit verrathen, der selbst dem Irrglauben nahe stünde. — Der Kirche ist diese Knechtung des menschlichen Geistes fremd. Es ist ein trauriges Mißverständniß, wenn sie deshalb derselben angeklagt wird, weil sie den, der Offenbarung widersprechenden Irrthum durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel als solchen bezeichnet, und die Gläubigen vor dessen Annahme warnt. Gerade das thut auch die wahre Wissenschaft. Die Beschränkung einer erlaubten und heilsamen, auf Erforschung der Wahrheit gerichteten Geistesthätigkeit geht, wo sie vorkömmt, nicht von der Kirche, sondern von Individuen oder deren weltlichen Machthabern aus, die dabei für ihre weltlichen Zwecke ihre Rechnung zu finden glauben. — Wer die Wahrheit will, wird sich mit seinem Forschungstriebe und seinem Durste nach Wissen in der Kirche niemals gedrückt oder gehemmt fühlen.

So gewiß und unbestreitbar dieß Alles ist, so gewiß ist es aber auch, daß jeder mögliche, wissenschaftliche Standpunkt, oder jedes Verhältniß des Menschen zur Wissenschaft, nothwendig mit seiner menschlichen Einseitigkeit, und in Folge dieser mit seinen eigenthümlichen Nachtheilen und Schattenseiten behaftet ist. — Wie jedes Individuum seine Mission von der Vorsehung hat, so auch jedes Volk. — Deßhalb schickt sich „Eines nicht für Alle". Die Italiener sollen uns deutschen Katholiken unsere deutsche Wissenschaftlichkeit lassen, soweit sie sich der Kirche in schuldigem Gehorsam unterwirft;

wir aber sollen nicht an die Italiener Ansprüche machen, denen sie nicht genügen wollen oder können, noch sollen wir sie deßhalb geringer achten und vergessen, daß dieses Volk andere Gaben und einen andern Beruf empfangen hat, als wir Deutsche, und überhaupt in der Geschichte anders gestellt ist. Niemand wage es den Beruf und Drang zur wissenschaftlichen Forschung zu unterdrücken, wo er auf naturgemäßem Wege entstanden und nun einmal vorhanden ist. — Aber man enthalte sich auch des unnützen oder gefährlichen Versuches, diesen Trieb um jeden Preis hervorrufen zu wollen, wo er noch nicht da ist, — und sey nicht so stubengelehrt deutsch, ein Volk troß seines schönen Himmels und seiner schönen Erde zu bedauern, weil bei ihm nicht so viele Bücher geschrieben und so viele Collegien gelesen, und so viele Examina abgehalten werden, als bei uns.

Die deutsche Wissenschaftlichkeit in ihrem heutigen umfassenden Sinne ist nicht älter als der Sturz der protestantischen Orthodoxie, und die Entstehung der neuern rationalistisch-pantheistischen Richtung. — Das starre Lutherthum hatte den deutschen Geist in Fesseln gehalten, welche wenigstens jene Art von hoffärtiger Ueberhebung, an welcher heute viele unserer Gelehrten leiden, nicht aufkommen ließen. Der deutsche Protestantismus rühmte sich des „reinen Evangeliums", allein seine geistige und gelehrte Thätigkeit erschöpfte sich zum größten Theile in theologischer Polemik, und die wissenschaftliche Bewegung auf deutsch-protestantischem Gebiete war eher geringer als größer, wie jene in der katholischen Welt. Es fiel den damaligen Orthodoxen nicht ein, sich geistiger Freiheit im heutigen Sinne, oder des ausschließlichen Besitzes der Wissenschaft zu rühmen. — Erst seitdem der Protestantismus in Deutschland, durch den Einfluß der englischen Freidenker, sich von seiner alten positiv-theologischen Basis los gemacht, und in baaren Deismus umgesetzt hatte, der frühzeitig schon eine auffallende Hinneigung zum Pantheismus verrieth, erst von jenem Augenblicke an nimmt

die deutsche Literatur, und mit ihr das wissenschaftliche Treiben der Nation, nach allen Richtungen hin, jenen Aufschwung, der uns den Ruf des wissenschaftlichsten Volkes in Europa zu Wege gebracht hat. Woher diese Erscheinung? — Sie erklärt sich einfach aus der hohen Bestimmung des Menschen, der, für die Wahrheit geboren, wie er ist, im leeren Nichts, in der hohlen, nüchternen Negation seine Befriedigung nicht finden kann. Hat er die letzten Reste der Tradition von sich abgethan, hat er selbst mit dem falschen Positiven gebrochen, welches ihm wenigstens eine Zeitlang den Schein einer Beruhigung gewährte, fühlt er keinen festen Boden mehr unter den Füßen, so packt ihn jene Unruhe, die ihn über Länder und Meere treibt, und ihn zwingt die verlorene Wahrheit, das Paradies seines Kinderglaubens, auf allen wissenschaftlichen Gebieten zu suchen. Dieß ist die wahre Wurzel der deutschen Wissenschaftlichkeit. Gestehen wir es uns offen: unser Volk hat sie um einen theuern Preis erkaufen müssen. Seinen höhern Klassen ist dafür fast durchgängig jene Demuth, welche die Fähigkeit zu glauben bedingt, bis auf das Gefühl, daß der Mensch der Erlösung bedürfe, verloren gegangen, und über der vorwiegenden Beschäftigung mit Theorien haben wir die praktische Befähigung in einem Maaße verloren, daß wir allen benachbarten Nationen gegenüber im offenbarsten Nachtheil stehen. — Am gefährlichsten dürfte uns der, mit eben dieser Richtung zusammenhängende Mangel an praktisch-politischem Talente werden, — von welchem die Verhandlungen mehr als einer Ständeversammlung Kunde gegeben.

Ueberschauen wir die Ausbeute unserer deutschen wissenschaftlichen Forschungen seit den letzten achtzig bis hundert Jahren, — so sind die erfreulichsten Resultate, sowohl in Hinsicht der Methode, als der materiellen Errungenschaft im positiven Wissen nicht in Abrede zu stellen. — Auf diesen Gebieten ist fast mehr seit jener Zeit geschehen, als in allen frühern Jahrhunderten zusammengenommen. Desto bedenkli-

cher sieht es mit dem geistigen Fünftelsafte aus, den wir aus dem aufgespeicherten positiven Korne gebrannt und gebraut haben. Wenn heute die preußische Regierung Herrn v. Schelling und seine drei Potenzen gegen die gottesläugnerischen Attentate der Schule des ehemaligen, ebenfalls preußischen Staatsphilosophen Hegel hat zu Hülfe rufen müssen, wenn sie alles Ernstes glauben konnte, gegen den Pantheismus der letztern im Gnosticismus des erstern Schutz und Rettung zu finden, so bedürfen wir keines weitern Zeugnisses, um den Standpunkt zu charakterisiren, den die deutsche protestantische Wissenschaft in ihren geistigen Resultaten erreicht hat.

Aus dieser Stellung der letztern ergibt sich der Beruf und die Aufgabe der katholischen Wissenschaft in Deutschland, von welcher bei dem fast gänzlichen Mangel eigentlich katholischer Bildungsanstalten außerhalb Bayern (die österreichischen stehen bekanntlich auf einem ganz anderen Gebiete), und bei den beschränkten und gedrückten Verhältnissen der katholischen Presse in Deutschland nur in einem sehr begränzten Sinne die Rede seyn kann. — Sie soll erstens, so weit ihre Kräfte reichen, der Bewegung der Gegner folgen, und die Entwickelung des außerkirchlichen Geistes, an dessen Spitze Deutschland steht, keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. — Sie hat zweitens gegen dessen Angriffe, die sie am gründlichsten und besten, aus erster Hand kennen lernt, die Wahrheit und die Kirche zu schützen, und den Irthum in seiner Nichtigkeit und Hohlheit nachweisend, ihn auf seinem eigenen Gebiete zu bekämpfen. Sie soll drittens endlich jedwede wirkliche Bereicherung und Erweiterung des menschlichen Wissens, namentlich durch Deutsche, mögen sie Mitglieder oder Widersacher der Kirche seyn, für die Kirche in Besitz nehmen. Dieß geschieht in doppelter Weise: theils, indem der innere Zusammenhang der neuen Errungenschaft mit dem gehemmten Organismus der katholischen Wahrheit nachgewiesen, — theils, indem andern katholischen Völkern die stichhaltigen und be-

währten Ergebnisse der deutschen Forschung bekannt und zugänglich gemacht werden.

Aus dem eben Gesagten erhellt zuvörderst, daß für den deutschen Katholiken die Wissenschaft und die Forschung freilich nicht in pantheistischer Weise ihr eigener Zweck seyn kann, daß sie aber für ihn den höchsten und heiligsten Zweck hat, der gedacht werden kann: die Verherrlichung Gottes durch die menschliche Geistesthätigkeit, in Erforschung der Wahrheit auf allen Gebieten. So braucht er den wissenschaftlichen Forschungstrieb nicht zu verläugnen oder zu unterdrücken. — Er darf sich frei zu dem wissenschaftlichen Geiste des modernen Deutschen bekennen, da er für ihn die rechte Bedeutung und den wahren, sittlichen Adel gewonnen hat. — Allein er wird auf der andern Seite auch nicht verkennen, daß seine Stellung als Vorhut und im ersten Treffen gegen den Irrthum mit eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist. — Zuvörderst ist bei dem schon oben erwähnten Mangel an katholischen Bildungsanstalten, und bei der geringen Zahl der Vertreter der katholischen Wissenschaft in Deutschland diese selbst erst im Keime vorhanden. Sodann führt die tägliche Berührung mit den Gegnern des Glaubens und der Kirche nur zu leicht zum Erkalten des gläubigen Sinnes; — wie viele traurige Beispiele solches beweisen, die, ursprünglich von der Absicht die Rechte der Kirche zu verfechten beseelt, im Verlaufe des Kampfes von dem Hochmuthe der Gegner angesteckt, ihre Waffen gegen die Autorität der Kirche wendeten. — Demüthige Unterwerfung unter das Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Gläubigen ist uns also vor Allem noth, und nur wenn wir uns den kindlichen Glauben bewahren, kann und wird die Forschung, der wir uns hingeben, uns und der Sache Gottes ersprießlich werden.

Ganz anders ist in diesen Zeiten die Stellung der Italiener. Werden wir deutsche Katholiken, selbst ohne unser Dazuthun und unsern Entschluß zur wissenschaftlichen Forschung getrieben, so stehen jene außerhalb der unmittelbaren

Berührung mit der außerkirchlichen Bewegung der neuern Zeit, und somit in dem großen Kampfe, der die jetzige Welt bewegt zur Stunde noch hors de combat. Sollen wir sie deßhalb gering schätzen, wenn, kraft eben dieser Fügung der Vorsehung, jenem Volke in seiner Mehrheit noch des alten Glaubens Innigkeit und Frische ungeschwächt und ungebrochen geblieben ist, bis auf den heutigen Tag? Sollen wir uns überheben, wenn der Geist der Nation jenseits der Alpen mehr zur Ascese und zur praktisch-religiösen Thätigkeit neigt, als zur Durchforschung und Ergründung unbekannter Regionen der Wissenschaft? Das sey ferne von uns. Wir wollen uns, auch wenn wir uns nicht verhehlen können, daß unsern Glaubensgenossen im Süden aus den eben entwickelten Gründen unser deutscher wissenschaftlicher Sinn abgeht, stets erinnern, daß in unsers Vaters Hause viele Wohnungen sind, und daß auch im Hause Gottes nach dem Willen des Herrn der Haushaltung eine Theilung der Arbeit statt finden muß. —

Aber zugleich können wir uns nicht verschweigen, daß auch dieser Standpunkt, wie jeder menschliche, seine Gefahren hat. — Droht uns der Hochmuth, so liegt jenen das Versinken in Trägheit und Geistesschlummer nahe. — In einem Wirthshause, eine Tagreise südlich von Neapel, las der Schreiber dieses einige mit Kohle an die Wand gekritzelte Verse, die er leider abzuschreiben nicht Zeit hatte. — Der Sinn war: Alles weltliche Wissen ist umsonst, wenn Du Christum nicht hast, und wenn Du Christum hast, ist das weltliche Wissen überflüßig. — Die zweite Hälfte dieses Satzes ist allerdings ein Irrthum, der dem Italiener nahe liegt, aber der entgegengesetzte Irrthum: die große Wahrheit der ersten Hälfte desselben Ausspruchs zu übersehen, ist eine Klippe, an der der wissenschaftliche Sinn vieler unserer Landsleute Schiffbruch zu leiden droht. Haben wir wechselseitig Geduld mit einander und halten wir fest an dem Glauben, der die wissenschaftlichen, wie die unwissenschaftlichen Glieder der Kirche

in Liebe an einander ketten soll. Das ist besser, als Ueberschätzung des eigenen Strebens, und Geringschätzung der fremden Volksthümlichkeit und Geistesart. — Uebrigens habe ich über die vielen, in wahrem oder scheinbarem Müßiggange auf den Straßen Roms umherwandelnden Cleriker meine deutschen Betrachtungen nicht unterdrücken können. Aber wenn ich mir die ernste Frage vorlege: was minder schlimm sey für Seele und Leib jener jungen Theologen, ein Spaziergang auf dem Corso, und dann die Ruhe im schattigen Garten des Kaffee Ruspoli, oder ein Studium der Entstehungsgeschichte des Schelling'schen Gottes? die außer ihrer komischen, doch auch ihre sehr ernste und betrübende Seite hat, so gestehe ich es ohne Schaam und Scheu, daß, wenn mir diese Wahl offen stände, ich meines Orts mich für das dolce far niente entscheiden würde. Wie gesagt, jeder menschliche Standpunkt hat seine Gefahren, Nachtheile und Abwege! —

XX.

Briefe aus Paris.

Erster Brief.

Ich traf in diesem „Herzen und Gehirn der Welt", wie ein neuerer Schriftsteller Paris nennt, zu einem Zeitpunkt ein, in welchem eine große Bewegung durch die gesammte Geisterwelt dieser Hauptstadt in allen ihren Abstufungen und Schattirungen erging; eine Bewegung, deren Hebel und Widerhall die zahllosen, öffentlichen Blätter der Hauptstadt waren, und durch welche sie nach allen Richtungen bis an den äußersten Saum des Landes verbreitet wurde. Da sie die wichtigsten Interessen der gesammten Völker und ihre ganze Zukunft berührt, mußte sie Theilnahme in dem einen oder andern Sinn überall finden. Sie ist hervorgegangen aus der immer mehr zur Nothwendigkeit werdenden, daher von Jahr zu Jahr mit

ernsterer Stimme sich kund gebenden Forderung der Freiheit des Unterrichts, gegenüber dem sogenannten Monopol der Universität. Es ist dieß nicht eine administrative Frage, nicht ein unfruchtbarer Competenzstreit, nicht ein Hader um eine Gesetzesauslegung, in den man sich von beiden Seiten hartnäckig verrannt hätte, nicht ein ungefüges Sträuben gegen unbequeme, vielleicht auch hemmende Formalien; die materiellen Interessen kommen dabei entweder gar nicht ins Spiel oder bloß in höchst secundärer Beziehung; — es ist ein eigentlicher Principienstreit, der sich in die Frage zusammenfassen läßt: soll Frankreichs Jugend, zumal derjenige Theil derselben, den wir das Herzblut des gesellschaftlichen Körpers nennen mögen, systematisch nach pantheistischen Doctrinen mit Geringachtung aller positiven Religion erzogen, die Möglichkeit einer christlichen Erziehung bloß dem guten Willen einzelner Eltern in Verbindung mit den seltenern Glücksgütern zu dessen Verwirklichung anheimgestellt, dabei aber noch durch eiserne Statute und abgeneigte Individualitäten erschwert, oder soll neben dem nicht bloß freien, sondern selbst durch die Stellung gesicherten Walten des erstern Bestrebens, dem andern nicht eine ähnliche ungehemmte Bewegung eingeräumt werden? soll das Reich des Unglaubens allein im Recht bestehen, dasjenige des Glaubens nur einer höchst willkührlichen Duldung sich zu erfreuen haben?

Das Dilemma ist scharf gefaßt; deßwegen darf es um so weniger ohne begründende Beweisführung seiner Richtigkeit hingestellt werden. Ich werde mit dieser Beweisführung nicht zurückbleiben; zuvor aber wird es nöthig seyn, die verschiedenen Phasen der französischen Gesetzgebung in Sachen des öffentlichen Unterrichts anzudeuten, und ein gedrängtes Bild derjenigen Einrichtung zu geben, welche sie in Frankreich die Universität nennen.

Während gegenwärtig einzig der Secundär- und höhere Unterricht über 27 Millionen kostet, wovon die Eltern beinahe 23 Millionen zu entrichten haben, wurde derselbe bis zum Jahr 1789 unentgeltlich, — d. h. auf Kosten von Stiftungen — ertheilt. Layen, Weltgeistliche, Ordenscorporationen lagen demselben ob, ohne erschwerende oder hemmende Beschränkungen; Bischöfe, Magistratspersonen, über diesen die öffentliche Meinung, führten die Aufsicht; Jedermann suchte für seine Kinder den Unterricht da, wo er es am zuträglichsten fand; der Klagen ergaben sich weniger, der Scandale minder als jetzt, wo eine endlose Paragraphenreihe durch die kleinlichsten Formalien auch das Geringfügigste ordnen will.

Die Constituante beschäftigte sich, wie mit allem Denkbaren, so auch mit dem Unterrichtswesen, huldigte aber auf Talleyrands Antrag (10. 11. September 1791) dem Grundsatz, „wenn einem Jeden das Recht zustehe, an den Wohlthaten des Unterrichts Theil zu nehmen, so gehe demselben dasjenige, diesen Unterricht ertheilen zu dürfen, zur Seite. Seyen Privilegien ihrer Natur nach etwas Gehäßiges, so müßte dasjenige des Unterrichts ganz unvernünftig und noch weit gegehäßiger seyn“. Daher die Errichtung von Erziehungsanstalten frei gegeben ward, nur unter Anzeige an die Ortsbehörden und Veröffentlichung der Statuten. Die Erziehung der Mädchen wurde bloß als wesentliche Verpflichtung den Eltern anempfohlen. — In einem Vorschlag über das Unterrichtswesen an die gesetzgebende Versammlung nannte Condorcet die Unabhängigkeit des über die Elemente hinausgehenden Unterrichts „einen Theil der Menschenrechte“. In gleichem Sinn sprach der Convent sich aus.

Es war den Blutmenschen Robespierre, Danton, Chartier und Consorten vorbehalten, unter ihrem wilden Geheul von Freiheit auch diese erste aller Freiheiten zu morden. Es ist gut, daß es im Andenken behalten werde, wem auch dieser Fortschritt, mit welchem man noch heutiges Tages so sehr sich spreizt, an welchen man mit so zähem Beharren sich anklammert, zu verdanken, wer dessen Erfinder sey; es dürfte in diesem Rückblick ein nicht unwichtiger Beitrag zu dessen Würdigung liegen. Aus Dantons Ausdruck: es liege in dem socialen Interesse, daß man sich der Weise versichere, wie die Kinder erzogen werden, mögen wir die Zwecke ohne große Schwierigkeit herauslesen. Sein Wort: „die Kinder gehören der Republik und dann erst den Eltern“, umfaßt alles, was die Sklaverei fordernde Autokratie offen bekennt und die Freiheit heuchelnde Autokratie in ihren Hintergedanken birgt. Darum wurde zu jener Zeit als Gesetz aufgestellt: „Wer seine Kinder der gemeinsamen Erziehung entzieht, darf, so lange dieses geschieht, seine bürgerlichen Rechte nicht ausüben.

Das Gesetz fiel mit der Tigerbrut, welche dasselbe ausgeheckt hatte. Talleyrands Worte waren gewiß nicht zu scharf: „Robespierre hat das Geheimniß aufgefunden, durch die barbarische Verfügung, welche das Kind den Armen seines Vaters entreißt, und die Wohlthat der Erziehung in eine harte Knechtschaft verwandelt, seiner stupiden Tyrannei das Siegel aufzudrücken“. Darum erhielt jetzt Freiheit der häuslichen Erziehung, Freiheit der Errichtung von Erziehungsanstalten, Freiheit der Unterrichts-Methoden Gesetzeskraft aufs Neue. Noch im

Jahre IX, als bei dem ersten Auftauchen des Consulats dieser Gegenstand wieder zur Sprache kam, bemerkte Chaptal: „Eine Regierung, die sich zum unbeschränkten Herrn des Unterrichts machen würde, könnte früher oder später dieselbe zu ihren Zwecken ausbeuten; dieser mächtigste Hebel unter allen könnte in ihren Händen das vornehmste Werkzeug der Sclaverei werden; aller Wetteifer müßte erlöschen". Hatte sich Bonaparte diese Worte hinter das Ohr geschrieben, um sie, als er gegen seine Macht keine Einrede mehr zu fürchten hatte, hervorzunehmen und zu verwirklichen?

Hiezu war in den ersten Jahren seiner Allgewalt die Zeit noch nicht gekommen. Der Bacchantentaumel der wilden Freiheit mußte verrauchen, bevor die Dithyrambe die Schwerterwillkühr betäuben konnte. Ein Gesetz vom 1. Mai 1802 gab die Errichtung von Gemeinde- und Privatschulen noch frei, ertheilte Preise an beide, forderte für letztere bloß eine Autorisation der Regierung und stellte sie unter Aufsicht des Präfecten, beides ausdrücklich: „Dieses um die Bürger gegen die Mängel zu sichern, welche in dieselben sich einschleichen könnten, jenes zum Schutz dieser Schulen, sofern deren Lehrer durch ihr Betragen die öffentliche Achtung verdienten". Es waltete noch die Meinung vor, man müsse im Erziehungs- und Unterrichtsfach den Partikularen freien Spielraum lassen, weniger befehlen als aufmuntern, Anstalten nicht sowohl gründen, als begünstigen, des Vertrauens der Bürger Rechnung tragen. Unter der Herrschaft dieses Grundsatzes bildeten sich neben bereits blühenden Collegien (Privatunternehmungen) noch mehrere andere; viele arme Kinder fanden unentgeltlich Unterricht; kein Verdacht bloßer Speculation hängte dem Eifer der Lehrer einen Makel an; und wenn bei manchen, in reiferem Alter Stehenden des jetzigen Geschlechts noch eine tiefere Religiösität sich wahrnehmen läßt, so ist solches jener Lehrfreiheit zu verdanken, welche es manchen würdigen Geistlichen gestattete, durch Eröffnung solcher Anstalten in dem heranwachsenden Geschlecht jenen Grund der Glaubensstrenge und Sittlichkeit wieder zu legen, welchen die Revolution in wilder Absichtlichkeit zerstört zu haben schien.

Bonapartes immer heller erglänzender Glücksstern, dessen Licht zugleich blendend auf Frankreich zurückstrahlte, legte ihm dieses dergestalt zu Füßen, daß sein laut gewordener Wille jenem als die Stimme des Verhängnisses galt. Wie er als Herr des Heeres zugleich der leitende Gedanke alles materiellen Daseyns zu werden sich bestrebte, so sollte nicht minder die geistige Welt in die durch ihn gegebenen Formen sich

einfügen und hiedurch seinen Zwecken dienstbar werden; der Herrscher sollte die sichtbare Gottheit seyn, von welcher über Heer und Staat, über Betriebsamkeit und Verkehr, über Kunst und Wissenschaft das Leben ausströme, und welcher alle vereint, jedes nach seiner Weise, den ihr gebührenden Cult darzubringen hätten. Am 10. Mai 1806 erklärte ein Gesetz: „es sollte unter Benennung Universität ein mit öffentlichem Unterricht und Erziehung beauftragter Lehrkörper gebildet, über Einrichtung desselben im Jahre 1810 dem gesetzgebenden Körper ein Gesetzesvorschlag vorgelegt werden".

Aber dem Willen des Eroberers, der durch Decrete Herrscherfamilien beseitigte und in ein paar Feldschlachten Königreiche darnieder warf, dauerte die Zeit zu lange, war der Weg der Berathung ein zu weiter. Schon am 17. März 1808 ordnete ein Decret von 144 Artikeln jenen Lehrkörper und dessen Monopol, und bestätigte ein zweites Decret in 193 Artikeln das erste, schuf für die Universität ein ausnahmsweises Rechtsverfahren und confiscirte zugleich alle bewegliche Habe der sogenannten kleinen Seminarien (Gymnasien). Von einem Mitwirken der gesetzgebenden Behörde war hiebei, so wie auch fortan, keine Rede.

Wenn auch in der Gesetzgebung und in dem Verfahren deutscher Staaten in Bezug auf Unterrichtswesen manches sich findet, was ehedessen sachgemäßer und in einer Zeit, in welcher man von Freiheit minder plauderte als jetzt, freier war; wenn einige Zuckungen jenes heillosen Princips, welches die Pariser Blutmenschen zuerst ausheckten, nicht zu verkennen sind; wenn einige Richtungen, wie sie in der französischen Universität jetzt die Alleinherrschaft an sich reißen wollen, da und dort eher begünstigt als abgewehrt werden: so dürfen wir doch gestehen, daß diese Art Leviathan — wie die französische Universität genannt werden darf — in Deutschland nirgends zu finden, ja in ihrer grausigen Gestalt kaum recht bekannt ist. In solcher Gestalt, zu solchen letzten Zwecken, mit solchen Befugnissen ausgestattet, konnte das Ungethüm nur aus dem Kopfe eines Mannes hervorgehen, für welchen die Organisation eines Heeres, um Hunderttausende zum schmiegsamen Werkzeug des alleinigen obersten Willens zu machen, das höchste Ideal des Gefüges aller denkbaren Verhältnisse war. Formelle und materielle Einheit des Unterrichts durch das ganze Reich war die oberste Idee — wenn anders dieses Wort hier anwendbar ist — welche von jenen 337 Paragraphen getragen wird, und welcher jede Anforderung der Wissenschaft, die unendliche Mannigfaltigkeit im Reiche der Geister

zum Opfer gebracht werden sollte. Es hat für eine gouvernementale Pedanterie eines kleinen Fürsten gegolten, wenn der Bischof Styrum von Speyer ein Fach seines Schreibtisches herauszog, um genau angeben zu können, welcher Soldat zu bestimmter Stunde an einem bezeichneten Thor eines Städtchens seines weltlichen Gebietes Schildwache stehe; wie aber soll es bezeichnet werden, wenn der Großmeister der französischen Universität die Uhr herausziehen und sagen kann: in diesem Augenblick wird dieser Vers dieser Ode des Horaz in dem Collegium zu Bordeaux, wie in demjenigen zu Rouen erklärt?

Eine solche, sowohl der Wissenschaft als der Aufgabe alles Unterrichts Hohn sprechende Wachstuben-Kleinkrämerei möchte hingehen, wenn der Universität nicht zugleich das gehässigste und gefährlichste Monopol zugewiesen wäre. — Ich spreche hier erst von den Formen, und werde aus den Thatsachen den waltenden Geist in einem späteren Brief herausheben. Ohne Ermächtigung des Großmeisters darf keine Privatanstalt bestehen; jede muß der Universität Gehorsam angeloben, allen Weisungen, welche von derselben an sie gelangen, nachkommen; sie darf nur solcher Bücher sich bedienen, welche ihr von daher angewiesen werden, nur solche in ihre Bibliothek aufnehmen; Generalinspectoren, deren zwanzig bestellt sind, können diese Anstalten zu jeder beliebigen Zeit besuchen, nicht bloß über die Lehrfächer, die Fortschritte, die Zahl der Zöglinge, sondern selbst über deren Geldleistungen Bericht fordern. In neuester Zeit ist dieses selbst auf die weiblichen Erziehungsanstalten ausgedehnt worden.

Wer daher eine Schule errichten will, muß sich nicht allein einer Prüfung durch Mitglieder der Universität unterziehen, sondern auch das Baccalaureat von derselben erkaufen, und das Recht, die ausgestellte Ermächtigung wieder zurückzuziehen, anerkennen. Zwar darf der Vater seinen Sohn selbst erziehen, oder ihn durch einen Hauslehrer erziehen lassen, oder in eine der bestehenden Privatanstalten schicken; will sich aber derselbe Ansprüche auf irgend eine öffentliche Laufbahn erwerben, so muß er sich von einer Commission der Universität prüfen lassen, von dieser das Baccalaureat erwerben, zu Vollendung seiner Studien an diese selbst übergehen. Wollten einige Hausväter zusammenstehen, um für ihre Kinder einige oder mehrere Lehrer zu bestellen, sie dürften es nicht thun, die Universität könnte die öffentliche Gewalt wider sie aufrufen, und Zwang gegen ihre wohlgemeinte Absicht würde unvermeidlich in Anwendung kommen. Wehe dem Landpfarrer, welcher, um seine Muße nützlich anzuwenden, um armen Kindern zu etwelcher

Bildung zu verhelfen, dergleichen aus seiner Gemeinde — und wäre es erwiesen unentgeldlich — Unterricht ertheilen wollte, er hätte die gesammte Universität, den Großmeister an der Spitze, hinter sich her; andern Unterricht, als im Singen, zu ertheilen, ist keinem gestattet.

Hätte das Wort Restauration tiefere und umfassendere Bedeutung als bloß diejenige der Rückkehr des obersten Gliedes des verstoßenen Königshauses auf den angeerbten Thron, so dürfte man sich verwundert fragen, wie Ludwig XVIII. ein so unförmliches, fremdartiges, seinen Rechten gefährliches, selbst seinem Volk mißbeliebiges Ungethüm habe können fortbestehen lassen? Er selbst hatte den französischen Boden noch nicht betreten, als die provisorische Regierung, Talleyrand an der Spitze, sich erklärte: „daß die Fortdauer einer solchen militärischen, aller freien Geistesentwicklung widerstrebenden Einrichtung, ein Unfug, ein Widerspruch gegen alle Grundsätze einer freisinnigen Regierung wäre; daß die Leitung der Erziehung dem Gutfinden der Eltern zurückzugeben sey". Eine königliche Verordnung vom 17. Febr. 1815 sprach sich bestimmt dahin aus: daß die Universität nicht sowohl in der Absicht errichtet worden sey, die Wohlthat einer sittlichen Erziehung allgemein zu machen, als die politischen Absichten der vorigen Regierung zu fördern. Es sey weit mehr Sache der Ortsbehörden, über die Erziehungsanstalten ihres Bereiches zu wachen. Eine Anstalt, wie die Universität, sey mit den väterlichen Einrichtungen des Königthums, mit dem socialen Geist der Regierung unverträglich; die Steuern, welche dieselbe von allen Collegien und Pensionaten bezöge, ohne Vortheil für diejenigen, welche dieselben zu entrichten hätten.

Aber auch dieses Lieblingskind hatte sich am 20. März der Rückkehr seines Vaters und dessen Schützer zu freuen; denn „Treue gegen den Kaiser, die kaiserliche Monarchie, als der Beschirmerin alles Völkerglückes, gegen die neapolonische Dynastie, dieser Schutzgöttin von Frankreichs Einheit und sämmtlicher durch die Grundsätze verkündigten liberalen Ideen", sollte, neben den Vorschriften der katholischen Religion (die aber mehr auf dem Papier standen als in der Wirklichkeit gelehrt und geübt wurden), Grundlage alles Unterrichts seyn. Obwohl Treue gegen König und den Zweig seines Herrscherhauses jener Anforderung durch eine bestimmte Erklärung nie und nirgend substituirt ward, sprach doch eine königliche Verordnung vom 15. August 1815 provisorische Beibehaltung dieser Einrichtung aus. Fünfzehn Jahre dauerte das Provisorium, während welcher Zeit der Eid des Großmeisters aber doch dahin lautete: Bürger zu bilden, die ihrer Religion (doch wohl

der katholischen, etwa nach Geburt auch der protestantischen, in keinem Fall aber dem Pantheismus und der Geringschätzung Beider) anhänglich wären, in tüchtigen Studien und guten Sitten begründet würden.

Man erinnerte sich im Jahre 1830, wie die Universität ausschließlich aus dem Willen des Autokrators hervorgegangen sey, der dabei weder an sein eigenes Versprechen, noch an die grundgesetzliche Mitwirkung der unter ihm, wenn gleich als Schatten, bestehenden Gewalten sich gekehrt hatte; das Bedürfniß einer freiern Bewegung in dem Unterrichtswesen regte sich lebendig; des Druckes, der durch das Universitäts-Monopol auf der gesammten Nation lastete, ward dieselbe immer mehr inne, und wenn gleich zu jener Zeit das Ziel, auf welches beinahe die gesammte Universität wie ein Mann lossteuert, noch nicht so enthüllt vor Augen lag, wie jetzt, zwölf Jahre später, so zwang doch das Bedürfniß, wenigstens der lästigen Beschränkung zu entgehen, der neuen Charte in ihrem 69. Artikel auch diejenige Bestimmung auf: „eigene Gesetze sollen in möglichst kurzer Zeitfrist über den öffentlichen Unterricht und dessen Freiheit erlassen werden“.

In seinem Bericht über den Entwurf einer neuen Charte, sagte Hr. Carl Düpin: „dießmal wird das Versprechen nicht können umgangen werden; es ist eine Bedingung, welche das im Vollbesitz seiner Rechte stehende Volk dem Prinzen stellt, dem es die Krone überträgt; es sagt zu ihm: das machen wir zur gesetzlichen Bedingung, wollen Sie unter derselben unser König seyn? Beschwört er diese Charte vor uns, dann gibt er damit das Wort: Fortan soll sie eine Wahrheit seyn“.

Mit der Revolution vom Juli 1830 war das legitime Königthum gefallen; die Standesrechte, in so weit der Restauration sie herzustellen gelingen mochte, waren gefallen; die Erblichkeit der Pairswürde, das Recht Majorate zu gründen, sollte bald hernach ebenfalls fallen; eben so manches Andere; das Universitäts-Monopol sollte nicht fallen, in dieser Beziehung die Charte bis anhin nicht zur Wahrheit werden. War es der Einfluß der Universitätsherren, deren mehrere nach einander bis ins Ministerium vordrangen (wie noch gegenwärtig Guizot und Villemain — nicht die Schlimmsten unter ihnen); war es Lauheit der Stellvertreter des Volkes, deren Mehrzahl bloß für materielle Interessen Sinn hat; war es der alte Philosophenhaß gegen die geoffenbarte Religion; war es ein Zusammenwirken aller dieser Elemente? — Das Universitäts-Monopol hielt sich aufrecht, die Charte gab jenes Versprechen, ohne dasselbe zu halten; diejenigen alle, welche dieselbe

zu vollstrecken oder über deren Vollstreckung zu wachen hatten, schienen sich zu hüten, daß sie hierin eine Wahrheit, daß Frankreichs allgemeiner Wunsch — wie der Deputirte Berard in der Sitzung vom 6. August 1830 sich erklärte — erhört wurde. Man begnügte sich, die Ueberschrift eines inhaltsreichen Kapitels abgefaßt zu haben, die Blätter, auf welchen der Gedanke entwickelt werden sollte, sind bis dahin weiß geblieben.

Die Charte war von der Deputirtenkammer mit außerordentlicher Mehrheit angenommen worden. Wenige Monate nachher lief eine Petition bei derselben ein, welche Verwirklichung der versprochenen Unterrichtsfreiheit verlangte. Sollte man es glauben können, daß die Petitionscommission darauf antrug, über dieselbe hinwegzugehen? Könnte irgend etwas das Wesen und den Werth solcher Versammlungen heller ins Licht setzen, als diese Thatsache? Aber der Beweis, daß ein Volk vermeinter Beschränkung seiner Rechte wegen durch Ehrgeizige, Wirrköpfe und Trübfischer sich in Bewegung setzen kann, ohne, wenn jene ihren Zweck erreicht haben, anderer und gewichtigerer Hemmungen ledig zu gehen, sollte bald gegeben werden.

Mitte des Jahrs 1831 eröffneten, im Vertrauen auf jenen Artikel der Charte und die daran geknüpften Zusagen, die Herren Locordaire, Montalembert und Cour, eine unentgeltliche Schule für arme Kinder. Alsbald war die Universität gegen diesen Eingriff in ihr Alleinrecht auf den Beinen; sie rief die öffentliche Gewalt zu Hülfe; diese brach in die Schule ein, trieb die Kinder von dannen, jagte Hrn. Lacordaires Gehülfen weg, schloß das Zimmer und begnügte sich mit allem diesem nicht, sondern trieb selbst Hrn. Lacordaire aus dem Hause und lud sämmtliche Theilnehmer an seinem preiswürdigen Werk vor den Instructionsrichter.

Eine Gesinnung ragt in Frankreich über die mancherlei politischen Ansichten, über die Meinungen in Religionssachen allgemein empor. — Die Achtung vor dem Gesetz, das Verlangen nach Legalität in allen Vorkehrungen und Maaßregeln der öffentlichen Gewalt; Verletzung der Legalität verletzt das gemeinsame Bewußtseyn. Sobald daher der Gewaltschritt gegen jene Männer kund ward, erhoben die revolutionären Blätter, der Constitutionell, Globe, Temps, Revolution u. a. ihre Stimme noch lauter und kräftiger, als diejenigen, welche das legitime Königthum verfochten, als die wenigen, welche die Anwaltschaft der katholischen Religion übernommen hatten. „Freiheit des Unterrichts“, sagte der Temps, „ist eine der Freiheiten, welche durch eben

diejenigen Männer, die jetzt an der Spitze der Angelegenheiten stehen, am dringlichsten und beharrlichsten gefordert ward. Soll die Strenge gegen Männer, deren politische Gesinnungen mit der Revolution von 1830 nicht in Einklang stehen, zum Beweis dienen, daß man eines Streiches die Freiheit des Unterrichts und der Ueberzeugung treffen wolle"? Der französische Courier fand es sehr auffallend, daß die Kammer an untergeordnete Fragen so viele Zeit verschwenden, mit einem so dringenden Gegenstand, wie die Unterrichtsfreiheit, sich nicht habe beschäftigen können. Durch diese Verfolgung habe die Universität in Anwendung ihrer wurmfräßigen Privilegien nur die letzten Momente ihres Daseyn bethätigen wollen. — „Dieselbe brutale Gewalt", sagte die Revolution, „welche im Juli 1830 mit Bajonetten in eine Druckerei einbrach und das Volk zum Aufstand herausforderte, bricht ein Jahr später in eine Schule ein. Aber Hr. Lacordaire weicht nicht gutwillig. Folget seinem Beispiel, und müßtet ihr zwanzig, ja hundert Thüren einschlagen lassen. Würde zuletzt der lehrende Priester auf freiem Gefilde seine Zufluchtsstätte suchen, wolltet ihr, wie gegen die Camisarden, neue Dragonnaden veranstalten? Was ist geschehen. Ein dienstfertiger Lehrer gewinnt das Vertrauen der Eltern, sie schicken ihm ihre Kinder zu, er gibt eine Feder, ein Buch in ihre Hände, sagt ihnen zweimal zwei ist vier; es gibt einen Gott und drei Personen. Der nun soll Euer Feind seyn! Ungereimt! Wie wolltet Ihr inskünftige noch von Vollstreckung des Gesetzes sprechen? Geht, verbergt Euch in die Schande und Lächerlichkeit Eures unglücklichen Versuches! Ein erstorbenes Gesetz, wenn es auch noch athmet, hat nur ein thatsächliches Daseyn, völlige Abschaffung desselben ist eine der ersten Bedingungen des constitutionellen Vertrages".

Eben so kräftig sprach die Quotidienne, zermalmend Lamennais Tagesblatt „die Zukunft" (Avenir) „Seit zwanzig Jahren sagt man der Universität, sie vergifte alle Hoffnungen des Vaterlandes; ihre Zöglinge gewönnen weder Glauben, noch Wissen, noch gute Sitten; sie huldige jedem Despotismus, kniee vor allen Götzen; sie sey Gegenstand allgemeinen Hasses, des Hasses der Eltern, des Hasses der Kinder, und höchstens durch die Verachtung, welche sie einflöße, könne dieser Haß überwogen werden. Zwanzig Jahre erziehe sie Frankreichs Jugend, und aus diesen Generationen von zwanzig Jahren trete nicht Einer auf, um ihren Feinden zu erklären: „Ihr überschreitet die Gränzen der Gerechtigkeit".

Die berühmtesten Advokaten Frankreichs vereinigten nach gepflo-

gener Berathung, ihre Stimme mit derjenigen der Presse. Der königliche Generalanwalt Persil mußte vor der Pairskammer selbst gestehen: der 69ste Artikel der Charte enthalte nicht allein ein Versprechen, sondern eine Verpflichtung, welche die Regierung ungesäumt zu verwirklichen habe. Die Hrn. Fremery und Lafargue, als Vertheidiger der Beklagten, verbreiteten über die wichtige Frage in den unwiderleglichsten Gründen das helleste Licht, und mit hinreißender Gewalt der Rede trat Hr. Lacordaire selbst auf. — Ein entsetzliches Wort sagte Graf Montalembert, unwiderlegt, vor vielen Zeugen Ohren: „Der Krebs frißt an allen Anstalten, Collegien, an Allem, was die Universität gegründet hat, überall da, wohin wir nach ihrem Willen unsere Kinder ausliefern sollen, um sie besudelt zu sehen, dieselbe bezahlen. Gibt es eine einzige Anstalt der Universität, in welcher ein katholisches Kind seines Glaubens leben könnte? lastet nicht Zweifelsucht, eisige, zähe Gottlosigkeit auf allen den jungen Seelen, deren Unterweisung sie in Anspruch nimmt? Sind sie nicht alle besudelt, oder versteinert, oder erstarrt? Steht nicht die gräßlichste, schauderhafteste, naturwidrigste Unsittlichkeit in den Verzeichnissen jedes Collegiums, in der Erinnerung jedes Kindes geschrieben, wenn es auch nur acht Tage da zugebracht hat? Wird die Ansteckung nicht alljährlich todbringender, frißt sie nicht alljährlich Tausende von Kindern? So handelte Julianus nicht; er schloß die Christen von den öffentlichen Schulen aus, zwang sie aber nicht, ihre Kinder denselben zu übergeben, damit sie Glauben und Sittlichkeit verlören". — (Man kann dieses Alles in der damals erschienenen Schrift: Procés de l'ecole libre vereinigt lesen.) Es galt für die Universität den Kampf um Seyn und Nichtseyn. Jenes zu retten, setzte sie alle Mittel in Bewegung. Der Erfolg war erwünscht; sie gewann neue Lebensfrist.

Daß im Sinne der Charte etwas geschehen müsse, daher die Universität sich sichern, entschiedenere Angriffe, die früher oder später kommen dürften, abwehren, die Einen befriedigen, die Andern im Schach halten wolle, war leicht einzusehen; für den Augenblick aber glaubte man sich nicht beeilen zu müssen. Etwas, was einem Gesetz gleich sehen sollte, im Grunde aber in den Stand der Sachen keine Aenderung brachte, erschien am 25. Juni 1835. Ein zweiter Gesetzvorschlag über den Secundär-Unterricht wurde im Jahre 1836 durch Hrn. Guizot, ein dritter unter dem täuschenden Titel: Gesetzesvorschlag über die Unterrichtsfreiheit durch Hrn. Villemain der Kammer vorgelegt. Weit entfernt, die mit der Charte übernommene Verpflichtung zu erfüllen, ging

der letzte Gesetzesvorschlag noch weiter, als der zweite, gegen welchen bereits von vielen Bischöfen Einwendungen eingereicht worden waren — er dehnte die vorgeschlagenen Maaßregeln auf die kleinen Seminare aus; im Uebrigen sind Prüfung und Einrichtung, Aufsicht durch die Universität, Taxen an dieselbe, eigene und exceptionelle Gerichtsbarkeit neuerdings sicher gestellt, alles wie es unter dem Kaiserreich bestand und in untrüglichem Wahn, jetzt sey dem klaren Wortlaut der Charte Genüge gethan.

Einzig die theologische Facultät war den Griffen der Universität bisher entgangen. In den großen Seminarien wachten die obersten Hirten über der Lehre, in welcher der Nachwuchs der Geistlichkeit sollte begründet werden, und jene konnte dort weder ihre Weisheit anbringen, noch Taxen von daher beziehen. Aber dieses Gebiet war so weit gedehnt, das Volk darin ein so anstelliges, die Eroberung lockte. Schon am 21. December 1831 — bald nachdem jener Sieg über die geforderte Lehrfreiheit errungen war — erschien als Triumphgesang eine Ordonnanz, daß von einer bestimmten Frist an Keiner zum Bischof, Generalvicar, Capitelsglied, Pfarrer eines Departementals- oder Bezirkshauptortes ernannt werden könne, der nicht den Grad eines Licentiaten, denjenigen eines Baccalaureus erhalten habe, um Pfarrer des Cantonsortes zu werden. Eine spätere Verordnung forderte Prüfung durch eine aus Universitätsgliedern bestehenden Commission. In einem Bericht an den König vom 31. Oct. 1838 sagt der Großmeister Salvandy: „Offenbar würde die Universität ihrer Bestimmung nicht genügen, wenn sie das Recht, die oberste aller Wissenschaft zu lehren und die Grade, welche das zum priesterlichen Amte erforderliche Wissen bekräftigen, aus den Händen ließe“. Und später äußerte sich Hr. Cousin: „Durch Ernennung und zeitliche Ausstattung gehört der hohe Clerus uns; allgemach muß er zu uns zurückkehren. Seyen wir vor der Hand wachsam“. Soll jene Ordonnanz je in Vollziehung kommen, so hat Frankreich nur zwischen zwei Sachen zu wählen: Zwischen einer neuen Verfolgung des Priesterthums, oder zwischen einem erst mit der Lehre der Universität, sodann mit der Mission durch diese ausgestatteten Priesterthum, und hiemit dem Schisma, oder noch weit Schlimmerem.

Daß aber in Frankreich zu den Lehrern, wie sie durch die Universität bestellt werden, wenig Zutrauen vorwaltet, ergibt sich aus den Thatsachen. So hat der Stadtrath von Senlis einen solchen Primärlehrer berufen, dem er eine jährliche Besoldung von 2400 Franken aus

dem Stadtvermögen verabreicht. Kaum dreißig Schüler besuchen seine Schule. Dagegen tragen die etwas wohlhabendern Bürger dieser Stadt, die gar nicht zu den Begüterten gehört, jährlich 1800 Franken aus eigenen Gaben zusammen, mittelst deren drei marianische Schulbrüder sich kümmerlich erhalten, und diese sehen ihre Schule von mehr als zweihundert Schülern besucht. Das gleiche ist in Auxerre der Fall. Der städtische Universitätslehrer ist gut bezahlt und hat wenig Kinder zu unterrichten, die armen Schulbrüder müssen sich durch das allgemeine Vertrauen entschädigt halten, ihre Schule wird von mindestens dreihundert Schülern besucht. Viele Städte Frankreichs berufen dieselben und hier in Paris sieht man sie häufig zu drei oder vier durch die Straßen wandeln, lebendige Zeugen dessen, was Frankreich noth thut, was Frankreich bedarf, welches Urtheil Frankreich über seine Universität fällt. Aber diese weiß es zu gut, daß mit dem Tag, an welchem der Unterricht ihrer Bande ledig, an welchem es möglich würde, eine freie, höhere Lehranstalt zu gründen, wie in Belgien, daß mit diesem Tag ihre Alleinherrschaft im Reiche der Geister zu Grabe ginge, und dasjenige, was sie mit so großer Anstrengung vergeblich zu beseitigen trachtet, neuen Aufschwung, den die Universitätsherren ohnedem nicht zu hindern vermögen, gewinne.

XXI.

Literatur.

Die christliche Kirche und der Entwurf eines neuen preußischen Strafgesetzbuches. Köln bei Boisserée. 1843.

Während die rheinischen Stände über den Entwurf eines allgemeinen Strafgesetzbuches für die preußische Monarchie beriethen und sich zu dem Beschlusse vereinigten, Seine Majestät um Zurücknahme desselben zu bitten, hat oben bezeichnete Schrift einen einzelnen Titel, den letzten des ganzen Entwurfes, welcher von den Verbrechen der Geistlichen handelt, einer genauern Prüfung unterzogen. Sie führt aus, wie die Artikel dieses Titels durch ihre Allgemeinheit und wortreiche Unbestimmtheit alle Selbständigkeit der Kirche zu untergraben, und diese als eine willenlose Magd der Willkühr weltlicher Behörden

preis zu geben drohen. Schwere Geldbuße, Gefängniß, und nach Umständen, „Entfernung aus dem Amte" haben die Geistlichen zu erwarten, „welche denjenigen landesgesetzlichen Vorschriften oder landesherrlichen Anordnungen oder denjenigen von den Staatsbehörden innerhalb ihrer Amtsbefugniß erlassenen Verfügungen, welche sich auf die Ausübung des geistlichen Amts beziehen, entgegenhandeln", desgleichen diejenigen, „welche sich bei Ausübung ihres Amtes eines Mißbrauches ihrer geistlichen Amtsbefugnisse schuldig machen", d. h., „wenn die Ausübung der geistlichen Amtsbefugnisse in Handlungen, welche das allgemeine Wohl gefährden oder in willkührliche Bedrückungen oder Verletzungen Einzelner ausartet". Dabei fehlt jede nähere Bestimmung, wie weit denn die Amtsbefugniß den Staatsbehörden über die Ausübung des geistlichen Amts Verfügungen zu treffen gestatte; vom canonischen Rechte, von Anerkennung bestimmter Rechte der Kirche ist keine Rede. Nur Vergehen der Geistlichen gegen ihre Amts- und Staatspflichten, welche nicht zugleich (nach jenen vielumfassenden Bestimmungen) Verbrechen oder bürgerliche Amtsvergehen sind, sollen von der geistlichen Behörde nach den darüber für die verschiedenen Confessionen bestehenden „Anordnungen" bestraft werden, und hier ist nicht einmal entfernt angedeutet, was dieses für Anordnungen sind, ob es nicht auch dabei auf landesgesetzliche Vorschriften, landesherrliche Anordnungen und Verfügungen der Staatsbehörden ankommen soll.

Der Entwurf, sagt der Verfasser, „läßt eine Unabhängigkeit der katholischen Kirchengewalt, auch in rein geistlichen Dingen, nur in so weit gelten, als dieselbe mit der Ausübung eines geistlichen Amtes nichts zu schaffen hat, d. h. gar nicht vorhanden ist". Und sogar „jeder Landrath und Bürgermeister wird innerhalb seiner Amtsbefugniß Anordnungen als sogenannte bürgerliche Amtsvorschriften für die Kirchenvorsteher auch im Widerspruch mit demjenigen, was die Kirche im einzelnen Falle festgesetzt hat, erlassen können, aber bei einem jeden Conflicte, ohne Rücksicht auf die Natur des Gegenstandes, die rechtlich bestehende Gesetzgebung und Verfassung der Kirche den jedesmaligen Anordnungen weichen müssen". — „Wenn nun auch sogar", setzt der Verfasser hinzu, „die erschwerenden Umstände, unter welchen eine Entfernung aus dem Amte statt finden soll, nicht durch die kleinste Andeutung genauer kennbar gemacht sind, diese also lediglich dem willkührlichen Ermessen zur Bestimmung anheim fallen, so müssen wir darin jenes System erblicken, nach welchem die unbedingte Unterwerfung der Kirche unter die Staatsgewalt ausgesprochen ist, daher auch jeder Diener der Kirche, bei vorkommenden Irrungen kirchlicher Natur, nach

vorläufigen kurzen Förmlichkeiten, nach Willkühr der Staatsgewalt, aus seinem kirchlichen Amte beseitigt werden kann. Der Geistliche wird nur dem Namen nach der Diener der Kirche, diese selbst nichts weiter als eine polizeiliche Einrichtung seyn".

Und wo findet sich die Quelle der Bestimmungen, die, weit ungünstiger der Kirche als die des bisherigen preußischen Landrechts, zu solchen Consequenzen führen? Die Schrift weist dieselbe überzeugend nach. Sie findet sich in einseitig und concordatswidrig erlassenen Verordnungen, zum Theil aus der schlimmsten und kirchenfeindlichsten Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft, welche in Frankreich selbst entschieden mißbilligt und namentlich von dem „wahrlich nicht hierarchischer Tendenzen verdächtigen" Cormenin lebhaft angefochten worden, und zum Theil gar nicht zur Ausführung gekommen sind. Aber diese Gesetze der Fremdherrschaft stehen an Gefährlichkeit noch weit zurück gegen die unbestimmten allgemeinen Artikel des preußischen Entwurfes; jenen liegt im Vergleich mit diesen noch eine zarte Beachtung der Stellung der Kirche und ihrer Würdeträger zum Grunde. Nur vor einer höchsten Staatsbehörde, dem Staatsrath, sollen nach den französischen decrets organiques die Fälle eines Mißgebrauchs geistlicher Amtsgewalt zur Entscheidung kommen, und diese Entscheidung beschränkt sich auf eine Untersagung ähnlicher Handlungen und Unterdrückung des betreffenden Actenstückes; nach dem preußischen Entwurf können wegen jeder kirchlichen Jurisdictionshandlung, die man einmal als sogenannten Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt zu bezeichnen belieben mag, z. B. etwa wegen Verweigerung der Sacramente, kirchlicher Segnungen und Gebete u. dgl. die vornehmsten Kirchenobern mit Dieben und Vagabunden vor das Zuchtpolizeigericht gestellt werden.

In der That, man hat im Interesse der allgemeinen und der kirchlichen Freiheit nur Ursache sich zu freuen, wenn die Einführung solcher unbefriedigender und gefährlicher Strafgesetze durch die ständischen Einwendungen gegen den ganzen (uns noch unbekannten) Entwurf abgewehrt worden, und es gereicht den Vertretern in der westphälischen Ständeversammlung zur Ehre, daß auch sie insbesondere diesen Theil des Entwurfes angefochten haben. Der Ausführung in vorliegender Schrift aber können wir nicht umhin unsern vollen Beifall zu zollen, daß sie mit eben so viel Sachkenntniß als würdiger Haltung und freimüthiger Gesinnung den Schaden aufgedeckt hat. Wir können sie mit Ueberzeugung den Lesern dieser Blätter empfehlen, und möchten wünschen, daß sie bei fernerer Bearbeitung des Strafgesetzbuches die gebührende Berücksichtigung finde.

XXII.

Beiträge zur Geschichte Irlands

Dritter Artikel.

Auf dem ihm von Elisabeth hinterlassenen Haufen von Aschen und Leichen baute Jakob I. seinen Thron in Irland auf. Der Sohn der Maria Stuart, der, so lange Elisabeth lebte, seine Unzufriedenheit mit den Maaßregeln der Königin gegen Irland unverholen geäußert und den Iren dieserhalb Zusicherungen gemacht hatte, wurde von dem bedrängten Volke freudig als König begrüßt. Von ihm, dessen Genealogie sich bis zu den ältesten einheimischen Königen Erins zurückführen ließ, erwarteten sie Abhülfe aller ihrer Beschwerden, und glaubten daher auch nicht dem Willen ihres neuen Souverains entgegen zu handeln, wenn sie, wo es immer möglich wurde, wie in Cork, Waterford und in einigen andern Städten, sich dem ihnen von Elisabeth aufgezwungenen anglicanischen Cultus entzogen und den katholischen wieder an seine Stelle setzten. Allein der Statthalter des Königs griff zu den Waffen und wurde bald des Widerstandes, den man ihm entgegenzusetzen suchte, Meister. Die Iren wurden von neuem gezwungen, dem anglicanischen Gottesdienste beizuwohnen, und wer denselben versäumte, mußte eine Geldstrafe erlegen, außerdem wurde die Leistung des Suprematie-Eides auf's nachdrücklichste eingeschärft. Auf solche Weise hätten die Iren freilich leicht enttäuscht werden können, doch aber machte ihnen der Umstand, daß der König den Leiter des Widerstandes, Tyrone, begnadigte, wieder Hoffnung; sie sendeten eine

Botschaft an Jakob I. nach London mit der Bitte, um Freigebung des katholischen Gottesdienstes. Darüber entbrannte aber der calvinistische König in Zorn, schickte vier der Abgeordneten auf drei Monate nach dem Tower, und erklärte, bis zu seinem letzten Athemzuge gegen den „Götzendienst" streiten zu wollen. Da blieben denn auch Gesetze der Art nicht aus, daß allen Priestern bei Todesstrafe geboten wurde, Irland zu verlassen. Eine zeitlang wußte Jakob jedoch den Ausbruch der Unzufriedenheit der Iren zurückzuhalten, indem hin und wieder auch ein Rescript erschien, welches gnädiger lautete, wie denn z. B. der König gebot, mit der Erhebung der Strafen wegen Nichtbesuches der anglicanischen Kirchen einzuhalten, allein es schien dieß eben darauf berechnet, die beabsichtigten, willkührlichen Maaßregeln damit etwas weniger fühlbar zu machen. Im Jahre 1608 jedoch brach der Aufstand unter O'Dogherty aus, da dieser jedoch schon im Monat August erschossen wurde, so zerstreute sich seine Schaar sehr bald. Jakob aber wußte den Aufstand vortrefflich zu seinem Vortheile zu benutzen. Zwei Millionen Acres Land wurden als der Krone verfallen erklärt, und mit Zuziehung seines Statthalters Chichester entwarf er einen neuen Plan für die Colonisation von Ulster, da der von Elisabeth ihm nicht zu genügenden Resultaten geführt zu haben schien. Er sonderte das Land in vier Abtheilungen ab: die erste wurde von den Grundstücken zu 2000, die zweite von denen zu 1500, und die beiden letzten von denen zu 1000 Acres gebildet. Die größeren, in den gebirgigten Gegenden belegenen sollten an solche englische und schottische Ankömmlinge gegeben werden, welche sich durch den Besitz eines Capitals als geeignete Unternehmer auswiesen; neben ihnen wurden mit solchen Grundstücken Offiziere und Beamte beschenkt; die kleinern Antheile, in den Ebenen, wurden ohne weiteren Unterschied unter Offiziere, Beamte und einzelne Bewohner der Provinz verliehen. Diese mußten alle den Eid der Suprematie leisten, und sich verbindlich machen, keinen Pächter aufzunehmen, der nicht englischer Abkunft war; für

sechszig Acres wurde eine Abgabe von vier Mark bezahlt. Bei dieser Gelegenheit führte Jakob I. ebenfalls als eine gute Geldspeculation das Institut der Baronets ein; wer 1095 Pfund Sterling zahlte, welches Geld zum Unterhalt der Armee in Ulster dienen sollte, erhielt dafür den Titel eines Baronet. Nachdem das Land auf solche Weise beruhigt schien, kam der Statthalter auf den Gedanken, nach sieben und zwanzig Jahren wiederum zum ersten Male ein Parlament zu berufen. Unterdessen hatte man siebzehn neue Grafschaften gemacht und vierzig neue Boroughs, zum großen Theil aus ein Paar elenden Häuschen jener Entrepreneurs in Ulster bestehend, incorporirt. Dadurch hatten die Protestanten ein vollständiges Uebergewicht, dem jedoch die Katholiken sich nicht fügen wollten; der König, zum Schiedsrichter aufgefordert, gab seinem Statthalter solche Instructionen, daß beide Partheien mit einander versöhnt werden sollten, und so kam es, daß die beiden Häuser gemeinschaftlich eine Petition für Zulassung katholischer Advokaten machten, zugleich aber auch die Kronrechte Jakob's anerkannten und das Unternehmen O'Dogherty's für einen Angriff gegen die Krone erklärten, auf welche Weise die Colonisation von Ulster durch das Parlament als rechtmäßig bestätigt wurde. Dieselbe Versammlung hob dann alle Gesetze, welche einen Unterschied zwischen Engländern und Iren festgestellt hatten, auf. — Das Alles hatte den Schein, als ob die Dinge in Irland sich recht friedlich gestalten wollten, allein gerade das war das Gefährliche an der Regierung Jakob's I., daß jede Maaßregel zur Versöhnung immer andere verderbliche in ihrem Gefolge hatte. Es läßt sich ganz gut hören, wenn Jakob I. erklärt, die Iren sollen als ein, den Engländern gleich berechtigtes Volk betrachtet werden; solche Reden hatte man bis dahin noch nicht gehört, seit mehr als vierhundert Jahren waren die Iren immer nur als Feinde und als Rebellen angesehen worden. Allein man täusche sich nicht, es war jetzt mit der Freundschaft auch nicht so ernst gemeint. Hatte doch vorher

der König die Vorstellung wegen der Ernennung neuer Abgeordneten in das Parlament mit der frivolen Aeußerung zurückgewiesen: „das gehe die Bittsteller nichts an, ob er viel oder wenig Parlamentsmitglieder ernenne; je mehr, desto lustiger, je weniger, desto reichlicher gehe es bei der Schüssel her". Es war ihm eben bei der ganzen Sache nur darum zu thun, seine Maaßregeln gegen Ulster gesetzlich anerkennen zu lassen. Als dieß erreicht war, trat die Erinnerung lebhaft und praktisch hervor, daß die Iren die Feinde der Engländer seyen, und in diesem Systeme wurde auch weiter fortgefahren. So begannen denn neue politische und religiöse Verfolgungen, aber das Volk hielt so treu an seinem Glauben, daß der Statthalter Chichester bekennen mußte: „das Papstthum müsse etwas seyn, was mit dem irischen Boden zusammenhänge, ja Luft und Clima müsse davon angesteckt seyn, denn ehe die Iren dieß aufgeben, seyen sie eher geneigt, den Gehorsam gegen ihren Fürsten, alle Rücksicht auf ihre Nachkommenschaft, und sogar ihr eigenes zeitliches Glück und ihr Leben außer Acht zu lassen". Mit Recht konnte daher auch Papst Paul V., in einem apostolischen Schreiben an die Iren, diese mit den Märtyrern der ersten Christenheit vergleichen, und von ihnen sagen: „Ihr glänzet in dem Glauben, durch welchen Eure Väter ihrem Lande den ausgezeichneten Namen: „„Insel der Heiligen"" verschafft haben, es konnten auch die Leiden, die Ihr erduldet, nicht unbekannt bleiben; Eure Treue, Eure christliche Stärke, sie ist der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und längst ist Euer Name in jedem Theile der christlichen Welt gepriesen worden, deßhalb seyd fest und beharrlich, Unser Gebet wird unaufhörlich seyn"!

Da die Verfolgungen in Irland ihren ununterbrochenen Fortgang nahmen, so wendeten sich die Prälaten Irlands in einem Bittschreiben an sämmtliche katholische Fürsten Europa's, namentlich an Philipp III. von Spanien, und wirklich geschahen von dieser Seite her Schritte bei Jakob, die ihn

dazu bewegen sollten, die harten Gesetze gegen seine katholischen Unterthanen zurückzunehmen. Dieß schien auch nicht ohne Erfolg zu bleiben, denn der Statthalter von Irland wurde im Jahre 1622 beauftragt, den Katholiken die unbeschränkte Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Allein dazu kam es wieder nicht, indem der Fanatismus des protestantischen Bischofs von Meath, Jakob Usher, mit einer solchen Heftigkeit entgegenwirkte, daß der König den einträglichen Gedanken wieder aufnahm, den katholischen Glauben, den die Drohungen nicht schreckten, den das Schwert nicht vertilgte, durch die Colonisation auszurotten. Durch das in Ulster befolgte System war Jakob's Appetit außerordentlich rege gemacht worden, und so setzte er eine Commission nieder, welche von neuem die Besitztitel in Irland untersuchen sollte. Durch ein systematisch angewendetes, alles Rechts entbehrendes Verfahren kam man denn dahin, zu ermitteln, daß beinahe jeder Fußbreit irischen Bodens der Krone angehöre. Erst kam die Seeküste zwischen Dublin und Waterford an die Reihe, dann die Grafschaften Leitrim und Longford und so weiter fort. Da verloren in allen diesen Gegenden die katholischen Bewohner das Land, welches sie von ihren Vorfahren ererbt hatten; manchen gab man wieder einige Habe zurück, aber nicht ihr ursprüngliches Besitzthum, sondern ganze Familien wurden in entlegenere Theile der Insel verpflanzt. Nachdem das Verfahren im Osten der Insel guten Fortgang gehabt hatte, wanderte die Commission weiter, und machte die Entdeckung, daß auch die ganze Grafschaft Connaught dem Könige angehöre; hier kauften sich die Bewohner durch Verdoppelung der jährlichen Rente, die sie zu zahlen hatten, und mit einer Summe von zehn tausend Pfund Sterling los. In solchem Zustande hinterließ der „britische Salomon“, während Andere ihn wohl richtiger bezeichneten, Irland seinem Sohne Karl I. Was Jakob gewollt und doch unvollendet gelassen, das machte dem neuen Könige sein geschickter Rathgeber, der Lord Strafford, möglich; auch die Be-

wohner von Connaught mußten dem colonisirenden Raubsystem erliegen. Doch schon ehe es dazu kam, bot sich auch für Karl I. die Gelegenheit, den Iren von neuem zu zeigen, daß sie keine Ursache hätten, dem Worte eines Königs von England zu trauen. Als er sein Unternehmen gegen Cadix ausführen wollte, und sich auf eine Landung der Spanier in Irland gefaßt machen mußte, erschien es nothwendig, die Armee in Irland zu vermehren, dazu bedurfte es aber des Geldes. Gegen Freigebung des Gottesdienstes machten die Iren sich anheischig, die Summe von 120,000 Pfund Sterling dem Könige zu zahlen. Zwar eiferte dagegen gewaltig der vorhin erwähnte Bischof Usher; er erklärte die Toleranz gegen die Katholiken für eine Sünde an sich, in diesem Falle aber insbesondere, weil die Religion käuflich gemacht werde. Karl I. indessen brauchte Geld, und zog 120,000 Pfund Sterling der protestantischen Orthodoxie vor; er bewilligte dafür den Iren die sogenannten ein und fünfzig Gnaden, zu denen namentlich auch die gehörte, daß an die Stelle des Suprematie-Eides ein andrer, der bloß die politische Anerkennung des Königs enthielt, treten sollte. An Karls Absicht, diese Bedingungen zu erfüllen, mag nicht gezweifelt werden, allein sie paßten so wenig zu dem ganzen englischen Regierungssystem und fanden in des Königs Charakter so wenig Unterstützung, daß er sich bald von seinen Rathgebern verleiten ließ, seine Versprechungen auf sich beruhen zu lassen. Der bisherige Statthalter, Falkland, wollte sich nicht dazu gebrauchen lassen, die Wortbrüchigkeit seines Monarchen den Iren gegenüber zu vertreten, und so kam Wentworth (nachmals Graf Strafford) an seine Stelle. Dieser hatte es auf sich genommen, Karl des gegebenen königlichen Wortes zu entledigen. Er berief zuerst ein Parlament, worüber Karl anfangs in einige Besorgniß gerieth, doch Strafford wußte solche Maaßregeln anzuwenden, daß die Majorität für die Krone gesichert war. Er erklärte, daß er zwei Sitzungen halten wolle, die eine zum Wohle des Königs, die andere zum Besten des Volkes. Man

bewilligte in froher Hoffnung gern die verlangten Subsidien; als nun aber die Reihe an die Verheißungen für das Volk kam, ließ Strafford einige der „Gnaden" durch das Parlament bestätigen, andere aber, als den Rechten der Krone nachtheilig, verwerfen. Da gingen den Iren die Augen auf, alle folgenden Maaßregeln zeigten ihnen, wo Strafford hinaus wollte. Unbedeutend erschien es, daß er befahl, die Erziehung eines unmündigen Grundbesitzers müsse in dem Protestantismus geschehen, gegen dasjenige, was jetzt im Namen seines Königs Strafford ins Werk setzte. An der Spitze einer Schaar von Rabulisten und Soldaten durchzog er das Land; jene sollten die Besitzestitel der Bewohner von Connaught prüfen, diese das Resultat der Untersuchung, die dahin ausfiel, daß alles Land dem Könige gehöre, zur Ausführung bringen. Es war aber nicht genug, daß seinerseits eine solche Prüfung veranstaltet wurde, die Einwohner selbst sollten es auch anerkennen, daß sie kein Recht an ihrem Grund und Boden hätten. Da wurden denn Juries zusammengesetzt und die Geschwornen in Angst und Schrecken gebracht, so daß sie ein Verdict für die Krone aussprachen. Sein Motto war: „Hindurch"! und jeder Widerstand mußte überwunden werden; einen solchen setzten ihm die Geschwornen von Galway entgegen, indem sie ihr Urtheil für die Grundbesitzer abgaben. Da strafte Strafford zuerst den Sheriff mit einer Buße von 1000 Pfund Sterling dafür, daß er eine so schlechte Jury zusammenberufen habe; dann sendete er ihn ins Gefängniß, wo derselbe, den Strafford zum Tode verurtheilt wissen wollte, an Folge schmählicher Behandlung starb. Die Geschwornen wurden jeder zur Zahlung von 4000 Pfund verurtheilt, und sollten vor dem Statthalter auf ihren Knieen abbitten, daß sie ein solches Verdict abgegeben hätten. Dessen weigerten sie sich, mußten aber sämmtlich ins Gefängniß wandern; ja es scheint, daß Strafford sich auch nicht gescheut hat, in ähnlichen Fällen zu grausamen Verstümmelungen des Körpers der Geschwornen zu schreiten. Auf diesem Wege nun wurde

Connaught seinen Besitzern genommen, und nun auch hier zur neuen Colonisation geschritten. Niemand aber erfreute sich so sehr der königlichen Gnade, als Strafford. Dieser berichtete selbst in dem königlichen Rathe über die Vorfälle in Galway: „dieß war keine Gnade“, sagte der König, „er möge so fortfahren, denn wenn er ihm anders dienen wollte, würde er ihm nicht dienen, wie er es erwartet habe“. Darauf kniete Strafford nieder, küßte die Hand Sr. Majestät und die Sitzung wurde aufgehoben. Als in dem englischen Parlamente Beschuldigungen gegen denselben wegen seiner Grausamkeiten erhoben wurden, war es Karl selbst, der seine Vertheidigung übernahm.

Unter solchen Verhältnissen wäre es begreiflich gewesen, wenn, als der König, in den bekannten Zwiespalt mit dem Parlamente und mit dem in England wie in Irland mächtig gewordenen Puritanismus gerieth, die katholischen Irländer ziemlich gleichgültig geblieben wären. Nein, sie ergriffen auf's Lebhafteste Parthei für den König, der es wahrlich wenig um sie verdient hatte. Derselbe Ort, welcher einst dem für die Iren verhängnißvollen Statute Eduards III. den Namen gegeben hatte, Kilkenny, sollte auch derjenige seyn, an welchem sie offen ihre Anhänglichkeit an den König erklärten. Nachdem die katholischen Bischöfe und der Adel die Vorbereitungen getroffen hatten, kam eine große Volksversammlung zu Stande, und es wurde beschlossen für die Kirche und den König die Waffen zu erheben. Ein oberster Rath der conföderirten Katholiken von Irland wurde niedergesetzt; Robert Butler, Viscount Mountgarret wurde der Präsident, die ganze Nation versprach Gehorsam. Bald war, mit Ausnahme von Dublin und einigen kleinen Forts im Norden, die Insel in ihren Händen; im folgenden Jahre gingen Abgeordnete des Rathes zu Karl nach London, um mit ihm wegen der Unterwerfung seiner rebellischen Unterthanen in England zu unterhandeln; Karl war bereit, auf alle Bedingungen, die ihm die Conföderirten Irlands stellten, einzugehen, nur auf die eine nicht, ihnen

die Kirchen, die sie jetzt wieder in ihren Händen hätten, zu lassen; er erklärte, daß, wenn er dieß zugebe, er sich dadurch diejenigen Protestanten, die bereits für ihn die Waffen ergriffen hätten, von sich abwendig machen würde. So wurden die Unterhandlungen abgebrochen, allein bald sah sich der König in einer so bedenklichen Lage, daß er nunmehr den Grafen von Glomorgan nach Irland sendete, der nun im Namen des Königs mit Bewilligung jener Bedingung den Vertrag mit den Conföderirten abschloß; diese sagten dem Könige eine Armee von 10000 Mann zu. Der Statthalter in Irland aber, Ormond, ein heftiger Widersacher der Katholiken, erklärte den Vertrag für null und nichtig, und ließ den Grafen von Glomorgan ins Gefängniß werfen, und es gelang seiner Hinterlist, unter den, bis dahin so völlig einigen Iren den Samen der Zwietracht auszustreuen. Er entwarf einen neuen Vertrag, der den Interessen der Layen günstig, der Geistlichkeit aber nachtheilig war. Um eben diese Zeit (1645) landete der päpstliche Legat Rinuccini in Irland und wurde zu Kilkenny mit großen Freudenbezeigungen empfangen. Er hielt an die Versammlung eine Anrede, in welcher er sie zur Treue im Glauben und zur Anhänglichkeit gegen ihren König aufforderte. Ihm aber konnte jener Vertragsentwurf Ormonds um so weniger zusagen, als derselbe mehreren der bei Gründung der Conföderation eidlich gemachten Zusagen geradezu entgegenlief, desto mehr gefiel derselbe einigen der einflußreichsten katholischen Führer. Dennoch kam der Vertrag zu Stande, wurde zu Dublin publicirt, aber bald bezeichnete die öffentliche Stimme in Irland die Mitglieder des Rathes, die ihn unterzeichnet hatten, als Verräther. Eine vom Nuntius zu Waterford gehaltene Synode erklärte, nachdem der früher von den Paciscenten geleistete Bündnißeid einer Prüfung unterworfen worden war, den Vertrag für nichtig, jene aber, die ihn abgeschlossen hatten, für eidbrüchig. Diese geriethen auch bald in die Gefangenschaft des Owen O'Neill, der, an der Spitze eines großen

Heeres, sich eifrig der Sache der Kirche annahm; ein neuer Rath wurde gewählt und der Nuntius zum Präsidenten gemacht. So war die Spaltung entschieden, das Heer stand als Zuschauer da, während die Anführer sich stritten; eine ungeschickte Maaßregel folgte auf die andere, und unter solchen Auspicien kam das für das Königthum in England verhängnißvolle Jahr 1649 heran; des Königs Haupt fiel am 30. Januar unter dem Henkersbeil.

XXIII.

Christina, Königin von Schweden.

IV.

Der dänische Krieg und der Friede von Brömsebro.

Von den vielen und schweren Aufgaben, welche ihre Lösung von Schwedens junger Königin forderten, war die Beendigung des dänischen Krieges ohne Zweifel eine der dringendsten.

Bei den Kriegen, welche Christinens waffenlustiger Vater, Gustav Adolf, schon in seiner ersten Jugend vor dem deutschen Kriege, mit Dänemark, mit Rußland und Polen geführt, und eben so, als er sich später an die Spitze des Kampfes wider den Kaiser und die katholischen Fürsten Deutschlands stellte, war es sein Hauptaugenmerk, die schwedische Macht längst den deutschen Küsten des Meeres nach allen Seiten hin zu erweiteren und fester und fester zu begründen, indem er sich der stärksten Positionen an diesen Ufern bemächtigte. Fiel ihm ja durch den Frieden von Stolbova (27. Febr. 1617) selbst der Boden zu, auf dem gegenwärtig

Rußlands Capitol, das seine Macht nach dreien Welttheilen hin ausbreitende St. Petersburg steht. Damals errichtete der Schwedenkönig, der beinahe selbst ein Zar aller Reussen geworden wäre, dort auf der Gränze den Markstein seines Reiches mit den drei Kronen Schwedens und setzte die Inschrift darauf:

> Huc regni posuit fines Gustavus Adolphus
> Rex Sueonum, fausto numine duret opus.

„Nun kann", sprach er siegesfroh und triumphirend über den russischen Wärwolf zu den Ständen, „dieser Feind, dieser gefährliche Nachbar, dessen Marken bis zum nördlichen und kaspischen Meere reichen und dem schwarzen Meere nahe kommen, ohne unseren Willen nicht mit einem Boote in die Ostsee kommen. Die großen Seen Ladoga und Peipus, die narwische Au, dreißig Meilen breite Moräste und starke Festungen trennen uns von ihm: Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen und ich hoffe zu Gott es wird dem Russen von nun an schwer seyn, über diesen Bach zu springen".

Wenn das fernblickende, die Gefahren kommender Jahrhunderte vorschauende Auge des jungen Fürsten gegen Rußland sich so wohl vorsah, und seine Schutzwehren so weit vorschob, dann läßt sich wohl unschwer ermessen, wie weit er später, als eine Reihe von Siegen und glücklichen Erfolgen den Hoffnungen seines Ehrgeizes ein unabsehbares Feld eröffnet hatte, die schwedischen Gränzsteine mit den drei Kronen tief ins Innere von Deutschland würde vorgerückt haben, hätte nicht der Tod seinem Leben und seinem Streben einen unverrückbaren Markstein auf dem Schlachtfelde von Lützen gesetzt.

Das scandinavische Schweden sollte, des Königs Planen gemäß, verbunden mit dem protestantischen Norden Deutschlands von den Küsten der Nord- und Ostsee aus, dem katholischen Kaiserthume in Süddeutschland das Gegengewicht halten, wenn es nicht etwa seinem siegreichen Schwerte gar ge-

lingen sollte, sich zu einem allgemeinen Kaiser Germaniens und Scandinaviens zu erheben. Als ein Mittel hiezu war ihm auch eine neue innigere Vereinigung mit Brandenburg durch eine Vermählung beider Häuser erschienen; Brandenburg und Schweden vereinigt hätten eine Macht ersten Ranges in dem europäischen Staatensysteme gebildet und Deutschland ihnen ein unbeschränktes Feld künftiger Vergrößerung dargeboten.

Solchen ehrgeizigen Absichten aber, welche die Vertretung der Glaubensfreiheit zum Vorwande nahmen, um das eigene Gewissen und die öffentliche Meinung Europas zu beschwichtigen, stand nichts so sehr im Wege, als der scandinavisch-protestantische Bruderstaat, Dänemark. Dieses, eingedenk der Tage vergangener Macht, da seine Fürsten über die drei vereinigten Reiche des Nordens geherrscht, war nichts weniger als geneigt, die Hegemonie Schwedens auch nur im scandinavischen Norden, viel minder in dem protestantischen Deutschland anzuerkennen; jedes Uebergreifen nach der deutschen Küste mußte ihm als eine Schmälerung seiner eigenen Macht erscheinen.

Daß Schweden sich des Directoriums im deutschen Kriege bemächtigt, statt dasselbe mit ihm zu theilen oder unter ihm zu fechten, konnte es nur mit mißgünstigem Auge und wachsender Besorgniß ansehen. Als protestantische Macht jedoch stand es ihm nicht wohl an, dem gefeierten, ja vergötterten Helden des Tages, der die evangelische Glaubensfreiheit auf seine Eroberungsfahnen geschrieben hatte, offen, mit den Waffen in der Hand, sich zu widersetzen, und für die Gegner in den Kampfreihen Parthei zu nehmen. Dazu kam noch, daß König Christian IV. die Hoffnung nur ungern aufgeben wollte, die Hand der schwedischen Kronerbin einem seiner Söhne zuzuwenden, und so den Bruderstaat mit dem dänischen Scepter zu vereinigen; eine Hoffnung, womit der schwedische Senat ihn bis zur Großjährigkeit Christinens vertröstete, wie er es auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg that.

So wurde Dänemark lange zwischen Furcht und Hoffnung hingehalten; je mehr ihm aber die Aussichten zu jener gewünschten Verbindung schwanden, um so lebhafter mußten seine Besorgnisse über den endlosen, immer weiter und weiter um sich greifenden großen europäischen Krieg werden, dessen Ausgang, wie die Loose auch fallen mochten, seiner Stellung nur nachtheilig seyn konnte. Siegte der Kaiser und die katholischen Stände, so mußte ihm, als einer protestantischen Macht, dieß wehe thun; siegten aber die Protestanten, so war Schwedens Hegemonie über Dänemark und den deutschen Norden durch die diesseitigen Eroberungen auch für die Zukunft die kaum zu vermeidende Folge.

In dieser unheimlichen Voraussetzung suchte daher Christian IV. durch diplomatische Vermittelung das gefährliche Kriegsfeuer zu löschen, und eine sogenannte dritte Parthei aus den Gemäßigten und den Anhängern des status quo, zur Trennung der Kämpfenden und ihrer friedlichen Beschwichtigung, zu bilden.

Die eroberungslustigen Schweden aber wußten ihm hiefür am wenigsten Dank; sie sahen in seinen Friedensbemühungen nichts, als die Mißgunst ihres Waffenglückes. Schon Gustav Adolf hielt daher einen Bruch mit Dänemark für unvermeidlich, und auch in Deutschland hatten Christians Bemühungen nur geringen Erfolg. Alle schlechten, nun im Kampfe losgelassenen Leidenschaften suchten, verstockt gegen die Worte der Gerechtigkeit, des Friedens und der Mäßigung, übermächtig und übermüthig nur ihre selbstsüchtige Befriedigung; Eroberungssucht und Habgier der Fürsten, und namentlich der jüngern Söhne fürstlicher Häuser, und Freibeuterei und Freireiterei der Soldaten ist ja der hervorstechende Charakter dieses ganzen Krieges; die Helden jener unheilvollen Jahre sind nur zu oft heute Landstreicher, Gauner und Bettler, und Morgen schwelgende und prassende Erpresser. Nachdem aber einmal die brennende Begier nach unermeßlichem Gewinn, nach Macht und Ehre, nach Gold und Schä-

zen und Lüsten erwacht war, und in den steten Wechselfällen sich zur fieberhaften Leidenschaft gesteigert hatte: da hörten die Kampf- und Raubgierigen im Getöse und unter den Ausschweifungen des Mordens und Plünderns auf keinen Zuspruch; von einem finstern Zerstörungsgeiste besessen, ließen sie, mitternächtlichen Spielern gleich, blind und taub gegen den Jammerschrei der Noth und die Vorwürfe des Gewissens, die blutigen Würfel des Krieges in dem verödeten Vaterlande fort und fort walten, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr hoffend, daß der nächste Wurf endlich der entscheidende der Fortuna seyn werde.

Hatte sich aber schon im Beginn, als Schweden unter Gustav Adolf an die Spitze der deutschen Protestanten trat, diese politische Tendenz nur mit Mühe hinter den Mantel eines Religionskrieges für die bedrückten Glaubensgenossen versteckt, so machten mit der Entwickelung des Kampfes diese weltlichen, eigensüchtigen Gelüste immer unverholener und schamloser sich geltend. Die Religion trat immer mehr in den Hintergrund, nur von der Theilung der Beute war die Rede. Und wie konnte es auch anders seyn? Empfing ja das lutherische Schweden die Subsidien zu seinem Religionskampfe von dem katholischen Frankreich, und nahm es damit die zuchtlosen Schaaren mordbrennerischer Freibeuter, ohne Vaterland, ohne Gott und ohne Gewissen in seinen Sold; mehr als einmal richtete es die Waffen dieser feilen Mordknechte aller Nationen gegen seine eigenen protestantischen Glaubensgenossen, die, dem alten Reiche getreu, ihre Religion von dem Schattenbilde eines deutschen Kaisers kaum ernstlich bedroht glaubten, während sie ihre und des Reiches Ehre, Wohlfahrt und ganze Existenz von fremden Eroberern, denen die Religion die letzte Sorge war, unter endlosen Verwüstungen, Brandschatzungen und Gräuelthaten, dem furchtbarsten Ruin täglich näher gebracht sahen, so daß eine gänzliche Verödung und Verwilderung ihres Volkes und Vaterlandes nur die letzte Folge dieser Bundesgenossenschaft seyn konnte.

Je offener aber diese politische Seite hervortrat, je lauter und übermüthiger die nimmersatte Begier der fremden Verwüster ihren Hungerschrei nach Entschädigung für die geleistete Hülfe erhob und die künftige Beute im Voraus umfaßte, um so weniger vermochte auch Dänemark seinen Unwillen darüber zurückzuhalten, der sich in hemmenden Maaßregeln gegen die schwedische Schifffahrt im Sunde geltend machte. Der Kanzler Oxenstjerna fühlte diese Stimmung sehr wohl; wenn er den Kampfplatz überblickte, war ihm Dänemark stets ein Dorn im Auge. Sein ruhigerer, kälterer, ganz praktischer Geist, der nicht sowohl den vorübergehenden Glanz einer Dynastie, als das dauernde Interesse Schwedens einzig im Auge behielt, hatte die ausschweifenden kaiserlichen Plane seines königlichen Freundes auf das Mögliche und zunächst Erreichbare beschränkt. Auf der deutschen Küste in wohlgesicherter Stellung Fuß fassend, und durch deutsche Lehnbesitzungen mit Sitz und Stimme ein Glied des dahinsterbenden deutschen Reichskörpers, sollte Schweden, künftiger Wechselfälle gewärtig, an der Spitze der Protestanten sein Uebergewicht zum Antritt der einstigen Erbschaft begründen und ausbreiten. Auf protestantische Sympathien sich stützend, wollte er dem zerrissenen, sich selbst in seiner Verblendung zerfleischenden Deutschland gegenüber dieselbe sogenannte Protectorstelle einnehmen, wonach damals und später Frankreich unablässig getrachtet, und die in unseren Tagen von den feilen Federn verachteter Scribenten und Vaterlandsverräther dem Autokraten des starren, frostkalten, sibirischen Nordens zugedacht ward: nämlich unter dem eitelen Vorgeben, die kleineren Staaten gegen die Bedrückungen der größeren zu schirmen, im Inneren unter den verfeindeten und aufgehetzten Brüdern als Schiedsrichter nach souverainem Wohlgefallen zu walten, einen Jeden von seiner despotischen Gnade und Laune abhängig machend, und als Lohn für dieß Werk der Zwietracht dann mit seinen äußeren Gränzen sich durch Re-

unionen vergrößeren, und so den lockeren Verband allmählig ganz aufzulösen.

Weil demnach Frankreich und Schweden einander auf halbem Wege bedurften — das eine warb und commandirte, das andere zahlte die Söldlinge — der Preis des Sieges aber derselbe war, den jeder so viel wie möglich an sich zu reißen trachtete, darum war ihr Bündniß das zweier hungriger Wölfe, die, gemeinsam auf Raub ausgehend, einander mit argwöhnischer Eifersucht von ganzem Herzen haßten und um jeden Knochen beneideten. Oxenstjerna machte nur widerstrebend den Franzosen seine abgepreßten Zugeständnisse; denn Deutschland als schwedisches Jagdrevier ansehend, schien ihm jede Theilung als ein Verlust der künftigen Beute. Frankreich sah es daher nicht ungern, wenn Dänemark im Norden der schwedischen Suprematie die Wage hielt; für Oxenstjerna dagegen erschien es zur Sicherung der deutschen Eroberungen eine politische Nothwendigkeit, die schwedische Hegemonie über den Süden der scandinavischen Halbinsel, koste es was es wolle, durchzusetzen, damit Dänemark nicht des langen Zusehens und nutzlosen Zuredens müde, jetzt, nach geschlossenen Friedenspräliminarien, seinem verbissenen Groll Luft mache, und als offener Kampfgenosse des Kaisers und der Katholiken zu den Protestanten in diesem sogenannten Religionskriege sich in dieselbe feindliche Stellung setze, welche Frankreich anfänglich mit seinem Golde und dann auch mit seinem Heere als Schwedens Bundesgenosse gegen seine katholischen Glaubensbrüder in Deutschland eingenommen. Der schwedische Reichskanzler gab dem dänischen König schuld, daß er bemüht sey, durch eine Verbindung mit Bremen, dem Herzog von Oldenburg, Braunschweig-Lüneburg, Köln und mehreren katholischen Städten jene dritte Parthei zu bilden; daß er in Polen für eine starke Allianz agire und eine Heirath seines Hauses mit Rußland, zum Schaden Schwedens, beabsichtige. Damit er daher nicht stark durch diese Verbindungen, im letzten Acte des großen Kampfes, eben vor

dem Schluß, als bewaffneter Vermittler auftrete, und Schweden den Frieden dictire, hielt er jetzt, wo Baners und Torstenssons Siege den Kaiser zur Defensive gezwungen und die französischen Heere in Deutschland standen, den Augenblick zu einem plötzlichen Ueberfalle gegen das unvorbereitete Land für günstig. Als er unter dem 25. Mai 1643 dem schwedischen Oberfeldherren hiezu den Beschluß schickte und ihm den Kriegsplan mittheilte, schrieb er, die ganze Lage rein aus dem politischen Gesichtspunkte fassend und den protestantischen Charakter Dänemarks gänzlich aus den Augen lassend: „Nach langem Bedenken (da wir schon Krieg haben) finden wir, daß Dänemark nicht weniger feindlich gegen uns ist, als Oesterreich, um so schlimmer, da dieses Land uns näher ist, und der Kaiser zur Zeit keinen uns schädlicheren Assistenten hat, als Dänemark". — Und wieder (14. März 1644): „Dieser Feind ist uns so vor der Thüre, und zur See so mit uns verwickelt, daß, welcher Feind auch gegen uns kömmt, Dänemark uns Wirren schaffen wird. Deshalb, nach reifer Ueberlegung, ist es am besten, ein Aug auf den Kaiser zu haben, aber unsere Hauptintention dahin zu richten, Dänemarks Kräfte zu brechen .... Dann mögt ihr dem Kaiser zu Leibe gehen .... — Wir hoffen den Dänen entweder in Hast niederzuwerfen, oder ihn so zuzurichten, daß er mit sich selbst zu thun haben wird, und der Umtriebe gegen uns sich enthalte". — Dieß waren die Gründe, welche Oxenstjerna zu jenem Kriege bestimmten. Christina ging auf die Vorstellungen des alten Staatsmannes, des Nebenbuhlers Richelieus, ein; auch ihr mochte ein Krieg mit Dänemark im Allgemeinen, und zur Schließung eines vortheilhaften Friedens mit dem Kaiser insbesondere nothwendig erscheinen. Der römischen Welteroberungstaktik gemäß, die sie in den Klassikern erlernt, wollte sie daher auch lieber angreifen, als angegriffen werden; und somit gab sie den eigentlichen Ausschlag gegen jene Parthei, welche im schwedischen Senat dem neuen Kriege, zu dem noch nicht geendeten alten, entgegen war. Oxenstjerna

aber, nur den politischen Gewinn seines Landes im Auge, achtete dabei so wenig auf die Stimme des gemeinsten Rechtes, daß er das unvorbereitete und ungerüstete Dänemark, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, mit verheimlichender List plötzlich, wie ein Hagelwetter, von allen Seiten überfallen ließ. Die Befehle hiezu an Torstensson ausfertigend, schrieb er ihm: „Schickt man zu Euch mit der Frage, auf wessen Befehl ihr so verfahrt, so habt ihr zu antworten, daß die Noth Euch zwinge, Quartier für die Mannschaft zu suchen". Das war die politische Moral in jenem Religionskriege, und so handelte der erste protestantische Staatsmann, der Rathgeber, der Freund Gustav Adolfs, gegen seine Glaubens- und Stammverwandte! Ganz anders lautete sein tägliches Gebet; von seiner eigenen Hand geschrieben ist es auf uns gekommen; der Mann, der nicht am wenigsten dazu beigetragen, durch die Verlängerung des deutschen Krieges, im politischen Interesse seines Vaterlandes, namenloses Unglück über christliche Länder zu bringen, betete, wie auch die von ihm all sein Leben hindurch bekämpften Katholiken hätten beten können, täglich: „Herr, mein Gott! ich weiß und bin dessen völlig gewiß, daß du mein Schöpfer, mein Erlöser, meine Burg, das Füllhorn meiner Seligkeit bist, mein milder, barmherziger Vater, der meines Herzens Seufzer seinem Ohr nicht vorübergehen läßt, sondern mich hört. Diesen Tag und alle Zeit empfehle ich in deinen Schutz: mich, mein Haus, mein Vaterland und deine heilige Kirche in der weiten Welt. Dein guter Geist regiere uns; deine heiligen Engel (!) beschirmen uns; gib uns, was dir wohlgefällig und uns nützlich ist, und wehre von uns, was dir mißfällt oder uns schädlich ist an Leib und Seele. Gib gnädig, daß dein heiliges, seligmachendes Wort rein, klar und unverfälscht bei uns und unseren Nachkommen möge gepredigt, und die heiligen Sacramente nach deiner Einsetzung, ohne Mißbrauch, verrichtet werden und Frucht bringen in unseren Herzen. Wende ab allen falschen Gottesdienst, Ke-

Je offener aber diese politische Seite hervortrat, je lauter und übermüthiger die nimmersatte Begier der fremden Verwüster ihren Hungerschrei nach Entschädigung für die geleistete Hülfe erhob und die künftige Beute im Voraus umfaßte, um so weniger vermochte auch Dänemark seinen Unwillen darüber zurückzuhalten, der sich in hemmenden Maaßregeln gegen die schwedische Schifffahrt im Sunde geltend machte. Der Kanzler Oxenstjerna fühlte diese Stimmung sehr wohl; wenn er den Kampfsplatz überblickte, war ihm Dänemark stets ein Dorn im Auge. Sein ruhigerer, kälterer, ganz praktischer Geist, der nicht sowohl den vorübergehenden Glanz einer Dynastie, als das dauernde Interesse Schwedens einzig im Auge behielt, hatte die ausschweifenden kaiserlichen Plane seines königlichen Freundes auf das Mögliche und zunächst Erreichbare beschränkt. Auf der deutschen Küste in wohlgesicherter Stellung Fuß fassend, und durch deutsche Lehnbesitzungen mit Sitz und Stimme ein Glied des dahinsterbenden deutschen Reichskörpers, sollte Schweden, künftiger Wechselfälle gewärtig, an der Spitze der Protestanten sein Uebergewicht zum Antritt der einstigen Erbschaft begründen und ausbreiten. Auf protestantische Sympathien sich stützend, wollte er dem zerrissenen, sich selbst in seiner Verblendung zerfleischenden Deutschland gegenüber dieselbe sogenannte Protectorstelle einnehmen, wonach damals und später Frankreich unablässig getrachtet, und die in unseren Tagen von den feilen Federn verachteter Scribenten und Vaterlandsverräther dem Autokraten des starren, frostkalten, sibirischen Nordens zugedacht ward: nämlich unter dem eitelen Vorgeben, die kleineren Staaten gegen die Bedrückungen der größeren zu schirmen, im Inneren unter den verfeindeten und aufgehetzten Brüdern als Schiedsrichter nach souverainem Wohlgefallen zu walten, einen Jeden von seiner despotischen Gnade und Laune abhängig machend, und als Lohn für dieß Werk der Zwietracht dann mit seinen äußeren Gränzen sich durch Re-

unionen vergrößeren, und so den lockeren Verband allmählig ganz aufzulösen.

Weil demnach Frankreich und Schweden einander auf halbem Wege bedurften — das eine warb und commandirte, das andere zahlte die Söldlinge — der Preis des Sieges aber derselbe war, den jeder so viel wie möglich an sich zu reißen trachtete, darum war ihr Bündniß das zweier hungriger Wölfe, die, gemeinsam auf Raub ausgehend, einander mit argwöhnischer Eifersucht von ganzem Herzen haßten und um jeden Knochen beneideten. Oxenstjerna machte nur widerstrebend den Franzosen seine abgepreßten Zugeständnisse; denn Deutschland als schwedisches Jagdrevier ansehend, schien ihm jede Theilung als ein Verlust der künftigen Beute. Frankreich sah es daher nicht ungern, wenn Dänemark im Norden der schwedischen Suprematie die Wage hielt; für Oxenstjerna dagegen erschien es zur Sicherung der deutschen Eroberungen eine politische Nothwendigkeit, die schwedische Hegemonie über den Süden der scandinavischen Halbinsel, koste es was es wolle, durchzusetzen, damit Dänemark nicht des langen Zusehens und nutzlosen Zuredens müde, jetzt, nach geschlossenen Friedenspräliminarien, seinem verbissenen Groll Luft mache, und als offener Kampfgenosse des Kaisers und der Katholiken zu den Protestanten in diesem sogenannten Religionskriege sich in dieselbe feindliche Stellung setze, welche Frankreich anfänglich mit seinem Golde und dann auch mit seinem Heere als Schwedens Bundesgenosse gegen seine katholischen Glaubensbrüder in Deutschland eingenommen. Der schwedische Reichskanzler gab dem dänischen König schuld, daß er bemüht sey, durch eine Verbindung mit Bremen, dem Herzog von Oldenburg, Braunschweig-Lüneburg, Köln und mehreren katholischen Städten jene dritte Parthei zu bilden; daß er in Polen für eine starke Allianz agire und eine Heirath seines Hauses mit Rußland, zum Schaden Schwedens, beabsichtige. Damit er daher nicht stark durch diese Verbindungen, im letzten Acte des großen Kampfes, eben vor

dem Schluß, als bewaffneter Vermittler auftrete, und Schweden den Frieden dictire, hielt er jetzt, wo Baners und Torstensons Siege den Kaiser zur Defensive gezwungen und die französischen Heere in Deutschland standen, den Augenblick zu einem plötzlichen Ueberfalle gegen das unvorbereitete Land für günstig. Als er unter dem 25. Mai 1643 dem schwedischen Oberfeldherren hiezu den Beschluß schickte und ihm den Kriegsplan mittheilte, schrieb er, die ganze Lage rein aus dem politischen Gesichtspunkte fassend und den protestantischen Charakter Dänemarks gänzlich aus den Augen lassend: „Nach langem Bedenken (da wir schon Krieg haben) finden wir, daß Dänemark nicht weniger feindlich gegen uns ist, als Oesterreich, um so schlimmer, da dieses Land uns näher ist, und der Kaiser zur Zeit keinen uns schädlicheren Assistenten hat, als Dänemark". — Und wieder (14. März 1644): „Dieser Feind ist uns so vor der Thüre, und zur See so mit uns verwickelt, daß, welcher Feind auch gegen uns kömmt, Dänemark uns Wirren schaffen wird. Deshalb, nach reifer Ueberlegung, ist es am besten, ein Aug auf den Kaiser zu haben, aber unsere Hauptintention dahin zu richten, Dänemarks Kräfte zu brechen .... Dann mögt ihr dem Kaiser zu Leibe gehen .... — Wir hoffen den Dänen entweder in Hast niederzuwerfen, oder ihn so zuzurichten, daß er mit sich selbst zu thun haben wird, und der Umtriebe gegen uns sich enthalte". — Dieß waren die Gründe, welche Oxenstjerna zu jenem Kriege bestimmten. Christina ging auf die Vorstellungen des alten Staatsmannes, des Nebenbuhlers Richelieus, ein; auch ihr mochte ein Krieg mit Dänemark im Allgemeinen, und zur Schließung eines vortheilhaften Friedens mit dem Kaiser insbesondere nothwendig erscheinen. Der römischen Welteroberungstaktik gemäß, die sie in den Klassikern erlernt, wollte sie daher auch lieber angreifen, als angegriffen werden; und somit gab sie den eigentlichen Ausschlag gegen jene Parthei, welche im schwedischen Senat dem neuen Kriege, zu dem noch nicht geendeten alten, entgegen war. Oxenstjerna

aber, nur den politischen Gewinn seines Landes im Auge, achtete dabei so wenig auf die Stimme des gemeinsten Rechtes, daß er das unvorbereitete und ungerüstete Dänemark, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, mit verheimlichender List plötzlich, wie ein Hagelwetter, von allen Seiten überfallen ließ. Die Befehle hiezu an Torstensson ausfertigend, schrieb er ihm: „Schickt man zu Euch mit der Frage, auf wessen Befehl ihr so verfahrt, so habt ihr zu antworten, daß die Noth Euch zwinge, Quartier für die Mannschaft zu suchen". Das war die politische Moral in jenem Religionskriege, und so handelte der erste protestantische Staatsmann, der Rathgeber, der Freund Gustav Adolfs, gegen seine Glaubens- und Stammverwandte! Ganz anders lautete sein tägliches Gebet; von seiner eigenen Hand geschrieben ist es auf uns gekommen; der Mann, der nicht am wenigsten dazu beigetragen, durch die Verlängerung des deutschen Krieges, im politischen Interesse seines Vaterlandes, namenloses Unglück über christliche Länder zu bringen, betete, wie auch die von ihm all sein Leben hindurch bekämpften Katholiken hätten beten können, täglich: „Herr, mein Gott! ich weiß und bin dessen völlig gewiß, daß du mein Schöpfer, mein Erlöser, meine Burg, das Füllhorn meiner Seligkeit bist, mein milder, barmherziger Vater, der meines Herzens Seufzer seinem Ohr nicht vorübergehen läßt, sondern mich hört. Diesen Tag und alle Zeit empfehle ich in deinen Schutz: mich, mein Haus, mein Vaterland und deine heilige Kirche in der weiten Welt. Dein guter Geist regiere uns; deine heiligen Engel (!) beschirmen uns; gib uns, was dir wohlgefällig und uns nützlich ist, und wehre von uns, was dir mißfällt oder uns schädlich ist an Leib und Seele. Gib gnädig, daß dein heiliges, seligmachendes Wort rein, klar und unverfälscht bei uns und unseren Nachkommen möge gepredigt, und die heiligen Sacramente nach deiner Einsetzung, ohne Mißbrauch, verrichtet werden und Frucht bringen in unseren Herzen. Wende ab allen falschen Gottesdienst, Ke-

zerei und Aergerniß, wie auch Uneinigkeit und Zwietracht in deiner Gemeinde. Verleihe treue Prediger und Lehrer. Beschütze und beschirme sie. Segne unsere Kirchen und Schulen, und laß dein heiliges Wort leuchten in ihnen und unsere Jugend in der Furcht Gottes erzogen werden".

Uebrigens ist nicht zu zweifeln, daß der unermüdete Kanzler Alles aufbot, seiner königlichen Schülerin nicht nur seine politischen, sondern auch seine religiösen Grundsätze einzuflößen; sie hatte aber selbständige, geistige Energie genug, um in Beiden, unbeirrt von seiner mächtigen Persönlichkeit, ihre eigenen Wege zu gehen, und zwar nach einem Ziele hin, von dem er sich kaum etwas träumen ließ; auch in den Unterhandlungen des dänischen Krieges, wie sehr sie über seinen Beginn mit dem Kanzler übereinstimmte, offenbarte sich schon diese ihre eigenthümliche Gesinnung.

Dänemark war nicht im Stande, dem schwedischen Kriegssturme die Spitze zu bieten. Seinem kriegerischen, mit ausgezeichneten Regenteneigenschaften begabten, aber beinahe siebenzigjährigen König, Christian IV., waren durch den Adel und seine übermächtige Oligarchie die Hände gebunden; die dänische Aristokratie aber, die von einem Kriege sich in dem ruhigen Genuße ihrer Lehngüter und Aemter gefährdet sah, hatte sich, ohne kriegerischen Muth, der Waffen entwöhnt. Die einzige Stärke war die dänische Flotte, mit norwegischen Seemännern altgefürchteten Namens bemannt.

Der Plan des Kanzlers ging auf einen plötzlichen Ueberfall, von allen Seiten, von Deutschland, von Schweden, zu Land und zu Wasser, mit einem Schlag und ganzer Macht; in der ersten Betäubung dachte er den Feind niederzuwerfen. Das gelang im Ganzen auch vollkommen. Dänemark wußte kaum, daß es mit Schweden im Kriege sey, als Torstensson schon, mit schlau verheimlichender List, in täuschenden Schlangenzügen, aus dem Süden Deutschlands, von den österreichischen Erbländern herbeieilend, Holstein und Jütland überschwemmt, bei Koldingen und Middelfort siegend, sich

Ditmarschens und Stormarns bis Glückstadt und Krempe bemächtigt hatte; Gustav Horn und Lars Kagg waren gleichzeitig von Schweden in Schonen eingedrungen und hatten Helsingborg und Landscrona genommen. Noch war der Winter von 1643 zu 1644 nicht vorüber, als Dänemark schon zu unterhandeln anfing.

Zwar zwang König Christian den Louis de Geer mit den Schiffen, die er in Holland ausgerüstet, zurückzukehren; allein bald erschien de Geer, von holländischen Kaufleuten unterstützt, mit einer neuen Flotte auf dem Kriegsschauplatz und nahm seinen Weg gegen das von Christian angegriffene Gothenburg. Viermal maaßen die schwedische und dänische Flotte ihre Kräfte am 6. Juli 1644; der alte Dänenkönig wurde selbst am Maste seines Schiffes, von zwölf Leichen der Seinen umgeben, verwundet; der Sieg aber war unentschieden. Am 26. Juli warf die Kugel einer dänischen Batterie den schwedischen Admiral Clas Flemming nieder, der Infanteriegeneral Gustav Wrangel folgte ihm im Oberbefehl. Da aber, als die Schweden schon an den Uebergang auf Fühnen und Seeland dachten, erschien für Dänemark, als ein Stern der Rettung in so harten Bedrängnissen, Gallas mit einem kaiserlichen Heer. Oxenstjerna hatte dem erschöpften Oesterreich, da so viele Festungen im Süden von den Schweden besetzt waren, diese Kühnheit nicht zugetraut; Wrangel, der die sicher geglaubte Beute so unerwartet bedroht sah, schrieb ingrimmig: Ich wünsche, daß der Teufel den Gallas hole — er hindert mich an einem großen Glück; ich bin der unglückseligste Mensch. Allein, obwohl der kaiserliche Feldherr, von den Dänen verstärkt, Kiel nahm, so wich er doch einer Schlacht aus; stolz zog Torstensson an ihm vorüber, seinen Zug gegen das innere Deutschland nehmend. Gallas ließ sich verlocken, ihm nach der Altmark und dem Mecklenburgischen zu folgen; aus einem Folgenden wurde er bald ein Verfolgter, und seit dem 21. Nov. 1644 in Magdeburg eingeschlossen. Nur kümmerliche Reste seines aufge-

heit geben, uns der Fahrläßigkeit zu beschuldigen. Das Beste wird daher seyn, der Gerechtigkeit seiner Sache und der Vorsehung sich anzuvertrauen, indem wir ihrer göttlichen Güte die zu erwartenden Ereignisse anheimstellen und die Angelegenheiten in einer Weise führen, daß Niemand, weder in der Gegenwart noch in der Zukunft, unsere Handlungen schmähen darf. Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß nicht Alles zu erreichen seyn wird, was man sich vorgesetzt hat; allein unsere Sicherheit wird kaum auf eine andere Weise befestigt werden. Daher wird es rathsam seyn, den Abschluß des Vertrags nicht zu übereilen, damit wir unterdessen über die Garantie in Betreff des bereits in unserem Besitze Befindlichen verhandeln, und so mit größerer Leichtigkeit zum Ziele gelangen können".

Auf diese Weise einem übereilten Frieden abgeneigt und sichere Garantien velangend, suchte sie indessen die allzustrengen Forderungen des Kanzlers in einem folgenden Schreiben von 20. Juni herabzustimmen, indem sie zur Rechtfertigung der ihm aufgetragenen Milderung in den Bedingungen auf die schonendste Weise schrieb: sie würde ganz seiner Meinung seyn, „allein unter anderen Gründen, die mich bewogen, Euch ein allmähliges Nachgeben bis zu dem bezeichneten Punkte aufzutragen, ist die Wahrnehmung nicht der geringste, daß der größere Theil der Reichsräthe ganz anderer Meinung ist, als Ihr und ich es in diesem Falle seyn könnten. Ja ich fürchte sogar, käme es darin zu einer Entscheidung, daß Einige, um den Krieg zu endigen, ohne alle Garantie ihre Hände zum Frieden darreichten. Ich beschuldige Niemand; allein ich glaube festiglich, daß die Zeit meine Worte rechtfertigen wird, und vielleicht werde ich in der gegenwärtigen Ständeversammlung noch ein Mehreres darüber erfahren. Ihr begreift, daß es mir schwer seyn wird, auf diesem Punkte allzu fest zu bestehen, da ich weiß, daß Einige gerathen finden werden, mich in dieser Sache im Stiche zu lassen; und selbst diejenigen, die, im Falle ein beklagenswerthes Ereigniß

eintritt, die Beschlüße, die mit ihrer Zustimmung genommen worden, vertreten sollten, sie werden sich vielleicht alsdann davon lossagen. Denn ist der Erfolg kein günstiger, so wird es heißen, die Sache sey von einigen unruhigen Köpfen begonnen und durch den Ehrgeiz von mir und einigen Anderen fortgesetzt worden. Mehr noch, meine unschuldige Jugend würde der Gegenstand des Vorwurfes werden, daß sie unfähig, heilsamen Rath anzunehmen, von Herrschbegier getrieben, sich zu solchen Fehlern habe hinreißen lassen; denn ich sehe es voraus, mein Loos wird das seyn: wenn ich etwas mit Fleiß und nach reiflicher Ueberlegung gethan habe, so wird Anderen die Ehre davon zu Theil werden; wird aber etwas dabei versäumt, woran Andere hätten denken sollen, so wird der Fehler mir zur Last fallen. Jedenfalls aber vertraue ich zu Gott, daß Alles gut gehen wird; gefällt es seiner göttlichen Güte, unserer Flotte günstigen Fahrwind zu geben, so hoffe ich die Sache dahin zu bringen, daß wir noch etwas mehr erhalten werden". Vier Tage später sprach sie ihre eigene friedfertige Gesinnung, die sie hier schonend den Reichsräthen in den Mund gelegt, gegen eine übermäßige Verlängerung des Krieges sehr entschieden aus: „Ich finde", schreibt sie, „überdieß so viele Schwierigkeiten bei der Fortführung dieses Krieges, daß es mir scheinen will, es möchte gar schwer werden, ein so großes Werk mit so kleinen Mitteln zu führen; dergestalt, daß man durch eine Zurückweisung der uns gemachten Vorschläge dem Zufalle Vieles einräumte. Ueberdieß ist auch wohl zu bedenken, daß es gar schwer seyn möchte, den Beschuldigungen die Spitze zu bieten, die sich sowohl in Schweden als im Auslande verbreiten werden; denn zerschlüge sich der Frieden, so würden Alle die Schuld davon einem maaßlosen Ehrgeize unserer Seits zuschreiben, der sich einzig auf Ungerechtigkeit gründete, und nur Herrschsucht zum Ziele hätte". Wer die Gesinnungen des Kanzlers kannte, konnte nicht zwei-

feln, daß diese Worte in ihrer allgemeinen schonenden Fassung, eigentlich ihm galten. Die junge Königin im Glücke und die glänzendsten Aussichten vor Augen, der Schonung und der Mäßigung, des Unbestandes menschlicher Geschicke, und Gottes und ihres Gewissens eingedenk, fährt fort: „Und da ich mich der Hülfe der Holländer keineswegs gänzlich versichert halte: so fürchte ich, nimmt man die Vorschläge nicht an, dann werden sie suchen, sich zu Schiedsrichtern über Krieg und Frieden aufzuwerfen, dergestalt, daß ihre Eifersucht sie vielleicht zu einem unerwarteten Schritte verleitet, ohne davon zu reden, was die Polen thun könnten. Endlich besteht die letzte und die vorzüglichste Betrachtung" (an die der Kanzler in der That wohl zuletzt bei seinen politischen Affairen dachte) „darin, daß man seinem Gewissen genug thun muß, und vor Gott und der Welt zeigen, daß man allen vernünftigen Mitteln, den Frieden zu erlangen, entgegengekommen". In dem letzten, sechs Tage später verfaßten Schreiben, kömmt sie abermal hierauf zurück, aufs Neue dem Kanzler zu Herzen sprechend: „Ich gestehe", sagt sie mit edlem, wahrhaft menschlichem Sinne einer christlichen Königin, „ich gestehe Euch, können wir vernünftige Friedensbedingungen erlangen, ich wüßte mich weder vor Gott, noch vor der Welt, noch vor rechtschaffenen Menschen zu rechtfertigen, wenn ich sie zurückwiese; Ich habe nicht einmal geglaubt, so gute Bedingungen durch einen Vertrag erlangen zu können; was ich nach Gott nur Euerem Eifer, Euerer Gewandtheit und Eueren Bemühungen zuschreibe, wofür ich Euch und Euerem Hause meine Erkenntlichkeit beweisen werde. Und da die Sache so weit gediehen ist, so bin ich derselben Gesinnung, wie Ihr, die Umstände zu benutzen, und uns aus diesem schwierigen und verfänglichen Handel zu ziehen, ehe die bösen Rathschläge der Nachbarn und Verbündeten gereift sind. Auch auf die Unbeständigkeit des Glückes, das plötzlich umschlägt, darf man

sich nicht verlassen; es wird daher gerathener seyn, so lange dasselbe uns günstig ist, das Spiel mit Ehren zu endigen, um den Feind nicht durch ungerechte und unerträgliche Forderungen zur Verzweiflung zu treiben, oder sich einem für beide Theile gleich zweifelhaften Ereigniß auszusetzen. Aus diesen wenigen Worten werdet Ihr meine Gesinnung wahrnehmen".

So kam denn der Friede von Brömsebro, das Vorspiel des westphälischen, am 13. August 1645 zu Stande. Schweden erhielt die vollste Zollfreiheit im Sunde, wodurch der Ertrag der Zölle für Dänemark von 5 bis 600,000 Rthlr. auf 70 bis 80000 herabsank; an Provinzen ward ihm Jämtland, Herjeadalen, die Inseln Gothland und Oesel für immer, und Halland auf dreißig Jahre als Pfand überlassen, worauf es nur gegen ein Aequivalent sollte zurückgegeben werden; auch Bremen behielten die Schweden.

Nach der glücklichen Beendigung dieser ersten wichtigen Staatsangelegenheit bewieß sich die Königin ihren Gesinnungen einer großmüthigen fürstlichen Dankbarkeit, und ihren Versprechungen, die sie dem Kanzler gegeben, auf die glänzendste Weise getreu, indem sie ihn mit einer Grafschaft von eilf Kirchspielen, zu 15000 Rthlrn. Einkünften, begabte, und in den Grafenstand erhob; eine Gnade, die sie noch durch die Vergabung von 58 Höfen vermehrte. Der Grafenbrief, den sie ihrem alten Meister und zweiten Vater ausstellte, in ihrer großartigen Gesinnung abgefaßt, ist für sie, wie für ihn gleich ehrenvoll. In den dreißig Jahren, sagt sie darin, die er ihrem Großvater, ihrem Vater und ihr selbst in wichtigen Angelegenheiten gedient, habe er sich auf eine Weise betragen, die ihn sicherlich als den großen Minister eines großen Königs bewährte. „Ich will", fährt sie fort, „um Euere Bescheidenheit nicht zu verletzen, in die Einzelnheiten nicht eingehen. Es genügt, wenn ihr überzeugt seyd, daß Gott auf Euere Handlungen blickt, daß Euer Gewissen hierin seine Beruhigung findet und ihr den Beifall eines großen Königs

hattet, der glücklich war, in Euch einem großen Minister zu begegnen, dem er die Ehre hatte, zu gebieten". Dann auf die ihr selbst geleisteten Dienste übergehend, spricht sie ihren Dank in rührender Weise aus: „Nachdem es dem Allmächtigen gefallen, meinen Herrn Vater von dieser Welt abzurufen und mich als eine unmündige Waise zurückzulassen, habt Ihr dem Vaterlande treulich gedient und mit Eueren Amtsgenossen Sorge getragen, daß ich die Jahre meiner Jugend wohl anwendete, und habt also gehandelt, daß, als ich großjährig die Regierung antrat, Alles sich in wünschenswerthem Stande und guter Ordnung fand, so daß wir alle zufrieden seyn können. Ein anderer, als Ihr, wäre vielleicht nicht im Stande gewesen, sich zu mäßigen und seinen Ehrgeiz zu beschränken; Ihr aber ließet Euch von solchen Eitelkeiten nicht hinreißen, indem Ihr nur die Ehrfurcht, die Ihr Gott und mir, als Euerer rechtmäßigen Gebieterin schuldet, vor Augen hattet. Jeder weiß, daß, wenn der dänische Krieg ein so glückliches und erfreuliches Ende nahm, dieß den Waffen und Euerer weisen Leitung, besonders bei der Friedensunterhandlung, zu verdanken ist... Da Euere Gesinnung also ist, daß Ihr Euch verpflichtet haltet, mir redlich und getreulich zu dienen: so halte ich mich nicht minder verbunden, Euere Mühen, Eueren Fleiß und Euere Gewandtheit anzuerkennen u. s. w." — Einer Fürstin, die mit so feinem, zartem Sinne die Verdienste zu schätzen wußte, mußte es gewiß eine Freude seyn zu dienen. Man wird auch, wie dieser Auszug genügend zeigt, wohl wenige fürstliche Documente aufzeigen können, wo die Hand, die Lohn und Ehre für erwiesene Dienste verleiht, ihrer selbst und der eigenen Theilnahme so ganz zu vergessen scheint, und mit so inniger, herzlicher Freude nur ihrer großmüthigen Dankbarkeit eingedenk ist.

Uebrigens aber war dieß der glänzende Sonnenblick in dem Leben des Kanzlers; denn seine und der Königin Ansichten sollten nur zu bald in den Verhandlungen über den westphälischen Frieden schärfer auseinandergehen, indem sich

jene Verschiedenheit des kriegerischen, Schwedens Vergrößerung suchenden Staatsmannes und der den Frieden und seine Künste und Wissenschaften liebenden Königin bestimmter entwickelte; eine Verschiedenheit, von der übrigens schon in diesen ersten Unterhandlungen die Keime sich unschwer erkennen lassen.

Neben der größten Entschiedenheit in ihrer Gesinnung, neben einer ungemeinen Festigkeit und Beharrlichkeit in ihren Plänen, besaß Christina bis zu einem wunderbaren Grade Beherrschung ihres lebendigen Geistes, um Gedanken, denen sie Jahre lang unermüdet nachhieng, so geheim zu halten, daß kein Wort, keine Miene sie verrieth. Auch hievon geben jene dänischen Briefe Zeugniß; denn während sie der That nach offenbar zu Gunsten des Friedens spricht, stellt sie sich doch der Form nach ganz auf die Seite des Kanzlers und macht gleichsam mit ihm gegen die friedlich Gesinnten Parthei. So äußerte sie sich auch einmal später, man müsse die Franzosen mit der gleichen Münze bedienen, womit sie selbst so freigebig seyen, nämlich mit schönen artigen Redensarten und Schmeicheleien, die nichts kosteten. Und so finden sich denn auch unter ihren Regierungsmaximen folgende zwei Grundsätze: Sich zum Meister seiner Zunge und seines Gesichtes zu machen, daß sie nie die Geheimnisse des Herzens verrathen, dieß ist eine Kunst, die man wissen muß. Man ist wohl verpflichtet stets die Wahrheit zu sagen, aber nicht alle Wahrheiten". Auch andere Maximen finden sich darunter, die, wenn auch später aufgezeichnet, ihr doch schon frühe, weil sie in ihrem ganzen geistigen Charakter wurzeln, zur Richtschnur dienten, so sagt sie: „Man muß sich ein würdiges Ziel vorsetzen, ohne es je aus dem Aug zu verlieren. Menschen, die sich leicht selbst genügen, leisten wenig Erhebliches. — Das einzige Geheimniß, damit ein Fürst nicht von seiner Umgebung beherrscht werde, besteht darin, wenig zu glauben und viel zu arbeiten. Große Fürsten sind gute Minister. — Auf die Menschen kann man sich selten verlassen, sehr oft aber auf ihr Interes=

se. — Das Interesse ist ein Gott, den gar viele nicht kennen, obschon sie ihm Alles opfern. — Wenn große Männer ohne Amt sind, so ist dieß ein Unglück für den Staat, nicht für sie. Es ist eine süße Dienstbarkeit, denen verpflichtet zu seyn, die man achtet. Man achtet, man bewundert, man fürchtet ein außerordentliches Verdienst, allein man liebt es selten, ohne es selbst zu besitzen". Diesen Spruch hätte sie auf Oxenstjernas Grafenbrief setzen können. Auch ihrer großmüthigen Milde begegnen wir in diesen Grundsätzen, wenn sie sagt: „Einen entwaffneten Feind ziemt es sich zu umarmen. Fürsten sollen als Fürsten und nicht als Henker strafen. Grausamkeit entspringt einer niederen und feigen Seele. Edle Seelen empfinden beinahe eben so großen Schmerz über den Tod eines Feindes, wie über den eines Freundes". Zu gleicher Zeit tritt uns aber auch in vielen dieser Aussprüche wieder ihr heroischer Geist entgegen: „Furcht und niederer Sinn gewinnen nichts, als Schande und Verachtung. Wer des Muthes ermangelt, wird nie etwas Tüchtiges leisten. Wer nichts fürchtet, macht Alle zittern. — Tapferkeit gewährt größere Sicherheit als Feigheit. Die Wahrheit beleidigt nur Schwächlinge und Thoren. — Im Glücke zeige Klugheit und Herablassung, im Unglücke Klugheit und Selbstgefühl. — Kraft und Muth lügen nie. — Schwäche und Unwissenheit machen die Menschen zu Feinden der Wahrheit. — Schwäche ist das größte Unglück und der größte Fehler. — Unser Gleichmuth, unsere Geduld sey eine heroische, keine stupide. — Ziert die auf dem Throne Gebornen ein großes Herz und eine große Seele, so sind sie zwiefach Könige. — Kunst und Wissenschaft erblühen zu machen, ist das Amt des Fürsten. Und so gütig soll sich gegen alle Welt ein Fürst erweisen, daß jeder sich überzeuge, es sey sein Glück, ihm unterthan zu seyn".

XXIV.

Der Vertrag zu Verdun und die Allgemeine preußische Zeitung.

Am 6sten des laufenden Monats August wurde in mehreren Gegenden Deutschlands der tausendjährige Jahrestag des Vertrages zu Verdun, in welchem sich die drei Söhne Ludwigs des Frommen in das große karolingische Reich theilten, mit Glockengeläut und Kanonendonner, so wie mit andern kirchlichen und weltlichen Feierlichkeiten festlich begangen. Die Anordnungen zu dieser Feier kamen in mehr als einer Beziehung überraschend. Sie erschienen in einem so kurzen Zeitraume vor dem anzuberaumenden Festtage, daß Deutschland keine Zeit hatte, sich über den wahren Sinn der ganzen Sache zu orientiren, denn seit den tausend Jahren, als der Vertrag selbst unter gebührendem Ceremonielle abgeschlossen wurde, ist von einer Feier desselben nicht die Rede gewesen; es bestand keine Tradition von der hundertjährigen Feier des sechsten Augusts, der ohnehin für Deutschland der ominöse Tag der Auflösung des Reiches ist, und so that es wirklich Noth, daß die desfallsigen Anordnungen zu gleicher Zeit eine Instruction über die Bedeutung des Tages gaben. Ueberraschend war aber die Feier an sich selbst, denn es läßt sich kaum erkennen, daß der Vertrag von Verdun wirklich die Bedeutung für Deutschland habe, die ihm in unsrer eifersüchtigen, oder wenn das Anagramm erlaubt ist, feiersüchtigen Zeit beigelegt wird.

Betrachtet man den Vertrag von Verdun zunächst ohne alle nähere Beziehung auf die deutschen Gefühle, die in die Beurtheilung desselben hineingetragen werden, so ist er gar

nicht einmal Epoche machend. Es war früher allerdings Sitte, und es ist zum Theil noch, daß bei den Verträgen über Geschichte bei dem Jahre 843 ein Abschnitt gemacht wurde, weil in diesem Jahre Deutschland von Frankreich getrennt worden sey. Einstweilen die Richtigkeit zugegeben, so wäre doch diese Trennung Deutschlands von Frankreich immer nur als eine ganz vorübergehende zu bezeichnen; denn als im Jahre 884 die karolingische Linie im Westreiche ausstarb, vereinigte Karl der Dicke mit seinen übrigen Reichen auch jenes. Damit war der Vertrag von Verdün in seiner ganzen Bedeutung beseitigt und aufgehoben, ja er war es eigentlich schon früher, dadurch nämlich, daß Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche sich nach dem Tode Lothars II. in dessen Reich, Lothringen theilten. Aber wie schon bemerkt, auch diese Sonderung hörte auf, indem Karl der Dicke das ganze große Reich zu einem Ganzen vereinigte. Erst, als er entsetzt wurde (887) und starb (888), löste sich die karolingische Monarchie in die fünf einzelnen Reiche auf, von denen vier: Deutschland, die beiden Burgund und Italien nachmals wiederum vereinigt worden sind, dagegen aber die Trennung Deutschlands von Frankreich für alle Zeiten entschieden blieb. Sollten etwa unsere Enkel das Jahr 1888 aus diesem Grunde auch festlich begehen? wegen der wirklich entschiedenen Trennung Deutschlands von Frankreich verdiente es diese Auszeichnung mehr, als das Jahr 843.

Das selbstständige deutsche Reich vom Jahre 843 hörte also bald auf, aber wenn es auch in dieser Weise, wie der Vertrag von Verdun es begränzt hatte, eine längere Dauer gehabt hätte, so würden die Deutschen nicht viel Ursache haben, sich über die Trennung von den Deutschen zu freuen, denn gerade der Vertrag von Verdun zerschnitt die Einheit der deutschen Stämme. Ludwig bekam das rechte Rheinufer mit Ausschluß einiger Gegenden Frieslands, und nur weil damals in seinem Antheile kein Wein wuchs, gab man ihm noch den Mainz-, Speyer- und Wormsgau. Er

wurde daher ganz in der römischen Auffassungsweise Rex Germaniae genannt, woraus dann die Nachwelt für ihn den Beinamen: der Deutsche gemacht hat. Es ist ganz wahr, er war ein deutscher Mann, der zur Vertheidigung Deutschlands wacker und weidlich das Schwert geführt hat, dem also der ehrende Beiname auch mit Recht gebührt. Von seinem deutschen Reiche war aber, mit Ausnahme der vorhin genannten Gaue, das ganze linke Rheinufer getrennt. Straßburg gehörte wie jetzt auch damals nicht zu dem deutschem Reiche, Metz, Trier, Coblenz, ja Cöln und der karolingische ächtdeutsche Königssitz Aachen, sie wurden nicht zum deutschen Reiche gezählt, sondern, von demselben getrennt, waren sie mit französischen Elementen zu einem andern Reiche verbunden. Hätte also der Vertrag von Verdun fortgedauert oder hätte der König von Frankreich, wie es mehrmals darauf und daran war, ganz Lothringen acquirirt, so hätte die unnatürliche Trennung unter den deutschen Stämmen fortgedauert, oder es wären diese Gegenden, wie heute zu Tage das übrige Lothringen, schon frühzeitig französirt worden. Daher scheint uns in einer Feier des Vertrages von Verdun, welche im Jahre 1843 auf dem linken Rheinufer abgehalten werden soll, ein so tief greifender, innerer Widerspruch zu liegen, daß wir wohl begreifen, wie der hochwürdigste Herr Erzbischof von Iconium, der Coadjutor des Herrn Erzbischofs von Cöln, in seinem Rundschreiben mehr auf die Drangsale, welche Deutschland während eines Jahrtausends erlitten, und auf die Gnade, daß Gott ihm seine Selbstständigkeit gelassen hat, als auf den eigentlichen Kern des Vertrages von Verdun hingewiesen.

So wie nun dieser Vertrag selbst mit vielem in brudermörderischem Kriege vergossenem Blute erkauft worden ist, so finden wir auch in seinen Wirkungen, da er recht eigentlich die Einheit der Deutschen vernichtete, nicht die mindeste Ursache zur Freude, im Gegentheile, wir hätten Grund genug zu wünschen, jene unselige Trennung wäre nie erfolgt. Frankreich wäre es, wel-

ches diesem Vertrage von Verdun Jubel zollen sollte, denn dieses ist dadurch selbstständig geworden; wir hingegen haben recht eigentlich einen Verlust erlitten. Seit der Gründung des Frankenreichs war Austrasien das Hauptland; hier wohnten die eigentlichen Franken, und daher fiel auch bei den Reichstheilungen Austrasien dem Erstgebornen zu, während in Neustrien der König sich mitten in einer römischen Bevölkerung befand. Unter dieser artete auch der merowingische Stamm aus, während von Austrasien aus ein neues, kräftiges Herrschergeschlecht sich erhob. Die Schlacht von Testri entschied von Neuem für die Oberherrschaft Austrasiens, der austrasische Adel erhob Karl Martell zur Herrschaft; Karl der Große — der Mann gehört uns an! — schlug zu Aachen seinen königlichen Sitz auf. Das war eine glorreiche deutsche Zeit, ja mit Wehmuth mag die Nachwelt an den Glanz des deutschen Namens zurückdenken, als das Haupt des großen Karl von dem Stellvertreter Christi mit dem kaiserlichen Diadem geschmückt wurde. Feierte Deutschland das tausendjährige Gedächtniß dieses großen Ereignisses, auf welchem fortan die europäische Weltgeschichte sich basirt, feierte Deutschland dieß auch mit Glockenklang und Kanonendonner? O ja, das Jahr 1800 ist erfüllt von Sturmgeläut und Kanonendonner, der, je mehr es seinem Ende, je mehr es dem tausendjährigen Gedächtnißtage der Kaiserkrönung nahet, um so furchtbarer ertönt. Der dritte des Weihnachtsmonats war der Tag der Schlacht von Hohenlinden, und an dem hohen Festtage selbst mußte Oesterreich mit dem gallischen Candidaten der Kaiserkrone den schmählichen Waffenstillstand zu Steyer abschließen, in welchem die stärksten Festungen nebst Tyrol den Franzosen überliefert wurden.

Doch kehren wir zu jener karolingischen Vorzeit zurück. Als Karl, in Voraussicht seines Todes, den Entwurf zur Reichstheilung anfertigte, sollte freilich auch ein deutscher Stamm, die Bayern, von den andern getrennt werden. In so fern freuen wir uns, daß dieser Entwurf nicht zu Stande kam. Alle

Deutschen blieben unter Ludwig dem Frommen vereint, bis erst der Vertrag von Verdun die vorwiegende Macht des deutschen Elementes in der karolingischen Monarchie zerbrach. Zwischen dem Ost- und Westreiche zog sich, einem schmalen zweifarbigen Bandstreifen gleich, von Basel bis zum Meere Lotharingien hin; das Westreich wurde aber bald von allem deutschen Einflusse frei, und dieß allein hat durch den Vertrag von Verdun gewonnen. Das zeigte sich auch bald; sein König war es, Karl der Kahle, der dem ältern Bruder, Ludwig dem Deutschen, die Kaiserkrone abzugewinnen wußte; und wie schon er Lothringen nicht aus dem Auge verlor, so hat er allen seinen Nachfolgern auf dem Throne des gallischen Reiches den Weg vorgezeichnet; und was ist das Resultat der Geschichte? ein verhältnißmäßig ganz kleiner Theil Lothringens gehört zu Deutschland; aber welche Sprache wird geredet in Metz, welche Sprache in dem Orte des Vertrages von Verdun? wie lange wird es noch dauern, daß die deutsche Zunge in Straßburg vernommen wird, während auf dessen Mauern das deutsche Auge die verhängnißvollen Worte: Gallia Germanis clausa sieht! Und da sollen wir Deutsche nach tausend Jahren jubeln und uns freuen über einen Vertrag, der diese Dinge vorbereitet hat?!

Am weitesten ist in dieser Aufforderung die Allgemeine preußische Zeitung gegangen, welche sich in dieser Beziehung auf das Zeugniß des um die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica so hochverdienten Oberbibliothekars Pertz beruft. Wir können uns nur wundern, daß ein so gründlicher Kenner der Quellen dem Vertrage von Verdun eine solche Wichtigkeit beilegt, während doch sonst unter denen, die sich mit der Geschichte jener Zeit abgeben, jener Vertrag schon ziemlich lange in seiner wahren Bedeutung erkannt worden ist. Als der Schreiber dieser Zeilen, der auf der Schule auch den Vertrag von Verdun als einen entscheidenden Punkt in der Geschichte Deutschlands kennen gelernt hatte, zuerst von Eichhorn in seinen Vorle-

sungen über die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, darauf aufmerksam machen hörte, daß jener Friedensschluß ganz und gar nicht geeignet sey, auch nur im mindesten als der Schlußpunkt einer Periode zu dienen, war er anfänglich etwas stutzig; allein der berühmte Rechtsgelehrte wußte die Sache mit so schlagenden Gründen darzuthun, daß auch der leiseste Zweifel benommen werden mußte. Die Allg. pr. Zeitung fertigt aber jeden Widerspruch auf eine vornehme Weise ab, und behauptet: „die abmahnenden Stimmen haben die Theilnahme der Nation an dem großen Ereignisse nicht schwächen können". Das ist freilich an sich ganz wahr, denn die nicht vorhandene Theilnahme der Nation hat auch nicht geschwächt werden können, und wäre überhaupt die Feier nicht geboten worden, kein Mensch hätte wohl sonst noch an dieselbe gedacht. Die gedachte Zeitung beehrt außerdem ihr Publikum mit einer historischen Einleitung zu dem Vertrage von Verdün, und wie dann immer die deutsche Nationalität im Gegensatze zu der Kirche herhalten muß, so wird auch bei dieser Gelegenheit Herrn Ranke eine hohle Phrase nachgesprochen. Der Kampf Ludwigs gegen seinen Bruder Lothar, bei welchem jener an der Spitze deutscher Stämme, die aber beiläufig auch gegen Deutsche in den Krieg geführt wurden, steht, wird dahin bezeichnet, daß der erste Act der Vereinigung jener Stämme etwas sehr Großartiges an sich trage. Man dürfe mit Ranke sagen: „die erste historische Handlung der vereinigten Nation ist diese Erhebung zu Gunsten des angeborenen Fürsten gegen die geistliche Macht". Eben so wenig, wie man mit den Wölfen heulen muß, sondern, wie Hebel in seinem Schatzkästlein sagt, höchstens etwas bellen, so darf man auch nicht Alles Herrn Ranke nachreden, denn dieser Historiker, dem seine Talente nicht abgesprochen werden sollen, hat es namentlich an sich, dergleichen Phrasen hinzuwerfen, die nach etwas klingen, aber doch gar Nichts enthalten, und so ist es auch eine Chimäre, wenn man den Kampf Ludwigs

gegen Lothar als eine Erhebung der deutschen Nationalität gegen die geistliche Macht ansehen will.

So soll denn nun nach der Geschichte, die die Allg. pr. Zeitung schreibt, der sechste August darin seine Bedeutung haben, daß er die große Erhebung und Vereinigung der deutschen Nation recht deutlich fixirt, und namentlich soll die „tiefere“ Forschung schon längst bemerkt haben, daß Ludwig den geistlichen Mittelpunkt Germaniens, die Metropole von Mainz, daß er die Sitze wichtiger, über große Theile Deutschlands ausgedehnter Bisthümer nicht in fremder Hand lassen konnte. Und wie war es denn mit Cöln? dieß konnte Ludwig in fremder Hand lassen, während gerade dieser Ort in unmittelbarer Beziehung zu Westphalen stand! Das sind eben Alles solche Redensarten, bei denen man nur den feinen, kirchlichen Tact der modernen Historiker bewundern muß, denen an der von dem heil. Bonifacius so hoch erhobenen Ehre des bischöflichen Stuhles von Mainz und an der ganzen katholischen Kirche ganz und gar nichts gelegen ist. Wo man sie gerade zu einem Lückenbüßer für irgend eine phantastische Idee gebrauchen kann, da wird sie herbeicitirt, da ist von Metropolen und Bisthümern und allen möglichen katholischen Dingen die Rede, während man da, wo man die Notionalität dadurch zu heben glaubt, sie wiederum zur Zielscheibe des Hasses und des Spottes gebraucht. Daß die Allg. preuß. Zeitung viele Jünger für ihren Glauben an die Bedeutung des Vertrags von Verdun gewonnen habe, glauben wir billig in Zweifel ziehen zu dürfen, und verweisen deßhalb auf die uns so eben zugegangenen Artikel der Augsb. Allg. Zeitung vom 11. und der Augsb. Postzeitung vom 12. August.

XXV.

Literatur.

Das christliche Rom oder historisches Gemälde christlicher Erinnerungen und Denkmäler Roms von Eugéne de la Gournerie. Deutsch von Philipp Müller. Erster Band. Frankf. a. M. Andreäische Buchhandlung. 1843.

Die Arbeit von Gournerie über das christliche Rom in einem christlichen Sinne und mit Hülfe nicht gewöhnlicher Studien ausgeführt, hat in Deutschland einen Uebersetzer gefunden, welcher von gleichen Gefühlen und gleichem Eifer, wie der Autor, beseelt war. Wir freuen uns über das verdienstliche Unternehmen Beider; des Autors, der ein Buch geliefert hat, welches im Gegensatze zu dem viel gekannten heidnischen, das viel zu wenig gekannte christliche Rom in einer chronologischen Reihenfolge historischer Gemälde seinen Lesern anschaulich vor Augen stellt, des Uebersetzers, der sich mit Freuden der Mühe unterzog, dieses Werk in Deutschland auch demjenigen Theile des Publikums, welchem die nähere Kenntniß der französischen Sprache mangelt, zuzuwenden. Er hat an geeigneten Stellen den Text mit Noten versehen, welche seine Vertrautheit mit dem ganzen Gegenstande, um den es sich handelt, bekunden, so wie auch die Zugabe an Hymnen und Elogien aus dem jetzt wenig mehr gekannten schönen Werke des Johannes Palatius nur mit Dankbarkeit aufgenommen werden kann. —

Der erste Band, welcher bisher in der Uebersetzung erschienen ist, enthält die Darstellung der ersten acht Jahrhunderte. Recht schön ist gleich der Eingang zu dem Buche, in welchem der Autor seine Gefühle beim ersten Anblick der ewigen Stadt ausdrückt; und doch wird es nicht leicht Jemanden gelingen, den Gefühlen dieses Augenblicks völlig bezeichnende Worte zu leihen. Darum ruft auch Gournerie Tasso zu Hülfe, der so wahr wie schön ausruft: „O Rom, nicht Säulen,

Triumphbogen und Bäder suche ich in Dir, sondern das für Jesu vergossene Blut, und die in dieser nun geweihten Erde zerstreuten Gebeine. Mehr als irgend eine andere bist Du damit besäet und überall bedecket, o könnte ich dir meine Küsse und Thränen geben, wie die Schritte, womit ich meine schwachen Glieder auf dem Boden fortschleppe". Diesen herrlichen Worten gegenüber fühlen wir uns freilich durch die darauf folgenden ächt französischen des Autors: „Ja, nur das christliche Rom ist in den Augen des Philosophen bewunderungswürdig" nicht gerade sehr angenehm berührt. Aber solche kleine Gallicismen sind doch in dem Buche sehr selten, und wir haben sonst Nichts darin gefunden, was es uns nicht angenehm gemacht hätte, dem Verfasser als Führer durch Rom nachzufolgen. Ohne ihn sonst irgend in die Kategorie der Guiden stellen zu wollen, hat er doch das große Verdienst, daß er demjenigen Reisenden, welcher mit eigentlich katholischem Sinne Rom besucht, eine eben so belehrende als unterhaltende Anleitung bietet, dasselbe auch wirklich in seiner christlichen Bedeutung kennen zu lernen. So lange wir kein Reisehandbuch für Rom besitzen, welches im Gegensatze zu allen bisher vorhandenen, neben den Erinnerungen und Denkmälern des heidnischen Roms, auch die christlichen darstellt, wird das Werk von Gournerie für den Katholiken auch in dieser Beziehung ein Trost seyn. Selbst die Geschichte zur Führerin nehmend, führt dieses Buch das ganze christliche Rom durch, und es müßte in der That ein eben so interessantes als unterrichtendes Verfahren seyn, bei einem Aufenthalte in der ewigen Stadt, diese auch in der Weise kennen zu lernen, daß man ihre christlichen Denkmäler auch in der historischen Reihefolge, wie sie hier zusammengestellt sind, mit der erforderlichen, und durch das in Rede stehende Werk zu erlangende Vorbereitung besucht.

Gleich aus der ersten christlichen Zeit bietet Rom die rührendsten Erinnerungen an den Apostelfürsten und seinen treuen Gehülfen Paulus dar; hier die Stätten, wo sie zuerst gelehrt und das Zeichen des heiligen Kreuzes aufgepflanzt haben, dort die Gefängnisse, in denen sie geschmachtet; hier, wo das Kirchlein Domine quo vadis steht, die Erinnerung an die Erscheinung Christi, der dem flüchtigen Petrus begegnete; dort das Gedächtniß der letzten Trennung der beiden Apostel; hier auf der Höhe des Janiculus wurde der heil. Petrus gekreuzigt; dort, wo jetzt die drei Quellen sprudeln, der heil. Paulus enthauptet; hier in der lateinischen Stadt die Confessio Petri, die unter der Kuppel des großen Domes sich erhebt; dort vor den Mauern Roms die Confessio Pauli, im gewaltigen Brande der herrlichen Basilika allein

und wunderbar erhalten. Das Wort der beiden großen Apostel hatte in Rom die Gemeinde gegründet, deren Glaube durch die ganze Welt ertönte; darin die Schaar glorreicher Märtyrer und Heiligen, welche unerschütterlichen Muthes Christum bekannten. Die neronische Verfolgung hat die Zahl der Christen vermehrt und das Coloseum ward der blutgedüngte Gottesacker, aus welchem die Christenstadt, tausendfältige Frucht tragend, emporwuchs. So wie man den heil. Bischof Ignatius hieher schleppte, um ihn zu morden, so mußte auch der zweite Apostel, den Jesus liebte, nach Rom wandern und man hatte ihm den Tod in siedendem Oele bereitet. Doch Gott wollte es anders, unversehrt ging der Apostel aus dem Martyrium hervor, und starb zu Patmos in der Verbannung. Die Kirche San Giovanni in Ollo, jetzt mit einer andern San Giovanni in Porta Latina vereinigt, bewahrt das Gedächtniß an jenes Ereigniß, mit welchem das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung schließt.

XXVI.

Die Reformation der freien Reichsstadt Mühlhausen und deren Jubelfeier im Jahr 1842.

Im September 1842 hat auch die ehemalige freie Reichsstadt Mühlhausen, welche jetzt dem preußischen Scepter gehorcht, ihr dreihundertjähriges Reformations-Jubiläum gefeiert. Im Gefühle, daß bei einer solchen Feier die Gegenwart doch nur vom hinterlassenen Almosen der abgeschiedenen Zeit sich nähren könne, hat der Stadtrath zu Mühlhausen, um dieses heimische Jubelfest zu verherrlichen, ein Mitglied aus seinem Schooße deputirt, in den oft befahrenen Schacht der Vergangenheit sich hinabzulassen, um für Mühlhausens Reformationsgeschichte zu sammeln. Diesem ist zu dem Ende „die Benutzung des Stadtarchiv's gestattet", und er hat eine Geschichte der Reformation ausgearbeitet. Stephan ist der Name dieses Historikers, ein ominöser Name! — Denkt man an die gewöhnliche Art protestantischer Historiker, die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu mißhandeln, so wird man versucht, sich ihn nicht als einen Märtyrer im gewöhnlichen passiven Sinne, sondern als einen Marterer der historischen Wahrheit zu denken. Was er geleistet, läßt sich jedoch nicht vollständig übersehen. Er hat „seine Arbeit in Gedanken wenigstens zwar fertig", allein „die Capitel selbst sind noch nicht geschrieben", weßhalb er sich, um dem Willen des Magistrats zu genügen, welcher den historischen Anlaß des glorreichen Festes in den Gemüthern seiner Bürger gern aufgefrischt haben wollte, hat entschließen müssen, „etwa nur Capitelüberschriften zu geben". Er verheißt demgemäß „aus dem Geschichtsnetze die Hauptfäden hervorzuheben", wobei er an die Glaubensfülle seiner Confessionsverwandten nur die geringfügige Bitte richtet, „daß diejenigen, welchen an geschichtlicher Wahrheit zum Feste gelegen ist, diese Hauptfäden vorerst in gutem Glauben als Leitfäden zur Wahrheit annehmen wollen". Auf diese Weise ist die Geschichtschreibung um ein Werk bemühet, welches nach dem Willen des Verfassers den Titel führen wird: „Die Reformationsgeschichte der Reichsstadt Mühlhausen von der mit dem

Bauernkriege zusammenhängenden mühlhausischen Empörung bis zum endlichen, gänzlichen Untergange des Papstthums in unserer Stadt". Diese Schrift „will kein bloßer Beitrag der Geschichte zu unserm Feste, vielmehr ein Beitrag unseres Festes zur Geschichte seyn", der jetzt ausgesendete Vorläufer dagegen will „den Glückwunsch der Geschichte zu dem dritten Reformationsjubelfeste der Stadt Mühlhausen beitragen". Um den Geist kennen zu lernen, in welchem bei ihrer Einführung und jetzt die Reformation zu Mühlhausen aufgefaßt, und zu ihrer heutigen Entwicklung gebracht ist, wird es lehrreich seyn, einige prüfende Blicke in diese Schrift zu werfen, welche als eine Manifestation der Meinung des protestantischen Publikums der alten Reichsstadt zu betrachten ist. Daraus werden sich zugleich diejenigen Erwartungen ableiten lassen, denen sich die zahlreichen katholischen Einwohner dieser Stadt in Bezug auf die beabsichtigte Erlangung eines ungehinderten Cultus und die Begründung eines eigenen Parochialsystems hingeben dürfen.

Den plattgetretenen Pfad der protestantischen Gewöhnlichkeit beschreitend, hebt der Herr Stephan damit an, die tiefe Geistesnacht zu bezeichnen, welche vor der Reformation geherrscht. „Der Boden der Dummheit, auf dem ringsum die sie nährende Kirche der Zeit stand, ist zugleich der des Lasters". Ein ausgesprungener Mönch aus dem nahen eichsfeldischen Kloster warf „zuerst einen Strahl des wittenbergischen Lichtes" in die mühlhäusische Nacht, indem er lutherisch predigte. Wie anderwärts fand die Reformation, welche beim gemeinen Manne als eine Abschüttelung der Lasten aller Art freudig begrüßt ward, in Mühlhausen zunächst in dieser Sphäre, in welcher nach der vorangegangenen Schilderung die Dummheit am größten seyn mußte, ihre Anhänger. Die Wohlhabenden und diejenigen, in deren Händen die Macht war, kurz Alle, welche etwas zu verlieren hatten, waren der Neuerung entgegen. Pfeifer muß sich mit dem „jubelnd begrüßten geöffneten Evangelio" aus der Marienkirche in der Stadt nach St. Nicolai in die Vorstadt zurückziehen, wo er „gegenwahrweise den Bürgern über ihre Zustände die Augen öffnet". Den Rath will er reformiren, ohne Pöbelherrschaft zu wollen. In diesem Sinne wirken mit ihm andere vormalige Mönche, Johann Rothmeler, Johann Köhler, der mit Luther in Verbindung gestanden". Daß der gepriesene Pfeifer bei seinen, in das Politische hinausgeschlagenen Reformationsversuchen doch auch nur einseitige und ungerechte Partheizwecke verfolgte, muß der Hr. Stephan wider Willen zugestehen, indem er sagt: „vorerst nahm sich

Pfeifer nur der eigentlichen Bürgerschaft in der innern Stadt an, während die Vorstädter*) und die Bauern fast ganz außer Betracht bleiben". Der Verfasser scheint aufrichtig zu bedauern, daß der Umsturz der Verfassung, den Pfeifer beabsichtigte, nicht vollkommen gelang. „Freilich ließ sich zuletzt nichts anders als mit Hülfe des Pöbels ein Receß vom Rathe erzwingen, der den Forderungen Pfeifers und seiner Vertrauten genügte". Welche Achtung für hergebrachtes Recht und Verfassung der neue Geschichtschreiber hegt, läßt sich daraus erkennen, daß er diesen im Wege der Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit „erzwungenen Receß ein Ehrendenkmal für Pfeifers geschändetes Grab nennt". Dieß ist um so seltsamer, da der Verfasser, von der Wahrheit gedrangsalt, weiterhin nicht umhin kann, den Reifensteiner Mönch einen Aufrührer zu nennen. So sahen auch trotz des Recesses die alten Rathsherrn die Sache an, und vertrieben, nachdem sie sich ermannt, den heillosen Ruhestörer. Daß sich der Rath mit dieser Energie nicht früher hervorgethan, schiebt der Verfasser auf die Wahrnehmung: „Schwerer ist der Kampf gegen Wahrheit und Menschenrecht". Bei Untersuchung der Frage, warum der Rath sich nicht an benachbarte Fürsten gewendet, erfahren wir, daß solches aus Mißtrauen geschehen, und daß selbst Sachsens weiser Friedrich „seine Hand mehrmals begehrlich nach der Reichsstadt und ihren Rechten ausgestreckt". Lieber mußte es so dem Rathe seyn, wenn er den Kampf im Innern auf eigene Hand bestehen konnte. „Zudem mochte es damals Gewißheit seyn, was jetzt Vermuthung, daß Friedrichs Bruder, Johann, zu Weimar dem Aufstande der Bürger förderlich war. War er es wirklich, so zeigt die Folge, daß er es nicht, oder milde zu sagen, nicht blos um des Rechtes und Lichtes willen gewesen".

Auf die Verwendung dieses also verdächtigten Fürsten erfolgte 1521 Pfeifers Rückkehr nach Mühlhausen. Nun beginnt der Partheikampf auf's Neue. Die Ordenspfarrer werden vertrieben. Das Heilige wird mit den Mißbräuchen unter die Füße getreten, der Bildersturm nahm seinen Anfang. Thomas Münzer, welcher nach Luthers eigenem Geständnisse auf dessen erstrittenem Grund und Boden stand, eilte von Allstädt herbei, er fand, trotz Luthers verdächtigendem Briefe, Aufnahme zu Mühlhausen. Herr Stephan charakterisirt diesen neuen

*) Waren in Mühlhausen sehr zahlreich, so wie denn auch der Stadt die Bauern in neunzehn Dörfern unterthänig waren, so daß es Pfeifer mit einer unverhältnißmäßig kleinen Zahl hielt.

Häuptling der Bewegung also: „ein eitler Fanatiker, mit klingenden Worten und schwacher Thatkraft, sein Bereich der Pöbel". Merkwürdiger Weise stellt unser Gewährsmann eine Parallele zwischen Pfeifer und Münzer an, um den erstern abermals in der Meinung der Leser zu heben, und zwar auf Kosten des letztern. Da die beiden bei der eigentlichen Bürgerschaft doch nicht durchzudringen vermögen, werden die Vorstädter ins Interesse gezogen. „Mit einem Male" sollen und wollen auch sie nicht ferner rechtlos bleiben. Auch die Bauern des mühlhäusischen Gebietes versammeln sich bei der Hasenwarte, um sich der Bewegung anzuschließen und der in Verbindung mit der neuen Lehre verheißenen Zustandsverbesserung theilhaft zu werden". So entwickelt sich auch hier das Drama der Reformation aus sehr fleischlichen und äußerlichen Motiven, und der Verfasser ist auch für Mühlhausen den Beweis zu liefern außer Stande gewesen, daß ein aufrichtiges Bedürfniß nach Erleuchtung und Bekehrung, welche man von der neuen Lehre erwarten zu können meinte, die Massen derselben zugeführt, welche ein Spielball in der Hand einiger Agitatoren waren. Aber noch war die alte Parthei des Widerstandes zu mächtig. Pfeifer ward zum zweiten Male verjagt und Münzer mußte ihm folgen. Einen neuen Beitrag zum Ruhme des ausgesprungenen Mönchs sucht nun der Verfasser durch die Vermuthung zu liefern, daß Pfeifer, welchen er mit Münzer nach Schwaben und Franken ziehen läßt, der eigentliche Verfasser der bekannten zwölf Artikel des schwäbischen Bauernbundes sey. Die dafür sprechenden Gründe anzuführen hat er nicht für gut befunden. Bekanntlich war bis jetzt die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Memminger Prediger, Christoph Schappler, Verfasser dieser Artikel seyn sollte*). Mit Hilfe einiger Demagogen aus dem Handwerkerstande kehren die vertriebenen Leiter der Bewegung noch 1524 nach Mühlhausen zurück. Der Aufruhr erhebt immer kühner sein Haupt. Der Bildersturm dehnt sich über alle Kirchen aus. Der alte Rath, welcher aus vier wechselnden Collegien bestand, wird gestürzt und ein neuer „ewiger" eingesetzt. „Mit dem alten Rathe war die katholische Kirche vollends zusammengestürzt. Dieß war aber nicht Reformation, sondern Revolution. Kaum blieb etwas vom Kirchenglauben, von Kirchenformen öffentlich stehen, Pfeifer war selbst mit fortgerissen". Wahrscheinlich ebenfalls in der Absicht „um Pfeifers geschändetes Grab" wieder in Ehren zu bringen, wird die unerwiesene Be-

*) Vergl. diese Blätter Band VI, S. 642.

merkung hingeworfen wie „ihm und ihm nur beizumessen, was aus den Trümmern sich wieder auferbaute“. Auch dadurch glaubt unser Gewährsmann Pfeifer gegen Münzer in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, daß er letzterm vorwirft die aufregenden Briefe an die Bauern fernhin gesendet zu haben, während Pfeifer die seinigen nur an die Bauern der Nachbarschaft geschrieben haben soll. Streng genommen dürfte, wenn hieraus etwas zu folgern wäre, die Folgerung eher zu Gunsten Münzers ausfallen. Denn die Allgemeinheit des Zwecks für welchen er begeistert war, nämlich die Herstellung eines Bundes, einer christlichen Genossenschaft wider alle vermeintlichen Feinde des Evangeliums, schmeckt weit weniger nach Egoismus als Pfeifers particularistisches und locales Treiben in welchem er „vielleicht nicht ohne Rachelust nur auf das Eichsfeld hinausblickte, auf das Feld seines frühern Duldens und erfolglosen Strebens“. Man könnte hieraus etwa auf die Vermuthung gerathen, daß der verlaufene Mönch mit den Wittenbergern ins Geheim besser harmonirte als Münzer, weil er wohlweislich die Empörung nur in eines entschieden katholischen Landesherrn Gebiet hinübertrug, wo man vor der Rache der protestantisch gesinnten Reichsstände sicherer sein konnte“. „Das Eichsfeld des Mainzer Erzbischofes hatte man angreifen dürfen, gegen die benachbarten, der neuen Lehre zugethanen Fürsten wollte man nichts unternehmen. Münzer mag hinziehen auf seine Gefahr“. Unter der Leitung des arglistigen Mönchs wird eine Heerfahrt über Heiligenstadt nach Duderstadt unternommen. „Die Schlösser und Klöster des Eichsfeldes brechen zusammen unter dem Jubel der Bürger und Bauern, während die eichsfeldischen Edelleute sich flüchteten“. Als aber Münzer seinen tollen Zug gegen Frankenhausen unternahm, bleibt Pfeifer, dem dieß „eine erwünschte Trennung war“, zurück. Münzer mag hinziehen auf seine Gefahr!

Als die siegreichen Fürsten nach Münzers Niederlage sich nun nach Mühlhausen wenden, kömmt doch ein gelinder Schrecken unter die Mühlhauser. Herzog Johannes, der nicht mitgeschlagen, ziehet mit herbei und gibt sich den Anschein des Vermittlers. Als er aber um Uebernahme dieses Amtes von den Mühlhäusern angegangen wird, „will er nicht vermitteln, sondern will er nur Theil nehmen an der Beute“. Bei so bewandten Umständen nehmen Pfeifer und andere Häuptlinge Reißaus. Man glaubt seinen Augen nicht zu trauen, wenn man nach Erzählung der durch die Reichsstädtischen unternommenen Raub- und Mordbrennerfahrten, als die gerechte Strafe dafür über ihren Häuptern schwebt, die Bemerkung liest: „Ohne Schuld fle-

ten jetzt die Frucht deines Geistes. Du sagst freilich, das sey die Beschaffenheit des göttlichen Wortes. Ich aber meine, es komme gar viel darauf an, wie das göttliche Wort gepredigt werde. Du erkennest diese Aufrührer nicht an, aber sie erkennen dich an *), und man weiß recht gut, daß viele, die mit dem Namen des Evangeliums prunkten, Anstifter des gräulichen Aufruhrs gewesen sind. Du hast nun zwar in dem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern diesen Verdacht von dir gestoßen; aber du widerlegst die Ueberzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche du gegen Mönche und Bischöfe für die evangelische Freiheit und gegen die menschliche Tyrannei ausgehen lassen, zumal durch die deutsch geschriebenen, zu diesem Unheile Anlaß gegeben. Ich denke nicht so übel von dir, um zu glauben, daß dieß in deinem Plane gelegen habe, aber schon längst, sobald du dieses Schauspiel aufzuführen begannest, habe ich aus der Heftigkeit deiner Feder die Vermuthung gezogen, die Sache werde dahin gelangen, wohin sie nun gelangt ist". Eben so wenig als dem berühmten Humanisten mochte Luthers Behauptung, daß seinerseits keine Auflehnung Statt gefunden, allen denen einleuchten, welche die geistliche Obrigkeit, wider die Luther sich im hellen Aufstande befand, für eben so rechtmäßig als die weltliche hielten, und dem Untergebenen der einen so wenig, als dem der andern ein Recht einräumten, sich aus eigener Macht der Pflicht des Gehorsames zu entziehen. Bei den Genossen des Aufstandes, welchen er ohne Zweifel gepriesen haben würde, wenn er glücklichen Ausgang genommen, so wie bei den unbefangen Zuschauenden gerieth Luther, als er sein Verfahren ganz als das Gegentheil von dem der Bauern darstellte, in den Verdacht, er schmeichle den Fürsten und rede nun nach andern Grundsätzen, als nach welchen er dem Papste den Krieg erklärt hatte, und fortwährend dem Gebote des Kaisers und der Reichsversammlungen Folge versagte. Erwägungen dieser Art sind klüglich eben sowohl in dieser Jubelgeschichte übergangen, als sie sich des Nachweises enthalten hat, wie Luther und Münzer in den Grundprincipien durchaus übereinstimmten, und Münzer nur eine consequentere Anwendung davon machte, während Luther die Folgerungen aus seinen Principien, und der unvermeidliche Ausgang, zu dem sie folgerichtig hinleiteten, auf halbem Wege stehen blieb, und sich Münzern gegenüber an dem sonderbaren Urtheil genügen ließ, daß der Erfolg für ihn und wider Münzer entschieden habe. Wir finden also auch in dieser

*) Dieß paßt mehr auf die süddeutschen Bauern.

det worden. Münzer war ein Thor, der vor Allem sich selbst betrogen hatte über seine Bestimmung, Pfeifer und Münzer sind beide nicht grausam, nicht habsüchtig gewesen. Es ist entscheidend, daß sie arm gestorben, daß in der ganzen Zeit ihres hiesigen Kampfes kein Blut geflossen ist". Ungeschickter ward wohl nie ein Criminalverbrecher vertheidigt. Es ist weltkundig, daß Pfeifer nach seinem glücklichen Kreuzzuge ins Eichsfeld, wo er Kirchen, Schlösser und Klöster plünderte, nebst seiner Horde reich beladen nach Mühlhausen heimkehrte, und ebenso bekannt, daß Münzer es sich im Hofe der mit den übrigen Mönchen und Stiftsherrn vertriebenen Johanniter, deren Eigenthum und reiche Einkünfte er sich zugeeignet, über ein Jahr lang ganz wohl seyn ließ! Gegen Münzer's Armuth spricht der Umstand, daß er in dem Briefe, welchen er nach der Frankenhäuser Schlacht an die Mühlhäuser aus dem Gefängnisse zu Heldrungen schrieb, dringend bat, man möge seinem Weibe die Güter, welche sie habe, folgen lassen. Auch ließ Münzer einen jungen Ritter, Maternus von Gehofen, welcher als Botschafter an ihn ins Lager von Frankenhausen abgesendet war, also eine, nach völkerrechtlichen Begriffen geheiligte Person, ohne allen Grund niederstechen. Der Ritter war eines alten Mannes einziger Sohn. Und doch soll Münzer nicht grausam gewesen seyn.

Man sieht aus Allem, in welcher Klemme der Mühlhäuser Historiograph sich befunden, die seit dreihundert Jahren von Geschichtsschreibern aller Farben als todeswürdige Rebellen angesehenen, und von der Geschichte als solche gerichteten Begründer von Verhältnissen, welche er als „die Geburtswehen der Reformation" bezeichnet, zu dem Jubelfeste in ein reputirliches Feierkleid zu stecken, weil ihm sein gesunder Sinn empfinden ließ, daß diese beiden Männer im Grunde Märtyrer der Reformation waren, und mit derselben in näherem Verwandtschaftsverhältnisse standen, als Luther und Genossen nach übel abgelaufener Sache anzuerkennen für gut fanden. Dieß nachzuweisen, durfte aber aus begreiflichen Gründen nicht gewagt werden, anderwärts wird aber über Luthers bekanntes, zweideutiges Benehmen im Bauernkriege (Bd. VII, S. 170 fgg. dieser Blätter) hinweggegangen. Es wird auch klüglich unerwähnt gelassen, wie seine Gegner mit Recht bemerkt, daß er erst durch sein Beispiel und seine Schriften das Volk aufgewiegelt, und nachher, da die Gährung sich nicht plötzlich durch sein Machtgebot beruhigen lassen und die aufgereizten Gemüther nicht sogleich zum Gehorsame zurückkehren wollten, mit blutdürstiger Rache wider dasselbe schnaubte. Deßhalb konnte ihm auch Erasmus vorwerfen: „Wir ernd-

ten jetzt die Frucht deines Geistes. Du sagst freilich, das sey die Beschaffenheit des göttlichen Wortes. Ich aber meine, es komme gar viel darauf an, wie das göttliche Wort gepredigt werde. Du erkennest diese Aufrührer nicht an, aber sie erkennen dich an *), und man weiß recht gut, daß viele, die mit dem Namen des Evangeliums prunkten, Anstifter des gräulichen Aufruhrs gewesen sind. Du hast nun zwar in dem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern diesen Verdacht von dir gestoßen; aber du widerlegst die Ueberzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche du gegen Mönche und Bischöfe für die evangelische Freiheit und gegen die menschliche Tyrannei ausgehen lassen, zumal durch die deutsch geschriebenen, zu diesem Unheile Anlaß gegeben. Ich denke nicht so übel von dir, um zu glauben, daß dieß in deinem Plane gelegen habe, aber schon längst, sobald du dieses Schauspiel aufzuführen begannest, habe ich aus der Heftigkeit deiner Feder die Vermuthung gezogen, die Sache werde dahin gelangen, wohin sie nun gelangt ist". Eben so wenig als dem berühmten Humanisten mochte Luthers Behauptung, daß seinerseits keine Auflehnung Statt gefunden, allen denen einleuchten, welche die geistliche Obrigkeit, wider die Luther sich im hellen Aufstande befand, für eben so rechtmäßig als die weltliche hielten, und dem Untergebenen der einen so wenig, als dem der andern ein Recht einräumten, sich aus eigener Macht der Pflicht des Gehorsames zu entziehen. Bei den Genossen des Aufstandes, welchen er ohne Zweifel gepriesen haben würde, wenn er glücklichen Ausgang genommen, so wie bei den unbefangen Zuschauenden gerieth Luther, als er sein Verfahren ganz als das Gegentheil von dem der Bauern darstellte, in den Verdacht, er schmeichle den Fürsten und rede nun nach andern Grundsätzen, als nach welchen er dem Papste den Krieg erklärt hatte, und fortwährend dem Gebote des Kaisers und der Reichsversammlungen Folge versagte. Erwägungen dieser Art sind klüglich eben sowohl in dieser Jubelgeschichte übergangen, als sie sich des Nachweises enthalten hat, wie Luther und Münzer in den Grundprincipien durchaus übereinstimmten, und Münzer nur eine consequentere Anwendung davon machte, während Luther die Folgerungen aus seinen Principien, und der unvermeidliche Ausgang, zu dem sie folgerichtig hinleiteten, auf halbem Wege stehen blieb, und sich Münzern gegenüber an dem sonderbaren Urtheil genügen ließ, daß der Erfolg für ihn und wider Münzer entschieden habe. Wir finden also auch in dieser

*) Dieß paßt mehr auf die süddeutschen Bauern.

sich gründlich stellenden Geschichte, obgleich deren Verfasser „Folianten gelesen, um Zeilen zu erndten“, jene bereits Band VII, S. 192 dieser Blätter gerügte und auch in Rankes Reformationsgeschichte nachgewiesene, absichtliche Leichtfertigkeit, welche sich mit Glück über die leicht zugefrorene Untiefe der Geschichte hinweggebracht zu haben glaubt, wenn sie, ohne einzubrechen, taliter qualiter oben hin gerutscht ist. Es kann dem Hrn. Stephan nur empfohlen werden, Menzels neuere Geschichte der Deutschen, Riffels Kirchengeschichte der neuern Zeit, und die verschiedenen, in diesen Blättern über den Bauernkrieg mitgetheilten Abhandlungen für sein verheißenes, ausführlicheres Werk noch zu benützen, indem in diesen sehr zugänglichen Werken manche „Garbe“ niedergelegt ist, deren Einbringen in sein Magazin ihm das nicht wohl erwogene Urtheil ersparen wird, „daß es in Bezug auf die Mühlhäuser Verhältnisse noch keine nur einigermaaßen wahrhafte Geschichte des Thüringer Bauernkriegs“ gebe.

Die den Mühlhäusern nach Pfeifers und Münzers Niederlage verheißene Gnade erwies sich dahin, daß ihre Stadt Reichsstadt blieb, um des Reiches Lasten zu tragen, übrigens den drei verbündeten Fürsten, welche sie eingenommen hatten*), und zwar jedes Jahr wechselnd insbesondere einem von ihnen unterthan seyn, das Reichsgericht, die Dörfer verlieren, ungeheures Strafgeld, den Fürsten und den betheiligten Edelleuten schweres Schadengeld zahlen und sich zu hohem, jährlichen Erbschutzgelde verpflichten sollte. Das erste Regimentsjahr ward dem gut katholisch gesinnten Herzog Georg überlassen. Es wechselten nur jahrweise drei Rathscollegien. Das erste derselben unter Herzog Georg, dem strengen Gegner des Lutherthums, war natürlich nicht aus Freunden des letztern zusammengesetzt. Daß auch der folgende Rath, da immer der abgehende seinen Nachfolger wählt, aus Anhängern der Widerstandsparthei bestand, kann wohl nicht befremden. Ein merkwürdiges Geständniß über die damalige Zeitansicht legt Hr. Stephan in den Worten ab: „Lutherthum und Bauernkrieg waren in den Ideen so Eins geworden, daß die Ausrottung zwischen ihnen nicht unterschied“. Die Bedrängniß, in welcher sich die Stadt in Folge der von ihr genährten und unterhaltenen Unruhen befand, verschärfte die Bitterkeit der Gesinnung wider die Urheber dieser öffentlichen Calamität. Gegen die beim Aufruhr betheiligt Gewesenen ward daher eben nicht glimpf-

*) Dem Herzog Georg von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem neuen Churfürsten Johannes von Sachsen.

lich verfahren. Da Alle, welche beim Einzuge der Fürsten nicht in der Stadt befunden waren, als Aufrührer betrachtet wurden, so geriethen auch diejenigen in die Bedrängniß der Verfolgung, welche, ohne thatsächliche Förderer und Theilnehmer des Aufruhres zu seyn, nur als Anhänger der neuen Lehre geflüchtet waren. Die derselben zugethanen beiden Schutzfürsten bewogen daher den Rath, die Verfolgung gegen diese Glaubenshelden aufzugeben, wenn dieselben für Gestattung ihrer Rückkehr ansehnliche finanzielle Opfer brachten, welche bei der allgemeinen Zerrüttung der Vermögensverhältnisse des städtischen Haushaltes dem Rathe höchst erwünscht kommen mußten. Durch die fiscalischen Veräußerungen waren die Grundstücke so entwerthet, daß man kleine Häuser um einige Gulden feil bot. Dem Gerechtigkeit liebenden Herzog schloß sich die Stadt, je mehr er derselben mildere Gesinnungen offenbarte, näher an. Einen andern Gönner erhielt sie in dem eifrig katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig. Diese beiden, von Luther auf die widerlichste und unwürdigste Weise verunglimpften Freunde der alten Kirche, erhielten die Stadt bei Kaiser und Reich als einen, unter unrechtmäßigem Drucke befindlichen Reichsstand in gutem Andenken. Da der Rath seine Hilfe von hier erwartete, so war er den Neuerungen der Wittenberger natürlich abhold. „Ohnedieß haßten ja die Rathsherrn das Lutherthum, das sie in den Aufruhr und die Gewalt der Fürsten geführt hatte“. Die neuerungssüchtigen Bemühungen der beiden protestantischen Schutzherrn suchten der Wiederbefestigung der alten Kirche entgegenzuarbeiten. Ein von Luther dem Rathe eigenhändig empfohlener Prädicant fand jedoch unerquickliche Aufnahme. „Die beiden Fürsten wendeten die gnädigsten Verheißungen an, um ihren Zweck zu erreichen. War es vielleicht Politik, weil, die Stadt zum neuen Glauben bekehrt, nicht mehr auf den Kaiser hätte rechnen dürfen? Das mochte seyn; außerdem aber wollte sich wohl auch das Gewissen der Fürsten beruhigen. Der Rath mußte ja ihr Freund werden, wenn er ihr Glaubensgenosse wurde“. Obgleich Churfürst Johannes den Erlaß des rückständigen Theiles des Strafgeldes zusagte, und Philipp seinen Theil wirklich erließ, so verfing diese Verführungskunst des neuen Glaubens beim altgläubigen Rathe nichts, welcher sogar den fürstlichen Schultheißen, den ehemaligen Syndicus der Stadt, sobald er der Theilnahme am Aufruhre überführt war, aus seinem Amte austrieb. Das nimmt der Verfasser dem Rathe sehr übel, wie die strafende Bemerkung beweiset: „das konnten Unterworfene gegen ihre Machthaber thun, weil es diesen an der Entschlossenheit des gu-

ten Rechts fehlte". Welche Umkehrung der Begriffe! In der Zeit der Reformation und der Reformatoren war eine solche Verkehrtheit wohl im Gange. Soll es vielleicht eine ruhmwürdige Erinnerung an dieselben seyn, daß man zur Jubelfeier ihres Werkes auf diese Art in ihre Fußstapfen tritt und jenen Satz herauskünstelt, während der gesunde Sinn offenbar nur so argumentiren kann: weil es an gutem Rechte fehlte, darum fehlte die Entschlossenheit.

An die Stelle des der Stadt aus Politik gütig gesinnt gewesenen Johannes trat nach seinem Tode der strenge Lutheraner, Johann Friedrich, welcher demgemäß „nun schon nach göttlichem Rechte über Mühlhausen Herr zu seyn behauptete. Er griff bald zu offener Feindseligkeit, die Landgraf Philipp nur aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater, Herzog Georg, besänftigte". Dieser Wohlthäter der Stadt, welcher „seinen Theil Strafgeld, auch auf eine Reihe von Jahren das Schutzgeld erlassen, und wenn er gekonnt, der Stadt gern die Freiheit zurückgegeben haben möchte", starb. Sein Erbe war ein Protestant. „Für den Druck des fürstlichen Regimentes gab es nun keine Unterbrechung mehr". Wegen der Geschichte der Mühlhäuser Wiedertäufer in der Periode bis 1542 verweist Hr. Stephan auf sein größeres in Aussicht gestelltes Buch. Für die Erzählung dessen, was sich inzwischen auf kirchlichem Gebiete begeben, werden wir für jetzt mit der Redensart abgespeißt: „dem katholischen Glaubenszwange mit seinen leeren Formen, zugleich dem harten bürgerlichen Regimente trat zumal in den untern Klassen der Gegensatz im Streben nach formloser Glaubensinnigkeit und brüderlicher Lebensgemeinschaft entgegen". Die Beharrlichkeit des Stadtsraths in der Anhänglichkeit an die katholischen Mächte schien endlich 1542 belohnt zu werden. Der Reichstag zu Speier hatte die Herstellung der Stadtfreiheit ausgesprochen. Inzwischen aber hatten Philipp und Johann Friedrich, in einer Fehde gegen Heinrich von Braunschweig, dessen Residenz Wolfenbüttl eingenommen, und daselbst den urkundlichen Beweis gefunden, daß die Reichsstadt durch die Herzoge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig, ohne daß sie früher darum gewußt, ganz feierlich in das Nürnberger Bündniß der Katholiken eingeführt worden. Das war den protest·ntischen Fürsten ein willkommener Anlaß zu neuen Bedrückungen. Durch besondre Gesandten „fordern sie unbedingtere Unterwerfung als früher, oder die Stadt soll verwüstet, ein sogenannter Beutepfennig für das Kriegsvolk werden". Nun mußte der Rath von Neuem schwören, denn auf Entsatz war keine Hoffnung. „Am 9. Sep-

tember 1542 langen hessische und sächsische Räthe mit geistlichen Commissionen an, um die protestantische Lehre mit ihren kirchlichen Formen, wie es schon auf den Dörfern geschehen war, auch in der Stadt einzuführen. Am 14. September 1542 wird, seit Pfeifers Zeiten, zum erstenmale wieder evangelisch in der Stadt gepredigt. „Offenbar" sagt der Verfasser, „eine gewaltsam aufgedrungene Reformation, gleichsam ein Licht, nur zur Begräbnißfeier für die Freiheit der Stadt angezündet. Nicht eine Spur, daß man sich des Lichtes gefreut hätte, und so ist uns auch keine Nachricht, was Justus Manius (der churfürstliche, geistliche Commissarius) gepredigt, wie der Tag der Reformation begangen worden, aufbehalten".

Die Erinnerung an diese damals so klägliche Begebenheit ist nun am 13. und 14. September (1842) in Mühlhausen als dreihundertjährige Reformationsjubelfeier begangen. Der Magistrat bezeugt in einem Publicandum vom folgenden Tage, daß es „in Kirchen und Schulen, im Rathhause, in Familienkreisen, in der gesammten Stadt vom Anfange bis zu Ende auf eine würdige, Gott und den Menschen wohlgefällige Weise so erbaulich und beseligend, so belehrend, anregend und sittigend, überhaupt so wahrhaft schön und herrlich begangen und vollendet worden, daß wohl kaum, ja, wohl noch nie unser Mühlhausen solche freie und einige, glückliche, festliche Tage des Lichtes und der Wahrheit, der Bildung und Religiösität, des Gemeingeistes und Brudersinnes verlebt haben mag. Die Begeisterung der Lehrer für Läuterung des Glaubens im Fortschritte erfaßte die ganze Schuljugend. Das Evangelium mit Gottesfunken aus dem Munde der Geistlichen entflammte alle Zuhörer. Unter der Bürgerschaft herrschte allgemeine Erhebung, es entfaltete sich, durch Eintracht und bürgerliche Gesinnung entzündet, ein edler Corporationsgeist, der unter den unblutigen Fahnen des Friedens abgeschlossen nicht still stehen, nicht zum Zunftzwange zurückgehen, sondern auf der Bahn der Nächstenliebe, der getreuen Haushalterschaft, der regsamen Industrie gegen alle Uebelstände mit vereinter Kraft kämpfen und in Tüchtigkeit, Ordnung und Freiheit, verwandt mit der göttlichen Macht der Reformation, die den Gewissens- und Denkzwang durchbrach, fortschreiten will". Dieser kraftvolle Bombast dürfte einem Thomas Münzer des neunzehnten Jahrhunderts wohl anstehen, von dessen Ideen manche gar vernehmlich in diesem Jubelpublicando durchklingen, dessen Emphase auf ein Ereigniß nicht geringerer Art schließen lasset, als das erste Pfingstfest zu Jerusalem, nur daß die Gabe der Sprache, wie Figura zeigt, gefehlt hat, indem

man in dem Freudennebel der Redensarten den verhüllten Verstand kaum aufzufinden vermag. Sehr erhebend schildert besagtes Publicandum in ähnlicher Art die kirchliche Jubelfeier: „zum Hauptgottesdienste Nachmittags zog aber eine solche Zahl festlich ein, daß die große Liebfrauenkirche, dieser prächtige Gottestempel mit fünf Schiffen, zwischen drei himmelanstrebenden Pfeilerreihen, die gläubige Menge nicht fassen konnte. Vom Altar gen Ost hinunter nach West, Süd und Nord bis an die Wände des Prachtbaues, überall unten, überall auf den Emporen, stand die Versammlung in Andacht Kopf an Kopf. Ach, es war ein erhebender, wonniger Anblick. Außer den Tausenden im Gotteshause, beteten Tausende vor den Thüren“, und so geht der Worttaumel noch ein gutes Stück fort.

Neben diesen aufgedunsenen, selbstgefälligen Prachtworten nimmt sich gar seltsamlich aus, was Hr. Stephan von dem kirchlichen Zustande Mühlhausens in dessen erster Jubelzeit berichtet. Alle am Ruder des städtischen Wesens Sitzende wären gern ihres Amtes enthoben gewesen, „zumal sie nun nicht mehr bloß gegen die Fürsten, auch gegen die gehaßten Geistlichen, denen man eigene Jurisdiction beimaß, zu zähmen hatten. Mußte doch der alte Bürgermeister Wattich, der beim Weine einem Geistlichen mit Worten zu viel gethan haben sollte, Kirchenbuße thun“.

Die Parthei der Alten, welcher äußerlich zu wünschen nichts übrig blieb, da Gericht und Dörfer der Stadt wieder eigen waren, und das Stadtregiment sich wieder entfesselt bewegte, auch die alte Kirche so ziemlich wieder hergestellt war, hatte doch zweierlei übersehen, einmal daß Churfürst Moritz unter den betheiligten Fürsten sich befand, welche bei Herstellung von Mühlhausens Freiheit verloren, und daß der neue Glaube doch unter der Hand für sich einzunehmen gewußt. In des Verfassers protestantischer Diction nimmt sich dieser Gedanke also aus: „Im mehrfachen kirchlichen Wechsel war der gleißende Mantel des Papstthums mürbe geworden und verlaufene Mönche, beweibte Interimspriester*), die daran flicken wollten, zerrissen ihn vollends. Alles war in der Kirche so aus den alten Fugen, daß man nicht einmal wußte, woher der Chrysam zu holen“. — Sobald Moritz sich durch die Abwesenheit des Kaisers sicher fühlte, zog er mit 12000 Mann vor Mühlhausen, nahm die Kassenvorräthe und die Stadtartillerie. Der Rath muß sich des Churfürsten Schutze von Neuem unterwerfen, welcher

*) Das Interim war auf des Kaisers Befehl eingeführt.

der Stadt zwei Tonnen Geldes kostete. Als bemerkenswerth hebt der Verfasser selbst hervor, daß bei diesem moritzischen Ueberfalle das Kirchliche nicht ernstlich zur Erörterung gezogen". Moritz wollte nur wegen weltlichen Abbruchs sich genug gethan sehen. „Auch sein Nachfolger August, welcher den Rath so lange bearbeitete, bis dem evangelischen Bekenntnisse sich wieder Kirchen öffneten, hatte hiebei nicht die kirchliche Wohlfahrt der Stadt im Auge. Denn „näher angesehen, bleibt es nicht zweifelhaft, daß August damit umging, nach und nach seinen Zeitschutz über die Stadt wieder zur Herrschaft umwandeln zu lassen. Hat doch das Reichskammergericht den Eingriffen Einhalt thun müssen. Jener Absicht entsprach es, gebieterischen Einfluß zunächst im Kirchenwesen geltend zu machen". Die zweite Reformation Mühlhausens ist daher, wie der Verfasser urtheilt, weniger dem Churfürsten dessen reformatorische Bemühungen er einen churfürstlichen Eingriff nennt, als andern Ursachen zuzuschreiben. Diese findet er im Haße gegen die Kirche, welchen er mit dem üblichen protestantischen Euphemismus „den Fortschritt geistiger Entwickelung, und des Licht der Aufklärung nennt, welches sich auf die Dauer nicht abschließen ließ". Dieses Licht drang nebenher auch durch die Spalten, welche die morsche Verfassung zahlreich gemehrt in den Rath ein, welcher „nach und nach zweiköpfig ward". Die ansehnliche Familie der Bonats hatte schon lange protestantisirt. Hans von Germar, der Landcomtur des deutschen Ordens, welcher mit Moritzens Völkern in die Stadt gekommen, „mag schon damals mit den Bonats den kirchlichen Schlachtplan entworfen" haben. In den nun mit abwechselndem Glücke geführten Religionshändeln, wechselte der Sieg der Confessionen mehrmals im Rathe, wobei Sachsen den Protestanten, Heinrich von Braunschweig, den Katholischen Vorschub leisteten, während die einzelne, entfernte Stadt von dem Kaiser ganz verlassen war. „Seit 1555 wird durch den Landescomtur in seinem*) und des Churfürsten Namen auf Einführung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses gedrungen. Es soll dem Orden ein Schimpf, dem Churfürsten ein unerträglicher Abbruch an seiner regalischen Hoheit seyn, daß Mühlhausen noch katholisch ist". Die behauptete regalische Hoheit macht den Rath stutzig. Er bittet um Erläuterung, welche dahin erfolgt, „daß der Churfürst Landesherr der Ordensballei Thüringen und also der ihm gehörigen Mühlhausischen

*) Der Landescomtur hatte die Ordenspfarreien zu bestellen, ein Recht welches, er bis 1558 dem Reiche pachtweise überlassen hatte.

Kirchen sey". Nahe lag die Antwort, daß die churfürstliche Autorität über den Orden, auf der Territorialgewalt beruhend, über das Gebiet des Churfürsten nicht hinaus gehen könne. Aber die Protestanten im Rathe waren mit dem Zwecke einverstanden, und die alten Katholiken erinnerten sich der bestandenen Gefahren, um nicht noch größere aufzuladen". So ward endlich im Jahre 1557 zugegeben, daß sich eine der Mühlhäuser Hauptkirchen der neuen Lehre wieder öffne. Es hatte Schwierigkeiten, einen Prediger zu finden *). Der Professor und Licentiat Salmuth aus Leipzig verstand sich endlich dazu, die ersten kirchlichen Einrichtungen zu treffen, und am Sonntage nach Pfingsten die erste Predigt in der Blasiuskirche zu halten. Zuletzt verstand sich noch Magister Tilesius aus Delitzsch, welchem der dasige Rath auf ein Jahr Urlaub ertheilte, zur Annahme der Mühlhäuser Pfarrstelle in der Blasiikirche auf diesen Zeitraum. Die Marienkirche blieb katholisch, weil im Rathe die Einigung dahin erfolgt war, daß ein Glauben neben dem andern bestehen solle. Das war aber eben so wenig dem Landescomtur recht, als „Tilesius strebendem Geiste gemäß". Deßhalb nahm Tilesius, als die Pachtzeit mit dem Magistrate abgelaufen war, mit des Comturs Genehmigung, die Marienkirche sofort in Besitz, welcher am „12. Juni 1558, auch da das Panier des Evangeliums, vom reichen Mann und Lazarus predigend, aufpflanzte".

Mit der Religionsübung der Katholiken war es nun vorbei. Zwar lebten noch zwei altgläubige Mitglieder des Rathes Redemann und Otte. „So siegreich **) war die Wahrheit der neuen Lehre, so entsprechend ihre Gottesdienstformen, daß selbst den beiden Erzkatholiken die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit kirchlichen Fortschrittes auf ihre Seite sich aufdrängte". Wie vertragt sich aber mit der Anschuldigung des alten Erzkatholicismus folgende Bemerkung: „der eigentliche Katholicismus und seine Hierarchie bestanden hier schon nicht mehr, auch Redemann und seine Genossen wollten ihn nicht mehr, sie hatten so zu sagen für sich eine eigene Kirche, die, weil sie nicht evangelisch heißen wollte, den katholischen Namen beibehielt"? Merkwürdig, allein keineswegs ohne Vorgang ist die Theorie des Verfassers, welcher es eine Gewaltsamkeit nennt, daß sich die Altgläubigen in der nicht pfarrbe-

*) weil der Rath wegen Ablaufs des Pachtcontrols mit dem Comtur im folgenden Jahr die Pfarrstellen nur auf ein Jahr vergeben durfte.

**) Wenn die Gewalthaber die Kirche verschließen und einnehmen, so wird dieß ein Sieg der Wahrheit der neuen Lehre genannt.

rechtigten Kreuzkirche des Barfüßerklosters aus eigener Machtvollkommenheit eine neue Pfarrkirche eingerichtet, indem sie „es nicht beachteten, daß der deutsche Orden das Pfarrecht über die ganze Stadt mit Ausschlüßlichkeit besaß". Will es denn dem Herrn Stephan und Genossen niemals einfallen, daß bei Anwendung dieses Grundsatzes auf die usurpirte Besitznahme katholischer Kirchen durch die Protestanten, dem Kirchenthume dieser Parthei von ihnen selber aller rechtliche Bestand abgeschnitten wird? Die Verblendung unseres Gewährmannes ist um so seltsamer, als er auf demselbem Blatte, welches jenes Befremdende enthält, erst gemeldet hatte, daß die Partheien im Rathe sich 1557 dahin verglichen hatten, daß der eine und andere Glaube neben einander bestehen sollten. Das war aber im Sinne des Delitzscher Reformators ein Gräuel: „Licht und Finsterniß durften sich vor Telesius Augen nicht verschwistern wollen. Die Wahrheit konnte nach seiner Meinung, wollte sie Wahrheit bleiben, die Unwahrheit nicht ohne Kampf neben sich dulden*). Dieser Grundsatz hat die Zeit der Reformatoren vor unserer voraus gehabt, und an unserem Jubeltage ruft die Geschichte, daß die Wahrheit nicht ruhen, nicht schlafen soll**)!"

*) Diese Worte sind beim Hr. Stephan ebenfalls gesperrt gedruckt. Von jeher und fünfzehn Jahrhunderte länger hat die katholische mit derselben und weit unerschütterlicherer Ueberzeugung als die Protestanten die ihrige, die katholische Lehre für Wahrheit gehalten. Ihr aber wird es übel genommen und für Tyrannei und Intoleranz ausgelegt, wenn sie das, was sie für Irrthum erklären muß, nicht neben sich dulden will, obwohl sie den großen Vortheil hat, sich darauf berufen zu können, daß dasjenige was Telesius und andere Reformatoren für christliche Wahrheit hielten, und wofür dieselben ihr Leben zu opfern bereit gewesen wären, was selbst damals immer nur als bedingte Verständniß- und Auslegungsform nicht unbedingt gültige Anschauung höherer Wahrheit gelten konnte, von den jetzigen Protestanten aber als verderblicher Irrthum verworfen, höchstens als überwundener Moment eine etwanige historische Bedeutsamkeit hat, während die katholische Lehre immerfort wesentlich dieselbe geblieben ist und Gamaliels Rath, auf welchen Luther für seine längst in ihrem Inhalte gänzlich aufgegebene Lehre pochte, für sich anzuführen, vermag. Auf diesen Rath ist aber eben nichts zu geben, indem Niemand für seine Göttlichkeit mit so gutem Grunde darauf zu berufen vermag, als — der Teufel.

**) Mit Einnahme der Marienkirche durch Tilesius kann die Reformation von Mühlhausen als vollendet angesehen werden. Nachdem Tilesius sich jene Kirche erkämpft, (dieselbe in welcher der oben geschilderte überschwengliche Jubel der Reformationsandacht neulich Statt gefunden) erkämpfte er sich auch

Es bleibt nur noch übrig der Bedeutsamkeit dieser Worte, welche die Quintessenz der ganzen Darstellung bilden, so wie des unerhörten Accentes, welchen der gegenwärtige Stadtrath in Mühlhausen auf den neulichen Reformationsjubel legt, für den gegenwärtigen Augenblick näher nachzugehen. Nachdem die katholische Kirche in Mühlhausen einmal unterdrückt worden, kam dieselbe an diesem Orte, so lange das Reichsregiment dauerte, nicht wieder auf. Für den Untergang der katholischen Kirchenverfassung in den Reichsstädten liefert Melanchthon den richtigen Schlüssel. Als es sich auf dem Augsburger Reichstage um Herstellung der bischöflichen Gewalt, der Trägerin der katholischen Kirchenverfassung handelte, fand Melanchthon, welcher dieses Vorhaben lebhaft betrieb, bei den Reichsstädten darin den härtesten Widerstand. „Du kannst nicht glauben", schrieb er damals an Luther, „wie sehr ich von den Nürnbergern und einigen andern angefeindet werde wegen Herstellung der bischöflichen Gewalt. So sehr streiten unsere Genossen für ihre Herrschaft, nicht für das Evangelium. Diese Leute, die nun die Freiheit gewohnt sind, und das Joch der Bischöfe einmal abgeworfen haben, lassen sich ungern das alte Joch wieder aufladen. Und sonderlich sind die Reichsstände der bischöflichen Regierung zum heftigsten gram. Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel; es ist ihnen allein um die Regierung und Freiheit zu thun". Diese Freiheit hat denn die alte Reichsstadt bis zu ihrer Einverleibung in den preußischen Staatsverband, nach Erlöschen der alten Reichsverfassung im Jahre 1802, bewahrt. Die preußische Staatsregierung ist aber den eben hervorgehobenen, ihren sonstigen Interessen völlig zuwiderlaufenden Grundsatz des Reformators Alesius, welchen man in der heurigen Reformationsjubelfeier aufzufrischen beabsichtigt, anzuerkennen nicht gemeint gewesen.

nach und nach der reichsstädtischen Dörfer. Nun „wollte er auch den Scheinrest des Papstthums in der Kreuzkirche niederkämpfen". Allein so lange Rodemann und Otte lebten gelang es ihm nicht. Nach ihrem Tode zogen die alten Messpriester fort. Die Kirchenväter „geben am Dreikönigstage 1566 dem Rathe die Schlüssel und der Wahrheit die Ehre. Das grosse Werk war vollendet". Es blieben zwar zwei Rathsherren und fünf Bürger übrig, „die das gestürzte Papstthum (zu Mühlhausen) wieder hätten aufrichten mögen" ꝛc. Aber der Rath war in seinem Glauben zu stark und mächtig geworden ꝛc. ꝛc. und die katholischen Bürger verstummten. Im Jahre 1573 waren Johann Koock und Barthel Kefferhausen noch übrig, um in einem höchlich belebenden Erlasse Gregors XIII. den Schwanengesang des Papstthums für unsern Bereich zu vernehmen. Habeant sibi"! Also schließt Hr. Stephan sein Opusculum.

So haben sich denn seit 1802 Katholische zu Mühlhausen wieder anzusiedeln begonnen. Die Stadt ward, wie die umliegenden Länder, nach dem Frieden von Tilsit in den Reichsverband des siebenjährigen Königreiches Westphalen aufgenommen. Die Indifferenz in religiösen Dingen, welche im Zeitgeiste und den Casseler Regierungs-Maximen eine gediegene Stütze fand, konnte keinen Anlaß finden, der zunehmenden Ansiedelung von Katholiken zu Mühlhausen entgegen zu seyn. Die Bekenner des katholischen Glaubens wuchsen zu einer namhaften Gemeinde an. Den Bemühungen des westphälischen Friedensrichters, Fuhrmeister, gelang es, von der Regierung ein Decret zu extrahiren des wesentlichen Inhalts: L'Eglise de St. Jacques possedée actuellement par les protestans est accordée aux habitans de cette ville qui professent la Religion Catholique. Dieses vom 28. August 1813 datirte Decret kam nicht zur Ausführung, weil der evangelische Superintendent der Ueberweisung der Kirche an die Katholischen unter dem Vorwande sich widersetzte, daß er von seiner vorgesetzten Behörde keine Anweisung zur Uebergabe erhalten habe. Dieser Vorwand muß sehr befremden, wenn man erwägt, daß das in der officiellen Gesetzsammlung, welche der Superintendent als Staatsbeamter zu kennen verpflichtet war, abgedruckte Decret im Artikel 3 die ausdrückliche Festsetzung enthielt: Les Catholiques de Mühlhausen sont autorisés à nommer deux Commissaires, qui seront mis en possession de la dite église *par le Maire, qui en dressera procès-verbal.* Der Maire war durch den betreffenden Präfecten mit der im Decrete ausgesprochenen Anweisung des Ministerii des Innern zu Cassel versehen und die Uebergabe zu leisten bereit. Es war daher gar nicht ersichtlich, welche Einmischung in diese Angelegenheit sich der Superintendent erlauben durfte, zumal die Kapelle zu St. Jacob, nur Eigenthum der Stadtgemeinde, auch den Protestanten ganz entbehrlich war, und, wie das Decret besagt: peut être cedée sans inconvenient aux Catholiques. Man kann daher nur annehmen, daß sich in dem Superintendenten jener belobte Grundsatz rührte, „welchen die Zeit der Reformatoren vor unserer voraus hatte", und an dessen Durchführung die kürzlich gehaltene Jubelfeier mit hat erinnern sollen. In den 1835 zu Augsburg erschienenen Beiträgen *) zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland ist Seite 47 näher nachzulesen, welche

*) Welche in Bezug auf Mühlhausen die Band I. S. 283 dieser Blätter gemachten Vorwürfe nicht treffen.

Bewandtniß es mit dem Mißlingen der Ansprüche der Katholischen auf die Jacobskirche zu Mühlhausen hatte. Ueber dem Verschwinden der westphälischen Herrschaft gerieth nämlich das Ueberweisungsgeschäft vornämlich aus dem Grunde ins Stocken, weil der eifrige Fuhrmeister Mühlhausen verließ und sich kein anderer Sprecher für die Katholiken fand. Ein solcher trat erst im Jahre 1833 in der Person eines Stadtgerichtsdirectors Hartmann wieder auf, welcher dem Vernehmen nach aber zu Mühlhausen nicht mehr wohnen soll. Dieser erneuerte die Ansprüche der Katholiken zu Mühlhausen aus dem westphälischen Decrete. Von dem Magistrate, welcher wohl auch damals auf den Tilesianischen Grundsatz fußen mochte und den Staatsbehörden wurden diese Ansprüche aber aus dem Grunde abgelehnt, weil der König von Westphalen rechtlich nicht befugt gewesen, ohne Zustimmung der evangelischen Kirchengemeinde und der Commune Mühlhausen, welcher das Eigenthumsrecht über das verschenkte Kirchengebäude zustand, darüber zu disponiren, wobei gar nicht in Erwägung gekommen zu seyn scheint, daß im Jahre 1813 Seitens der Stadtgemeinde der Uebereignung an die Katholiken gar keine Einwendungen entgegengesetzt sind. Auf eine ähnliche Weise ist es den Katholiken zu Halberstadt mißlungen, ihren, aus einem ähnlichen Schankungsdecrete des Königs von Westphalen emanirenden Ansprüchen auf die Liebfrauenkirche daselbst Geltung zu verschaffen. Doch ist dort der Staat behilflich gewesen, anstatt der nicht gewährten, der katholischen Gemeinde eine andere, für ihren Cult weit besser sich schickende Kirche zu überweisen, welche die Eigenthümerin derselben, die Civilgemeinde, mit Freuden zu diesem Zwecke hergegeben hat, weil ihr der Tilesianische Grundsatz, welcher die Protestanten und den Stadtrath von Mühlhausen beseelt, im Laufe der Zeit abhanden gekommen zu seyn scheint. Seitdem der Stadtgerichtsdirector Hartmann mit seinem Antrage auf Ueberweisung der den Katholiken in Mühlhausen geschenkt gewesenen Kirche nicht hat zum Ziele gelangen können, hat sich das kirchliche Bedürfniß der nicht geringen Anzahl Katholiken zu Mühlhausen und in der Umgegend, welche zur nächsten katholischen Kirche mehrere Stunden weit zu gehen haben, anderweit geregt, und die Theilnahme des geistlichen Oberhirten der Diöcese bewirkt, welcher mit den weltlichen Behörden über die Abhilfe jenes Bedürfnisses zusammengetreten und einverstanden ist. Bei der zugesagten Hilfwilligkeit des Staates handelt es sich zunächst nur um die Willfährigkeit des Stadtraths und der Protestanten zu Mühlhausen, ihren katholischen Mitbürgern in diesem kirchlichen Bedürfnisse namentlich durch Abtretung eines der zahlreichen

unbenützten Kirchengebäude entgegenzukommen. Eine Manifestation der Willfährigkeit hiezu haben wir in der auf Anlaß der Stadtobrigkeit herausgegebenen stephanschen Reformationsgeschichte Mühlhausens und den symbolischen und wörtlichen Ausdrücken des Reformationsjubels. Unter den Letztern tönt vor Allen die Einschärfung der Meinung des Reformators Tilesius mächtig hervor, daß Licht und Finsterniß (mit diesen Namen beehrt noch heute eine evangelische Stadtbehörde ihre katholischen Mitbürger und Untergebene) sich nicht verschwistern dürfen, und die Wahrheit, will sie Wahrheit bleiben, die Unwahrheit nicht ohne Kampf neben sich dulden kann. Leider hat diese Verschwisterung schon in einer Menge gemischter Ehen zu Mühlhausen einen unangenehmen Anfang gemacht. Es frägt sich daher, ob die protestantischen Ehehälften ihre katholischen Ehegenossen von der Gemeinschaft ihrer Kirche abwendig zu machen verstehen werden. Die Feier des Reformationsfestes ist, menschlicher Weise angesehen, wohl zur Herbeiführung eines solchen Abfalles geeignet. Denn wem sollte sich nicht der Wunsch regen, einer Kirche anzugehören, welche solche Triumphe begehet, als der Magistrat in seinem Publicando über die Feier des Reformationsfestes zur öffentlichen Kunde bringt? Wo „das Evangelium mit Gottesfunken aus dem Munde der Geistlichen alle Zuhörer entflammt“, wo „die Begeisterung der Lehrer für Läuterung des Glaubens im Fortschritte die ganze Schuljugend erfaßt“, wo in der gesammten Stadt ein Fest begangen wird „von Anfang bis zu Ende auf eine würdige, Gott und den Menschen wohlgefällige Weise, so erbaulich und beseligend, so belehrend, anregend und sittlichend, überhaupt so wahrhaft schön und herrlich, daß wohl noch nie so freie und einige, glückliche, festliche Tage des Lichtes und der Wahrheit, der Bildung und Religiösität, des Gemeingeistes und Brudersinnes verlebt seyn mögen“, da dürfte es auch dem Nüchternen schwer werden, sich von der Theilnahme an dem seligen Rausche, welcher eine ganze Stadtgemeinde in die lieblichen Zeiten des goldenen Zeitalters zurück versetzt, auszuschließen. Diese müssen aber für Mühlhausen angebrochen seyn, denn man höre nur: „die Gewerksfahnen mit den Handwerkszeichen rufen die bürgerlichen Handthierungen in allen Werkstätten zur Gewandtheit und Regsamkeit auf, damit der Wohlstand bleibt und zum Glücksalter sich mehrt; die schöne Fahne der Kaufmannschaft mit dem Zeichen des beflügelten, klugen Merkurs weist hin nach allen Welttheilen, um die Güter, welche Stadtmark und Einwohnerschaft producirt, in Handel zu bringen; die städtische Fahne mit dem emporstrebenden Adler, dem Wahrzeichen unseres durch die ge-

liebte preußische Dynastie glücklichen Staates, fordert auf, mit jeglicher Kraft zu wirken, Tag und Nacht zu arbeiten, daß das Gemeinwesen unserer Stadt nie Schaden nimmt, sondern immer fruchttragender emporblüht". Erwägen die Mühlhauser Katholiken, daß dieser Fortschritt, und der Rath versicherts (— — er aber ist ein ehrenwerther Mann, das sind sie alle, alle ehrenwerth), nur als ein Hervorgang „aus der göttlichen Macht der Reformation" betrachtet werden kann, so müssen sie von dem ihnen gegenüberleuchtenden Lichte der Wahrheit total verblendet seyn, wenn sie fortfahren, in ihrer Finsterniß sitzen zu bleiben. Leider aber ist doch manche heilsbegierige Seele, welche nur im Glauben der Väter und dessen äußerlicher Uebung selig werden zu können, sich überzeugt hält. Nun diese mag sich an den „Gemeingeist und Brudersinne" der am Jubelfeste „erbauten, beseligten, belehrten, angeregten, gesittigten" protestantischen Mitbrüder wenden. Sie werden ja in der Freude ihrer Hochfeier, welche bei den obrigkeitswegen getroffenen Vorkehrungen aufs Nachhaltigste fortwirken muß, ihren cultusbedürftigen Mitbürgern in deren Noth zu Hilfe zu kommen sich nicht weigern. Da sie bereits aus Anlaß der Jubelfeier ein Capital von nahe am 1200 Thaler collectirt haben um allmählich die Begräbnißabgaben abzulösen, so werden sie um so bereitwilliger seyn, vermöge des einmal so lebendig erwachten „Brudersinnes" den Katholischen eine Kirche einzuräumen, die ihnen gar nichts kostet. Bethätigt sich aber der Brudersinn nicht auf diese Weise, so ist der ganze Jubelapparat, welchen der Magistrat übergeben, eitel gemaltes Coulissenwerk, womit er sein eigenliebiges Freudentheater für die Festtage zum Ergötzen der Zuschauer aufgetakelt hat. Wir wünschen, daß diese Besorgniß so wenig in Erfüllung gehen mag als die von uns vorher aus den Festanstalten gezogenen Folgerungen wahr seyn mögen, so natürlich und zwanglos sich dieselben auch aus den Vorgängen ergeben müssen.

XXVII.

Die katholische Kirche in Nordamerika.

Bekanntlich haben sich zwei einander schroff gegenüberstehende Ansichten über den politischen und kirchlichen Zustand der vereinigten Staaten von Nordamerika in die öffentliche Meinung von Europa getheilt. Nach der einen ist jenes Land ein Paradies der Freiheit und des Wohlseyns, in seinen Institutionen das Ideal eines vernunftmäßigen, gesellschaftlichen Zustandes, in seiner vollendeten Demokratie das Bild dessen, was auch Europa zu werden die Pflicht und die Bestimmung hat. — Begreiflicherweise sind umgekehrt Jene, die von den entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehen, nur allzu geneigt in Nordamerika nichts als die Kloake zu erblicken, in welche die europäische Menschheit ihre unreinen Abfälle schüttet. Weit entfernt eine Zukunft zu haben, ist nach dieser Auffassung der Beruf jener Freistaaten in der Weltgeschichte kein anderer, als dem historischbegründeten, monarchischen Europa eine Warnungstafel vorzuhalten, die es in unverkennbaren Zügen lesen lassen soll, zu welchem unheilvollen Zustande chaotischer Anarchie und barbarisch roher Gemeinheit jene socialen Theorien führen, aus denen das transatlantische Staatssystem erwuchs.

Wir machen den Anspruch nicht, diesen, durch die Gegensätze unsrer Zeit von selbst gegebenen Widerstreit der Ansichten über Amerika hier schlichten zu wollen. Wir glauben, daß allerdings jener politische Zustand beides in sich faße: den Schluß und das Ende einer ablaufenden, und die ersten Keime und Ansätze einer neuen Bildungsperiode, die nicht

minder reich an Durchgangspunkten und Verwandlungen seyn wird, wie jede frühere, die aber eben deßhalb, weil sie heute erst in ihren rohen Anfängen vorhanden ist, sich dem Urtheil eines Jeden entzieht, der sich eine physiologische Ansicht vom Staate zu eigen gemacht, und den inhaltsschweren Grundsatz zum Ausgangspunkte seiner Betrachtung gewählt hat: daß die politische Gesellschaft in ihrem ersten Entstehen, wie in allen spätern Momenten ihrer Entwickelung, ein Werk der Natur, die politische Theorie aber nichts weiter ist, als ein Versuch, einzelne Stufen dieses natürlichen Progresses zu rechtfertigen oder anzuklagen.

Indem wir uns somit des Urtheils nach beiden Seiten hin enthalten, ist es unsere Absicht, eine einzelne, rein das Factum betreffende Frage in's Auge zu fassen. Wenn die allgemeine Kirche, wie jeder sich zu ihr bekennende Christ überzeugt ist, mit den Mitteln des ewigen Heils auch allein die Elemente aller dauerhaften, geselligen Ordnung und wahren Freiheit auf Erden, und somit das Princip der ächten Civilisation für die menschliche Gesellschaft in allen ihren Phasen verwahrt, — so ist es ein wesentliches Criterium für jeden politischen Zustand, und recht eigentlich eine Lebensfrage für jedweden Staat: welche Stellung eben dieser Kirche in seinem Organismus angewiesen ist? — In besonderer Beziehung auf die vereinigten Staaten ist es bekannt, daß auch hierüber die Urtheile selbst solcher, die Nordamerika genau zu kennen behaupten, einander auf das entschiedenste widersprechen. Vor etwa einem Jahrzehent hat ein französischer Schriftsteller, welcher die Revolution in ihren Principien wie in ihren Erscheinungen glühend haßte, und mit unwandelbarer Treue dem entthronten Königsgeschlechte anhing, den Beweis zu führen versucht, daß die Lage der katholischen Kirche in den nordamerikanischen Freistaaten die kläglichste und widersinnigste sey, die gedacht werden könne. In neuerer Zeit hat dagegen, zum Theil hervorgerufen durch traurige Mißgriffe absolut monarchischer Regierungen, die entgegengesetzte Meinung fast

durchgängig im katholischen Europa die Oberhand gewonnen. Wir waren nie in Amerika und deßhalb nicht in dem Falle, uns aus eigener Anschauung ein Urtheil in diesem Widerstreite der Meinungen zu bilden. Wir können uns daher nur nach dem vollgültigen Zeugnisse Solcher umsehen, die, in Folge vieljährigen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten, die Vortheile wie die Nachtheile der dortigen Lage der Kirche aus eigner, täglicher Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Zu diesem Ende haben wir die in Wien erscheinenden Berichte der Leopoldiner-Stiftung (bis jetzt 15 Hefte) aufmerksam geprüft. Diese umfassen einen Zeitraum von zwölf Jahren; betreffen alle Theile jenes großen Staatenbundes, in denen es überhaupt Katholiken und kirchliches Leben gibt; rühren nicht bloß von Mitgliedern eines Volkes, sondern von Franzosen, Irländern, Italienern, Niederländern, Deutschen, Slaven und gebornen Amerikanern her; sind im Drange des Augenblickes und unter dem Eindrucke der Thatsachen geschrieben, und tragen, — was unstreitig der wichtigste Gesichtspunkt zur Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit ist, — durchweg das unverkennbare Gepräge einer völligen, an Indifferentismus gränzenden Voraussetzungslosigkeit in Hinsicht der politischen Meinung an sich. — Den Eindruck, den diese Lectüre auf uns machte, wollen wir unsern Lesern im Nachfolgenden wieder zu geben versuchen, und hierbei unsre Ansicht überall, wie es sich geziemt, mit den in jenen Schreiben angeführten Thatsachen belegen.

I.

Mag man immerhin die Grundsätze, aus denen die Losreißung der nordamerikanischen Colonien vom Mutterlande ihren Ursprung nahm, mit vollem Rechte bis zur Absurdität irrig und verwerflich finden, das Factum kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eben jene Unabhängigkeitserklärung den günstigsten Wendepunkt in der Geschichte der amerikanisch-katholischen Kirche bildet, und daß hier, wie so oft in

neuerer Zeit, aus dem in ganz anderer Absicht herbeigeführten Triumphe der Revolution sich mittelbar eine Folge ergab, welche die Anstifter und Leiter der Umwälzung sich nicht hatten träumen lassen. — Vor der Revolution lastete der Druck der englischen Strafgesetze auf Neuengland (dem östlichen Theile der heutigen vereinigten Staaten) in seiner vollsten Abscheulichkeit. Kraft dessen mußte jeder katholische Priester eines schimpflichen Todes sterben, der in der Ausübung seines heiligen Amtes betroffen ward, und die katholischen Laien, die ihrer Kirche treu blieben, bedrohte ein ganzer Codex der grausamsten Strafgesetze. So war es in Virginien, wo England 1607 seine erste Niederlassung im Osten des amerikanischen Continents gründete, so in New-York, welches ursprünglich den Holländern gehörte, deren Intoleranz nach der Abtretung wo möglich noch geschärft wurde. Auch war hier keineswegs bloß von leeren Drohungen die Rede, denn noch im Jahre 1724 starb P. Basle, Priester der Gesellschaft Jesu, in der Mission bei Boston, von englischen Soldaten am Fuße des Kreuzes ermordet, den Märtyrertod. Nur Maryland war 1630 von katholischen Auswanderern colonisirt worden. Aber bald folgten diesen protestantische Ansiedler, und als die Katholiken ihnen die Freiheit einräumten, die sie selbst genossen, wurde auch hier seit 1640 dasselbe blutige Verfolgungssystem, welches in dem europäischen Mutterlande wüthete, gegen diejenigen geltend gemacht, die ohne Unterschied des Glaubens Gastfreundschaft geübt hatten. Späterhin ließ hier freilich die heftige Verfolgung factisch nach; die Gesetze behielten jedoch ihre Wirksamkeit bis zur Unabhängigkeitserklärung. In Pensilvanien war ebenfalls den Worten nach der Grundsatz aufgestellt: daß Niemand seiner Religion wegen verfolgt werden solle, allein auch hier wurde die wenig zahlreiche, katholische Bevölkerung der That nach in einer unwürdigen und drückenden Lage gehalten. Es war den Sectengläubigen von Jugend auf der Gegensatz eingeprägt: ihre katholischen Mitbürger zu hassen und zu verachten, weil sie,

als Feinde des reinen Evangeliums, verfolgungssüchtig in ihren Grundsätzen und abergläubisch in ihren Religionsgebräuchen des Genusses aller und jeder bürgerlichen Freiheit unfähig seyen. In allen übrigen, dem englischen Scepter unterworfenen Provinzen des amerikanischen Continents galt, wie erwähnt, die volle Strenge der altenglischen Gesetze gegen den katholischen Glauben. — Heute noch wissen die Nachkommen der damaligen spärlichen katholischen Bevölkerung von jenen Zeiten des Druckes zu erzählen. Der deutsche Missionär Raffeiner fand in Makapan, im Norden des Staates New-Jersey, auf einer langen und hohen Gebirgskette, die Nachkommen von drei deutschen, katholischen Familien. Die Väter derselben, — Seealster, ein Schwarzwälder, Marian und Strobel, aus der Gegend von Mainz, waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von englischen Speculanten durch viele Versprechungen nach Amerika gelockt, um hier in einer Eisengießerei angestellt zu werden. In der neuen Welt fanden sie zu ihrem Entsetzen, daß Alles erlaubt, nur ihr katholischer Glaube unter schwerer Pön verboten sey. Ihren Tagelohn im Stiche lassend, flüchteten sie in jene gebirgige Wüste. Da schlugen sie ihre Hütten auf, und riefen das erste Mal ungescheut mit einander nach altkatholischem Brauche den Namen des Herrn an. Dort erst wagten sie ihre Rosenkränze, Gebetbücher, Crucifixe und Bilder aus ihren Schreinen hervorzuziehen. Nun mangelte ihnen nichts als der öftere Besuch eines Priesters, um ihre Freude dauerhaft und vollständig zu machen. Aber wohin um Einen gehen, und wer wird sich der Gefahr aussetzen zu uns zu kommen? das waren die Fragen, die lange Zeit niemand beantworten konnte. Endlich hörten sie von Missionären, die sich in Maryland aufhalten sollten. Eine Strecke Weges von dreihundert Meilen durch damals noch morastige, waldige und gebirgige Wüsteneien konnte ihr Verlangen nach einem Seelsorger nicht schwächen. Nach einer vierwöchentlichen, mühevollen Reise und mannigfaltigen Gefahren, kamen sie glücklich

mit einem Geistlichen zurück. Wer sie fragte: wohin sie gehen? und wer dieser da sey? der erhielt immer die Antwort: wir gehen um einen Doctor und dieser ist ein Doctor. Als Priester erkannt, wäre ihr Begleiter des Todes schuldig gewesen. Allein dem P. Farmer, so hieß dieser apostolische Doctor, schien der Tod ein Gewinn. Alle Jahre kam er, oft zweimal nach Makapan. „Nach Verlauf von acht Jahren", erzählte der älteste Seealster Herrn Raffeiner, „nahm er von uns Abschied. Da sagte er unter andern: Gott wird mich noch dieses Jahr von der Welt abrufen, und ihr! ihr kommt fleißig zusammen, leset und betet mit einander den Rosenkranz. Die seligste Jungfrau Maria wird euch dann schon vor dem Abfalle schützen". — Die Weissagung traf ein. Denn noch im nämlichen Jahre starb P. Farmer, ohne vorher gekränkelt zu haben. Makapan aber blieb katholisch, während im Staate New-York und New-Jersey alle katholischen Deutschen den Glauben ihrer Väter verließen, und im ersten Geschlecht in die Ketzerei, im zweiten in das baare Heidenthum fielen. — Wir werden später auf den Zustand dieser Colonie zurückkommen.

In Folge der eben angegebenen Verhältnisse bestand um die Zeit des Unabhängigkeitskrieges die katholische Bevölkerung Nordamerika's aus nicht mehr als 25 bis 30000 Seelen, zumeist Bewohnern der Staaten Maryland und Pensylvanien, deren katholische Einwohner durch die offenen oder geheimen Verfolgungen der Gegner bis zu diesem unbedeutenden Reste zusammengeschmolzen waren. Ungefähr zwanzig Jesuiten, theils geborne Amerikaner, theils Europäer, und eine eben so große, in den Missionen vertheilte Zahl irländischer und deutscher Weltpriester waren ihre Seelenhirten, die sich an manchen Orten verborgen halten mußten, anderswo jedoch sich öffentlich zeigen durften.

So war die Lage der Kirche in Nordamerika vor der Losreißung von England. Wie man auch über den politischen Charakter dieser Staatsveränderung denken möge, das

Factum kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß sie ohne Wissen und Willen der Menschen die Mutter der Freiheit der katholischen Kirche in jenen unermeßlichen Ländergebieten ward. — An die Stelle des puritanischen Glaubenszwanges trat die allerschrankenloseste Licenz; auf eine ausschließende Bevorrechtung des Protestantismus folgte völlige Lossagung des Staates von der Kirche. — War der Wunsch: Allen, die sich im alten Europa in kirchlicher Beziehung gedrückt fühlten, jenseits des Meeres eine freie Stätte zu öffnen, und dadurch zahllose Schaaren von Einwanderern herbeizuziehen, ein Hauptzweck, um dessentwillen dieser Grundsatz ausgesprochen wurde, so ist derselbe vollkommen erreicht. Die Bevölkerung der vereinigten Staaten stieg in einem Staunen erregenden Maaße, und mit ihr die Zahl der Katholiken. Wuchs diese freilich auch durch die Erwerbung von Louisiana und Florida, wo sich ursprünglich viele französische und spanische Katholiken angesiedelt hatten, so besteht dennoch die Mehrheit derselben aus deutschen und irländischen Einwanderern, denen sich während der Revolution ein bedeutender Zuwachs aus Frankreich und den französischen Colonien in Westindien anschloß. Viele treffliche Priester, welche die Schreckenszeit über das Meer getrieben, streuten in ihrem neuen Vaterlande eine Saat, die tausendfältige Früchte trug. Daher gesellte sich zu diesen Elementen in neuester Zeit eine nicht unbedeutende Zahl von Heiden und Protestanten, denen die Barmherzigkeit Gottes das Licht des wahren Glaubens leuchten ließ. — Im Jahre 1790 wurde zu Baltimore der erste Bischofssitz errichtet. Die Zahl der Priester betrug im Jahre 1815: 80, im Jahre 1837 war sie bereits auf 360 gestiegen. Im Jahre 1836 schlug der Bischof Rese von Detroit die Zahl der unter zwölf Bischöfe vertheilten Katholiken schon auf 500,000, den jährlichen Zuwachs auf 60,000 Seelen an. Der Almanach der vereinigten Staaten vom Jahre 1841 gibt bereits die katholische Bevölkerung auf 1,300,000 Seelen an, und der Bischof von New=York glaubt in seinem Berichte vom 6. Januar desselben Jahres,

daß sie sich auf anderthalb Millionen, etwa ein Zwölftel der Gesammtzahl aller Einwohner der vereinigten Staaten belaufe. Heute stehen den Gläubigen bereits ein Erzbischof und fünfzehn Bischöfe vor, und die Zahl der Priester beträgt mehr als fünfhundert, während sich unter denen, die von der Kirche getrennt sind, die kleinen Verschiedenheiten nicht gerechnet, sieben und zwanzig Hauptsecten namhaft machen lassen.

II.

Man würde sehr irren, wollte man die unzweifelhaft günstigen Resultate der kirchlichen Freiheit in Nordamerika einer Großmuth oder Billigkeit der Gegner der Kirche zuschreiben. Wie weit die Gründer der Union von solchen Gesinnungen entfernt waren, beweisen die Schriften von Thomas Paine, dessen Katholikenhaß an Besessenheit gränzt. — Das Factum ist: daß die absolute Losreißung des Staats von der Kirche das unvermeidliche Ergebniß der Zersplitterung des Protestantismus, und ein nothwendiger Moment in der Entwickelungsgeschichte des letztern war. Wollte, durch blutige, europäische Erfahrungen belehrt, keine jener zahllosen Secten der andern den Einfluß gestatten, welchen in der alten Welt das Territorialsystem an die Religion der regierenden Herren knüpfte, — so mußte, mochte man wollen oder nicht, allgemeine, schrankenlose Freiheit jeder möglichen und erdenklichen Art der Gottesverehrung gelten, — und war diese einmal ausgesprochen, so gab es kein Mittel, ausnahmsweise die wahre Kirche unter die Herrschaft eines andern Systems zu stellen. Wäre der weltlichen Regierung eine Einmischung in das Kirchenwesen der Katholiken eingeräumt, oder eine Glaubensverfolgung auch nur nach dieser Seite hin gestattet worden, so hätte sich die Beaufsichtigung und Beschränkung der protestantischen Secten durch die Staatsgewalt, oder umgekehrt, die politische Herrschaft der Prädicanten in unmerklichen Uebergängen von selbst gefunden. Die katholische Kirche wurde also frei, nicht weil man ihr die Freiheit schenken und freiwillig

gewähren wollte, sondern weil man unter den gegebenen Umständen kein Mittel fand, sie ihr zu entziehen, und weil in jenen eigentlich verwickelten Verhältnissen nur die Freiheit der Einen die der Andern im Gleichgewicht halten konnte. — Zudem kann schwerlich geläugnet werden, daß die Stifter des amerikanischen Freithums kaum daran gedacht haben, wie ihr Werk auch den verhaßten Katholiken zu Gute kommen könne. Der Sectenhochmuth jener Zeit war zu groß, und die factische Lage der Katholiken in Neuengland zu gedrückt und entwürdigt, als daß eine ernstliche Besorgniß hätte entstehen mögen: das „Reich des Papstes" werde jemals auf dem Boden der neuen Freiheit Wurzel fassen. — Dessen ungeachtet geschah damals, was unter solchen Umständen geschehen konnte, um die Katholiken von allem Einfluße im Staate fern zu halten. Der Bischof von Charleston erwähnt in seinem Berichte vom März 1833 der Thatsache: daß bei Entwerfung der Verfassungsurkunden der dreizehn Staaten kaum einer derselben Vorsorge zu treffen unterlassen habe, die Katholiken ausdrücklich oder mittelbar von allen Stellen der öffentlichen Gewalt oder des bürgerlichen Vertrauens auszuschließen. Als im Jahre 1789 die gegenwärtige Verfassung der vereinigten Staaten an die Stelle der ursprünglichen Bundesartikel und General Washington als erster Präsident an die Spitze der Regierung trat, übergaben ihm die Katholiken eine Glückwünschungsadresse, worin sie ihn baten, seinen Einfluß bei den Staaten auch auf den Widerruf jener drückenden Clauseln zu verwenden. Der General gab die Ungerechtigkeit dieser Beschränkungen zu, erwiederte jedoch, daß deren Widerruf das Ergebniß der bessern Ueberzeugung ihrer Mitbürger werden müsse, die gleich ihm das Wohlverhalten und die Treue ihrer katholischen Brüder erkennen, und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen würden. Und in der That trat diese günstige Veränderung allmählig in dem Maaße ein, als die Zahl der katholischen Einwanderer wuchs, und der Protestantismus der großen Mehrheit nach und nach aus der alten, fanatisch-

häretischen Steifheit in völlige indifferentistische Auflösung überging.

Der gegenwärtige Zustand ist demnach der, daß jedem Bürger der vereinigten Staaten die volle und uneingeschränkte Freiheit seiner Gottesverehrung durch die Verfassung gesichert ist, und daß die Regierung nicht die Macht hat, sich auf directem oder indirectem Wege in die Angelegenheiten des Gewissens zu mischen. Aber auch die Diener der Kirche stehen unter denselben Gesetzen, wie alle andern Staatsbürger, und keine Staatsbehörde darf sich, unter welchem Vorwande es sey, in die innern Verhältnisse, einer religiösen Genossenschaft mengen. — Eben so wenig sind die Bekenner des einen Glaubens vor andern Religionsverwandten bevorzugt. In Folge dessen ist die Verbindung der nordamerikanischen Katholiken mit dem Mittelpunkte ihrer Kirche keinerlei Art von Controlle unterworfen. Die Bischöfe correspondiren mit dem Papste; sie schreiben vorkommenden Falls an den Kaiser von Oesterreich, wie an jeden andern weltlichen Fürsten in Europa, ohne daß das Staatsrecht von Amerika dadurch gefährdet schiene. Wird ein Erzbischofsitz erledigt, so wählt der heilige Stuhl aus drei Candidaten, welche die Versammlung aller übrigen Bischöfe vorschlägt, den Nachfolger. Der Regierung, wenn sie von diesem Vorgange einmal Kunde erhält, ist jedweder in gleichem Maaße, nicht sowohl persona grata, als vielmehr im eminentesten Sinne gleichgültig, weil sie mit den Vorstehern der verschiedenen Bekenntnisse als solchen gar nicht in amtliche Berührung tritt. Fast alljährlich versammelt sich zu Baltimore ein Provinzial-Concilium, ohne daß die Regierung von dessen Berathungen oder Schlüssen irgend eine Kenntniß nähme oder zu erhalten suchte. — Die Ausschreiben der geistlichen Behörde an die Gläubigen unterliegen keinem Placet; eben so wenig sind kirchliche Einrichtungen und Anordnungen aller Art irgend einer Controlle unterworfen. Der Bau der Gotteshäuser geschieht ohne Hinderniß, wie der von Privatwohnungen; die Errichtung neuer,

die Theilung bestehender Diöcesen und Pfarrsprengel, die Stiftung von Klöstern geht vor sich, ohne daß die Regierung auf amtlichem Wege es auch nur erführe. Unterrichtsanstalten aller Art, insofern die Regierung keine Mittel dazu hergibt, können ohne Anfrage errichtet werden, und die Beaufsichtigung derselben ist nach dem Organismus der dortigen Verwaltung thatsächlich und dem Rechte nach unmöglich. Das Gesetz schützt gleichmäßig das freie Wort in allen und jeden Gemeinden. Der Inhalt der Predigten ist mithin kein Gegenstand polizeilicher Aufmerksamkeit; Druckschriften religiösen Inhalts durch präventive Maaßregeln zu überwachen, hat die Regierung bei der allgemeinen und schrankenlosen Freiheit der Presse weder die Mittel noch den Willen. Conversionen kommen nicht zu ihrer Kenntniß. Mit einem Worte: alle jene lästigen und die Kirche beschränkenden Folgerungen, welche das neuere Staatsrecht von Europa, aus dem „Staatsschutze" zieht, den bei uns die Kirche nach dem Wortlaute der Gesetze genießen soll, fallen in Nordamerika weg; der Staatsschutz mit allen seinen Vortheilen und Nachtheilen ist aus dem einfachen Grunde unbekannt, weil das Gesetz keine Kirche als solche kennt. — Diese ist rein und lediglich auf sich selbst und ihre eigenen Mittel angewiesen. Nur da, wo einzelne Corporationen als solche Eigenthum erwerben wollen, bedürfen sie in manchen Staaten derselben öffentlichen Anerkennung, welche für jede andere, um weltlicher Zwecke willen errichtete, moralische Person nothwendig ist. Das Kloster oder die Kirche steht dann jeder Feuerversicherungs- oder Eisenbahngesellschaft gleich, und das Gesetz bestimmt das Maaß des Grundeigenthums, welches die Corporation erwerben darf. In andern Staaten geschieht jedoch die Uebertragung des Eigenthums lieber auf den Namen von Privatpersonen, die dann für ihren Todesfall durch letztwillige Verfügungen Sorge tragen mögen, was um so leichter möglich ist, als das Erbrecht der vereinigten Staaten keinen Pflichttheil kennt. Daß aber jeder Bischof oder geistliche Vorstand vor Antritt seines Am-

tes in gesetzlicher Form denjenigen und dessen Substituten (als Erben) benenne, denen nach seinem Ableben das geistliche Gut zufallen soll, verordnet aushülfsweise ein Schluß des Provinzialconciliums. Umgekehrt ist aber auch eine von Staatswegen verhängte, gänzliche oder theilweise Einziehung des geistlichen Gutes, ohne den völligen Umsturz der Verfassung der Union, rein und absolut unmöglich, ein Umstand, der gerade in Amerika zu keinem günstigen Vergleiche mit bekannten, europäischen Verhältnissen Anlaß gibt. — Als der Staat Alabama von Spanien an die vereinigten Staaten abgetreten ward, plünderten die Beamten des katholischen Königs bei ihrem Abzuge das Kirchengut in einer so schamlosen Weise, daß der später ernannte Bischof nur eine, von allem Schmuck und Kirchengeräth entblößte, elende hölzerne Hütte fand, worin er die Messe lesen konnte. — Dieß wäre in den vereinigten Staaten freilich nicht zu erwarten, andrerseits aber auch unmöglich, daß die nordamerikanische Regierung kirchliche Zwecke als solche unterstützen dürfte. Der Bischof von Cincinnati erwähnt es in einem Berichte vom Jahre 1832 selbst als eines unerhörten Falles, daß der Kriegsminister der vereinigten Staaten, dem er als ehemaligen Gouverneur von Michigan persönlich bekannt war, welchen Nutzen die katholischen Missionen für die Civilisation der Wilden stifteten, den drei Schulen zu Abre-croche, Green Bai und St. Joseph eine jährliche Unterstützung von 1000 Piastern aus der Staatskasse bewilligt habe. Doch haben andere katholische Schulen, als Anstalten für den öffentlichen Unterricht, wenigstens korporative Rechte erhalten; so das katholische Collegium zu Emmitsburg in der Diöcese Baltimore, und die Erziehungsanstalt der Sulpicianer in demselben Bisthume, welche alle Facultätsgrade mit Ausnahme der akademischen Würden in der Arzneiwissenschaft ertheilen dürfen, und das Seminar zu St. Carolus Borromäus in Philadelphia, zu dessen Begünstigungen es gehört, Bücher vom Auslande ohne Zoll einzuführen.

III.

So wenig die Gegner der Kirche ihr die Freiheit aus gutem Willen eingeräumt haben, so wenig lassen sie es heute an Versuchen fehlen, dieselbe zu untergraben, oder mit offener Gewalt zurückzunehmen. Je mehr der heilige Glaube sich ausbreitet, berichtet der Bischof von Detroit am 3. August 1821, desto mehr schreit der Sectengeist: daß der Staat in Gefahr sey. So z. B. durchlief neulich noch ein Sectenprädicant, Lorenz Daw, das Land und prophezeite: daß die amerikanische Freiheit und die Reinheit des Protestantismus ihrem Sturze nahe seyen. Er betheuerte: daß der Papst sich schon bereite, mit einem großem Herre von bewaffneten Priestern das Land einzunehmen, daß die vielen, von dem Papste in das Thal des Mississippi gesandten Geistlichen lauter Vorboten seiner Heeresmacht wären, daß der Bischof von Cincinnati umherreise, um Alles für die Ankunft des Papstes vorzubereiten. Die Protestanten wurden gewarnt, dem nahenden Verderben nicht so gleichgültig zuzusehen, und den Papisten nicht so viel Spielraum zu lassen, „weil sonst der große Jehova bald keine Anbeter in Amerika finden würde". Unter dem Landvolk fand dieser Sectenprophet großen Beifall, und die fanatischen Prädicanten stimmten freudig seinen Aufruhrpredigten bei. Am wüthendsten geberdeten sich die Calvinisten, deren Prediger, wie ehemals in Europa, aus allen Kräften nach tyrannischer Oberherrschaft strebten. Allein in Amerika nehmen diese Anfeindungen in ihrem Verlaufe eine andere Wendung als diese in unsern europäischen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. — Der eben erwähnte Bericht erzählt, daß vor wenigen Wochen ein Kampf zwischen einem katholischen Priester und dem Koryphäen des Presbyterianismus statt gefunden habe. Die Discussion dauerte vier Stunden lang, während welcher jeder der beiden Redner abwechselnd eine Viertelstunde lang sprach. Das ganze aus den Anhängern der verschiedenartigsten Secten bestehende Auditorium

erkannte zuletzt der katholischen Sache den Sieg zu, und die Calvinisten suchten ihre Niederlage dadurch zu bemänteln, daß sie der größern Gewandtheit des katholischen Priesters den Sieg zuschrieben. Nichts desto weniger wurde der Besiegte von seinem einträglichen Posten verdrängt, und mußte das Weite suchen.

Um dieselbe Zeit wurde zu New-York ein Plan für eine Gesellschaft entworfen, die sich über das gesammte Gebiet der vereinigten Staaten erstrecken und ermitteln sollte: welche Fortschritte die katholische Kirche in Amerika mache; in welchem Staate der Union die meisten Katholiken seyen; wo sie sich am meisten vermehren; wie viele katholische Erziehungshäuser beständen oder errichtet würden. Dann sollten unverweilt die zweckmäßigsten Gegenmittel ergriffen, und hauptsächlich durch protestantische Zeit- und Flugschriften der Verbreitung der katholischen Wahrheit entgegen gearbeitet werden. — Geldmittel für solche Zwecke liefert besonders England, dessen Missionsgesellschaften sich auch bei dieser Gelegenheit als wohlgeeignete Werkzeuge des Geistes der Verneinung erwiesen. — Nachfolgende Stelle aus einem Vortrage, welchen Lord Barley in der Gesellschaft der Freunde kirchlicher Reformation zu London gehalten, wird unsern Lesern in mehrfacher Beziehung interessant und erfreulich seyn. Nachdem der Redner die Fortschritte der Kirche in einem Lande bejammert hat, wo es noch im Jahre 1790 keinen einzigen Bischof gab, sagt er: „Es ist befremdend, daß gerade während die Herrschaft des römischen Stuhles in Europa gestürzt war, während der Papst gefangen gehalten und Rom für die zweite Stadt des französischen Reiches erklärt wurde; es ist befremdend, sage ich, daß gerade dieß die Zeit war, wo sich die päpstliche Herrschaft in Amerika in erstaunlicher Weise ausdehnte". Man hätte annehmen müssen, meint der Redner, daß die Staaten von Nordamerika fortfahren würden, das Bollwerk des Protestantismus zu seyn, selbst dann noch, wenn es gelingen sollte, diesen in Europa zu unterdrücken, und daß dieser Theil der

neuen Welt der letzte Platz der Erde seyn würde, wo der katholische Glaube sich siegreich verbreiten sollte. Aber jetzt, — es sey schwer, sich auch nur mit diesem Gedanken vertraut zu machen! — jetzt sey sogar Boston, sonst das Bollwerk des Protestantismus, der Sitz eines katholischen Bischofs! —

In der That, der Protestantismus hat nicht darauf gerechnet, daß die neue Freiheit ihm diese Früchte tragen könne. Es ist seltsam zu sagen, aber nicht destoweniger buchstäblich wahr: — der Protestantismus macht in Amerika die Entdeckung, daß er ohne eine, ihm dienstbare Polizei und Censur, und ohne von einer absoluten Staatsgewalt gehalten und getragen zu werden, in diesem Jahrhundert nicht mehr bestehen kann, so wie daß gerade die freie, allen Partheien ohne Ausnahme gestattete Discussion, nicht der Wahrheit, sondern ihrem Gegentheil tödtlich wird. In Boston hielt ein calvinischer Prädicant, Namens Beecher, im Jahre 1831 öffentliche Vorlesungen, um zu beweisen, daß die katholische Religion den demokratisch-republikanischen Regierungen und der Sicherheit von Amerika gefährlich werde. — Dieß wurde die Veranlassung, daß der dortige Bischof Bened. Fenwick und sein Clerus andere Vorträge hielten, um diese Anschuldigungen zu entkräften. In manchen cisatlantischen Ländern wäre der bloße Versuch einer solchen Vertheidigung als eigentliches Staatsverbrechen, mindestens als Störung „des Friedens der Confessionen" behandelt worden. — In Boston dagegen hätte umgekehrt der vielköpfige Souverain jeden Versuch: die Discussion zu stören, als einen Zweifel an seiner Intelligenz grausam geahndet. Aus allen Klassen und Secten strömten Zuhörer herbei, und keine Kirche in Boston war groß genug, die Volksmenge zu fassen. — Die katholische Vertheidigung war klug gehalten, und nahm das Interesse der Zuhörer in hohem Grade in Anspruch. Die Folge war, — nicht etwa ein Regierungsbefehl, der sie hemmte (denn der souveraine Haufe fühlte sich, wie gesagt, durch ihren Inhalt angesprochen, und würde entgegengesetzten Falls statt aller Verbote, das viel

wirksamere und kürzere Mittel ergriffen haben, sie nicht mehr anzuhören!) — sondern eine Sitzung der oben erwähnten debating Society: um — ächt amerikanisch! — „über den Anfang, die Beweggründe und die Folgen der beiderseitigen Vorlesungen zu berathen". — Obwohl die Gesellschaft kein katholisches Mitglied zu den ihrigen zählte, ging dennoch der Schluß — nicht auf ein Verbot, denn dazu hatte die Gesellschaft ebenfalls weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen! — sondern auf eine Mißbilligung der Vorträge des calvinischen Angreifers, der nun ergrimmt in einem Zeitungsaufrufe an alle Secten ohne Unterschied appellirte, um sie auf die, dem Staate von Seiten der katholischen Kirche drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

Ist dem Sectengeiste unter den in Amerika obwaltenden Verhältnissen, und dem Charakter dieses Volkes gegenüber, die freie und öffentliche Discussion mit der Kirche augenscheinlich ungünstig, so stehen ihm, außer den gewöhnlichen und auch in Europa landüblichen Waffen der Lüge und Verläumdung, hauptsächlich nur noch offene Gewalt und List zu Gebote. — Es leuchtet ein, daß eine rein demokratische Verfassung, wie die der vereinigten Staaten, für den Fall wenig oder gar keinen Schutz gewähren kann, wo es aufrührerischen Sectirern gelingt, einen Theil der souverainen Masse zu gewaltsamen Schritten gegen die Kirche und ihre Glieder zu verleiten. Fälle dieser Art sind in Amerika bereits vorgekommen, und würden, wenn der amerikanische Volksgeist dieser Richtung nicht widerstrebte, bei der dort obwaltenden Ungebundenheit und der fast gänzlichen Abwesenheit einer vollstreckenden Macht, ohne weiteres zum Religions- und Bürgerkriege, und somit zum raschen Umsturze aller Verhältnisse führen. Ein trauriger Vorfall zu Boston zeigt, wie geneigt der Sectengeist vor wenigen Jahren war, diesen Weg einzuschlagen. In dem dortigen Ursulinerkloster — einem großartigen Gebäude, eine deutsche Meile vor der Stadt, — war eine Kostschule eröffnet worden, die sich schon nach einigen Mona-

ten mit den Töchtern der angesehensten und wohlhabendsten, sowohl katholischen als protestantischen Familien der Umgegend füllte. Bald erwarb sich das Kloster den wohlverdienten Ruhm eines vortrefflichen Instituts, und wurde von allen freisinnigen Protestanten als Erziehungsanstalt für ihre Töchter benutzt. Allein dieß erweckte den Neid und Argwohn der Sectenprediger, die nicht ohne Verdruß zusehen konnten, daß die angesehensten Bürger von Boston ein katholisches Kloster den protestantischen Anstalten vorzogen. Bald wurden in den akatholischen Tempeln giftige Aufhetzungen gegen die Ursulinerinnen laut; man sprach die Besorgniß aus: daß die Klosterfrauen die ihnen anvertrauten Zöglinge zu ihrem Glauben hinüberziehen könnten, wenn ihren Bemühungen nicht durch Gewalt ein Ziel gesetzt werde. So geschah es, daß sich in der Nacht vom 11. August 1834 ein Haufe des niedrigsten Pöbels vor dem Kloster versammelte, es nach mörderischer Bedrohung seiner Bewohnerinnen jauchzend in Brand steckte, und das ganze Gebäude mit Hab und Gut der friedlichen Schwestern von Grund aus zerstörte. Einige jener Frevler wurden zwar ergriffen und vor Gericht gestellt, allein durch den Einfluß der Anstifter des Aufruhrs, vielleicht auch aus Furcht vor der Rache des Pöbels, freigesprochen. Nur ein Bube von 16 Jahren sollte den beleidigten Gesetzen als Opfer fallen, ward nachher aber auch auf allgemeine Fürbitte der Katholiken losgesprochen. Die Unthat konnte freilich nicht ungeschehen gemacht werden, allein zur Ehre der Amerikaner darf nicht verschwiegen werden, daß sie in allen Staaten der Union, und unter allen Bekenntnissen die lauteste Mißbilligung fand, und der Sache der Kirche in Nordamerika eher förderlich als schädlich wurde. — Nach jenem scheußlichen Attentate nahm der Beruf zum klösterlichen Leben, statt sich zu vermindern, auffallend zu, und aufgeklärte Protestanten äußerten, daß sie das von ihren Glaubensgenossen zerstörte Kloster wieder aufbauen wollten *). Die öffentliche

*) S. den Bericht des Bischofs von Detroit Heft IX. S. 29.

Meinung, — die absolute Beherrscherin der jungen Republik — sprach sich wider die gewaltsame Verfolgung Andersgläubiger aus, und die Katholiken waren gegen die Anwendung dieses Arguments fortan besser auf ihrer Hut. Als ein Jahr später ein ähnlicher Schlag in New-York vorbereitet wurde, und die Feinde der Kirche die Kathedrale jener Stadt anzünden wollten, eilten die Irländer mit Wehr und Waffen herbei, und lagerten sich um die Kirche. Der Präsident des Staates ging von einer Parthei zur andern, den Frieden zu vermitteln, und als die Irländer erklärten: sie würden nicht angreifen, aber wer auch nur Miene mache, die Kirche zu beschädigen, sey augenblicklich des Todes, — da zogen die Sectirer unverrichteter Sache ab. Seit jener Zeit hat von ähnlichen Unternehmungen nichts verlautet. Der Protestantismus verfolgt heute seinen Zweck: die Freiheit der Kirche zu untergraben, mehr mit List, und hat zu diesem Ende in manchen Staaten ein Schulsystem erdacht, und in Gang zu bringen gewußt, welches unter dem Scheine des Indifferentismus empörenden Proselytismus zu Gunsten des Sectenwesens treibt. Hiernach muß jeder Bürger zur Errichtung und Erhaltung der öffentlichen Gemeindefreischulen beitragen. In diesen beschränkt sich der Unterricht auf Lesen, Schreiben und Rechnen; dem Gesetze nach sollen jedoch alle Religionen gleichmäßig ausgeschlossen seyn. Dagegen ist jedem Familienvater freigestellt, seine Kinder in was immer für einer Religion, und durch was immer für einen Lehrer unterrichten zu lassen. — Allein gerade diese, scheinbar so liberale Einrichtung wird dem katholischen Glauben, besonders der ärmern, häufig in großer Verlassenheit lebenden Deutschen in hohem Grade gefährlich. — Die Secten benutzen mit sophistischer Umgehung der Gesetze diese Gelegenheit für ihre Zwecke. Die Schulbücher sind, wie ein Missionsbericht eines deutschen Priesters vom 4. Mai 1841 sagt, ketzerische Auszüge aus der heiligen Schrift, oft verfälschte Bibeln und Geschichten, die die boshaftesten Entstellungen der Wahrheit und die gröbsten Lügen

gegen die Lehre und die Gebräuche der katholischen Kirche enthalten. Die Schullehrer sind meistens Protestanten oder Ungläubige, die auf ein paar Monate gedungen werden. Daher herrschen, besonders auf dem Lande, Zügellosigkeit und Unzucht in diesen Schulen, und alle diese Umstände vereinigen sich zum moralischen und physischen Ruin der katholischen Kinder. Zum Glück kann von einem Schulzwange (im europäisch-deutschen Sinne) in Amerika keine Rede seyn. Allein weil Jeder, besonders der Arme, für seinen Beitrag auch gerne etwas genießen will, und jene Schulen, die in der englischen Sprache gehalten werden, den Kindern der Deutschen den wichtigen Vortheil der Erlernung dieses unerläßlich nothwendigen Idioms gewähren, so schicken die (meistentheils armen) deutschen Katholiken ihre Kinder, troß des Verbotes der Priester, häufig in diese Anstalten der Verführung, besonders wo keine deutsche katholische Schule in der Nähe ist. Der würdige Bischof von New-York hat diesen großen Uebelstand besonders scharf in's Auge gefaßt. Sein Bericht (vom 6. Januar 1841) gibt zugleich ein lebendiges Bild, in welcher Weise bei Schlichtung solcher und ähnlicher Angelegenheiten in Amerika verfahren wird. „Diese Sache in Ordnung zu bringen", schreibt der Bischof, „schien mir alsbald nach meiner Ankunft aus Europa um so nothwendiger, als ich erfuhr, daß bereits mehrere Versammlungen (meetings) zum Behufe der Erörterung dieses Gegenstandes gehalten wurden, aber viele Katholiken in ihrer Meinung hierüber getheilt waren. Doch ist es meinen Bemühungen bereits gelungen, sie zu vereinigen. Mehrere öffentliche Zusammenkünfte, und zwar wöchentlich zwei Mal, wurden in der St. Johanniskirche auf meine Veranstaltung gehalten, um die Sache einer gründlichen und reiflichen Berathung zu unterziehen. Ich selbst hielt hiebei jedesmal den Vortrag, und suchte, mit Beseitigung aller politischen Rücksichten, die Gefahr der eingeleiteten Erziehungsweise für unsern Glauben, so wie die Nothwendigkeit darzustellen, daß unsere Jugend unmittelbar in den

Grundsätzen ihres eigenen Religionsbekenntnisses unterrichtet werden müsse. Ich versäumte nicht, in öffentlichen Blättern, die im Rechte gegründeten Ansichten hierüber darzulegen, und das Unrecht bemerkbar zu machen, welches wir im gegenwärtigen Falle nach weltlichen und religiösen Gesetzen erleiden würden. (Der Beitrag der Katholiken zu dem Schulfond beträgt jährlich mehr als 30,000 Dollars.) Es ward demnach von unserer Versammlung eine Adresse der Römisch-Katholischen an die Mitbürger des Staats New-York votirt, und in dem New-York Freemans Journal, so wie in andern Zeitungen der Stadt bekannt gemacht. Die Adresse erregte Aufmerksamkeit, und ihr folgte, da es uns gelegene Zeit schien, am 21. September das directe Petitum an den Gemeinderath der Stadt New-York: einen Theil des gemeinschaftlichen Schulfonds für unsere Zwecke auszuscheiden, und dem Unterhalte und der Erziehung der jungen katholischen Bürger zu widmen. Sogleich wurden gegen das Petitum von Seiten der Public School Society und von den Methodisten Remonstrationen eingelegt, und die Debatten begannen. Zur weitern Erörterung der Sache lud das Gericht der Stadt-Aldermen (Board of Aldermen), dem in solchen Fällen die Jurisdiction zusteht, uns als die Gegner vor seinen Richterstuhl. Da mir besser als jedem Andern die Gerechtsamen unserer Kirche bekannt sind, und mir nicht minder ihre Vertheidigung am Herzen liegt, so wurde ich von der Versammlung zum Sprecher in der Angelegenheit erwählt, und nicht weniger als zwei Rechtsgelehrte, drei protestantische Minister und zwei Doctoren waren meine Opponenten, welche mir gegenüberstanden. Diese griffen unsre Religion auf jede Weise an, aber vermochten nichts gegen die Billigkeit und Statthaftigkeit unserer Forderungen vorzubringen. Ich benutzte zugleich diese Gelegenheit, die Wahrheit unsers Glaubens zu erklären und zu vertheidigen, was gewiß nicht ohne günstigen Erfolg für manche Gemüther geblieben ist, und zeigte unsern Gegnern, wie unwissend sie in den Lehren des katholischen

Glaubens seyen, und wie ungerecht und thöricht oft ihre Angriffe wären, die sie auf selbige machen. Und dieß geschah in Anwesenheit einer ungeheuern Volksmenge, in Gegenwart der angesehensten Bürger der Stadt, vor dem Gemeindegericht und dem Tribunal der Aldermen. Alle Vorträge wurden gedruckt und bilden ein Cahier von mehr als 150 Seiten. — Noch ist kein Beschluß gefaßt und keine Entscheidung hierüber erfolgt *). Ich erwarte sie jedoch in wenig Tagen. Die Botschaft Sr. Excellenz unsers Gouverneurs ist eben erschienen, und ich freue mich, sagen zu können, daß er unsern Ansprüchen sehr günstig ist".

„Was aber immer für ein Resultat unser Petitum rücksichtlich des Schulfonds haben mag, so scheint es mir jedenfalls räthlich zu seyn, auf Mittel zu denken, wie ich unsere Jugend von dem gefährlichen Besuche der Gemeindeschulen loswinden kann. Ich bin zu dem Ende gesonnen, ein Institut der Brüder der christlichen Unterweisung (Establishment of the brothers of christian doctrine) in dieser Stadt zu errichten, und durch selbes den Unterricht unserer Jugend besorgen zu lassen. Die Mitglieder dieses Instituts sind ausgezeichnete Lehrer, und unter ihrer Leitung werden die Kinder Zweifels ohne zu guten Katholiken heranwachsen. Dieß ist wesentlich nothwendig, denn sonst ist es unmöglich Festigkeit, Dauer und Zuwachs unserer heiligen Religion in diesem Lande zu verschaffen". „Ich hatte mich überzeugt, daß diese Discussion viel Gutes hervorgebracht hat. Der Eifer mancher Katholiken wurde erneuert, und ihre Stellung in der öffentlichen Meinung verbessert, der Fanatismus eines Thei-

---

*) Nach einem spätern ungedruckten Briefe ist allerdings die Gerechtigkeit der Forderungen der Katholiken anerkannt, und ein diesen günstiges Gesetz angenommen. Allein dem Bischofe wurden dafür in einer der nächstfolgenden Nächte von einigen protestantischen Eiferern die Fenster eingeworfen. Dieß sind die Onera der Freiheit!

les der Protestanten gedämpft, und das Vorurtheil Anderer zu Boden geschlagen. Viele von denen, welche vorhin unsere Feinde waren und uns haßten, sind uns geneigt geworden, nachdem sie die Wahrheit unserer Religion kennen lernten, und von ihrem Lichte bestrahlt wurden“.

XXVIII.

Briefe aus Paris.

Zweiter Brief.

Ich habe in meinem letztern das Geschichtliche und Statutarische der Universität berührt; es folge nun Einiges über das Verhältniß derselben zu den vorhandenen, durch sie gestalteten und beaufsichtigten, ja man darf wohl sagen geketteten Privatanstalten. Als Summarium des Inhaltes dieser Berichterstattung können nachstehende Worte der Universitätszeitschrift und eines öffentlichen Berichtes gelten: „Die Nachbarschaft der Religion bringt dem Wissen Gefahr; diese mag den Pfad der Entdeckung und des Fortschrittes einzig unter der Bedingung betreten, daß es von religiöser Autorität sich frei mache“? — „Der Secundärunterricht sträubt sich gegen jeden priesterlichen Einfluß. Da die moralische Idee, welche die Welt aufrecht hält, ihre alte Formel verloren hat, eine neue noch nicht aufgefunden ist, wird es kaum möglich, eine solche aufzugreifen“.

Durch die Universität werden alle Bücher bestimmt, welche sowohl in den öffentlichen Schulen als in den Privatanstalten gebraucht werden müssen; sind die Universitätsherren (von deren Lehren und Ansichten später) nicht immer deren Verfasser, so werden doch die Bücher durch dieselben geprüft und gut geheißen. So verschaffte der Großmeister Cousin Anerkennung und Versendung an alle Schulen einem Katechismus, in welchem die Moral auf den Dekalogus sich beschränkt, und das apostolische Glaubensbekenntniß, die Lehre von den Sacramenten, von der Kirche, ihren Gesetzen und Vorschriften in den dritten Theil unter der Ueberschrift: „Vom Cultus“ verwiesen ist. Daneben wird den

Lehrern empfohlen, vorzugsweise die Moral zu behandeln, alles Gewicht auf diese zu legen.

Bei solchem herrschenden Geist dürfen wir uns nicht verwundern, wenn ein Rector in der Zusammenstellung seiner Person mit Strauß durch einen Kritiker sich hoch geehrt fand und laut erklärte; es sey ihm hiemit größere Auszeichnung wiederfahren, als er je hätte erwarten dürfen. Gewiß hatte jener Lehrer den Geist seiner Obern gut begriffen, welcher in der Rede bei einer öffentlichen Preisvertheilung sagte: „In den Dogmen sind bloß speculative und willkührliche Ideen enthalten; es ist für den Menschen gleichgültig, ob er Christ, Jude oder Muselmann sey". — Mehrere Lehrer von Primärschulen gaben ihren Inspectoren auf die Frage: wie sie es mit dem Cultus und der religiösen Moral hielten? Die Antwort: „Dergleichen dummes Zeug (bêtises) lehre ich nicht". Hatte August Comte seine Beförderung zum Lehrer an der polytechnischen Schule etwa folgender Stelle seiner populären Astronomie zu danken? „Die Theologie, welche vielleicht der Kindheit der Welt angemessen seyn mochte, hat ihren Credit verloren. Die Kindermädchen, um die Kleinen folgsam zu machen, drohen ihnen mit dem Vitzliputzli, der sie in den Sack stecken werde, und die Kinder gerathen in Angst und fügen sich. Die Priester gaben den Menschen vor, wenn sie der religiösen Moral sich nicht unterwürfen, würde sie Gott in das höllische Feuer werfen, und die Leichtgläubigen gehorchten. Jetzt hat die Welt ihre Volljährigkeit gewonnen und lacht über den Teufel, wie der junge Mann über den Vitzliputzli. Die Zeit der theologischen Träumereien ist vorüber; bald wird die Religion nur noch für die Hunde gut genug seyn".

Hier hätten wir nun die reine Negation. Wo aber soll das Positive gesucht werden? In der Philosophie, die rein pantheistische Lehren unter der Jugend, als die würdigen, der jetzigen Entwicklungsstufe der Menschheit entsprechenden zu verbreiten, beflissen ist. Ich habe es hier vorerst nur mit den Lehrbüchern zu thun, an die Lehrer selbst wird die Reihe später kommen. Da sollen nun die Schüler durch ein Handbuch der Philosophie zu der Ueberzeugung gelangen: „die Vernunft sey absolut unfehlbar, ein Theil des göttlichen Wesens; nur falle sie in dem Menschen unter das Gesetz des Zeiteinflußes des Irrthums. Den beklagenswerthesten Abweichungen liege aber immer etwas Wahres zu Grunde. Das moralische Bewußtseyn, als besondere Thätigkeit der Vernunft, lehre uns was gut und bös, was an Handlungen, deren Urheber und Zeugen wir sind, gerecht oder ungerecht

sey. Kraft der Offenbarung durch die Vernunft werden wir insgemein und nothwendig auf den Unterschied zwischen Gut und Böse geleitet. (Da hat freilich der Apostel über „die Heiden, die sich für weise hielten", noch sehr unerleuchtete Ansichten.) Das Princip des Guten, absolut betrachtet, ist eines, ewig immer sich gleich, indeß es in seiner Anwendung wandelbar und unendlich dehnbar wird, und wie alles, was von dem Menschen kömmt, unter das Gesetz des Fortschrittes fällt". In einem andern Curs wird geradezu behauptet: „die Gallier hätten keinen schaffenden Gott, sondern Geist und ewige Materie anerkannt. Abälard sey der Vater der heutigen Philosophie, denn er habe rundweg erklärt, daß alle Religionslehren, in Gemäßheit des Vernunftlichtes, müßten erklärt und angenommen werden; und die christliche Religion sey nichts anderes, als die jedes Dunkel frei gewordene und zu ihrem höchsten Ausdruck erhobene menschliche Vernunft. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer entschiedenen Feindschaft gegen jede religiöse Offenbarung und in ihrer Behauptung, diese ersetzen zu können, sey für uns eine Zeit des Ruhms".

Aber vielleicht steht es besser mit dem Lehrbuch der Geschichte? Sehen wir nach. Unter die classischen Bücher, welche den Kindern von 12 bis 15 Jahren in die Hände gegeben werden müssen, zählt die Universität, Voltaires Jahrhundert Ludwigs XIV. und seine Geschichte Karls XII., mit allem ihrem Hohn gegen die katholischen Mysterien, ihrem Spott gegen die Obern und die Einrichtungen der Kirche, mit allen hämischen Seitenhieben auf die Ausübung der Religion und Vielem andern, womit man den Sinn der Kinder nicht besudeln sollte. — Ja die Geschichte Karls XII. wurde noch mit einer Vorrede ausgestattet, worin den Kindern folgendes Erbauliche zum Besten gegeben wird: „Moses ist ein erhabener Schelm, denn nicht nur stahl er den Aegyptern ihre heiligen Gefäße, sondern ihre Ideen, die Einheit Gottes damit. Die Propheten verriethen die beharrliche Idee Jehovahs nicht; sie hatten die göttliche Besessenheit, sie betäubten das Volk mit ihren hochtönenden Prophezeihungen, und weil einer der Seinigen, der zu Nazareth geboren worden (wir haben bis dahin gemeint zu Bethlehem) ihm den gleichen Gott verkündigte, schlug es ihn an das Kreuz". In einem Handbuch der Weltgeschichte zum Gebrauch der Collegien und Normalschulen kann man lesen: „Die Menschenseele, die ihrer selbst bewußt ward, schuf bald geistige Gewalten, die mit der Personification der Natur sich identificirten. Auch fleßen unter dem Gesichtspunkt einer mysteriösen Einigung der höchste Gott und das

All in einander. Gott ist in der Ewigkeit; aus der Ewigkeit geht die Welt hervor, aus der Welt die Zeit, und aus der Zeit die Reihenfolge. Alles im Weltall lebt; Alles lebt das gleiche Leben und dieses Leben ist Gott. Er ist das All in dem All und durch das All". Was für ein Geschichtsunterricht auf solche Grundlagen gebaut werde, das läßt sich leicht denken.

Als Prämie für die Primärschulen wurde ein Buch bestimmt, welches den Titel führt: Instinct und Sitten der Thiere, worin unter andern folgendes zu lesen ist. „Die gemeine Meinung legt dem Menschen Vernunft, den Thieren Instinct bei. Mit Unrecht; denn viele Thiere verbinden mit dem Instinct Vernunft. Die menschliche Vernunft ist von derjenigen der Thiere nicht dem Wesen, sondern bloß dem Maaß nach verschieden, wie eine halbe Elle Tuch so gut Tuch ist, als wie das ganze Stück. Die meisten Thiere besitzen selbst eine Sprache und ein Wörterbuch".

Nachdem ich von den Lehrbüchern gesprochen habe, ist ein Blick auf die Prüfungen zu werfen. Diese stehen theils mit den Lehrbüchern im Einklang, theils sind sie so, daß sie für denjenigen, der sich anderwärts als bei der Universität Kenntniß erworben hat, schwer werden und Zulassung oder Abweisung ganz von dem Willen der Universitätsherren abhängt. Da wird in der lateinischen Sprache vorzugsweise Lukrez gewählt, weil dessen Inhalt der Universitätsphilosophie am übereinstimmendsten ist. Da muß im Griechischen Theokrits erste Idylle mit ihren nackten Unsäuberlichkeiten ausgelegt werden. Da sollte der Jüngling aus der Geschichte wissen, wie viele Kebsweiber Ludwig XV. gehabt habe, oder ob nicht derjenige Papst der habsüchtigste gewesen sey, durch den das Jubiläum eingeführt worden? Nachdem unter dem Sträuben der gewichtigsten Personen die Universität auch noch die Prüfung der Zöglinge der polytechnischen Schule, um sie zu Anstellungen zu befähigen, an sich gerissen hatte, erklärte Hr. Arago in dem Programm derselben, für das Baccalaureat fänden sich Fragen aus der Astronomie, die selbst er zu lösen sich nicht getrauen würde, weil sie ganz unerfaßlich wären.

Die Normalschule zu Paris ist die Anstalt, aus welcher die Facultätsprofessoren und diejenigen der königlichen Collegien hervorgehen. Zwar unterliegen die Stellen selbst freier Bewerbung. Aber weitaus die größere Zahl der Anmeldenden hat ihre Bildung durch die Universitätsherren erhalten; sie verbreiten daher den Geist, der von jenen fleißig in sie eingepflanzt worden ist durch ganz Frankreich, und sehen

scheel auf solche, die auf anderer Laufbahn vorangekommen sind. Die Universitätsherren dagegen betrachten sie als ihre Jünger, für deren Förderung vor andern sie wohl auch etwas thun dürfen. So wurde in dem Bewerbungsprogramm für 1830 gefordert: „man solle alle Stellen, welche dem Demokrit zugeschrieben werden, sammeln und beleuchten". Diese Stellen finden sich vielleicht in fünfzig Bänden zerstreut, welche sämmtlich früher nicht in allen Departemental-Bibliotheken zu finden sind. Zudem war zu Beantwortung der Frage eine Frist von höchstens zwei Monaten eingeräumt. Aber den Zöglingen der Normalschule hatte man die vornehmsten Stellen Demokrits zuvor angegeben, hatte sie darüber disputiren lassen; sie hatten ihre Collegienhefte als Hülfsmittel, und besassen daher eine Ausstattung, die Andere in zwei Monaten sich nicht erwerben konnten.

Wenn man einen Inspector einer Primärschule öffentlich sagen hört: „Meinetwegen mag das Gebet mit oder ohne Autorisation der katholischen Kirche eingeführt seyn; es ist eine Handlung, unter dem Vorwand einer religiösen Erstase predigt man eine egoistische Selbstbeschauung", wenn man dergleichen Aeußerungen vernimmt oder Lehren, wie: Adam, Noeh, Moses sind Mythen, dann mag man wohl die Klage des Globe vom October 1842 begründet finden: „Viele katholische Eltern muß großer Schmerz darob anwandeln, ihre Kinder unter den Händen von Layen-Professoren zu wissen, welche sich in der Religion nicht umgesehen haben, oder, wenn sie darin sich umgesehen haben, unglücklich genug sind, von derselben sich zu trennen. Es ist niederbeugend für fromme Mütter, von ihren zehnjährigen Kindern, wenn sie dieselben am Donnerstag aus der Pension zu sich kommen lassen und über ihre Kenntnisse befragen, hören zu müssen, Adam, Noeh und Moses sind nur Mythen, wie solches in mehreren Pensionen zu Paris gelehrt wird". — Selbst der National nannte im September 1842 die Erziehung der Universität eine ruchlose, immoralische, unzusammenhängende. — Ein Zögling derselben, welcher gestehen darf, von weltlichem Standpunkt genommen durch sie über Verdientes behandelt worden zu seyn, bezeugt um die gleiche Zeit in der Union catholique: „eben weil ich unpartheiisch sprechen darf, erhebt sich mein, bei dem Austritt aus diesen traurigen Schulen wieder erwachter Glaube mit unwiderstehlicher Gewalt. Man darf mir glauben: ich würde für ein Kind der Pestluft den Vorzug vor derjenigen geben, die man an diesen unreinen Orten einathmet, an welchen die Hoffnung des Vaterlandes und der Religion besudelt wird". Kürzer und dennoch schlagend sagte die

Quotidienne: „der Universitätsunterricht ist kein katholischer; nichts ist klarer".

Aber es sind doch, möchte man sagen, vierundzwanzig Generalinspectoren des Unterrichts mit hohen Jahresgehalten und ansehnlichen Reise- und Taggeldern bestellt; diese werden so verderblichen Erscheinungen einen kräftigen Damm entgegenzustellen wissen! O nein! diese Männer sind nicht sowohl Studienaufseher, als Studienmauthner, denen es um Zoll und Steuer der verschiedenen Anstalten zu thun ist, und welchen die Uebereinstimmung der zollbaren Köpfe mit ihren Registern über Alles geht. Die Ermächtigung zu Eröffnung einer Privat-Lehranstalt muß von der Universität mit 300 bis 500 Franken bezahlt, die gleiche Summe alle zehn Jahre, jährlich der vierte Theil derselben entrichtet werden. Von jedem Zögling, der zugleich die leibliche Verpflegung in der Anstalt erhält, ist der zwanzigste Theil des Pensionsgeldes zu entrichten, von den auswärts Wohnenden, bloß die Schule Besuchenden dieselbe Summe, wie für jene, und selbst solche, die als Arme unentgeldlich genährt, gekleidet, unterrichtet werden, sind hievon nicht ausgenommen. Ueber dieses sind noch von jedem Zögling sechszig Franken Studiengeld jährlich zu erlegen. Schwere Strafgesetze beugen jedem Unterschleif vor.

So stürmen die Inspectoren stolzen Blickes, ihre Verzeichnisse unter dem Arm, in die Erziehungshäuser hinein, lassen sich die Rechnungen vorlegen, durchgehen spähenden Auges dieselben, zählen in den Schlafgemächern die Betten, beim Herausgehen aus dem Gebäude die Köpfe, wie man an den Stadtthoren die Ochsenhäupter zählt, die zum Schlachthause getrieben werden.

Wenn der Knabe, der einst an Frankreichs Beamtete, Lehrer, Advocaten, Mediciner, wissenschaftliche Geschäftsmänner jeder Art sich anschließen soll, in irgend einem königlichen Collegium sich vorgebildet hat, nimmt ihn das Quartier latin zu Paris auf, und sendet ihn dann, nach den Zwecken der Universität zugestutzt und in den Geist der Universität eingetaucht, nach der Provinz zurück. Welche Sitte, oder vielmehr Sittenlosigkeit, unter der Mehrzahl dieser Bewohner des Quartier latin herrscht, davon haben deutsche Zeitschriften von Zeit zu Zeit schaudererregende Gemälde entworfen. Was aber und wie es dort getrieben wird, ist oftmals nur Fortsetzung, jedenfalls Folge der Richtung, die bereits in den königlichen Collegien gewonnen worden. In dieser Beziehung lüftet der vor uns liegende Bericht einiger Geistlichen solcher Collegien an einen Erzbischof (geschrieben kurz vor 1830, ver-

öffentlicht im Jahre 1832) von einem düstern Bilde den Vorhang; und — was nicht übersehen werden darf — der Bericht war nicht ein unverlangter, sondern ein auftraggemäßer.

Kaum, sagen die Berichterstatter, daß der Knabe aus dem elterlichen Bereiche in denjenigen der Universität übertritt, bemächtigt sich seiner ein Ueberdruß an allen religiösen Uebungen. Erhalten sich die früher gewonnenen Eindrücke in ihm lebendiger, so sucht er sie doch hinter dem äußern Anstrich von Leichtfertigkeit zu verbergen; er wagt es nicht anders, als mit geschlossenem Buche zu beten, und es bedarf des Muthes für ihn, wenn er das Kreuzeszeichen machen soll. Wie er in den Classen hinaufsteigt, erlischt der religiöse Einfluß, und mit dem fünfzehnten Jahre sieht man unter hundert Zöglingen kaum noch acht ihren österlichen Pflichten genüge thun, es setzt sich ein positiver Unglaube in ihnen fest. Eine äußere Zucht wird zum einzigen Zaum für sie; deßwegen betrachten sie ihre Lehrer als Lohnwächter, das Collegium als eine Gefangenschaft, durchzuckt sie unter allem Schein der Unterwürfigkeit ein Geist der Empörung. Treten sie aus, so läßt sich jährlich unter der gesammten Zahl kaum Einer zählen, welcher christliche Gesinnung bewahrt hat. Wird mithin ein Knabe in ein Haus geschickt, welches vierhundert Zöglinge zählt, so stellen sich auf die Dauer von acht Jahren für Erhaltung seines Glaubens bloß acht bis zehn Möglichkeitsfälle gegen dreihundert und neunzig auf.

Aber, wird man sagen, das sind Zeugnisse von Geistlichen, die der Universität abgeneigt sind, die durch ein gefärbtes Glas schauen, welchen es an Unbefangenheit zu Würdigung eines freien wissenschaftlichen Unterrichts mangelt, welche die lebensfreudige Jugend in eitle Duckmäuser verwandeln möchten. — Hören wir den Arzt, Dr. Lallemant, zu Montpellier im Jahre 1819. „Meiner eigenen Erfahrung gemäß kann man auf Zehn, welche durch Selbstbefleckung ihre Gesundheit untergraben haben, neun zählen, die in einem Collegium oder Pensionat zu Grunde gerichtet worden sind.“ Das hier angegebene Verhältniß ist nicht übertrieben. Mit seinem Eintritt kommt der Knabe in einen Pfuhl der Ansteckung, welcher nur zubald ihn verstrickt; denn das Uebel hat sich als ein endemisches eingenistet und verpflanzt sich ohne Unterbrechung von den Vorfindlichen auf die Neueintretenden. Ich will nicht ins Einzelne eingehen; ich könnte es, denn es sind mir verläßliche Geständnisse vielfach gemacht worden. Nur so viel, Einer sagte mir im Jahre 1838: „„Seyen Sie versichert, demjenigen gegenüber, was ich gesehen habe, könnte man die ruchlosen Werke des Marquis de Sade

noch Schäfergedichte nennen'''. Nach Allem, was mir aus den unmittelbarsten und mannigfaltigsten Quellen zugekommen ist, trage ich keinen Anstand zu erklären, daß man schlechte Bücher nirgends so leicht sich verschaffen kann, daß sie schamloser und ungehinderter nirgends im Umlauf sind, als in den Collegien, und daß die Wurzel des Uebels nicht allein in den Zöglingen, sondern zugleich in dem Bedientenvolk und in den Aufsehern zu suchen ist, und sich nicht bloß durch das Beispiel, sondern selbst durch Drohung und Gewalt fortpflanzt. Glaube man nicht, daß ich von seltenen Fällen spreche, oder der Uebertreibung mich schuldig mache; ich habe vielfältige übereinstimmende Zeugnisse".

Die Zeugnisse ließen sich leicht vermehren; es möge nur noch dasjenige zweier Schriften über den Volksunterricht folgen, daß nämlich unter 77 bestehenden Normalschulen bloß eilf in Beziehung auf religiösen und sittlichen Unterricht befriedigende Resultate aufweisen können.

Noch einige Thatsachen, wie Universitätsglieder ihre Lehren in Anwendung zu bringen versuchten, mögen folgen. In Boulogne ließ sich ein Inspector, während er die Inspection vornahm, Versuche gegen die Schamhaftigkeit eines zwölfjährigen Mädchens beigehen. Im Departement der Vogesen mußte ein Lehrer zur Zwangsarbeit verurtheilt werden, weil er auf ähnliche Weise die pantheistischen Lehren seiner hohen Obern gegen eine große Zahl Mädchen in Anwendung zu bringen versucht hatte. Im Departement Pas-de-Calais folgte ein anderer der Predigt der Schullehrer-Zeitung (Echo des Ecoles primaires), und verleitete zwanzig Zöglinge, mit ihm zum Protestantismus überzugehen. Auch sah man im Jahre 1842 noch mehrere Anhänger des Abbé Chatel, durch ihr Universitäts-Diplom geschützt, religiösen Unterricht ertheilen.

Verirrungen kommen überall vor; die Hauptfrage ist diejenige: wie verhalten sich dabei die Obern, wenn dergleichen ihnen zu ihrer Kunde gelangen? Auch hievon ein Beispiel. In Bordeaux bemühte sich der vierundzwanzigjährige Professor Prevost, zum Aerger aller christlichgesinnten Eltern, die Philosophie seines Meisters Cousin in dem Collegium an den Mann zu bringen. Eine große Anzahl Familienväter reichte dagegen Vorstellungen bei dem Minister ein; Hr. Perret, der Provisor der Anstalt, that das Gleiche. Da beide Klagen wirkungslos blieben, gab Hr. Perret seine Entlassung ein, und lieber opferte man den gereiften, erfahrungsreichen, für die Anstalt wohlbesorgten Mann, als den neugebackenen Professor mit seiner pantheistischen Weisheit. Nun erklärte auch der Rector der Akademie die Unter=

verträgsamkeit seiner Ueberzeugung mit den Lehren des jungen Professors; und auch seine Entlassung wurde angenommen. Ein neu ernannter Provisor wollte im vorigen Jahr aus gleichem Beweggrund das Gleiche thun. Endlich drohte der Erzbischof, auf das ganze Collegium das Interdict zu legen. Da wurde der Professor zuletzt anderswohin versetzt, aber ein Gesinnungsverwandter ihm zum Nachfolger gegeben.

Während die kaiserlichen Edicte nur die sämmtlichen Knabenschulen ins Auge faßten; während die Restauration über deren Bestimmungen nicht herausschritt; während die Charte von 1830 Freiheit des Unterrichtes eidlich angelobte; während bei dem Proceß der Hrn. Lacordaire und seiner Gefährten ganz Frankreich auf ihre Seite sich stellte; während die weibliche Jugend keine Staatsdienste und keine öffentliche Wirksamkeit im Auge haben kann, suchte die Universität auch diese in ihre Fänge zu bringen, und war so glücklich, durch eine Ordonnanz vom 23. Juni 1836 jene Anstalten denjenigen für die Knaben gleichstellen, ihren vrederblichen Einfluß auch auf sie ausdehnen zu können.

Fortan müssen Erzieherinnen erst um ein Leumundszeugniß — bei Leibe nicht bei ihrem Pfarrer — sondern bei dem Maire sich umsehen, darauf vor einer Commission, die der Großmeister nach freier Lust bestellt, sich über alles Mögliche prüfen lassen; sodann zu Errichtung eines Pensionats um Ermächtigung von dem Großmeister und seinem Rath, zu Aufnahme von bloßen Schülern bei dem Rector des Ortes sich bewerben. Glauben die Mütter, ihre Mädchen an eine gesicherte Freistätte, in ein Heiligthum der Reinheit des Geistes und des Herzens untergebracht zu haben, so könnten sie leicht sich täuschen, denn die Anstalt ist der Inspection unterworfen, welche Leuten übertragen werden kann, wie in Lille dem Verleger der „Bibliothek der Liebenden“. Findet ein solcher Inspector zu Besuchen sich angezogen, so kann er zu jeder beliebigen Stunde sich einfinden, die Mädchen zu Schau an sich vorüberziehen lassen, mit seinen lüsternen Blicken sie verwunden, sie befragen, prüfen, wie es ihm einfällt. Weder das Innere eines Klosters, nicht einmal die Schlafstätten dürfen vor den Gewalthabern des Monopols, wenn sie in dieselben eindringen wollen, verschlossen bleiben.

Auch für diese Anstalten werden die Bücher durch die Universität bereitet, wie für diejenigen der Knaben; die Lehrbücher der Geschichten müssen für jene geprüft werden, wie für diese. Man spielt den Erzieherinnen Schriften zu unmerklicher Vergiftung in die Hände, wie das

Buch, worin ein Gottlieb Martin und eine Natalie Cajolais mit einer Leichtfertigkeit, die über das Erröthen hinaus ist, den Glauben und die Sittlichkeit benagen; wie das Lehrbuch für mütterliche Erziehung des Juden Levi Alvarès, welches die Quintessenz der Gottlosigkeit des Universitätsunterrichts in sich schließt.

Wer über den Stand und den Einfluß des Universitätsmonopols hellen Aufschluß zu erhalten wünscht, den verweisen wir auf ein an Thatsachen sehr reiches, in seinen Urtheilen höchst gesundes, in jeder Beziehung äußerst merkwürdiges Werk unter dem Titel: Memoires pour servir à l'histoire de l'instruction publique, ou genie de la Revolution consideré dans l'education. III Vol.

XXIX.

Russische Physionomien nach deutschen, italienischen, dänischen, schwedischen und französischen Berichten.

In dem Charakter der Völker, wie in dem der Eizelnen, gibt es Züge, welche sich im Laufe der Zeit und im Wechsel der Schicksale mehr oder minder leicht verwandeln; es gibt aber auch andere, die, weil sie in ihrem eigensten und innersten Wesen begründet sind, nach Jahrhunderten, ja nach Jahrtausenden kaum verdunkelt, in ihrer ursprünglichen Frische und Stärke immer wieder von Neuem hervortreten. Nehmen wir z. B. die Franzosen. Welche Schicksale sind in den letzten zwei Jahrtausenden nicht über den französischen Boden, tiefe Spuren zurücklassend, hingezogen! Viele fremde Elemente haben sich diesem Volke von allen Seiten beigemischt. Selbst seine alte galische Sprache hat es mit der romanischen, der gemeinsamen Tochter römischer und germanischer Unterjochung, vertauscht. Und diese romanische Sprache selbst, welche Metamorphosen hat ihr Geist und ihre Form nicht durch-

gemacht! Welcher Abstand zwischen der gemüthvollen, treu=herzigen Einfachheit eines Joinvilles, eines Froissarts und dem oratorischen Glanze der akademischen Hofscribenten Louis XIV.! und wie hat sie sich seit dem wieder, Hand in Hand mit dem Terrorism und den Fieberträumen der Revolution, den Sieges-Bülletins des Kaiserreichs, den politischen Debatten der Restauration, der skeptischen Apathie der Justemilieu=Dynastie, immer anders und anders umgewandelt, und wandelt sich noch täglich, aller akademischen Autorität zum Trotze, unter unseren Augen um. Und doch nach allen diesen Veränderungen der Sprache, denen eine veränderte Denk= und Gefühlweise nothwendig entspricht, wie viele von den Zügen, welche Cäsar im Beginne unserer Zeitrechnung an den Galliern als charakteristisch mit seinem durchdringenden Feldherrenauge wahrgenommen, lassen sich nicht in der Physionomie der Franzosen unserer Tage wieder erkennen? Und mit uns Deutschen, wie sehr wir auch verphilistert sind, und in unseligem Zwiespalt gegen unser eigenes Fleisch gewüthet haben, verhält es sich nicht viel anders, wenn wir die Germania des Tacitus lesen.

Es ist daher eine der lehrreichsten und nützlichsten Aufgaben für den Politiker wie für den Philosophen, die Physionomie der einzelnen Völker mit vorurtheilfreiem Auge zu studiren, und darin das Bleibende und Wesentliche von dem Zufälligen und mehr Aeußerlichen zu scheiden. Ist diese Kenntniß dem einheimischen Gesetzgeber unentbehrlich, dessen Hauptziel es seyn soll, die starken und guten Seiten seines Volkes vorzüglich auszubilden, um in ihnen ein Gegengewicht gegen die seinem Charakter anhängenden Schwächen und Mängel zu finden, so ist auch für den Fremden und namentlich für den Nachbarn eine gerechte Würdigung nicht minder von der höchsten Wichtigkeit, denn nur so wissen wir, wessen wir uns von unseren Nachbaren zu versehen haben, und nur so erhalten wir für unser Benehmen eine Richt=

schnur, wie sie unsere Ehre, und unsere Wohlfahrt und Sicherheit fordert.

Wie man nun auch übrigens von dem künftigen Schicksal Rußlands und seinem Berufe zu einer größeren Herrschaft denken möge, so viel ist jedenfalls gewiß: Rußland hat sich wenigstens für die Gegenwart durch die ungeheuere Erweiterung seiner Macht einer Stimme in dem europäischen Fürstenrathe bemächtigt, wodurch es über das Schicksal der Welt mit entscheidet. Da es aber zu gleicher Zeit seinen eisernen Ellbogen uns scharf in die Seiten gestoßen, so daß wir zwischen ihm und Frankreich in der Mitte, an dem freien Athmen nicht wenig behindert sind, darum hat wohl Niemand ein dringenderes Interesse, sich über den russischen Charakter ein richtiges Urtheil zu bilden, als gerade wir Deutsche. Dieß sind die Gründe, die uns bewogen, in den folgenden Blättern einige Beiträge zu einem russischen Charakterbilde aus den Berichten von Augenzeugen verschiedener Nationen zusammenzulesen.

Es ist allerdings wahr, in nichts spiegelt sich der Charakter eines Volkes mehr ab, als in seiner Geschichte; denn seine Geschichte ist ja eben das Ergebniß seines ganzen Lebens, ein Gewirk, an dem Alle mehr oder minder mitweben! Allein die Geschichte ist nicht die einzige Quelle, seinen Charakter kennen zu lernen; die Berichte solcher, welche seine Städte und Länder durchwandert, und seinem Handel und Wandel, auf dem Markte, in der Kirche, im Inneren des Hauses zugesehen, sind nicht minder beachtenswerth; ja beide Quellen vereint bilden erst eine vollendete, lebendige Anschauung, wie denn der Vater der griechischen Historie, Herodot, ehe er die Perserkriege beschrieb, den Wanderstab zur Hand nahm und die Länder des Orientes, von denen die Feinde der Hellenen gekommen, mit forschendem Auge und horchendem Ohre durchpilgert. Je verschiedeneren Ständen, Lebensverhältnissen, Nationen aber solche, die Länder durchwandernde Beobachter angehören, um so vielseitiger wird auch

nothwendig die Auffassung seyn, um so leichter der Leser das Wesentliche, was Allen sich unwillkührlich aufgedrängt, erkennen, und jede confessionnelle oder nationelle Einseitigkeit und Ungerechtigkeit vermeiden, denn was dem Einen entgangen ist, das nimmt der Andere wahr.

Der einfache Wanderer, der zu Fuß, den Bündel auf dem Rücken, seine Straße dahin zieht, sieht und hört Manches, was dem Reichen und Vornehmen vorborgen bleibt. Er läßt sich mit denen, welche dieselbe Straße ziehen, in vertrauliche Gespräche ein; er sitzt in der Schenke mitten unter der Masse des Volkes ein unbeobachteter Beobachter; er sieht seine ungebundene Lust, er hört seine Klagen und Seufzer; geht er bei einbrechender Nacht durch ein Dorf, so tritt er vielleicht an ein erleuchtetes Fenster, um nach dem rechten Wege und der Entfernung der Herberge sich zu erkundigen, und da sieht er beim stillen Scheine der Lampe vielleicht rings um den Herd die ganze Familie, die das Auge keines Fremden ahnet; er sieht, vom Lampenlicht erleuchtet, jede Miene vom Großvater bis zum Enkel; nichts von dem häuslichen Leben bleibt ihm so verborgen. Anders der fürstliche Abgesandte; er kömmt mit Kenntnissen ausgerüstet und Empfehlungen; sein Blick hat sich in der Erfahrung geübt; ihm öffnen sich die Paläste der Großen; der Fürst selbst empfängt ihn, und so hat er gar manche Gelegenheit und Mittel, Vieles zu erfahren. Allein die Unabsichtlichkeit fehlt; Alles tritt ihm mehr oder minder absichtlich und vorbereitet gegenüber; Jeder will in dem günstigsten Lichte erscheinen und sucht die schwachen Seiten zu verhüllen. So wird daher der Bericht des Einen gar wohl den des Andern ergänzen.

Ist aber die Beobachtung irgendwo erschwert, so ist es in Rußland. Der Grund hievon liegt in dem seit lange dort üblichen Verheimlichungssystem. Jahrhunderte, ehe Frau von Stael sagte: „in Rußland ist Alles ein Mysterium“, galt diese Maxime am moskowitischen Hofe. Fremde Gesandte wurden wie Pestkranke in eine klösterlich verpali-

sadirte öffentliche Herberge, eine Art von Quarantaine, gleichsam gefangen gesetzt; sie durften mit Niemand verkehren, ihre Pferde nicht einmal zur Schwemme führen lassen; ja selbst der Anblick der gegenüberstehenden Häuser war ihnen unmöglich gemacht. Die gleiche Regierungsmaxime erlaubte keinem Russen eine Reise ins Ausland. Mit welcher Strenge noch heutigen Tages die russische Censur jede freimüthige Aeußerung, ja die Erzählung der weltkundigsten Thatsachen unterdrückt, ist bekannt; mit welchen Schwierigkeiten sie das Passwesen umgibt, in welch unerträglicher Weise sie den Gränzverkehr hemmt, ist oft genug der Gegenstand öffentlicher, vergeblicher Klagen gewesen. Absperrung und Abschließung ist die Devise ihres schismatischen Geistes, der sich aus dem gleichem Grunde auch mit aller Hartnäckigkeit sträubt, einen Bevollmächtigten des päpstlichen Stuhles bei sich zu empfangen, der über die wahre Lage der Dinge Bericht erstatten könnte; während doch umgekehrt das Personal keiner Diplomatie im Auslande so zahlreich ist, als gerade das der russischen. Daß unter diesen Umständen, wie sie seit Jahrhunderten in der nordischen Erstarrung bestehen, die Hilfsmittel nicht eben allzu zahlreich sind, läßt sich denken; hienach sind die Anforderungen zu bemessen und die Nachrichten zu beurtheilen.

Die Bruchstücke nun, die hier folgen werden, gehören verschiedenen Nationen an, und fallen in die Zeit nach der Befreiung aus der mongolischen Dienstbarkeit, weil der heutige russische Charakter sich eben unter und durch das tatarische Joch gebildet. Was aber allen ohne Ausnahme zu Grunde liegt, das ist eben jener sclavische Zug; despotischer Sinn oben und knechtischer Sinn unten, ist die Signatur des russischen Lebens. Doch wir wollen unseren Berichterstattern nicht vorgreifen, sondern sie selbst hören. Den Reigen möge ein Deutscher, Sigismund Herberstein, eröffnen. Zweimal hatte er, im Auftrage Maximilians und Ferdinands von Oesterreich, eine diplomatische Mission nach Rußland; er

hielt sich mehrere Jahre daselbst auf, und erlernte die russische Sprache vollkommen. Die Gesandtschaft für den Erzherzog Ferdinand trat er am 1. Februar 1525 an, und im Jahre 1549 erschienen zum erstenmal seine Rerum Moscoviticarum Commentarii, neuerdings abgedruckt in den: Historiae Ruthenicae Scriptores exteri saeculi XVI. collegit et ad veterum editionum fidem edidit Adalbertus de Starczewsky vol. I. p. 1 — 100. Wir lassen nun seine Beobachtungen über jenen sclavischen Geist folgen, wie er sich bei den Russen unter der mongolischen Dienstbarkeit so vorherrschend ausgebildet. Herberstein's Urtheil lautet:

„Dieß Volk hat mehr Gefallen an der Knechtschaft, als an der Freiheit; denn auf dem Todesbette schenken sie gewöhnlich einigen ihrer Sclaven die Freiheit; allein diese begeben sich gegen ein Handgeld unverzüglich bei anderen Herren in Dienstbarkeit. Wenn der Vater, wie es herkömmlich ist, den Sohn verkauft, und dieser auf irgend eine Weise die Freiheit erlangt hat oder freigelassen worden, so kann der Vater ihn wieder und wieder, kraft seiner väterlichen Gewalt, verkaufen. Nach dem vierten Verkauf jedoch bleibt ihm kein Recht mehr an den Sohn. Mit dem Tode kann nur der Fürst Knechte und Andere bestrafen".

„Alle nennen sich Chlopen, d. h. Knechte des Fürsten. Eben so haben die Vornehmen ihre eigenen Knechte, größtentheils gefangene oder gekaufte; Freie, die sie in die Dienstbarkeit aufnehmen, dürfen nicht zu beliebiger Zeit weggehen. Geht einer ohne Erlaubniß des Herrn, so nimmt ihn Niemand an. Wenn der Herr einen guten und geschickten Knecht nicht wohl behandelt, so wird er dadurch bei Anderen übel berüchtigt, und er kann später keinen anderen Diener erlangen".

„Die Lage der Frauen ist eine gar klägliche. Keine gilt für ehrbar, wenn sie nicht eingeschlossen im Hause lebt und so bewacht wird, daß sie nirgend erscheint. Im Hause eingeschlossen spinnen und nähen sie; sonst haben sie daheim nichts

zu sagen und zu thun. Eine gilt für wenig verschämt, wenn sie von Fremden oder Auswärtigen erblickt wird. Alle Hausarbeiten werden von Knechten verrichtet. Was von Frauenhand getödtet wird, Hühner oder andere Thiere, verabscheuen sie als unrein. Bei den Aermeren jedoch verrichten die Frauen die Hausarbeiten und kochen. Wenn die Männer und Sclaven zufällig abwesend sind, und sie Hahnen schlachten wollen, so stellen sie sich an die Thüre, halten das Thier und das Messer in der Hand, und bitten die vorübergehenden Männer inständigst, es zu tödten. Sehr selten wird ihnen der Besuch der Kirchen, noch seltener der von Gesellschaften bei Befreundeten gestattet, wenn ihr hohes Alter sie nicht über allen Verdacht hinaussetzt. An bestimmten festlichen Tagen jedoch erlauben sie ihren Frauen und Töchtern Zusammenkünfte auf anmuthigen Wiesen, wo sie, auf einer Art von Glücksrad sitzend, sich auf- und abschwingen; oder sie knüpfen auch einen Strick an und hängen sich daran, oder setzen sich darauf und schaukeln sich also; wieder unterhalten sie sich mit gewissen Gesängen, zu denen sie die Hände zusammenklatschen; Tänze führen sie keine auf. Zu Moskau wohnt ein sicherer Deutscher, ein Eisenschmied, Namens Jordan, der sich eine Russin zur Frau genommen; nachdem sie eine zeitlang bei ihrem Manne gewohnt, richtete sie bei einer gewissen Gelegenheit freundschaftlich das Wort an ihn: liebster Mann! sprach sie, warum liebst du mich nicht? Der Mann erwiderte: ich liebe dich ja recht sehr. Ich habe aber noch kein Zeichen deiner Liebe, entgegnete sie. Der Mann fragte sie, welche Zeichen sie darunter verstehe. Du hast mich noch niemal, erwiderte sie, geschlagen. Ich wußte noch nicht, entgegnete der Mann, daß Schläge ein Zeichen der Liebe seyen; aber auch daran will ich es nicht fehlen lassen. Und somit prügelte er sie denn kurz darauf grausam durch, und gestand mir, daß seine Frau ihm seitdem mit viel größerer Liebe begegnet sey, und während unseres Aufenthaltes in Moskau gab er ihr Schläge auf den Nacken und die Beine".

So weit Herberstein. Ein Italiener, Alexander Guagnini aus Verona, bestätigt die gleiche Beobachtung in Betreff jenes asiatischen Zuges knechtischer Unterwürfigkeit. Auch er kannte Rußland sehr wohl, da er in russischen Diensten als Hauptmann des Fußvolkes auf der Burg Vitebs, unter Iwan Wassilewitsch, unweit Moskau lag. Als Ausbeute seiner Beobachtungen verfaßte er eine Schrift unter dem Titel: Omnium regionum Moscoviae monarchiae subjectarum morum et religionis descriptio et gesta tyranni Joannis Basilidis ex Sarmatia ed. Bernh. Albinus, Spirae 1581 *). Er beginnt, in die Worte Herberstein's einstimmend:

„Dieß gesammte moskowitische oder russische Volk erfreut sich mehr an der Knechtschaft, denn an der Freiheit, und dafür haben sie in ihrem eigenen Fürsten einen vortrefflichen Executor. Denn Alle, wes Standes sie seyen (ohne Ansehen der Person), werden von der härtesten Knechtschaft herabgedrückt, wie ich später bei den Thaten des gegenwärtigen Fürsten erzählen werde. Die Adelichen, die Magnaten, die Vorgesetzten, die Höchsten und die Räthe, Alle nennen sich Chlopen, das heißt die niedrigsten und geringsten Knechte des Großfürsten, und was sie an beweglichem und unbeweglichem Hab und Gut besitzen, sehen sie nicht sowohl sich als dem Großfürsten gehörig an. Wie aber der Ritterstand von dem Großfürsten unmittelbar, so werden Volk und Bürger von dem Adel, von den Magnaten auf das härteste gedrückt; die Güter der Bauern und Bürger sind als Beute der Raubsucht der Soldaten und Adelichen ausgesetzt, und aus Verachtung werden sie schwarze Menschen oder Christen gemeinhin genannt. Sechs Tage der Woche arbeiten die Knechte für ihre Herren, der siebente wird ihnen für ihre eigene Arbeit erlaubt, aber auch diese arbeiten nicht, werden sie nicht recht geprügelt. Sie haben auch von ihren Herren bestimmte Ackergründe und Wiesen angewiesen, wovon sie leben und wofür

*) Neu abgedruckt bei Starczewski Scriptores vol. I.

sie einen Jahreszins zahlen. Die Handwerksleute verkaufen ihre Arbeit vorschriftsmäßig um einen geringen Preis. Wenn der Fruchtpreis steigt, so sind die Handwerker, bei allzu dürftigem und elendem Preise, so gestellt, daß sie mit noch so angestrengter Tagesarbeit kaum das nackte Brod verdienen können. Bürger und Kaufleute werden gleichfalls mit den schwersten und unerträglichsten Abgaben und ersonnenen Erpressungen belästigt, die es zu lang wäre hier aufzuzählen. Hat der Großfürst durch Denuncianten (deren der Hof voll ist) Kunde von einem Kaufmann erhalten, der an Silber oder Gold etwas reicher ist, so läßt er ihn sich vorstellen, und indem er ein Verbrechen ersinnt, spricht er: deine schändliche Missethat ist uns zu Ohren gekommen, damit du als ein Verbrecher gestraft werdest. Betheuert jener nun, er sey unschuldig angeklagt, so pflegt der Großfürst zu erwiedern: das mögen die Seelen der Zeugen, die dich angeklagt, wissen, mich aber geht es nichts an. Sogleich wird er auf Befehl des Großfürsten ergriffen und so lange geknutet, bis er die vorgeschriebene Geldsumme dem Großfürsten auszahlt".

„Bei den Moskowiten besteht das Herkommen, daß alle Schuldner, die ihre eingegangenen Verbindlichkeiten nicht erfüllen können, vorschriftmäßig an einen bestimmten, öffentlichen Ort geführt, und dort von den öffentlichen Gerichtsknechten mit Knuten und Stöcken auf die Waden und Schienen hart, und ohne Erbarmen, so lange geschlagen werden, bis sie, woher immer, den Gläubigern das Ihre zurückstellen; können sie dieselben aber nicht befriedigen, so werden sie gezwungen, nach vielen Stockschlägen, den Betrag der Schuld bei den Gläubigern abzuverdienen. An denselben Ort werden auch alle jene vor den Großfürsten geführt, die der Beleidigung angeklagt sind; gehören sie zu den Reichern, so werden sie, wes Standes sie auch immer seyen, so lange geknutet, bis sie die befohlene Summe (obschon sie dieselbe niemal schuldeten) dem Großfürsten ausbezahlen. Alle besitzen in der Regel gekaufte oder gefangene Sclaven, denen sie häufig auf

dem Todesbette die Freiheit schenken. Diese aber an die Knechtschaft gewöhnt, verkaufen sich sogleich wieder bei anderen Herren in Dienstbarkeit. Die Knechte klagen oft gegen die Herren, daß sie nicht gehörig von ihnen geprügelt werden; sie glauben nämlich, daß sie den Herren mißfällig seyen, und daß es ein Zeichen ihrer Unzufriedenheit sey, wenn sie nicht häufig geprügelt und gescholten werden".

Das Aussehen des Großfürsten Iwan Wassilewitsch selbst schildernd, fährt der dänische Agent, Jakob Ulefeld, in seinem Hodoeporicon Ruthenicum also fort:

„Der Fürst war von so stolzem, hochmüthigem Sinne, die Augenbraunen hob er unmäßig in die Höhe, die Hüften richtete er auf, der ganze Körper war aufgeblasen, besonders nachdem er seinen Titel gehört. Die Russen trifft daher ganz vorzüglich das Sprüchwort: wie der Herr, so sind die Sitten der Diener. Sie sind überdieß schlau, verschmitzt, hartnäckig, zügellos, feindselig, mißwillig, um nicht zu sagen böswillig, unweise, zu allem Bösen geneigt, statt der Vernunft der Gewalt sich gebrauchend, und glaube mir, aller Tugend baar. — Was ich von ihrer Lebensweise sagen soll, weiß ich nicht, da der Krieg ihre einzige Beschäftigung ist, und sie darin Mühseligkeiten erdulden und Hunger und Durst leiden, so daß Alle ein Leben, wie das der wilden Thiere zu führen scheinen. Mit bloßem Brode befriedigen sie meist ihren Hunger, Mit Wasser stillen sie ihren Durst. Dabei trinken sie auch ein gemeines Bier. Selten wird ihnen gestattet, zu Hause zu seyn, meist müssen sie Heerfolge leisten, bald die Gränzen von Rußland gegen die Tataren, bald die von Livland gegen die Schweden und Polen zu vertheidigen".

(Fortsetzung folgt.)

XXX.

Kurze Antwort auf eine weitläufige Frage, oder „Was wollen eigentlich die Münchener Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland. Leipzig, Verlag von Fort. 1843".

Die heutige Menschheit hat sich, so zu sagen, einen Wolf geritten; da sitzt ihr dann der Wolfsmuth in allen Gliedern und möchte sich gern auslassen am Nebenmenschen. Wie bei den alten Neuren und Arcadiern ist es eine Epidemie und Endemie geworden; die sanftmüthigsten Philister, wenn vom Geist ergriffen, hängen die menschlichen Kleidungsstücke an einem Baume auf, schwimmen dann über einen kleinen Strom hinüber, und wie sie ans Land gestiegen, finden sie in complete Wärwölfe sich verwandelt, die, bis die Laufzeit vorüber, alles zusammenbeißen. Die Hist.-pol. Blätter für alle Humanität und die aufrechte Menschengestalt, und sittsames Stillleben höchlich enthusiasmirt, haben seither auf diesen inhumanen, vierfüßigen Wolfsgeist vielfach gefahndet, und sind dadurch in alle Verdrießlichkeit mit seinem ganzen Geschlecht verwickelt worden. In der Waldeinsamkeit hat daher ein großer Auflauf sich begeben: es ist nicht auszuhalten, wie man bei seinem Unglücke noch geschoren wird! das ewige Halloh mit Hu! Hu! im Walde, das Klaffen und Bellen und Schießen mitten in der Friedenszeit, es ist zum rasend werden; keine Ruhe und kein Verschnaufen bei Tag, wie zu nächtlicher Zeit, wo sich doch alle Creatur erquickt; selbst wenn wir der Großmutter Haube uns aufsetzen, und friedlich gesinnt, uns zu Bette legen, werden wir von der wilden Jagd immer wieder aufgestört. Auf! laßt uns ein Ende machen und die Jä-

ger selbst als jagdbares Wild erklärend, auf sie ein Gejägd machen nach Herzenslust. Wie gesagt, so gethan; am Morgen haben sie ein Wölflein, so groß ungefährlich, wie ein kleines Jagdhündlein ausgewählt, es gehörig zum Boten ausstaffirt, und dann den Blättern hingesendet, damit es ihnen den Krieg ankündige. Der Fant hat sich aufgemacht, und nachdem er die Milchzähne an einem Hühnlein Capaune, sich gewetzt, ist er tapfer vorgetreten, und hat rund erklärt: die Jagd der ehrsamen Wölfe auf die Jäger sey hiemit aufgethan! also frisch und fröhlich begonnen, hat er gerufen; jeder Gefährte im deutschen Vaterlande mag einen delicaten Bissen sich versprechen; das wird zartes Prälatenfleisch setzen. Die Jägerei ist auf den Spaß eingegangen, und hat erwiedert: tapferer Wülfing! sag den Deinen, sie werden uns am bewußten Orte finden; sie sollen nur immer dem Wind entgegenlaufen, und mit ihrem Paß und Insiegel dabei an sich halten; Grube, Garn und Falle sollen sie sorgsam meiden, und darum in der Enthaltsamkeit sich üben, damit sie nicht in allzu großem Eifer nach dem Braten in die Fallstricke fallen. Die Zähne, die ihnen nach delicatem Menschenfleisch wässern, sollen sie in Zeiten sich ausbrechen lassen, sonst müssen sie neun andere Jahre laufen; von dem Prälatenwildprät, das nach ihrer Aussage wie Lammfleisch schmeckt, ist ihnen vollends abzurathen; auch sollen sie sich hüthen, in ihrer Brunst sich wieder untereinander aufzufressen, sonst aber in des Dichters Virgilius Bucolicis fleißig studiren, da wo es bei ihm heißt: Lupi Moerim videre priores. — So wäre dieser nun mit Glimpf entlassen, aber er hat im Ränzel noch eine Art von Manifest mitgebracht, das den Titel führt: was wollen eigentlich die Münchener Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland? Es ist geschrieben von einem Manne, der unbeschadet seiner conservativen Tendenzen gegen die Kirche in dissonanten, sehr inconservativen Tönen sich vernehmen lassen, und daher einen Ausfall aus diesen Blättern sich zugezogen. Ruhte der Vorfall auf einem Irrthum, dann ließ er mit Aufrichtigkeit selbst innerhalb der Mauern

sich berichtigen; der angegriffene Angreifer aber hat es vorgezogen, die persönliche Sache, persönlich gegen seinen Gegner auszufechten, was ihm in keiner Weise zu verargen, noch auch zu verwehren. Nun aber sollen die Hist.-pol. Blätter sich über dieß und das erklären; die Blätter aber erklären sich nicht, sie sind selber die Erklärung; wer aus ihnen nicht herausliest, was sie wollen und meinen, dessen Blödsinn ist mit den weitläufigsten Umschreibungen auch nicht zu helfen. Sie sollen in einem Streite, der nicht durch Worte, sondern allein durch Thatsachen im Verlaufe geraumer Zeit zu entscheiden ist, sogleich seinem Gegner absagen, und auf seine Seite treten; eine so kindlich naive Zumuthung, daß sie für sich bestechen könnte, wäre sie uns nicht durch einen Vorredner, der sich des Zumuthenden Freund nennt, insinuirt worden. Da haben wir dann den Drohenden kachend ablaufen lassen, und erinnern uns dabei nothwendig des Spruches: sage mir, womit du umgehst, und wir sagen dir, wer du bist. Recht gut hat der Verfasser übrigens das Verbot der Hist.-pol. Blätter in Preußen, das schon allein ihr verächtlich Schweigen, selbst bei dringlichern Dingen, auf Anfragen, die von dort her kommen, erklären würde, damit gerechtfertigt: es seyen dafür r e l a t i v s e h r g u t e G r ü n d e v o r h a n d e n; ohne Zweifel hatte auch Napoleon sehr bewegliche relative Gründe, den Deutschen das Fell über die Ohren zu ziehen. Wenn er uns übrigens zwischen den Hörnern seiner Antithese, dem monarchisch-protestantischen Preußen und dem constitutionell-katholischen Bayern, in unbequemer Lage zu betten glaubt, so brechen wir ohne weiters das eine Horn bei der Wurzel ab: da das constitutionelle Bayern dadurch eben so wenig aufgehört hat monarchisch zu seyn, wie es durch den Zutritt von mehr als einer Million Protestanten seinen Katholizism eingebüßt. Im Uebrigen wollen wir zusehen, wem die Zeit den Preis bringen wird.

XXXI.

Aphorismen über den Entwurf des Strafgesetzbuches in seinen Beziehungen zur Religion und Kirche. Trier 1843. 58 Seiten.

Es ist ein gutes Zeichen der Rüstigkeit, womit man jetzt im Rheinlande der kirchlichen Interessen sich annimmt, und der besonnenen Aufmerksamkeit, womit man den Bewegungen der Gesetzgebung in dieser Beziehung folgt; es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß wir uns abermal in den Fall gesetzt sehen, eine Schrift anzuzeigen, welche mit eben so viel Sachkunde als Freimüthigkeit die bedenklichen Bestimmungen des neuen Strafgesetzentwurfes über die Verbrechen der Geistlichen beleuchtet; die Sache aber ist von so bedeutender Wichtigkeit, daß wir es uns als eine angenehme Pflicht auflegen, auch auf diese Schrift, wie auf die Band XII, Seite 223 angezeigte, unsere Leser aufmerksam zu machen, und sie der Beherzigung aller derjenigen, welche auf die weitere Bearbeitung des Strafgesetzbuches mittelbar oder unmittelbar Einfluß haben mögen, zu empfehlen. Nach einigen Bemerkungen über die Bestimmungen des Entwurfes rücksichtlich der Verbrechen, welche sich auf die Religion beziehen, prüft dieselbe die §. 621 fgg., welche die Verbrechen der Geistlichen betreffen, 1) im Verhältniß zur katholischen Kirchenverfassung, 2) vom Standpuncte der protestantischen Confessionen, und hebt dann 3) noch die Puncte, welche die katholische und protestantische Geistlichkeit in gleichem Maaße berühren, besonders hervor.

Am ausführlichsten ist der Verfasser in dem ersten Abschnitt, indem er, selbst Katholik, und weniger vertraut mit den Verhältnissen der verschiedenen protestantischen Confessionen, nur die katholische Kirche in's Auge fassen wollte. Er zeigt, daß der §. 621 des Entwurfs nach einem unzweideutigen Wortlaut „eine bis jetzt beispiellose Aenderung des bestehenden Kirchenstaatsrechts" enthalte, und in Wahrheit den gesammten bisherigen Rechtszustand der katholischen Kirche zu vernichten

drohe, indem er dem weltlichen Aufsichtsrechte eine ungemessene Ausdehnung und die Möglichkeit gibt, das jus circa sacra in ein unbeschränktes jus in sacra zu verwandeln. „Es würde z. B. ein Staatsgesetz oder eine landesherrliche Anordnung, welche den Geistlichen zum Bruche des Beichtsiegels verpflichtete, allgemein oder unter Umständen, oder ein Gesetz, welches den Gebrauch der lateinischen Sprache bei Spendung der Sacramente und bei dem Gottesdienste verbieten, oder die kirchliche Einsegnung einer gemischten Ehe gebieten würde, von dem weltlichen Richter, welcher nur nach den Gesetzen, nicht über die Gesetze zu erkennen hat, gegen den dawider handelnden Geistlichen angewendet werden müssen". — Sehr treffend bemerkt der Verfasser (S. 20), daß der §. 621, indem er seinem Sinn nach nicht nur auf alle bereits bestehenden, sondern auch auf alle in Zukunft möglichen weltlichen Vorschriften über die Ausübung des geistlichen Amts zu beziehen sey, einen großen Verstoß gegen die erste und natürlichste Maxime der Gesetzgebungskunst in Strafsachen enthalte. Denn „ganz abnorm ist es, durch einen generellen Gesetzesartikel im Voraus eine Strafe auf die Zuwiderhandlungen gegen eine ganze Categorie von Gesetzen zu statuiren, die noch gar nicht existiren, diese dadurch zu Criminalgesetzen zu erheben, und so auf eine ganz naturwidrige Weise das eigentliche Strafgesetz in zwei Theile zu zerreißen, wovon der eine der Vergangenheit angehört und die Strafe bestimmt, der andere der Zukunft anheimfällt, worin erst die zu bestrafende Handlung selbst substantiirt werden soll".

Der Verfasser stellt ebenfalls eine Vergleichung des Entwurfs mit den betreffenden Bestimmungen des französischen Rechts an, die sehr zum Nachtheil des ersten ausfällt, so daß er, des gehörigen Eindruckes gewiß, ausrufen kann: „So ist das mildere, das humanere System des Entwurfs, so sind die rücksichtslosen, die harten Bestimmungen der französischen Gesetzgebung gegen die Geistlichkeit beschaffen"; und indem auch er die Quelle des Entwurfs in einem Project aus der gewaltsamsten Zeit der Napoleonischen Herrschaft findet, bemerkt er: „man wagte selbst in jenen Tagen der Gewaltherrschaft nicht, mit demselben an's Licht zu kommen, und nun sollen wir unter einer Regierung der Humanität und Gerechtigkeit mit einem Pönalgesetze von so unpatriotischer und so unerfreulicher Abstammung beschenkt werden". — „Der Entwurf hat nicht nur dasjenige, was die organischen Artikel Gutes für die katholische Kirche festsetzten ganz und gar zu ihrem Nachtheil verändert, sondern

überdies auch dasjenige, was schon in ihnen schlecht war, noch beibehalten". — „Vor den Schranken der Correctionellgerichte (z. B.) sollen die Geistlichen erscheinen, um sich gegen nichtswürdige Subjecte darüber zu vertheidigen, daß sie ihnen die Absolution, das Abendmahl vorenthalten, oder um gegen eine gekränkte einflußreiche Familie zu plaidiren, der sie das kirchliche Begräbniß eines ihr angehörigen, aber thatsächlich aus der Kirche getretenen Mitgliedes verweigert, oder um mit einem Ehegatten protestantischer Confession darüber zu rechten, ob seiner Ehefrau die Aussegnung aus kirchlicher und religiöser Pflicht oder aus Vexation vorenthalten werde"? Solches kann sich aus der Anwendung jener unbestimmten viel umfassenden Vorschriften ergeben, und „nach welchen Kriterien soll nun der protestantische Richter über dieses Alles erkennen, und wie könnte der katholische Richter, ohne sein Gewissen auf die schnödeste Weise zu verletzen, sich über alle jene Puncte ein Urtheil erlauben"? Und, wohl zu merken: „Während ehedem die Geistlichen wegen der Cas d'abus nicht bestraft wurden, und nur der Staatsrath in einem stillen Verfahren den Mißbrauch abstellte, während sogar ehedem wirkliche Verbrechen der hohen Geistlichen vor die Appellationshöfe gebracht wurden, sollen unsere Erzbischöfe und Bischöfe, sollen die Kirchenobern der protestantischen Confession, wegen der geringfügigsten Nichtbeachtung eines über die Ausübung des Cultus erlassenen Staatsgesetzes oder gar einer Verfügung der Staatsbehörde vor die correctionellen Gerichte gebracht werden, und hier vermischt unter Verbrechen jeder Sorte, zum Scandal des Publikums und zum Schmerz des Richteramts den Aufruf und die Verhandlung einer Cause abwarten, bis vielleicht eben ein Diebstahl, wenn nicht gar etwas Schlimmeres, verhandelt oder abgeurtheilt worden ist.

Fürwahr, wenn man dieses recht bedenkt, so möchten einem die Haare sich sträuben bei der Vorstellung, daß so etwas gesetzliches Recht werden könne, und wer auch gutes Vertrauen zu den Absichten der Regierung hegt, fragt sich zweifelnd, ob der Urheber solcher Entwürfe wohl auch in bona fide gewesen seyn möge, oder vielmehr darnach getrachtet habe, Maaßregeln, deren Ungerechtigkeit bisher zugegeben werden mußte, künftighin wenigstens mit dem Schein der Gesetzlichkeit möglich zu machen?

Sehr lobenswerth ist insbesondere noch die Erörterung über die für Geistliche eigens erfundene Strafe der Entfernung aus dem Amte (S. 39 bis 48), worin gezeigt wird, daß dieselbe ebenfalls einen widerrechtlichen Eingriff in die Verfassung der Kirche enthalte, indem

darnach durch Urtheil eines blos weltlichen Gerichts dem Geistlichen ohne weiters jedes mit seinem geistlichen Amt verbundene Recht und selbst die Fähigkeit zu jeder Art von geistlichen Functionen entzogen werden könnte, während nach dem wahren Rechte zwar durch die wegen weltlicher Verbrechen durch das weltliche Gericht über den Geistlichen verhängte Strafen eine factische Verhinderung der Ausübung des geistlichen Amtes begründet, eine rechtliche Ausschließung von geistlichen Amtsverrichtungen aber und selbst die Entsetzung aus dem Genusse der Temporalien nicht anders als durch die kirchlichen Autoritäten nach canonischem Rechte verfügt werden könne. In der letzten Beziehung macht der Verfasser mit Recht geltend, daß die Dotation sowohl der Pfarreien als der Bisthümer, auch wo sie factisch durch Zahlungen aus der Staatskasse geleistet wird, in der That doch nur Vermögen der Kirche ist, über deren Verleihung und Entziehung daher auch nur der kirchlichen Gewalt das Urtheil zustehe.

Ueberhaupt verdient diese Schrift alle Beachtung und Anerkennung und wird in ihren Hauptpuncten gewiß nicht widerlegt, sondern nur etwa vom Standpunkte kirchenfeindlicher Tendenzen aus angefochten werden können. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Intelligenz, welche in der Hauptstadt ihren Sitz hat, einigermaaßen dem Wunsch entspräche, welchen das bescheidene Motto ausdrückt: Utinam sustineretis modicum quid insipientiae meae!

XXXII.

Briefe aus Paris.

Dritter Brief.

Wer aus der unverdächtigsten Quelle über das Gefüge und die Einrichtung der Universität, wie dieses alles zur Zeit noch besteht, Kenntniß schöpfen will, den können wir auf den Bericht verweisen, welchen der Minister des öffentlichen Unterrichts, Hr. Villemain, zu Anfang des laufenden Jahres an den König erstattet hat. Derselbe findet sich in dem Moniteur von 3. März und ist auch besonders abge-

druckt. Daß in demselben die Anstalt selbst von ihrer Glanzseite dargestellt ist, wird kaum dürfen beigefügt werden.

Ueber der officiellen Glanzseite steht aber die offenkundige Schattenseite, welche immer mehr in die Augen fällt und immer lauteren Widerspruch hervorruft, diesen um so allgemeiner und kräftiger, je mehr in dem von jeher katholischen Frankreich ein religiöser und kirchlicher Sinn wieder lebendig wird; ein Sinn, der seinen Glauben mit Wärme umfaßt, demjenigen allem, was Gleichgültigkeit, wohl gar Abneigung dagegen pflanzen möchte, in eben dem Grade abhold wird, in welchem er selbst an Ausdehnung, Innigkeit und Klarheit zunimmt. Neben diesem erwachten Sinne her läuft die Wendung, welche der Universitätsunterricht durch die von Deutschland herüber verpflanzten Saamenkörner der modernen pantheistischen Speculation gleichzeitig genommen, und aus diesen bereits unerfreuliche Blüthen und Früchte getrieben hat. Sind auch dieselben von einem blendenden Schimmer umzogen, so kann deren wahre Natur und Wirkung dem scharfsichtigern und durch den Einfluß des christlichen Glaubens gekräftigten Auge, so dem Wächter als dem redlichen Bekenner desselben, nicht verborgen bleiben. Der Widerspruch der durch die Universität und ihren Unterricht verbreiteten religiösen — oder vielmehr irreligiösen — Meinungen mit den positiv-christlichen Lehren und Ueberzeugungen zeigte sich in immer größerer Schärfe, und die Mißstimmung gegen die Universität ist sowohl eine subjective, in dem religiöser gewordenen Gemeinbewußtseyn liegende, als eine objective, welche durch die immer mehr sich entfaltenden Consequenzen der Universitätslehre hervorgerufen wird. Der Hauptbeweis aber, daß wirklich und in Wahrheit der Universitätsunterricht (mag nun derselbe sich stellen, wie er will) weder katholisch, noch selbst christlich sey, könnte schon in diesem Widerspruch des katholisch-christlichen Gemeinsinnes gegen ihn liegen, wenn wir auch nicht im Falle uns befänden, ihn aus den Aussprüchen der vornehmsten Universitätslehrer aufs evidenteste nachzuweisen.

Die erst neulich gestiftete Revue: le monde catholique, revue religieuse, scientifique et literaire sagt daher sehr richtig: „Unser heutiges Frankreich ist nicht mehr Voltaires (und man dürfte selbst sagen des dritten Jahrzehends des neunzehnten Jahrhunderts) Frankreich; die Philosophie jenes Despoten der Intelligenz des achtzehnten Jahrhunderts gilt heutzutage nicht mehr für Philosophie (auch diejenige der sogenannten Eklektiker des neuern Revolutionsjahrzehends, der Hrn. Cousin, Villemain, Quinet, und welche immer dieses Geschäft

betreiben mögen, ist auf der Neige). Die Zahl der ungläubigen Schriftsteller, die sich noch zeigen, ist gering, und sie bestreben sich, jenes im Ernste zu seyn; sie achten, was sie angreifen; sie schließen bis auf einen gewißen Punkt die Wahrheit nicht aus, sie möchten nur dieselbe insoweit verkürzen, daß sie in ihre auftauchenden und zerrinnenden Systeme hineinpaßte. Stoßen sie auch das allein Wahre von sich, so lassen sie es doch als Theil der Wahrheit, als Theil ihrer selbst zu. Sie bestreiten demselben einen wichtigen Antheil an der Gesittung der Welt und an der Entwicklung der Ideen nicht mehr, möchten aber so jenen Antheil als diesen Einfluß beschränken: ihrer Meinung nach wäre er auf eine bestimmte Zahl von Jahrhunderten eingegränzt, die dem Katholicismus, als einem besondern Theil der Universalreligion, angehören. — Indeß, während die St. Simonianer vorübergegangen sind, und bloß die Erinnerung ihrer Narrheit hinterlassen haben; während die Fourrieristen und Pantheisten vor leeren Bänken predigen, füllen sich die Kirchen täglich mehr, werden die Kanzeln der Prediger von der umgebenden Menge wie belagert, strömen zu Prozessionen die Gläubigen von einem Ende Frankreichs zum andern herbei. Die Gesellschaft fühlt augenscheinlich einen Durst nach höherem, sittlichem Leben, die Völker wollen an der Religion sich laben".

„Betrachtet man den erstaunlichen Rückweg, den die Geister von dem Punkte zu machen hatten, an dem sie erst noch vor zwölf Jahren standen, so kann man sich dessen nicht genug verwundern. Zu jener Zeit war Voltaire noch eine Macht; seine Philosophie hatte noch einen Namen; man sprach noch warm von dem Protestantismus, von Luther. Je näher wir der Gegenwart rücken, desto mehr vernarben die Wunden, desto mehr zeigt sich das Leben da, wo man es ersticken wollte — in der Religion des in den Herzen, wie einst von dem Grabe, wieder erstandenen Christus. Wie viele solcher Auferstehungen nehmen wir heutzutage wahr! Wie viele Opfer des Philosophismus und des Protestantismus gehen nicht gerettet aus ihnen hervor, als aus Gräbern, die sich öffnen und lichte werden, um dem Gott, den sie verläugnet hatten, als Tempel und als Altar zu dienen! Hier ist's der Philosophismus, der sich bekehrt, dort der Protestantismus. Der Unglaube klopft in unserm Frankreich an die Thüren der Kirchen und bittet um Einlaß, und in England baut man deren mit jedem Tage neue für Katholiken, die es gestern noch nicht waren. Die katholische Bewegung in diesem Lande ist bis in das Herz der anglicanischen Kirche hineingedrungen, in diesem Lande, welches sich sonst protestantischer,

als Luthers Vaterland gezeigt hat. Frankreichs Zustand entspricht vollkommen dem Zustande Englands, der Sturz des Philosophismus demjenigen des Protestantismus".

Selbst die Revue des deux mondes, welche in modischem Frack, Glaçeehandschuhen und Rohrstab mit ciselirtem Knopf die Universitätsdoctrin in den Salons vertritt, kann diese, ihr höchst unerfreuliche Erscheinung nicht läugnen. In ihrem Juniheft gesteht sie: „Es offenbart sich eine merkliche Rückkehr zur Uebung und zu dem Geschmack an religiösen Sachen". Sie fügt zwar alsbald zu ihrem Troste hinzu: „Vielen mag es damit Ernst seyn, bei Vielen ist's Berechnung, bei andern Nachahmungssucht"; und doch muß sie wieder gestehen: „welches auch die Ursachen dieser Umkehr seyn mögen, sie sind unbestreitbar, Jedermann richtet seinen Blick darauf".

Da es unmöglich ist, vor dieser höchst unerwarteten Wendung die Augen zu verschließen, so möchten die Herren der modernen Speculation, die fahrenden Ritter des kantisch-fichteschen Idealismus, des schellings-hegelschen Pantheismus für sich die Ehre dieser Rückkehr vorwegnehmen; doch wohl kaum mit größerem Recht als der Räuber sich das Verdienst beimessen kann, bei dem durch seinen geglückten Raubanfall Verarmten größere Thätigkeit und Sparsamkeit hervorgerufen zu haben. Es ist schwer zu unterscheiden: ob Stolz oder Verschmitztheit, oder beide zugleich, diese Herren zu dem Bettlermantel katholischer Accommodation treibt, der unermüdeten Pflichttreue und dem rastlosen Eifer des katholischen Clerus in Frankreich (welchem freilich eine allgemeine europäische Geistesbewegung hülfreich entgegen kam) das Verdienst, der Anregung dieser Umkehr, streitig zu machen? Hört man sie, so hätte Frankreich seine Rettung aus dem Doppelrachen des Unglaubens und des Aberglaubens einzig ihnen zu verdanken. Als der Sturm wider die Universität eben am heftigsten brauste, am Ende des verflossenen Mai, sagte eine dieser philosophirenden Revuen, unter dem lächerlichen Titel, Revue synthetique: „der Clerus sieht nicht ein, daß er mit der täglichen Auffrischung seiner veralteten Ausfälle Voltaire, vor dem uns Gott behüte, wieder aus dem Grabe erwecken wird. Die Männer, an denen er sich am meisten ärgert, sind gerade diejenigen, denen die Jugend eine bessere Richtung ihrer sittlichen Kraft (man erinnere sich der Zeugnisse, die in dem vorigen Brief angeführt sind), eine Rückkehr zum religiösen Gefühle verdankt, einem Gefühle, welches ungekünstelt, ungezwungen, frei, mit einem Worte den Bedürfnissen eines Geschlechtes entsprechend ist, welches vor allen Dingen

wahr seyn, und sich vor Allem von seinen revolutionären Vorurtheilen frei machen will, so wie es sich von dem Gängelbande einer weiter rückwärts liegenden Zeit frei gemacht hat. Ihr greift Männer an, wie einen Edgar Quinet, einen Michelet! Wäre es Euch denn lieber, wenn die Lehrstühle des Collége de France mit Volney's, Düpin's besetzt wären? desgleichen werdet Ihr auf dieselben zurückführen, wenn Euer unverständiger Ehrgeiz Euch nicht bei Zeiten von den Folgen Eurer Skandale und Aufhetzungen warnt".

Glück zum Austausch! würden wir aus aufrichtigem Herzen rufen. Lieber zehn offene und erklärte Unchristen, als einen einzigen verkappten und halben! lieber zwanzig eiskalte, als zehn, die weder kalt noch warm sind. Mit jenen weiß man, woran man ist, mit diesen niemals. Ein Indifferentist taugt zu nichts, als Andere zu ärgern, zu hindern, zu Fall zu bringen. Der Atheismus, wie er, neuem Brauch zufolge, in einen pantheistischen Makintosch sich hüllt, ist gewiß für die Gesellschaft gefährlicher, als der offen ausgesprochene Atheismus eines Diderot, Holbach und sämmtlicher Encyclopädisten. Bei diesem folgt der Mensch einfach dem Triebe seiner Sinnlichkeit und Leidenschaft, ohne mit sybillinischen Sprüch n die Maske der Tugend und einer sittlichen Handlungsweise hiefür anzuheucheln; bei jenem aber will er sich selbst zur Gottheit stempeln, und vermißt sich hiedurch, das grundverdorbene Princip seiner Handlungen zu einem unbeschränkten, unsündhaften zu machen. Es wird daher jenen philosophischen Glücksrittern mit Recht erwiedert: nicht mit den Diderot's und Holbach's, nicht mit den Verschollenen und Todten, sondern mit Euch, mit den in weit schlimmerer Form Wiedererstandenen und Lebenden haben wir es zu thun. Durch wen das Volk zum Glauben wieder sey wach gerufen worden, darüber wollen wir nicht rechten, aber mit der Behauptung verschonet uns, daß es durch euch geschehen sey! Vielmehr hat es, seitdem es zum Glauben erwacht ist, Eure heuchlerische Christenmaske durchschaut.

Ich habe oben von einem objectiven Grund der Mißstimmung gegen den Philosophismus der Universität gesprochen. Ich verstehe hierunter die allgemein wahrgenommenen Früchte desselben. Diese sind von solcher Beschaffenheit, daß katholisch gesinnte Familienväter Ursache haben, zwar nicht gegen den überall durch kanonisch autorisirte Geistliche ertheilten eigentlichen Religionsunterricht, wohl aber gegen die Christlichkeit des Universitäts-Unterrichts überhaupt, und besonders gegen die Katholicität desselben, mit dem gegründetsten Mißtrauen erfüllt zu werden.

Hierüber, glaube ich, enthält mein voriger Brief hinreichende Andeutungen. Der Beweis wird an Vollständigkeit und an überführender Kraft gewinnen, wenn wir uns die vornehmsten Herren der Universität näher beschauen.

Beginnen wir mit Frankreichs Reichs-philosophen und Inspector der philosophischen Studien, Hrn. Cousin. Derselbe preist sich selbst als Eklektiker an, welcher cartesianische, kantische, fichtesche, schellingsche, hegelsche und weiß Gott wie vielerlei Ideen sich zu einem sogenannten Ganzen zurechtmachte, womit er in den ersten Jahren nach der Revolution ungeheuern Wind erregte, sich aber in seiner, mit der neuesten deutschen Philosophie damals noch gänzlich unbekannten Heimath in den Ruf eines höchst geistreichen Denkers und tiefen Philosophen gebracht hat. Schelling schrieb damals — wahrscheinlich auf seine Bitte — zu einem ins Deutsche übersetzten Büchlein desselben eine Vorrede, worin er den Deutschen von einer Allianz ihrer idealistischen mit der französischen realistischen Philosophie wunders viel Gutes versprach, wahrscheinlich, weil er von der cousinschen Philosophie an sich desto weniger zu sprechen wußte. Von Eigenem und Neuem ist in der That so wenig darin zu finden, daß die Katholiken Frankreichs unrecht hätten, von dieser Seite viel Gefahr zu besorgen. Wiewohl er in der Sitzung der Pairskammer feierlich erklärte, daß die katholische Religion gar keine Ursache habe, vor seinem System und dem nach demselben angelegten Unterricht in der Philosophie sich zu fürchten, ist ihm doch zur Genüge nachgewiesen worden, daß Vieles in derselben mit der katholischen Lehre nicht im mindesten übereinstimme, dagegen Behauptungen gewagt wurden, durch welche der christkatholische Glaube unreifer Universitätsschüler (und welcher wird nicht gern ein Buch von seinem Inspector zur Hand nehmen!) einen harten Stoß erleiden mußte.

Dieser gewesene Großmeister der Universität und gewesene Director der Normalschule pflegte seinen Zuhörern die mordbrennerischsten Sanscutotten-Blätter des Jahres 1793 vorzulesen. „Ich kenne“, sagte er dabei, „die Fehler des letzten, des Brutus; aber in der Tiefe meines Herzens fühle ich für diesen Mann eine unbesiegbare Zärtlichkeit“. Noch in ganz neuester Zeit hat Hr. Leroux in seiner Revue independante dem Publikum bekannt gemacht, wie er mit eigenen Ohren gehört, wie Thiers dem großen Verfechter der Universität, Hrn. Cousin Vorwürfe über seine Bewunderung für Robespierre gemacht, hiefür aber von ihm seine zarte Sympathie für Moral habe hinnehmen müssen.

Hören wir nun Michelets Ansicht über das Christenthum, wie er im

zweiten Bande seiner Geschichte Frankreichs dieselbe ausspricht: „Eines drang aus der geheimnißvollen Anarchie des zwölften Jahrhunderts, welche unter der zornigen und zitternden Hand der Kirche sich erzeugte, hervor: die wundervoll kühne Ahnung der moralischen Macht und der Größe des Menschen. Das kühne Wort des Pelagianer: Christus hat vor mir nichts zum voraus, durch Tugend kann auch ich Gott werden, taucht unter barbarischer und mystischer Form wieder auf. Der Mensch erklärt, das Ende sey gekommen, und er sey dieses Ende; er glaubt an sich selbst und fühlt sich einen Gott. Und nicht bloß im Schooße des Christenthums, selbst im Mahometanismus, sonst Feind der Menschwerdung, vergöttert sich und betet der Mensch sich an. In Europa erscheint zu Angers ein Messias (ein Adamite), und alles Volk folgt ihm. Ein anderer in Bretagne (der bekannte Eon) scheint den alten Gnosticismus wieder ins Leben zu rufen, Amalrich von Chartres und sein Schüler David von Dinant lehren, daß jeder Christ materiell ein Glied Christi sey, mit andern Worten, daß Gott in dem menschlichen Geschlecht unausgesetzt Mensch wird. Gewissermaaßen Lessings Idee von der Erziehung des Menschengeschlechts“.

Sagt der französische Geschichtsprofessor hiemit etwas anderes, als der sogenannte deutsche Dichter in seinem Layen-Evangelium:

> Das ist der Gott nur, der in euch zugegen
> Und weltbetrachtend schaut sein eigen Wesen?

Welche Carricaturen er aus den geschichtlichen Personen macht, beweise sein Urtheil über Carl den Großen. Es lautet so: „Carl war verschmitzt, ränkevoll, kindischer Heuchelei; von Usurpatoren abstammend, sollte die Religion sein Recht heiligen. Er war nicht, wie behauptet wird, der Wiederhersteller der Wissenschaften in Italien, gegentheils waren es die Italiener, von denen er Geschmack für Studien gewann. Nachdem Carl die Sachsen bezwungen, die Mauren zurückgedrängt, der Kirche Glanz und Macht verliehen und das abendländische Reich hergestellt, sank Europa zur untersten Stufe der Verthierung herunter. Ein grausames und groteskes Individuum, wechselsweise in den Chormantel der Mönche oder in das Fell eines wilden Thiers gemummt, hat er beinahe kein anderes Andenken zurückgelassen, als die Niederlage von Ronceval, keine anderen Einrichtungen als Kirchengesang und Liturgie. Er that sich ungemein viel auf seinen guten Gesang am Kirchenpult zu Gute, und zog die Geistlichen, welche diese Pflicht schlecht erfüllten, auf unbarmherzige Weise in Betrachtung.

Regelmäßig stund er des Nachts zur Mette auf. Doch hatte der Salomo Beischläferinnen genug; er war fünfmal verheirathet, aber nach dem Tode der fünften Gemahlin ließ er es bleiben, und begnügte sich mit vier Kebsweibern". Man lese die fragliche Stelle bei Eginhard nach, und urtheile dann über den Universitätsprofessor!

Kein französischer König, kein großer Mann der Geschichte, kein Name, der durch die Jahrhunderte glänzt, kömmt besser davon. Fenelon ist vor Hrn. Michelets Richterstuhl ein Heuchler, ein Ehrsüchtiger, ein Ungläubiger, wechselweise Gegner des Papstes und des Königs, unerforschlich an Ränken, unerschöpflich an Schlichen, seine Tugend das Werkzeug zu künftiger Größe. — Der heilige Gallus stellt sich gegen Columban, als hätte er das Fieber, um ihm nicht nach Italien folgen zu müssen, und in der Schweiz auf eigene Rechnung arbeiten zu können. Bernhard hat seinen Nebenbuhler Abälard bei dem Gefühl, tief unter ihm zu stehen, verdammen lassen, ohne ihn anzuhören. St. Franziscus ist ein Narr, sein Sturmeslaufen durch Europa den Bacchanalien oder den Pantomimen der Priester der Cybele zu vergleichen. Dominicus lechzte nach der Märtyrerkrone, fand aber eine Schonung, welche er, sobald er die Gewalt in Händen hatte, niemals übte.

Wo es sich auf diese Weise nicht thun läßt, müssen, ganz nach des Altmeisters Weise, schlechte Witze aushelfen. Zum Beispiel: das weinreiche Burgund ist das Vaterland der großen Prediger: Bossuets und des heiligen Bernhards; Christus und Gregor VII. waren Zimmermannssöhne; der Stifter des Vagabundenordens war ein Trödler von Assisi; Simon von Montfort war der blutdürstige General des heiligen Geistes; der Papst setzte Könige ab und Heilige ein.

Hr. Michelet ist einer der berühmtesten Geschichtschreiber des jetzigen Frankreichs, einer der gelesensten Schriftsteller, einer der vornehmsten Universitätsherren, der Mißbrauch, den er mit einem keineswegs abzuleugnenden Talente begeht, ist um so tiefer zu beklagen, da er sich allerdings auch ein Verdienst in Frankreich durch die Verbreitung mancher Ergebnisse neuerer deutscher Geschichtforschung erworben hat. Durch Geschmeidigkeit und Beredsamkeit wußte er es dahin zu bringen, der Prinzessin von Frankreich Unterricht in der Geschichte zu ertheilen, und hiedurch sich einen Weg zu bahnen. Als darauf die Revolution kam, fand sie ihn auf ihrer Seite; der Wechsel von noch zehn folgenden Dynastien würde ihn kaum in seinem Gleichmuth geirrt haben; Anhänglichkeit an eine Fürstenfamilie gehört zum Aberglauben der alten Zeit.

Eine dritte Notabilität der Universität ist Edgar Quinet, früher

Lehrer an dem Collegium zu Lyon, und als solcher seinen Obern in allen Beziehungen unterwürfig, überzeugt, die Absicht, nach Paris berufen zu werden, hiedurch am schnellsten und sichersten zu erreichen. In der literarischen Welt trat er zuerst mit einem langen und langweiligen Epos auf, dessen Stoff Bonaparte war. Darauf erschien ein von Schwulst und Impietät strotzendes prosaisches Gedicht Ahasverus; später ein nicht bessere Grundsätze verrathendes: de l'atheisme, und in gleichen Sinn eine Schrift Genie des religions. Das Beste an diesen Schriften ist, daß ihr Verfasser durch Weitschweifigkeit sie einigermaaßen zu neutralisiren versteht. Aber mit welchem Vertrauen mögen christliche Eltern ihre Söhne, wie mag Frankreich die Blüthe seiner gesammten Jugend, diejenigen, welche einst das Mark des Landes seyn sollen, dem Unterricht eines Mannes anvertrauen, der kein Bedenken trägt, sich öffentlich (in seinem Ahasverus folgendermaaßen) vernehmen zu lassen: „Die Null ist die heilige Zahl. Auf ihr ruht Alles. Sie hat weder Anfang noch Ende. Ohne zu seyn wird sie wahrgenommen, und der Weltenkreis ist eine unermeßliche Nulle, die leer durch den leeren Raum sich schleppt. — In den ersten Zeiten, Ahasverus, machte mein Gewissen mir Vorwürfe, dich so sehr zu lieben wie Gott; lange litt ich unter diesem Kampf. — Aengstige dich nicht, liebe Seele, der wahre Gott ist in dir . . über dir die ewige Leere, welche dich hört, um in Ewigkeit zu wiederholen das Wort, welches sie aus deinem Munde vernommen. Du bist Alles, und Alles, was nicht du bist, ist nichts. Das Paradies bist du. Die Spur deiner Füße, welche der Wind verweht — da hast du die Unsterblichkeit".

Man möchte sagen das und noch weit Entsetzlicheres sind Stellen eines Gedichtes, die der Verfasser den Personen je deren Charakter gemäß in den Mund legt, ohne daß sie Uebereinstimmung von seiner Seite verriethen. Heben wir dagegen eine Stelle aus seinen Genie des religions heraus: die Bildung der Festländer, der Flüsse, der Meere, der Gebirge bedingt beinahe überall diejenige der Gesellschaft, so daß man jedes Festland eine Form nennen könnte, in welche die Vorsehung die Menschenstämme geworfen hat, damit sie die ewige Form ihrer Absichten annehme; so hat der erste Prophet mit stummen Zeilen sein Buch auf noch unbewohnte Festländer geschrieben. Hieraus folgt, daß jeder Stelle der Natur, jedem Augenblicke ihres Bestehens eine Eigenthümlichkeit aufgedrückt ist, wonach sie die Gottheit in besonderer Gestaltung darstellt, und daß von jeder Gestalt der Erde eine Offenbarung aufsteigt. Es gibt keinen entlegenen Punkt in dem Raume oder in der Zeit, der in

der stets wachsenden Offenbarung des Ewigen nicht etwas zu bedeuten hätte. Auch in der That in dem Wirken der Jahrhunderte gebiert die Erde ihren Gott“.

Will man dieses nicht für Impietät gelten lassen, so wird man ihm doch den Unsinn nicht absprechen können.

Es verdient gewiß bemerkt zu werden, daß ein Mitarbeiter der unter Peter Leroux's und Georg Sands Leitung stehenden Revue independante, in seinem Urtheil über dieses Werk mit dem Baron Eckstein, der Quinet „einen talentvollen Dilettanten nennt, dem es sowohl an scharfem Denken als an tiefem Eindringen in die Dinge fehlt, und der ganz aus glänzender Rhetorik zusammengesetzt sey“, fast wörtlich übereinstimmt. „Der Verfasser“, sagt derselbe nämlich, „zeigt sich mehr als Dichter, denn als Philosoph; fast überall vermißt man unter allem Schillern des Styles und dem Feuer der ersten Auffassung ins Einzelne gehende Kenntniß und die Schärfe philosophischer Beweisführung. Hr. Quinet hat sich um die Thatsachen gar nicht bekümmert, und diejenigen, welche dieselben unter dem Standpunkt der allgemeinen, daraus herfließenden Ideen betrachten möchten, müssen ihm den Vorwurf machen, seine Theorien auf den schwanken Boden der Vermuthungen zu bauen, sowie anderer Seits aus der gesammten vergangenen Geschichte der Religionen, keine Schlüsse für die Zukunft gezogen, und dem Leser nichts weiter dargeboten zu haben, als ein kaltes Bild der verschiedenen Religionsübungen“.

Ein Vierter, der in ganz neuester Zeit zu tiefem Kummer aller Bessergesinnten in Frankreich durch äußere Beförderung jenen angereiht worden ist, wie er durch innere Gesinnung und sein Bestreben ihnen längst schon verbunden war, ist der Italiener Libri. Durch meuchlerische Umtriebe in seinem Vaterland dem Strang verfallen, konnte er diesem durch die Flucht entrinnen, in Frankreich Schutz und Anstellung finden, was er ihm nun durch gründliche Unterweisung seiner Jugend in Unglaube und Verachtung der Kirche und aller ihrer Lehren und Institutionen vergilt. Dieser Libri hat eine Geschichte der mathematischen Wissenschaften, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in vier Bänden, weniger geschrieben als compilirt, und beinahe auf jeder Seite mit dem giftigsten Haß gegen das Christenthum, mit den abscheulichsten Lästerungen gegen dasselbe ausgestattet, anbei, wo sich Gelegenheit dazu darbot, der wildesten Demokratie das Wort geredet. Man könnte ihn in beiden Beziehun-

gen einen Herwegh in Prosa nennen. Auch von ihm mögen einige Müsterchen folgen.

„Die Demokratie, sagt er irgendwo in seinem Buch, hat alles gethan, der Despotismus trachtete überall den Hemmschuh anzulegen, die Könige sind nur Tyrannen, und es kann nie genug wiederholt werden, daß Tyrannen den Ruhm einer Nation niemals sich angelegen seyn ließen. Die Päpste, die Bischöfe, die Großen sind gleichfalls Tyrannen, bürgerliche Tyrannen, Tyrannen zweiten Ranges, Verkäufer von Ablässen, mit Scheiterhaufen umgeben, Verräther, Mörder, Brater berühmter Schriftsteller, Feinde der Fortschritte, der Civilisation, des Lichtes. Alle Wissenschaften, alle Freiheiten kommen von den Juden, Arabern, Gothen, Lombarden, Apostaten, Ketzern aller Länder". — „Da die Päpste nur kraft der Ideen herrschten, erklärten sie diejenigen alle, welche nicht durch sie verbreitet wurden, in die Acht, untersagten die Erörterung und bestraften den Zweifel. Sie schufen die Inquisition, rangen mit den Kaisern um die Oberherrschaft, und verkündeten am Ende das göttliche Recht des Despotismus; so wurde die Kirche die natürliche Verbündete der Tyrannei, von der sie sich nicht mehr trennen konnte".

Nachdem er irgendwo gesagt: „die christliche Religion sey nur aus einem Stall hervorgegangen und trage den Stallgeruch noch heutiges Tages an sich", schreibt er die Entartung der Byzantiner einzig auf deren Rechnung. Unter ihrer Herrschaft droht in Indien, in Persien, im innern Asien, in Kleinasien Alles zu zerfallen; kaum die Mahometaner einbrechen, ersteht alles in Kraft und in Glanz. Die Kirche hatte mehrere Jahrhunderte für sich, um der Civilisation aufzuhelfen. Sie hat es nicht gethan. Kaum erscheinen die Muselmänner, und die Wissenschaften leben in Europa wieder auf. Angespornt durch eine Religion, welche Muth gebot, konnten die Sarazenen bei den Christen auf keine großen Hindernisse stoßen. Unter ihnen erhob sich Spanien zum Gipfel des Reichthums, der Macht und der Herrlichkeit". — „Es scheint aber, es sey für die Massen Bedürfniß, eine gewisse Art von Thatsachen zu glauben, deren Wirklichkeit sich nicht erweisen läßt, und die für den gemeinen Haufen um so größern Reiz haben, je weiter sie sich von der Realität entfernen".

Um Frankreichs Jugend dergleichen nützliche Lehren mit größerem Erfolg beibringen zu können, ist Hrn. Libri zu seinen bisherigen Stellen neulich noch eine mit 5000 Franken Gehalt zugewiesen worden.

XXXIII.

Histoire de Jérusalem tableau religieux et philosophique. Par M. Poujoulat. Tome I. 1841, 1842. Zusammen 950 Seiten.

Die Geschichte Jerusalems ist eine Geschichte der göttlichen Offenbarung in concreter Erscheinung. Was diese Stadt erlebte, ist Erlebniß der ganzen Menschheit und Leben Gottes unter den Menschen. Wer nicht wenigstens die Fähigkeit hat, in seiner Seele das Leben Gottes unter den Menschen mitzuleben, kann keine Geschichte Jerusalems schreiben. Poujoulat hat diese Fähigkeit im höchsten Grade. Er glaubt mit lebendiger Innigkeit an die Wahrheit der alten und neuen Offenbarung. Das Andenken an die großen Thatsachen, worauf unsere Religion beruht, lebt im Inneren seiner Seele wie eine ewig fließende Quelle, und ein weit umfassendes historisches und philosophisches Wissen breitet sich wie eine reiche Au aus, um von dieser Quelle sich segnen zu lassen. Gläubige Gesinnung und gründliche, historische Forschung geben ihm bei der vorliegenden Arbeit den wahren Maaßstab besonnener und sicherer Pragmatik an die Hand. Dazu kommt noch eine lebendige Anschauung der Oertlichkeit, welche dem alten Testamente zur Wiege und Heimath diente. P. hat nämlich selbst den Schauplatz der heiligen Geschichte besucht. Die Correspondence d'Orient (Paris 1833 bis 1835 in sechs Bänden), die er mit seinem ältern Reisegefährten, Michaud, herausgab, legte vor ganz Europa ein lautes Zeugniß von der lebendigen Beobachtungsgabe ab, die ihn auf seinen Reisen hülfreich begleitete. Die Vortheile, welche P. hieraus

für das vorliegende Werk zog, zeigen sich in der anschaulichen Darstellung der Ereignisse und Zustände fast auf jeder Seite. Am meisten aber hat die Darstellung dadurch gewonnen, daß P. nicht bloß gläubig und gelehrt und durch Reisen geschult, sondern auch mit dichterischem Talente ausgestattet ist. Die Poesie, die ihn belebt und die aus allen seinen Schriften uns entgegenweht, ist aber keine andere, als die Poesie der Propheten, die Poesie der nach dem Himmel blickenden Trauer; es ist insbesondere die Poesie des Propheten Jeremias. P's. Auge ist offen für alle irdische Schönheit, aber nur, um die Seufzer himmlischen Heimwehes, oder die Klagen über den Verfall der Erde aus ihr heraus zu lesen. Er sieht (Correspondence V, 361) die Tulpen, die Lilien, Narcissen und Rosen auf den blühenden Auen Saron's schimmern, wie die Gestirne in den weiten Himmelsräumen; in Damaskus ist ihm die frische Natur ein Lächeln der Gottheit auf Erden (Corresp. Nro. 146); aber Schwermuth schwebt über diesem Lächeln und die Wehmuth hat einen Schleier über jene Gestirne gezogen. P. sagt es selbst ausdrücklich, daß die Wehmuth der höchste Accord in der Harmonie poetischer Gefühle sey, und er spricht mit Begeisterung von der Meisterschaft, mit welcher im Buche Job die Empfindungen der Wehmuth dargestellt seyen. „Die Sprache der Menschen ist nie so mächtig, als in den Bedrängnissen des Verzagens. Hier offenbart sich das Eigenthümliche unserer Natur; wir haben kaum einige Worte, um von Freude und Glück zu sprechen, aber jeder Mund wird ein Strom der Beredsamkeit, wenn es gilt zu klagen und zu seufzen..... Die Gesänge der Freude müssen, so scheint es mir, unserer Natur mit Gewalt abgenöthigt werden; unsere Stimme verliert dabei ihren höchsten Reiz, denn sie zeigt sich nur in traurigen Anlässen in ihrer ganzen Schönheit. Ja, nicht bloß die menschliche Stimme ist an und für sich ernst, alle Laute, die man in der Schöpfung vernimmt, sind es. Vernimm das Brausen des Meeres, die Ströme, die Gießbäche,

die Wälder, wenn der Sturm sie bewegt; leihe dein Ohr dem Regen, der herabfällt, wenn der Wind über dein Dach streicht: überall offenbart sich etwas, was zur Trauer und zum Weinen stimmen will, man möchte sagen, daß die Menschheit sammt der ganzen Schöpfung nichts anderes sey, als ein Seufzer, der sich zum Himmel erhebt, ohne Unterlaß sich erhebt".

Mit einem solchen Gemüthe, mit solchen Erfahrungen und Studien ausgerüstet, konnte es P. ohne Vermessenheit unternehmen, die Geschichte der heiligen Stadt Jerusalem zu schreiben. Nachdem er mit einem einleitenden Blick auf die Berufung Israels, die Ausführung aus Aegypten und die Eroberung Canaans begonnen hat, verweilt er mit besonderer Aufmerksamkeit bei der Regierung Davids, dem er schon seiner Lieder wegen von Herzen zugethan ist. In der Regierung Salomo's entfaltet sich ein Schmuck der Beredsamkeit, welcher mit dem Glanze der von der Königin Saba's bewunderten Pallästen zu wetteifern scheint. Trauriger und ernster wird die Rede bei der Darstellung der Geschichte von Salomo's Verwirrung bis zum Exil; freudiger in dem Zeitraum zwischen dem Exil und Christus.

Der zweite Band stellt dann die Geschichte Jerusalems von Christus bis auf unsere Zeit dar. Besonderes Studium verräth der Abschnitt über Jerusalems Zustand im vierten Jahrhundert nach Christus. In der bündigen, beredten Darstellung der Kreuzzüge erkennt man den Reisegefährten Michauds.

Die beiden Zerstörungen Jerusalems, die Ankunft des Erlösers und ähnliche große Themen haben P. Gelegenheit gegeben, den ganzen Reichthum seiner reizenden, effectreichen Darstellungsgabe zu entfalten. Er ist aber nicht bloß vager Schönredner, er ist gründlicher Bibelforscher und tiefer Denker, und weiß auch die Profangeschichte, so weit sie mit der von Israel in Berührung kommt, so geschickt aufzunehmen, daß der erste Theil die belehrendste und zugleich angenehmste

biblische Geschichte ist, die wir kennen. Stolbergs Geschichte läßt sich mit der vorliegenden am ehesten vergleichen, nur daß dort der Deutsche, hier der französische Charakter sich kund gibt. Eine Uebersetzung dieses meisterhaften Werkes — wenigstens vom ersten Theile und vom zweiten bis auf die Zerstörung Jerusalems — wäre gewiß eine höchst willkommene Gabe für Deutschland.

XXXIV.

Reclamation in Betreff eines Artikels über den Schäfer von Niederempt.

Als die Redaction dieser Blätter vor einiger Zeit briefliche Mittheilungen über die Gebetsheilungen des Schäfers von Niederempt bekannt machte, geschah dieß, weil die Wirksamkeit des Schäfers eine öffentliche, in den Journalen und Kaffeehäusern besprochene geworden war, und Hunderte ja Tausende von nahe und ferne von ihm Hülfe und Rettung erwarteten, während andere darüber lächelten oder spotteten. Wir thaten es, um dadurch Gelegenheit zu weiterer Besprechung und vielseitigeren Mittheilungen darzubieten, indem wir zugleich wörtlich erklärten: es könne durchaus nicht unsere Absicht seyn, dem Urtheile der Leser über die in jenem Schreiben enthaltenen Thatsachen durch ein entscheidendes Urtheil vorzugreifen, da hiezu überhaupt ausführlichere Mittheilungen erforderlich seyen. Wir machten zu gleicher Zeit auf die Nothwendigkeit aufmerksam, daß bei der Bedeutung, welche jene Erscheinungen in den Augen des Volkes gewonnen, und bei den widerstreitenden Ansichten, eine Untersuchung von der geistlichen Behörde, mit Zuziehung erfahrener Aerzte eintreten möge, „damit“, so

lauteten unsere Worte, „im Falle der Bestätigung, Gott die Ehre und den leidenden Kranken ein so hoffnungsreicher Trost nicht entzogen werde; erwiesen sich aber die gerühmten Wunderheilungen als übertrieben oder ganz natürlich, oder biete das Leben des Schäfers selbst schwache Seiten dar, damit dann das Volk, davon in Kenntniß gesetzt, nicht an eine trügerische Hoffnung sein Letztes setze, und vergeblich eine schmerzliche Reise unternehme, um schlimmer und trostloser, als es gekommen, heimzukehren; vor Allem aber, damit der Religion selbst das daraus entspringende Scandal zuletzt nicht zur Last gelegt werde“.

So eben ist uns nun in Betreff jener Mittheilungen von Seiten der Hochw. Herrn Pfarrer des Decanats Bergheim und einiger benachbarten Pfarreien eine Reclamation, mit dem Gesuche um Aufnahme zugegangen. Dieselbe wurde zunächst veranlaßt durch eine Stelle jener Mittheilungen, worin die Unterzeichneten ihre katholische Ehre angegriffen glaubten. Jene Stelle sprach eine besondere Freude über die Heilungen des Schäfers aus, indem „sich die Mutter Gottes gerade in dieser Gegend so hülfreich erzeige, wo so viele Priester sie so gerne in den Winkel schieben möchten, und ihr den gebührenden Titel Mutter Gottes nicht mehr gönnen wollten, sie nur noch Mutter des Herrn nennend“. Die Redaction fand in diesen Worten keine Anklage gegen die Hochw. Herrn Pfarrer der nächsten Umgegend, am allerwenigsten des Decanats Bergheim, sie verstand sie im Allgemeinen ausgesprochen, so weit eben auch der Ruf des Schäfers reichte, und da ihr auch anderer Seits Klagen darüber zugekommen waren, daß eine leider nur allzu bekannte Auffassung der Theologie, an deren Folgen die rheinische Kirche noch immer leidet, der Verehrung der heiligsten Jungfrau und ihren Andachten

eben nicht besonders geneigt sey, so fand die Redaction keinen Grund, jene Stelle zu unterdrücken. Wenn daher durch dieselbe auch nicht im Geringsten der Rechtgläubigkeit der Priester des Decanats Bergheim sollte zu nahe getreten werden, so kann es uns doch nur freuen, die Verwahrung und Entrüstung derselben gegen einen möglichen Verdacht dieser Art mitzutheilen; ja es könnte uns nichts willkommener seyn, als wenn die gesammte Geistlichkeit Rheinlands und Westphalens von ganzem Herzen in dieselbe Entrüstung einstimmte; gerne würden wir dazu unsere Spalten öffnen.

Wenn übrigens diese Erklärung mit der Erwartung einer bald anzustellenden und zu veröffentlichenden Untersuchung über jene Heilungen und den Heiler schließt, so würde eben dadurch unser früher ausgesprochener Wunsch seine Erfüllung erhalten, und dieser Untersuchung wollen wir aufs bereitwilligste die nähere Begründung der in der folgenden Erklärung gegen den Schäfer enthaltenen Beschuldigungen anheimstellen. Nach diesen einleitenden Worten lassen wir die Reclamation wörtlich und unverkürzt folgen.

München 5. September 1843.

Die Redaction der Historisch-politischen Blätter.

Im sechsten Hefte des eilften Bandes Ihrer Zeitschrift, Seite 374, lesen wir einen Bericht über die vorgeblichen Wunderkuren des Schäfers von Niederempt, den die verehrliche Redaction, wie sie selbst erklärt, nur in der Absicht aufnahm, um weitere Berichte über die dort angeführten Thatsachen zu erhalten, ohne demselben schon jetzt unbedingten Glauben schenken zu wollen.

Wir sind der Meinung, daß die vorgeblichen Heilungen sich noch nicht so bewährt haben, um in öffentlichen Blättern besprochen werden zu können, und würden wir auch jetzt noch schweigen, wenn unsere amtliche Stellung und unser Pflichtgefühl uns nicht in die Nothwendigkeit versetzte, auf obigen Bericht zu antworten, um unsere Orthodoxie, die in demsel-

ben in ein höchst zweideutiges Licht gestellt ist, vor dem Publikum zu vertheidigen. Es heißt nämlich dort Seite 381: „Daß sehr viele Heilungen erfolgt sind, kann unmöglich geläugnet werden, und es freut mich gewiß, daß so vielen hoffnungslos Elenden geholfen wird; mehr noch freut es mich, daß gerade in dieser Gegend sich die Mutter Gottes so hülfreich erzeigte, wo so viele Priester sie gerne in den Winkel schieben möchten, und ihr den gebührenden Titel: Mutter Gottes nicht mehr gönnen wollen, sie nur noch Mutter des Herrn nennend. Es ist auf dem Lande an mehren Orten gegen den Schäfer gepredigt worden, doch wurden einige seiner heftigsten Gegner durch den Augenschein zum schweigen gebracht“.

Mag auch der Verfasser den Ausdruck Gegend so weit ausdehnen oder beschränken wie er will, so können wir nur die um Niederempt und Neurath zunächst liegenden Decanate von Bergheim, Gülich und Grevenbroich darunter verstehen. Uns ist aber in diesen Decanaten kein einziger Pfarrer und Geistlicher bekannt, der sich schämen sollte, die seligste Jungfrau Mutter Gottes zu nennen. Auch wissen wir nicht, daß in unserer Gegend die Mutter Gottes weder in den Lehrvorträgen, noch in der ehrenvollen Aufstellung ihres Bildnisses in den Winkel geschoben worden sey. Dies widerspricht der innigen Verehrung, die nach der Lehre unserer Kirche die Einwohner ihr zollen, und weit entfernt, dieser frommen Gesinnung entgegen zu arbeiten, haben ihre Seelsorger sie immer mehr genährt und gepflegt, wohl wissend, wie tief diese Verehrung in die Dogmen der Kirche eingreift, und wie sie eine der schönsten Seiten des kirchlichen Lebens und der christlichen Erziehung und Kunst bildet. Jeder Besucher unserer Gegend kann sich hiervon überzeugen, und wird es dem Berichterstatter gewiß schwer fallen, die vielen Priester zu finden, die solche unkirchliche Gesinnungen, wie er schreibt, hegen sollten.

Es ist wahr, daß von mehreren Seelsorgern unserer Ge-

gend über die vorgeblichen Wunderkuren des Schäfers gepredigt wurde. Sie hielten dies für Pflicht; denn es fielen offenbar Mißbräuche vor, die nicht ungerügt bleiben durften. Uns konnte die rohe Art und Weise nicht gefallen, womit der Schäfer seine Gebete verrichtete; wie er immer in seinem Wirken fortfuhr und eine Masse Menschen zu sich zog, ohne nach dem ihm von uns ertheilten Rathe seine geistliche Oberbehörde befragt zu haben, ob ihn auch dabei ein guter Geist leite. Wir konnten es ferner nicht billigen, daß er die Pflaster von den Wunden riß, den Kranken alle ärztliche Hülfe untersagte und dadurch bei Manchen Verschlimmerung ihres Uebels, sogar den Tod verursachte; daß falsche Wunder von Leuten, die dabei ein Interesse hatten, absichtlich verbreitet wurden, um Geld zu erbeuten. Das Volk wurde daher belehrt, daß, obschon in der wahren Kirche die Wunderkraft nicht aufgehört habe, es doch verwegen sey, mit Vernachlässigung der von Gott uns angewiesenen natürlichen Mittel, blos durch das Gebet von Gott eine Heilung erzwingen zu wollen, und zwar durch einen Mann, der sich noch nicht im Angesichte der Kirche, als von Gott dazu beauftragt, durch unbezweifelte Thatsachen ausgewiesen habe. Wir haben dabei nicht ermangelt, an unsere geistliche Oberbehörde über das Benehmen des Schäfers zu berichten, und dürfen kühn behaupten, daß uns in unserer ganzen Gegend, die doch besonders hierzu erkoren seyn soll, auch keine einzige durch den Schäfer bewirkte Heilung, viel weniger ein Wunder bekannt ist. Die vom Verfasser angeführten Thatsachen finden sich nicht bewährt, viele sind hinlänglich als falsch erwiesen, bei andern mag zwar Heilung erfolgt seyn, aber wer wird sich anmaßen wollen, solches dem Gebete des Schäfers zuzuschreiben?

Die höheren Behörden haben sich in dieser Sache sehr weise benommen, wohl voraussehend, daß mit der Zeit sich das Wahre herausstellen würde, und wirklich scheint diese Zeit nicht mehr ferne zu seyn; denn in der ganzen Gegend von Niederempt und Neurath will das getäuschte Volk nichts

mehr wissen vom Schäfer, der wohl jetzt nicht mehr sagen würde: „Warum haben sie mir nicht meine Schippe, Tasche und ein Paar Schaafe gegeben“, sondern sich wie ein vornehmer Mann gerirt. Man nennt kaum noch seinen Namen, nur aus fernen Gegenden erhält er noch Besuche, und dürfen wir erwarten, daß die geistliche Oberbehörde die ihr vorliegenden Fälle gehörig untersuchen und ihr Urtheil bekannt machen werde.

Dem Berichterstatter bemerken wir noch, um nicht zum zweitenmal durch diese Zeilen uns den Verdacht der Heterodoxie bei ihm zuzuziehen, daß wir weit entfernt sind, die noch fortwirkende Wunderkraft in unserer Kirche, oder die Möglichkeit zu läugnen, daß durch das Gebet allein Heilungen, und in so weit Wunder geschehen können.

Wir bitten die Redaction um gefällige Aufnahme dieser Zeilen in ihr Blatt.

(Gez.) Bono, Landdechant und Pfarrer. Brandenburg, Pfarrer in Königshoven. J. T. Heinemann, Pf. in Kirchenherten. W. Hamboch, Pf. in Oberempt. Obry, Pf. in Niederempt. Gevenich, Pf. in Esch. Stein, Pfarrverwalter in Elsdorf. Steven, Oberpfarrer in Bergheimerdorf. Wolfgarten, Pfarrer in Glesch. Hoch, Pf. in Kierdorf. Weiler, Pf. in Lipp. Borgs, Pf. in Hüchelhoven. Schmill, Pf. in Büsdorf. Wirtz, Pf. in Fliesteden. Berg, Pf. in Glessen. Schröder, Pf. in Oberaussem. Fischenich, Pf. in Niederaussem. Jansen, Pf. in Auenheim. Dückers, Pf. in Bedburg. St. Häffels, Pf. in Neuenhausen. H. Broir, Pf. in Justorff.

Für gleichlautende Abschrift: Der Landdechant und Pfarrer Bono.

An die Redaction Herrn Phillips und Görres in München.

XXXV.

Miscelle aus dem Leben P. Leo XII.

(Gestorben den 10. Februar 1829.)

Die Art und Weise, wie der berühmte Cardinal Gonsalvi, Staatssekretär P. Pius VII., in den verwickeltsten Zeiten, in dem Conclave seine Stimme abgegeben hatte, machte es dem neuerwählten P. Leo XII. unmöglich, ihm in seinem Pontificate das früher bekleidete Amt gleichfalls zu übergeben. Da er aber andererseits sich des Rathes dieses vielerfahrenen Mannes bedienen wollte, berief er ihn wider Vermuthen zu sich, und nun erfolgte eine Unterredung über die Grundsätze, nach welchen unter Pius VII. der römische Stuhl regiert und den Stürmen der Revolution, der Despotie und endlich der großen Staatenvertheilung im Jahre 1815 entrissen worden war. Der Ritter Artaud, welcher von dem Inhalte derselben nähere Kunde bekommen, theilt in seiner Geschichte P. Leo's XII. *) denselben mit, und wir entlehnen daraus, was uns zur Kenntniß noch jetzt bestehender Verhältnisse von Bedeutung erscheint.

— — Der größte Fehler, sagt der Cardinal, — welcher in Behandlung wichtiger Angelegenheiten gemacht werden kann, ist zu viel zu antworten. Der römische Stuhl hat deshalb von Altersher den Grundsatz festgehalten, wenig, aber gut zu schreiben, und verdankt demselben vielen Erfolg. Demjenigen, der zu viel antwortet, folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Daher stammt der Zustand der Lüge, in welchem sich manche Höfe unaufhörlich befinden. In Rom könnte so etwas eine

*) Paris 1843. 2 Bände.

ganze Regierungsepoche zu Grunde richten; es würde augenblicklich ein anderer Papst nothwendig. Nachdem hierauf Gonsalvi die Verhältnisse mit K. Ludwig XVIII. besprochen hatte, der es Pius VII. nie vergab, daß er Napoleon gekrönt hatte, berührte er die Frage über den Aufenthalt der mit den Carbonari engverbundenen Bonapartisten und die Feier des Jubiläums, und ging dann auf die Zustände von Südamerika und Rußland über.

In Bezug auf die damals in vollem Aufstande befindlichen Provinzen hatte der römische Stuhl eine der mißlichsten Stellungen, die man sich nur denken kann. Schwieg er zu dem, was in Amerika vorging, so benützte dieß die spanische Regierung um die Rebellen glauben zu machen, sie handle im innigsten Einverständnisse mit dem Papste und er bekräftige alle die zum Theile furchtbaren und zweckwidrigen Maaßregeln, die zu Unterdrückung des Aufstandes in Cadix oder Madrid ersonnen wurden. Wandte sich der römische Stuhl den Amerikanern zu, so schien er das Princip der Legitimität zu verletzen, die spanische Regierung konnte ihm den Vorwurf machen, die Rebellion zu begünstigen, so daß das Dilemma, welches später bei den russisch-polnischen Angelegenheiten sich erneute, bereits hier statt fand. Gab Rom Südamerika ganz auf, so überließ es diese katholischen Länder den Methodisten, Anabaptisten rc. zur Anpflanzung für alle beliebigen akatholischen Religionsmeinungen, und setzte sich demnach der Gefahr aus, daß die spanische Regierung einstmals der päpstlichen gesagt hätte, wir können unsere Souverainetät nicht retten, rettet, wenn ihr noch könnt, euer Dogma. Der Weg, den Gonsalvi dem Papste einzuschlagen rieth, hat die katholische Kirche in jenen transatlantischen Ländern gerettet. Seine Unterhandlungen mit den aufrührerischen Provinzen schienen selbst einen so günstigen Erfolg zu versprechen, daß er versichert, würde die spanische Regierung auf das Verlangen des römischen Stuhles, die Bisthümer in Columbien und Mexico zu besetzen, eingegangen

seyn, so würde er der Legitimität dreißig Jahre zu ihrer Befestigung verschafft haben. Der spanische Hof hatte jedoch, wie aus einer anderen Unterredung, die Artaud mittheilt, und die zwischen den Königen von Spanien und Neapel statt fand, hervorgeht, durch die Aufhebung der Jesuiten selbst den Damm weggerissen, welcher die unumschränkte Gewalt der Vicekönige und damit die natürliche Reaction gegen dieselbe, die Revolution, hätte bändigen können.

Die Darstellung der russischen Verhältnisse enthüllt den Plan der Creatur Katharinen's II., des Erzbischofes von Mohilew, Stanislaus Siestrzencewiez, eines ehemaligen Protestanten und preußischen Offiziers, die griechische und lateinische Kirche unter seinem Patriarchate und als päpstlichem Legaten zu vereinigen. Als der römische Stuhl, welcher dadurch mit Recht die Vernichtung seiner Autorität befürchtete, dieses Project hintertrieben, tauchte das einer allgemeinen slavischen Kirche auf. Eben deshalb forderte Consalvi den Papst auf, die Angelegenheiten Rußlands mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu verfolgen. „Während das Auge diese unablässig beobachtet, müsse der Geist sich auf die härteste Geduldprobe gefaßt machen. Würden die Russen von diesen Ideen zurückkommen, so geschehe es von selbst. Der noch immer wachsende Körper Rußlands müsse zuletzt alle Gefahren politischer Aufgedunsenheit bestehen (il courra les périls de toutes les obésités politiques). An einer Wirksamkeit von Vorstellungen, einem Siegen durch Gründe scheint bereits Consalvi verzweifelt zu haben. Nichts desto weniger müsse die höchste Sorge aufgeboten werden, zu bewahren, was bewahrt werden könne. Wie treu P. Leo XII. und P. Gregor XVI. diese Principien festhielten, weiß die Welt; der Erfolg ist in Gottes Hand, dessen Wege unerforschlich, dessen Gerichte schrecklich sind, und der, während er die Demüthigen erhöht, die Stolzen zu Boden stürzt“.

XXXVI.

Beiträge zur Geschichte Irlands

Vierter Artikel.

Wenn wir bei der Darstellung der Geschichte Irlands vielleicht zum Ueberdruße unserer Leser eine Reihefolge von Gräuelscenen zu schildern haben, zu deren Schauplatz die grüne Insel von den Engländern gemacht worden ist, so bitten wir Jene sich mit den armen Iren zu trösten, denen diese Scenen in ihrer furchtbaren Wirklichkeit unstreitig noch mehr zum Ueberdrusse gereichten. Die Iren, von denen ihr Landsmann Moore sagt, daß ihnen ihr angeborner Hang zur Gerechtigkeit nicht mehr nütze gewesen sey, als einem Venetianer die Neigung zu Pferderennen, mußten denn auch nach der Hinrichtung König Karls I. ihre Anhänglichkeit an dessen gerechte Sache schwer büßen. Alles, was vorher von den Bewohnern der Schwesterinsel über Irland verhängt worden war, war Nichts gegen das, was Oliver Cromwell im Namen der gemeinsamen Volksgewalt an den Iren ausübte. Schon im August 1649 landete er in Irland und bezeichnete sogleich seine Bahn mit Blut. Die furchtbarsten Metzeleien richtete er aber in Drogheda und Wexford an. Die Befestigungen Drogheda's boten an sich nur ein sehr geringes Mittel von Widerstand, aber die Tapferkeit der Garnison unter Sir Arthur Ashton schlug mehrere Angriffe der Engländer ab. Doch sie erlag der Uebermacht, es wurde capitulirt, aber so wie der Widerstand aufhörte, begann eine furchtbare Massacre, indem Cromwell seine Truppen fünf Tage lang in

den Straßen Drogheda's gegen die Garnison und Einwohner wüthen ließ; an tausend der unglücklichen Schlachtopfer wurden in einer Kirche, in welche sie sich geflüchtet hatten, hingemordet. Von Drogheda ging's nach Werford; durch einen Verräther wurde Cromwell schnell Meister des Platzes und nun widerholten sich hier die vorhin geschilderten Schreckensscenen. Wenige nur entrannen dem Blutdurste der Republikaner, vor deren Wuth auch dreihundert Frauen, die sich um ein Crucifix versammelt hatten, nicht verschont blieben. Von nun an fand Cromwell nur geringen Widerstand in Irland; der Schrecken, den er verbreitete, erzeugte nicht nur kein größeres und innigeres Zusammenhalten unter den Iren, sondern die Furcht Vieler rieth zur Unterwerfung; unter den royalistischen Truppen kamen Meutereien vor, und wenn hin und wieder auch die Garnisonen einzelner Städte tapfern Widerstand leisteten, so gelang es Cromwell doch im Laufe des Winters fast ganz Irland zu unterwerfen. Er befolgte hiebei den Plan, daß wenn der Pardon, den er bei der Belagerung einer Stadt bot, nicht sogleich angenommen wurde, er bei der Einnahme derselben entweder die Offiziere, oder die gesammte gefangene Garnison erschießen ließ.

Wir haben bisher in der Schilderung der Gewaltthaten Cromwells nur die Furchtbarkeit hervortreten lassen, in welcher der zunächst politische Krieg gegen Irland geführt wurde. Allein damit ist nur erst eine Seite dieses Kampfes hervorgehoben, die religiöse ist die noch bei weitem schrecklichere. Das psalmensingende, betende und kaltblütig mordende Heer Cromwells war begreiflicher Weise, gleich diesem puritanischen Machthaber erfüllt von dem glühendsten Hasse gegen die katholische Kirche und ihre Diener. Da nun die Bischöfe mit Karls I. Statthalter Ormond (der jedoch, von den Iren genöthigt, wegen seines zweideutigen Benehmens bald die Landesregierung in die Hände des Marquis von Clanricarde hatte niederlegen müssen) unterhandelt und Karl II. als den rechtmäßigen König von Irland anerkannt hatten, so traf sie um so mehr der

Zorn der Republikaner. Karl II. zeigte sich freilich jener Anhänglichkeit wenig würdig, denn statt, wie er Anfangs verheißen, nach Irland hinüberzukommen, um sich hier an die Spitze seiner Getreuen zu stellen, ging er nach Schottland, warf sich in die Arme gerade derjenigen, die seinen Vater auf's Schaffot geführt hatten und erklärte öffentlich, daß er es für eine große Sünde seines Vaters halte, daß derselbe mit einer götzendienerischen Frau eine Ehe geschlossen habe; die Iren konnten hieraus entnehmen, was sie von einem solchen Könige zu erwarten hatten, sie hätten freilich längst schon wissen können, was auf die Worte eines Stuarts zu geben war. Während nun gleichzeitig Karl II. von Schottland aus erklärte, von einem Frieden mit den Iren Nichts wissen zu wollen, zerstörte Cromwell in Irland nicht nur Schlösser und Castelle, sondern die Kirchen und Klöster wurden dem Erdboden gleich gemacht. Eine große Zahl von Bischöfen und Priestern z. B. Terenz Albert O'Brian, Bischof von Elmy, Boetius Egan von Roß, Emer Matthäus von Clogher duldeten das Martyrium auf eine heroische und glänzende Weise; namentlich dienten, außer jener herzzerreißenden Scene am Crucifixe zu Werford, auch noch sechs Franciskaner, welche sich Cromwell eigens dazu ausersehen hatte, durch ihre Hinrichtung zur Stillung der Blutgier der fanatischen Rotten. In den meisten Fällen war es aber nicht eine solche öffentliche, solenne, wenn auch grausame Hinrichtung, sondern im wahren Sinne des Wortes ein Zerfleischen der Leiber der armen Priester, woran sich die Puritaner ergötzten; auf solche Weise duldeten O'Cahill und O'Reilly. Nachdem dann auf einige Zeit das Blutbad aufgehört hatte, erschienen neue Gesetze gegen die Katholiken, namentlich im Jahre 1653 ein Edict, welches anordnete, daß jeder Priester, welcher nach achtundzwanzig Tagen noch in Irland angetroffen würde, des Hochverrathes schuldig sey, er soll daher gehängt, lebendig vom Galgen abgeschnitten, geköpft, geviertheilt und, nach Ausreißung der Eingeweide, verbrannt, sein Haupt endlich auf einen Pfahl

öffentlich ausgesteckt werden; jeder aber, welcher einen Priester beherbergt, soll Confiscation seines Vermögens erleiden, und ohne Hoffnung auf Gnade hingerichtet werden. Jede Ausübung des katholischen Gottesdienstes galt fortan für ein todeswürdiges Verbrechen, Spione und Aufpasser waren durch das ganze Land zerstreut, wer einen Priester ergriff, erhielt fünf Pfund Sterling und den dritten Theil des Vermögens derjenigen Person zur Belohnung, in deren Hause jener gefunden worden war; als Männer, die sich wohl um den Staat verdient gemacht hätten, erklärte das nämliche Edict die Denuncianten als besonders würdig für Aemter und Ehrenstellen. Nicht lange nachher erhielt dieses Gesetz noch einen Zusatz, des Inhalts: wer es wisse, daß irgendwo ein Priester in einem Walde oder einer Höhle versteckt sey, oder wer durch einen Zufall einem Priester auf der Landstraße begegnete und ihn nicht unmittelbar ergriffe und der Obrigkeit vorstellte, solle als ein Verräther und Feind der Republik betrachtet werden. Er soll dann ins Gefängniß gebracht, durch die Straßen gepeitscht und der Ohren beraubt werden; sollte sich aber ausweisen, daß er irgend eine Correspondence oder Freundschaft mit einem Priester unterhalte, so sey er mit dem Tode zu bestrafen. Es fehlte dem Gerichtshofe, der die Todesurtheile aussprach und der den Namen: Cromwells Schlachthaus erhielt, nicht an Thätigkeit. — Man hätte glauben sollen, mit diesen Maaßregeln sey es genug gewesen; aber nein, diesem ganzen Systeme wurde noch die Krone damit aufgesetzt, daß der Abjurationseid eingeführt wurde, mit welchem Jeder, der das ein und zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, bei Androhung strenger Strafen der katholischen Religion abschwören sollte.

Aber Alles dieß, weder Spione noch Denuncianten, weder Galgen noch Henkersbeil, vermochte nicht die Iren von dem Glauben ihrer Väter abzubringen, um so mehr schäumte die Wuth ihrer Feinde. Da verfiel Cromwell auf einige neue Mittel; er versuchte die Colonisation in anderer Art. Nach-

dem große Schiffsladungen von Iren nach Amerika (unter andern wurden einmal tausend junge Mädchen nach Jamaika gebracht) gewaltsam transportirt worden waren, erschien im Jahre 1654 ein Edict, wornach von einem bestimmten Tage an alle Katholiken in die durch Hunger und Schwert verwüstete Provinz Connaught sich begeben sollten. Dieß wurde auch alsbald zur Ausführung gebracht, und fortan sollte kein Katholik die Gränzen von Connaught, welche streng bewacht wurden, überschreiten dürfen; wo er sich sonst noch betreffen ließ, konnte er wie geächtet von Jedermann ungestraft getödtet werden. So kamen denn ungezählte Tausende vor Hunger, Krankheit und Verzweiflung um, und sprüchwörtlich war bei den Verfolgern der Katholiken die Rede: Geh zur Hölle oder nach Connaught. Dessenungeachtet war diese neue Art von Colonisation doch wieder nicht so zu verstehen, als ob die Katholiken nunmehr allein Connaught inne gehabt hätten; in die Städte verpflanzte man, nachdem man die katholische Bevölkerung englischer Abstammung ebenfalls in die Wälder und das flache Land hinausgetrieben hatte, wohlweislich Protestanten. Dieß Verfahren nannte man: „die Städte auskehren", und als der Gouverneur von Connaught, Sir Charles Coote, anzeigte, er habe wegen der großen Kälte in Galway einigen hochbejahrten Personen noch ferner den Aufenthalt gestattet, erhielt er den Auftrag, sie, sobald die Kälte einigermaaßen nachgelassen, sogleich fortzuschaffen. Da mochte es Manchem wie eine Stunde der Erlösung scheinen, als das Scheusal, Cromwell, vor Gottes Thron berufen wurde. Noch jetzt lebt das blutige Andenken an Cromwell in Irland fort, der Ruf seiner Grausamkeit, den er hier erworben, ging ihm sogar bei seinem Feldzuge gegen Schottland voran: alle Männer zwischen sechszehn und sechzig Jahren, sagte man, ließe er umbringen, den Knaben von sechs bis sechszehn Jahren die rechte Hand abhauen und den Frauen die Brüste mit glühendem Eisen durchbohren. Indessen es bedurfte keiner Uebertreibung, um Cromwell verhaßt zu machen und man muß auch zugestehen, daß die in Irland ver-

übten Grausamkeiten, an denen er freilich seinen Theil hatte, nicht allein auf seine Rechnung kommen; sie gehören der Zeit und ihren furchtbaren Leidenschaften an, darum befreite auch Cromwells Tod Irland nicht von seinen Leiden; diese waren endlos.

Zwei Jahre darauf (1660) saß Karl II. auf dem Throne seiner Väter; man sagte ihm nach, er habe sich in einer Weise geäußert, als ob die Katholiken auf Erfüllung ihrer Wünsche sich Hoffnung machen dürften, und wahrlich keine schönere Gelegenheit hätte sich für die Versöhnung Irlands mit England geboten, als jetzt, wo auch dieses, der Republik müde, das angestammte Fürstenhaus restituirte. Allein wenn die Iren sich Hoffnungen machten, so gingen sie nicht in Erfüllung. Karl zeigte sich nach seiner Thronbesteigung nicht anders, wie ihn bereits zuvor die Iren kennen gelernt hatten. Während in England sich für die aus ihren Besitzungen durch die Rebellion Vertriebenen keine große Schwierigkeiten zeigten, wiederum zu ihrem Eigenthum zu gelangen, so wollte die gleiche Gerechtigkeit auf Irland nicht passen. Diejenigen, welche, ohne des Königs Genehmigung abzuwarten, sich selbst zu ihrem Besitze verholfen hatten, wurden als Aufrührer bestraft, diejenigen, welche nach London kamen, um ihre Ansprüche geltend zu machen, abgewiesen und nicht gehört, ja es erfolgte sogar ein Verbot für die Iren, ihr Land zu verlassen. Zu gleicher Zeit sanctionirte der König den bisherigen Besitzstand in Irland durch die sogenannte Declaration of settlement, wornach die Soldaten Cromwell's und alle jene englischen und schottischen Wucherer, welche Geld zum Kriege gegen Verpfändung eroberten Landes hergeliehen hatten, die ihnen überwiesenen Güter behalten sollten. Indessen erklärte Karl, er wolle auch seinen irischen Unterthanen gerecht werden, unter der Voraussetzung, daß derjenige, welcher mit einem Besitzesanspruche aufträte, beweise, daß er unschuldig sey. Zu diesem Zwecke wurde ein eigener Gerichtshof Court of claims, niedergesetzt, welcher die erhobenen Ansprüche und die Unschuld des Bittstellers prüfen sollte. Diese Unschuld war aber an so viele

Bedingungen geknüpft, daß alles darauf berechnet schien oder vielmehr alles darauf berechnet war, so viele Katholiken als möglich gänzlich auszuschließen. Für unschuldig sollten nämlich diejenigen gelten, welche zur Zeit Karls I. weder das Parlament anerkannt, noch zur irischen Conföderation gehört hatten; dieß wurde aber dahin ausgedehnt, daß derjenige nicht mehr für unschuldig erachtet wurde, der mit den Conföderirten correspondirt, oder von deren Verträgen mit Ormond Vortheil gezogen, oder, wenn auch friedlich in seinem Hause unter ihnen gelebt hatte. Wenn es nun troß dieser Beschränkungen dennoch einem Iren gelang, seine Unschuld zu beweisen, so sollte er unter der Voraussetzung, daß der bisherige Besitzer hinlänglich aus den aus früheren Confiscationen erwachsenen Krongütern entschädigt werden konnte, sein verlorenes Grundstück wieder erlangen. Nachdem der Gerichtshof einige hundert Unschuldserklärungen abgegeben hatte und noch etwa dreitausend unerledigt blieben, waren die angegebenen Entschädigungsmittel vorzüglich durch übertriebene Schenkungen an die restaurirte Episcopalkirche, an den Herzog York, an Ormond, dem allein ein jährliches Einkommen von 70000 Pfund Sterling zugewiesen wurde und Andre erschöpft, und kein Katholik konnte noch etwas erhalten. Diese Maaßregeln sollten auch noch von einem einheimischen Parlamente gebilligt werden. Dieses bestand aber aus lauter Protestanten, jeder von ihnen leistete den Supremateid und die Mitglieder des Oberhauses empfingen aus den Händen des protestantischen Bischofs von Armagh die Communion; es begreift sich, daß ein solches Parlament die Approbation jenen den Katholiken feindseligen Maaßregeln nicht versagt hat. So waren auch im Uebrigen die Verhältnisse der Katholiken in Irland äußerst traurig, und es befand sich der König persönlich in einer ganz sonderbaren Lage. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er in seinem Herzen der katholischen Kirche nicht nur nicht Feind, sondern auch zugethan war, wie er denn auch im Schooße derselben gestorben ist, allein seine Stellung

als König des protestantischen Englands, als Haupt der anglicanischen Kirche brachte es mit sich, daß er sich auf dem Throne nur durch Begünstigung der Protestanten behaupten konnte. Wollte er aber gar so weit gehen, daß er einen Katholiken unter dem Vorwande, daß derselbe ein Freund von Hahnenkämpfen oder ein tüchtiger Jäger sey, ein hübsches Haus oder gute Hunde zur Fuchsjagd habe, in öffentlichen Aemtern anstellte, so mußte er sich wegen dergleichen Begünstigungen wiederum dadurch vor seinen englischen Unterthanen rein waschen, daß er die armen Iren drückte. Diese waren es also immer, welche für Alles büßen und bezahlen mußten. Die schmählichen Intriguen Shaftesbury's, des Großkanzlers von England, brachten es dahin, daß das Geschrei von katholischen Verschwörungen und papistischem Verrath an der Tagesordnung waren; die katholischen Kirchen, kaum geöffnet, wurden wieder geschlossen, und es machte sich in der Verwaltung Irlands kein anderer Geist geltend, als derselbe, welcher seit Elisabeth geherrscht hatte; insonderheit dauerte aber auch das schändliche Denunciationssystem fort, welches von Cromwell eingeführt worden war. Als ein unschuldiges Opfer desselben fiel der Erzbischof Oliver Plunkett von Armagh. Seine Ankläger waren nach London gezogen und der Erzbischof mußte ihnen folgen, anstatt daheim von einer irischen Jury beurtheilt zu werden. Als er zu seiner Vertheidigung Zeugen von Irland kommen lassen wollte, verweigerte man ihnen die Pässe, verlangte er Abschriften von Documenten, so erklärten die Beamten, diese nicht hergeben zu können, ohne specielle Erlaubniß dazu von London erhalten zu haben. Durch diese Hindernisse wurde es möglich gemacht, daß seine Beweismittel erst drei Tage nach seiner Verurtheilung an die englische Küste gelangten. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit den Franzosen; er, der nicht 70 Pfund Sterling jährlich zu seinem eigenen Unterhalt hatte, sollte eine Armee von 70000 Mann organisirt haben und dergleichen mehr; während ihm als Zeugen aposta-

sirte Klostergeistliche, die er wegen ihrer Inmoralität bestraft hatte, entgegengestellt wurden, konnte Plunkett nur feierlich durch eigenen Mund seine Unschuld behaupten. Er wurde verurtheilt; der damalige Statthalter von Irland, Graf von Essex, bat um die königliche Begnadigung, indem er erklärte, daß nach seiner Kenntniß der Verhältnisse die Anklage nicht wahr seyn könne, erhielt aber von Karl II. die merkwürdige, im Unwillen ausgesprochene Antwort: „Dann, Mylord, fällt sein Blut auf Euer Gewissen. Ihr hättet ihn retten können, wenn Ihr gewollt hättet, ich aber kann ihn nicht begnadigen, denn ich wage es nicht". Als dieser König im Jahre 1685 starb, und ihm sein katholischer Bruder, Jakob II., folgte, mußte dieser die Erfahrung machen, die Karl durch sein System zu vermeiden gewußt hatte, die nämlich, daß er von dem englischen Throne vertrieben wurde, weil er den auf den Katholiken lastenden Druck aufhob. Jakob ließ sogleich den katholischen Gottesdienst frei, neue Kirchen und Klöster wurden gebaut, der Clerus konnte wieder in seiner geistlichen Tracht erscheinen, und Irland erhielt in der Person des Richard Talbot, Viscount Tyrconnell, einen eben so tapfern, als katholisch gesinnten Statthalter. Allein diese Freude war von kurzer Dauer; die Protestanten in England und Irland, so wie die Puritaner in Schottland erhoben den Schild des Aufruhrs gegen Jakob, und dieser mußte es erleben, daß sein Schwiegersohn, Wilhelm von Oranien, ihn in seinem eigenen Lande mit Waffengewalt überzog. Die unglückliche Schlacht am Boynefluß am 2. Juli 1690, und zuletzt die Capitulation von Limerik, die von Wilhelm III. auf eine schimpfliche Weise verletzt wurde, entschieden über das Schicksal Irlands. Es wurde der frühere Zustand wieder hergestellt, und England hat jetzt das Ziel, wornach es gestrebt, erreicht, nämlich: Irland ist protestantisirt; nicht die Iren, sondern an die Stelle der katholischen Besitzer des Grund und Bodens sind Protestanten getreten. Während nämlich damals der Zahl nach diese sich zu den Katholiken wie eins zu vier verhielten, hatten sie von

dem gesammten Boden Irlands zehn Eilftel inne, den Katholiken blieb nur ein Eilftel. Die blutige Verfolgung hört jetzt auf, es beginnt aber eine neue Periode, die der Verfolgung durch das Gesetz.

XXXVII.

Russische Physionomien nach deutschen, italienischen, dänischen, schwedischen und französischen Berichten.

(Fortsetzung.)

Eine der bedeutsamsten und lehrreichsten Schriften über den Zustand Rußlands im sechszehnten Jahrhundert, und namentlich unter jenem Iwan Wassilewitsch, einem Ungeheuer, wie je eines einen fürstlichen Thron geschändet, und daher auch von der Geschichte mit dem Namen des Schrecklichen gebrandmarkt, verdanken wir dem Italiener Antonio Possevino. Er war ein Mantuaner, und trat 1559 in den Orden der Jesuiten. Der um die Missionen der katholischen Welt so hoch verdiente Papst Gregor XIII. sandte ihn als seinen Legat nach Schweden zur Bekehrung König Johanns. Als sich darauf der russische Zar, Iwan Wassilewitsch, in seinem Kriege mit den Polen um Hülfe an den Papst wandte, sandte dieser ihn nach Polen und Rußland, in der Hoffnung, den schismatischen Autokraten vielleicht zur Einheit der Kirche zurückzuführen, und den Frieden zwischen den streitenden Brudervölkern zu vermitteln. Der Friede wurde in der That für zehn Jahre (15. Jan. 1582) geschlossen; allein wie gewöhnlich bewies sich der russische Monarch, nachdem die Kriegsgefahr vorüber, nichts weniger als der Bekehrung geneigt, und so kehrte Possevino 1582 nach Rom zurück. Später sandte ihn Clemens VII., die Aussöhnung Heinrichs IV. von Frankreich mit der Kirche zu vermitteln; dann sich in Vene-

dig aufhaltend, ging er auch in dem Streite, den die Republik gegen Papst Paul V. erhob, von welchem diese Blätter erst neulich ausführlicheren Bericht erstattet, als Abgeordneter nach Rom, so daß es ihm in seinem Leben nicht an Gelegenheiten fehlte, in den wichtigsten Sendungen, an den verschiedensten Höfen, im Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit Erfahrungen zu sammeln, seinen Blick zu schärfen und sein Urtheil zu begründen. Als er sein Lebensende nahen fühlte, wollte er sich nach Loretto begeben, um dort an der heiligern Gnadenstätte sein Haupt niederzulegen, allein der Tod überraschte ihn früher; er starb zu Ferrara, 26. Sept. 1611, im 78sten Jahre seines Alters. Zu Mantua erschien zuerst 1580 sein lateinisches Sendschreiben über die Angelegenheiten von Schweden, Lievland, Moskau und Siebenbürgen; drei Jahre später folgte zu Ingolstadt gleichfalls lateinisch seine Zuschrift an den Großfürsten von Moskau gegen die englischen Kaufleute, die dort gelehrt, der Papst sey der Antichrist; gleichzeitig mit dieser Schrift erschien zu Vilna seine Moscovia *). Seiner Stellung und seinem Auftrage gemäß sind es vorzüglich die religiösen Zustände, denen er seine Aufmerksamkeit zuwendet; ohne in die einzelnen Fragen einzugehen, lassen wir aus dem Bilde, welches er uns von dem Rußland des sechszehnten Jahrhunderts entwirft, einige allgemeine Züge folgen, den Leser auf die lehrreichen Schriften selbst verweisend.

„Indem der Fürst sich als Erbherrn seiner Länder und aller darin enthaltenen Güter erkennt und erklärt: so verleiht er die Ländereien und Besitzungen, wem er will, und eben so nimmt er sie, wem und wann er will, nach seinem Wohlgefallen. Ein Umstand, der auch bewirkt, daß die Russen es nicht wagen von ihrem Schisma zurückzutreten, und Alle ohne Sold in den Krieg ziehen. Sie hängen aber so sehr von dem Winke des Fürsten ab, daß sie fliegen, wohin er sie

*) Siehe Starczewski l. c. Vol. II. Praefatio Pag. XV.

bringen. Mit welcher Würde aber auch einer immer beklei- det sey, hat er ein schweres Verbrechen oder was ihnen als ein schweres erscheint, begangen, so wird er auf Befehl oder mit Zustimmung des Fürsten mit dem Tode bestraft und meistens ertränkt oder zur Knute verdammt. Und dieß gilt ihnen nicht für so entehrend, daß die Geknuteten nicht dem Fürsten auch noch ihren Dank abstatten — nec tamen id usque adeo dedecori ducitur, quin etiam affecti verberibus Principi gratias agant. — Da sie nur die russische Sprache kennen, so geschieht es, daß die griechische Sprache und das darin herausgegebene Florentiner Conzil ihnen von keinem Nutzen ist. Denn der Fürst, dem ich es im Namen euerer Heiligkeit, in zahlreicher Versammlung, auf der Burg Staricia an der Wolga überreichte, hat Niemanden, der diese Sprache ver- steht. Es wurde uns blos erzählt, im vorhergehenden Jahre seyen einige Griechen von Byzanz gekommen, die auf Befehl des Großfürsten einen Moskowiter unterrichten, damit er als Dollmetsch in dieser Sprache diene. Aber es ist, glaube ich, das verdorbene Griechisch, welches die heutigen Griechen re- den, nicht das alte, worin die alten Väter ihre Werke und Synoden aufgezeichnet. — Sie haben aber auch nur sehr wenige, welche die lateinische Sprache kennen; außer den Aerzten, von denen ich oben gesprochen, sind es nicht mehr als drei und zwar alle Polen. — Es machte uns daher sehr große Mühe, bis das, was wir nach dem Wunsche des Für- sten schriftlich übergeben sollten, oder was unterdessen mit den Räthen verhandelt wurde, zu ihrer vollen Kenntniß ge- langte. Sie übersetzten das Meiste unsinnig und oft auf eine ganz ungehörige Weise. Wenn sie glaubten, daß etwas dem Fürsten mißfällig seyn würde, oder wovon sie für sich selbst einige Gefahr fürchteten, das ließen sie größtentheils aus, und dahin gehörte was das Hauptgeschäft wegen der Reli- gion betraf".

„Es ist offenbar, jene nordischen Regionen, und insbeson- dere jene Völker, aus deren Gemüth die wahre Religion die

Wildheit noch nicht verdrängt hat, je mehr sie sich von geistigem Leben verlassen sehen, um so argwöhnischer werden sie; was sie daher durch Betriebsamkeit und Urtheilskraft nicht erreichen können, das suchen sie durch List und Gewalt (der Moskowiter auch durch Geschäftigkeit) zu erlangen. Dieß ist vorzüglich bei den Scythen und den Tataren sichtbar, von denen die Moskowiter meistentheils abstammen. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn sie jene Natur noch nicht abgelegt, welche die Frömmigkeit bei anderen Völkern umgebildet und überwunden. Wenn Jener, dem die Obergewalt über die Seinen mit einem gewissen Scheine christlicher Religion zugefallen, und der nie die Macht anderer Fürsten sah, bei der ewigen Zustimmung und Schmeichelei seiner Unterthanen, sich für den obersten Machthaber hält, so ist dieß noch weniger zu verwundern. Und da dieß insbesondere seit den Zeiten, da sie sich aus der tatarischen Zinspflichtigkeit frei gemacht, bei dem Großfürsten von Moskau statt findet, so haben sie den Sinn ihrer Herrscher, und namentlich des gegenwärtigen, erstaunlich hochmüthig gemacht, so daß er kaum glauben mag, er könne an Macht von irgend Jemand übertroffen werden, noch irgend Jemand gelehrter oder einer besseren Religion theilhaftig seyn. Wenn ich zuweilen vor ihm der ersten christlichen Fürsten erwähnte, so sprach er: „wo sind denn die in aller Welt"? Sein Hochmuth duldete nämlich keinen Vergleich, das, was dem Andern gewährt wird, nahm er für eigene Erniedrigung. Daher ist es gekommen, daß die Großfürsten von Moskau sich zuerst in ihren Reden, dann in ihren Schreiben und auf den Münzen als Herren aller Reussen darstellten, obschon ein guter Theil von Rußland im Besitze des Königs von Polen ist. Ueberdieß aber hat der gegenwärtige Großfürst, Iwan Wassilewitsch, außerdem daß er den Titel Zar von Casan und Astrachan führt, auch einmal befohlen, als er an den Türken schrieb, daß man ihn Kaiser der Deutschen nenne. Und da seine Begierlichkeit sich gegen Lievland gezeigt, und er auch

nach Preußen hinübergeschickt, indem er einen Bruder des Kaiser Augustus, der Prussus geheißen haben soll, und von dem er abzustammen vorgab, zum Vorwand nahm, und da er ferner den Anschein haben wollte, als pflege er mit Karl V. und seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian Freundschaft, so kann man daraus abnehmen, was er in seinem Herzen in Betreff Deutschlands und der Westländer ausbrütet. Was seine Hoffnung nährte, das waren die Zwiste der christlichen Fürsten, die verschiedenen verderblichen Ketzereien, die Erfolge in Liefland, die frühere Besiegung von Casan und Astrachan, und der ihm innewohnende, nicht sowohl religiöse als schismatische Glaube, wonach er sich für einen Abgesandten Gottes hält, der wie ein Glanzgestirn den ganzen Erdkreis erhellen werde. Seinen Eifer steigerten einige frühere Gesandtschaften gewisser Fürsten, die seine Hülfe nachsuchten, damit über das Königreich Polen anders verfügt würde. Ja sogar damals, als ich bei ihm war, und es um die moskowitischen Angelegenheiten schlimm stand, war die Erinnerung an jene Gesandtschaften, die seinem Stolze geschmeichelt, noch nicht erloschen. Endlich wuchs seine Hoffnung noch mehr, als ein erlauchter Fürst Schreiben an ihn richtete, worin er ihm die Verbreitung des lutherischen Irrglaubens anempfahl. Seitdem war er der Meinung, die Katholiken (welche er Römer nennt) seyen alle in Ketzerei verfallen, und daher um so leichter zu unterwerfen. Endlich versprach ihm seine Strenge gegen Alle eine schnellere Erfüllung seiner Absicht, indem er hoffte, jedes mögliche Hinderniß alsbald zu beseitigen. Denn nach Lithauen und Liefland hatte sich ein solcher Schreck vor ihm verbreitet, daß er nicht zweifelte, der Zutritt zum Uebrigen werde ihm auf die gleiche Weise offen stehen.

„Was das Schisma anlangt, so ist es unglaublich, mit welcher zähen Hartnäckigkeit er daran festhängt und seine Satzungen für ewige hält, so daß er vielmehr hinzuthut, als daran mindert. Wie denn überhaupt die, welche von Einem

abweichen, je weiter sie fortschreiten, in so vielfachere Irrthümer verfallen (was, wie Jedermann sieht, auch den Neuerern dieses Jahrhunderts begegnet ist), und dieß erfahren auch die Moskowiter, die sich von den schismatischen Griechen, von denen sie das Schisma überkommen, selbst wieder getrennt haben, und in der unwissendsten Weise gar Vieles daherfaseln, da sie der Bücher und wissenschaftlichen Studien entbehren. — Seine Hartnäckigkeit wird noch durch die Meinung von seiner Beständigkeit gemehrt, indem er wähnt, dieß Schisma werde ohne Riß fortdauern. Hiezu kommt dann noch die Ergebenheit und der knechtische Sinn jener rohen Völkerschaften, die es mit der Muttermilch eingesogen. Daher denn auch folgende Sitte: hat er mit den Gesandten aller Fürsten sich unterredet und diese sich beurlaubt, so wäscht er sich die Hände in einer silbernen Schaale, als hätte er sich hiedurch beschmutzt, indem er eben dadurch bezeugt, die übrigen Christen seyen nur Auswurf. Als ich ihm dieß zu Gemüthe führte, und er sich deshalb rechtfertigen wollte, konnte er sich doch nicht rein waschen. Die Armenier läßt er seine Kirchen nicht betreten, er wirft ihnen vor, daß sie die nestorianische Ketzerei befolgten; den Griechen gestattet er den Zutritt; den Lutheranern dagegen und andern Häretikern ist er untersagt, und die Kirchen, die sie sich erbaut, hat er niedergebrannt“.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVIII.

Die Repräsentation der ungarischen Reichsstände, die gemischten Ehen betreffend.

Wegen Feststellung der Rechtsverhältnisse bei den gemischten Ehen in dem Königreiche Ungarn hatten die Reichsstände vor drei Jahren die Proposition gemacht, daß über die Confession der in diesen Ehen zu erzielenden Kinder in allen Fällen die Confession des Vaters entscheiden sollte. Hierauf ist dann unterm 5. Juli d. J. ein kaiserliches Rescript erfolgt, worin neben jenem Princip, welchem der Kaiser sich nicht abhold erklärt, ein anderer Grundsatz, als mehr der Gewissensfreiheit entsprechend und jeden moralischen Zwang beseitigend, mit dem Wunsche empfohlen wird, daß der bisherige Gesetzesvorschlag darnach modificirt der allerhöchsten Genehmigung vorgelegt werden möge. Dieser Grundsatz ist der: daß es fortan den Ehegatten selbst überlassen bleiben solle, bei Gelegenheit der einzugehenden Ehe vertragsmäßig festzustellen, in welchem von den gesetzlich angenommenen christlichen Glaubensbekenntnissen sie ihre Kinder erziehen wollen; es soll in dieser Hinsicht vollkommene Reciprocität in jeder Hinsicht ungeschmälert gelten, und es sollen diese Verträge die vollkommene Gültigkeit von Privatverträgen und Uebereinkünften besitzen; das von den Ständen in dieser Hinsicht empfohlene Princip, daß die Confession der Kinder sich nach der des Vaters zu richten habe, sollte demgemäß nur dann zur Anwendung kommen, wenn die zur Ehe schreitenden Personen sich

nicht vertragsmäßig über jenen Punkt geeinigt hätten. — So eben wird jetzt die „Repräsentation der Reichsstände, betreffend die Religionsangelegenheiten“, bekannt, welche der königlichen Resolution vom 5. Juli entgegengestellt worden ist. Die Stände erklären sich mit dieser durchaus nicht einverstanden, weil sie ihrer Ansicht nach weder dem Princip der Gewissensfreiheit, noch dem der Gleichstellung der Confessionen entspreche, und bitten daher, daß das neue Gesetz, ihrer früheren Proposition gemäß, entworfen werden möge. Diesen ihren Antrag motiviren sie dadurch, daß „die Bekenner der evangelischen Religion die Eingehung einer Verbindlichkeit in Bezug auf die Erziehung der noch nicht gebornen Kinder für eine Verletzung der Gewissensfreiheit halten, und von solchen Verträgen keinen Gebrauch machen werden“. „Würde die Abschließung solcher Verträge“, fahren sie fort, „auch gegenseitig gestattet, so käme jenes Gleichgewicht doch nicht zu Stande, welches vermöge des Grundsatzes der vollkommenen Gegenseitigkeit zwischen den Bekennern der römisch-katholischen und der evangelischen Confessionen bestehen sollte, weil das Recht Verträge zu schließen nur einseitig, nämlich bloß von den römisch-katholischen benützt würde“.

Bei Betrachtung des Gegensatzes zwischen der königlichen Resolution und der reichsständischen Repräsentation kann Niemanden die auffallende Erscheinung entgehen, daß die erstere viel freiere Grundsätze aufstellt, als die letztere, so sehr auch diese sich bemüht, die beiden Principien von Gewissensfreiheit und Gleichstellung der Confessionen als die sie leitenden hervorzuheben. Es kann hier unsere Absicht nicht seyn, auf den zur Genüge bereits abgehandelten und erörterten Gegenstand der gemischten Ehen überhaupt einzugehen, sondern eben nur die Gegenüberstellung jener beiden Urkunden in ihren Principien möge etwas weiter verfolgt werden. Der Grundsatz, die Religion der Kinder solle sich nach der des Vaters richten, hat allerdings zunächst das für sich, daß er dem Be-

griffe der väterlichen Gewalt entsprechend erscheint. Der Mann, der Vater ist das Haupt der Familie, er ordnet den gesammten Haushalt, ihm liegt die Bestimmung der Kinder ob, und so wie sein Recht in dem Hause das Herrschende ist, so sollte es darnach auch seine Religion seyn. Aber gerade in dieser Rücksicht pflegt die Mutter einen großen Wirkungskreis zu haben; sie ist es, der wenigstens praktisch ganz unstreitig die erste religiöse Ausbildung der Kinder anheimfällt; ist diese nun von der Wahrheit ihres Glaubensbekenntnisses durchdrungen, so liegt in dem etwa gesetzlich festgestellten Princip, die Kinder sollen der Confession des Vaters folgen, für das Herz der Mutter ein ganz entsetzlicher Zwang. Sie muß über das, was ihr das Heiligste ist, zu ihren Kindern schweigen, sie darf, wenn sie der katholische Theil ist, nicht einmal den lieblichen Gruß an die Mutter Gottes ihre Kinder lehren. Mag man daher auch in so fern eine Gleichstellung beider Confessionen in diesem Princip erkennen, daß das eine Mal der Vater katholisch, das andre Mal protestantisch ist, so stellt dieses Princip die Ehegatten nicht gleich, sondern der Eine muß gegen seinen Willen einen harten Zwang dulden. Ganz anders verhält es sich mit den bei Eingehung der Ehen zu schließenden Verträgen; hier entscheidet der freie Wille der Contrahenten, und die königliche Resolution hat darin ganz recht, daß sie nur für den besondern Fall, daß solche Verträge, als letzten gesetzlichen Nothbehelf, die Confession des Vaters entscheiden lassen will. Würde sie diesem Princip aber eine weitere Ausdehnung gestatten, so wäre die weitere Folge auch dann die, daß die katholische Geistlichkeit sich sehr bald in einer viel übleren Lage befände, indem es bei weitem schwieriger ist, bei einer solchen gesetzlich vorgeschriebenen Anordnung, der Ehe, die kirchlich gemißbilligt wird, die Einsegnung zu versagen. In dieser Verlegenheit wird der Clerus sich nie befinden, sobald er bei der von ihm geforderten Einsegnung die Frage nach der vertragsmäßig festzustellenden Erziehung der Kinder stellen kann; entspricht der

Vertrag den kirchlichen Vorschriften, so segnet er ein; sonst nicht. Eben aus diesem Grunde halten die Stände dafür, daß die Protestanten sich in einem großen Nachtheile bei dem in der königlichen Resolution ausgesprochenen Princip befänden: Sie sagen von derselben, sie entspreche der Gerechtigkeit darum nicht, weil die Bekenner der evangelischen Religion die Eingehung einer Verbindlichkeit in Bezug auf die Erziehung der noch nicht gebornen Kinder für eine Verletzung der Gewissensfreiheit halten, und von solchen Verträgen keinen Gebrauch machen werden, und darum würde, wäre die Abschließung solcher Verträge auch gegenseitig gestattet, das Recht, Verträge zu schließen, nur einseitig, nämlich bloß von der römisch-katholischen benützt werden. Wir können es uns hier nicht verhehlen, daß wir dieser Argumentation, welche in der Eingehung eines freien Vertrages einen Gewissenszwang und in einem zwingenden Gesetze eine Gewissensfreiheit erkennt, nicht ganz zu folgen vermögen. Praktisch steht die Sache allerdings so, daß der protestantische Geistliche nicht an der Trauung verhindert ist, es mögen Verträge geschlossen seyn oder nicht; dadurch aber, daß der katholische Geistliche, durch Kirchengesetze verpflichtet, die Einsegnung verweigert und verweigern muß, für den Fall, daß nicht hinlängliche Garantien wegen der Erziehung der Kinder gegeben worden, erhält er freilich ein großes Uebergewicht. Denn, durch die Verweigerung der Einsegnung wird nur der völlig indifferente Katholik von der Eingehung der gemischten Ehe nicht zurückgehalten, wohl aber der gläubige, und dieß würde dann die weitere Folge haben, daß die gemischten Ehen immer seltener würden. Hierin steckt aber das ganze öffentliche Geheimniß; die Stände wollen ein Gesetz, welches die gemischten Ehen befördert, denn sie sagen von der königlichen Resolution, daß sie den Mischehen noch größere Hindernisse als die bisherigen in den Weg lege, und zwar weil der katholische Geistliche sich sogar für verpflichtet halten würde, einen solchen Vertrag zu bewerkstelligen. „Vor-

ausgesetzt nun“, heißt es weiter, „was gemäß der königlichen Resolution vorauszusetzen ist, daß die evangelische Geistlichkeit mit demselben Eifer sich bemühen werde, solche Verträge zu Stande zu bringen, wie die katholischen Geistlichen ihn bisher an den Tag legten, so würden hiernach die Hindernisse, die bisher aus den Reversalien für die Mischehen entstanden, nur verdoppelt“. Wir können hier nur sagen: das wäre kein Uebel, es handelt sich aber auch gar nicht um die Beförderung der Mischehen, sondern nur um die Beurtheilung derjenigen, welche wirklich geschlossen werden.

Begreiflicher Weise würden wir diesen Gegenstand mit weniger Bedenklichkeit betrachten, wenn nicht die Art und Weise, wie dergleichen Dinge in Ungarn behandelt zu werden pflegen, wo Fäuste und [illegible] mehr als Gründe vermögen, uns allerdings eine gewisse Besorgniß für die kirchlichen Zustände dieses Königreiches einflößten.

XXXIX.

Ueber die vorherrschenden Tendenzen der Gegenwart.

Nicht die Partheien, die öffentlich oder heimlich sich verbinden, um mit gewaffneter Hand eine Ordnung der Dinge gewaltsam zu stürzen, sind ihre gefährlichsten Feinde, nicht von ihnen hat eine friedliche, naturgemäße Entwicklung das Meiste zu befürchten; überhaupt nicht die sichtbaren, sondern die unsichtbaren Feinde bedrohen sie am meisten.

Jede Zeit hegt bekanntlich in sich gewisse vorwiegende Richtungen, an denen alle Partheien, auch die entgegengesetztesten, bewußt oder unbewußt, mehr oder minder Antheil nehmen; machen diese Tendenzen sich einseitig in tyrannischer Weise geltend, bringen sie grelle, schreiende Mißtöne in die Harmonie des Ganzen, dann sind sie es gerade, die in ihrem unsichtbaren Walten am wirksamsten den Umsturz des Bestehenden vorbereiten, die mit der Lösung aller einigenden Banden zuletzt die Ordnung selbst zerreißen, und so jenen bewaffneten Partheien die Möglichkeit eines mehr als augenblicklichen Sieges verleihen. Denn sie waren es, die schon lange vorher die Kraft des Widerstandes getheilt, und in innerem feindlichen Zwiespalte gebrochen und aufgerieben hatten, während das Aeußere, vielleicht noch scheinbar vollkommen erhalten, Festigkeit und Dauer zu versprechen schien. . .

Es ist daher die Pflicht und die Aufgabe jeder Zeit, mit stets offenem Auge die Richtungen zu bewachen, die sich in

ihr vorwaltend geltend machen; ihre eigene Ruhe und ihr Heil und das Geschick ihrer Zukunft hängt davon ab, daß sie sich nicht beim ersten Anblicke von dem ungewohnten Zauber des Neuen überraschen und blenden lasse, und jeder neuen Richtung, die in der Zeit auftaucht, blind und willenlos, wie ein steuerloses Schiff, sich hingebe und alles Andere ihrer einseitigen Förderung aufopfere. Versäumt sie diese Pflicht, gibt sie sich nicht in ruhiger Ueberlegung von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft, entzieht sie ihre Leidenschaften und Neigungen einer strengen Gewissenserforschung, entsagt sie der eigenen, geistigen Selbstbeherrschung: dann wird jene besondere Richtung, wie die Leidenschaft bei dem Einzelnen, mächtiger als sie selbst, und von ihr hingerissen, muß sie dorthin, nicht wohin sie selbst will, sondern wohin jene blinde Macht durch die Verkettung von Ursache und Wirkung sie hinführt.

Gilt dieß für jede Zeit, so gilt es insbesondere für eine Uebergangszeit wie die unsere. Des Alten ist gar Vieles, nachdem der Geist entflohen, den Tod des Alters dahingesunken, Manches hat sich selbst durch Selbstsucht und Mißbrauch vernichtet, noch Anderes ist gewaltsam mit Feuer und Schwert im Sturme der Zeiten für immer vertilgt worden; Anderes endlich hat der Zeiten eiserner Fuß nur niedergetreten, und es hat wieder vielfach zu sprossen begonnen; dagegen haben andererseits auch neue Kräfte sich entwickelt, neue Verhältnisse sich gebildet, neue Berührungen sich geknüpft; neue Rechte, neue Wünsche machen sich geltend. An Uns ist es also, diese neuen Kräfte nicht als Unterdrücker und feige Schwächlinge zu vernichten, sondern als Meister und Schirmer zu leiten und zum Heile wirken zu lassen; an uns ist es, die neuen Verhältnisse mit den alten auszugleichen, die neuen Berührungen fester zu knüpfen und zu vervielfältigen, daß sie die Stelle der gelösten alten Bande vertreten; desgleichen liegt es uns ob, den neuen Rechten und Wünschen auch neue Pflichten und Opfer aufzulegen, damit auch sie das

Ihrige zum Besten des Ganzen beitragen, und nicht durch ihren Egoismus seinen Bestand gefährden.

Haben sich die Mittel des Angriffes auf die Stätigkeit und die Ruhe der Gesellschaft unendlich gemehrt, so ist es an uns, von den neuen Entwickelungen auch unserer Seits Vortheil zu ziehen, um die Mittel der Vertheidigung in gleichem Maaße zu mehren und uns so vor Auflösung, Erschütterungen und Umsturz zu wahren.

Man könnte in dieser Beziehung unsere Lage mit der Zeit der Erfindung des Schießpulvers vergleichen, als die Ritter ihre eisernen Rüstungen ablegen mußten, weil sie ihnen keinen Schutz mehr gegen die Kugeln gewährten, ja sie nur in ihren Bewegungen hinderten, und kunstreiche Festungen mit bombenfesten Gewölben statt ihrer Burgen sich erhoben.

Von diesem Standpunkte aus haben wir es für zweckmäßig gehalten, in den folgenden Blättern einen überschauenden Blick auf unsere Zeit zu werfen, und die Richtung und die Stärke der in ihr herrschenden Winde zu prüfen und uns in den Himmelsgegenden zu orientiren, damit wir wissen, von woher und was wir zu hoffen und zu fürchten, was zu suchen und zu meiden haben, und wo es einer Förderung oder Mäßigung bedarf.

Wer aber die Gegenwart näher ins Auge faßt, wird auf den ersten Blick mit Staunen wahrnehmen, welch ein entschiedenes Streben in ihr sich offenbart: alles Stätige beweglicher und wandelbarer zu machen, Alles zu erleichtern, zu beschleunigen, zu verflüchtigen, zu verallgemeineren, zu uniformiren und kosmopolitisiren. Ueberall sehen wir, wie sie das, was als Einigung ein rings umgehegtes, in sich verbundenes Ganze bildete, auflöst, und dafür bemüht ist, die einzelnen, also getrennten Glieder, in stets beschleunigter Bewegung, in eine immer allgemeinere Berührung und Ausgleichung unter einander zu bringen.

Nähmen wir nicht selbst Theil an der Bewegung, wo-

rin die Erde sich täglich um die Axe und alljährlich um die Sonne dreht, könnten wir diesem doppelten Umschwunge, statt daß wir ihn nun mittelbar aus dem Wechsel des Lichtes und der Jahrzeiten wahrnehmen, unmittelbar von einen unbeweg- ten Standpunkt aus mit den Augen folgen: seine Raschheit würde uns sicherlich schwindeln machen, denselben Eindruck würde ohne Zweifel auch unser gesellschaftliches Treiben in uns bewirken, könnten wir es mit allen seinen schnellen, com- plicirten Umläufen in einem Ueberblicke überschauen; allein auch hier nehmen wir als Mitfortgerissene an allen großen Bewegungen unserer Zeit selbst Antheil, und es ist uns auch hier nicht gegeben, was sich in Zeit und Raum zerstreut, in einer Anschauung zusammenzufassen.

Doch Eines können wir auch so nicht verkennen; überall drängt sich uns diese zweite Beobachtung auf: die bewegen- den, lösenden Kräfte haben so sehr das Uebergewicht über die stätigen, beruhigenden und befestigenden gewonnen, daß man in unserer Zeit wohl mit weit mehr Recht von gesellschaftli- chen Bewegungen, als von gesellschaftlichen Zuständen spre- chen kann. Denn was ist darin stätig? welche Existenz ist ge- sichert? was ist nicht von Heute auf Morgen sichtbar im Wan- del und Wechsel begriffen.

Schauen wir nur zurück in die jüngste Vergangenheit, nehmen wir die fünf letzten Jahrzehnte vom Jahre 1790 an- gefangen, bis zum Laufe des gegenwärtigen Jahres. Welche Masse von Erschütterungen, von Umwandlungen und Um- wälzungen bietet nicht dieser kurze Zeitraum dar? wie wenig gleichen einander die dazwischenliegenden Jahrzehnten auch in ihrer äußeren Physionomie: 1800, 1810, 1820, 1830? wie viele neue Umwandlungen und Umwälzungen fallen wieder in das vierte, und welche neue stellt das begonnene für das folgende 1850 in Aussicht, und wie weit wird sich erst der Schluß unseres Jahrhunderts von seinem Beginne entfernen.

Schon diese Erscheinung so vieler und so rasch sich fol- gender und überall verbreiteter äußerer Revolutionen beweist,

wenn das Allbekannte noch eines Beweises bedarf, daß sich die inneren Bande gelockert haben, daß die Grundlagen, auf denen die Gesellschaft ruht, mehr als schwankend geworden sind; denn nur so waren jene möglich und nur so konnte sich jener Geist der Wandelbarkeit, jene Unruhe und Unbefriedigkeit, jene krankhafte Sucht nach Neuerungen und Umwälzungen erzeugen, die bisher mit einem nur allzusichtbaren Erfolge thätig war, und erst von der Zukunft ihre Beruhigung erwartet. Wir wollen aber die einzelnen Gebiete selbst durchgehen, und zusehen, wo die Zeit ihrer vorherrschenden Richtung nach auflösend gewirkt hat, und welche neue Bindemittel sie uns darbietet, die alten vernichteten, oder geschwächten Bänder zu ersetzen, damit das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt, und wir von neuen Erschütterungen und Umwälzungen bewahrt werden.

Beginnen wir mit dem untersten, der materiellen Unterlage, dem festen Grund und Boden, auf dem das Haus ruht, in dem die Saat wurzelt, so sehen wir als vorherrschendes Prinzip: die Zersplitterung und Zertrümmerung des großen Grundbesitzes. Der langwährende Bestand reich begüterter Familien, an Majorate und Fideicommisse geknüpft, erliegt den Angriffen seiner Gegner; die Geschlechter, die seit Jahrhunderten durch weit ausgedehnten Grundbesitz, wie alte Waldbäume tief in dem Boden des Landes, und durch Patrimonialgerichtsbarkeit in das Volk sich hineingewurzelt, werden immer weniger, und diese scheinen kaum ihrem Untergange entgehen zu können. Da wo, wie z. B. in Frankreich, diese Richtung consequent durchgeführt worden, hat der Staat die Kirche ihres großen Grundbesitzes beraubt, und ihn mit dem seinigen verkauft; durch die gleiche Erbtheilung hat er die großen Adelsgüter, wie die großen Bauernhöfe der Nothwendigkeit einer Theilung und Zersplitterung ins Unendliche unterworfen. Viele Kinder zu haben, sieht daher eine vornehme französische Familie schon jetzt für ein Unglück an, da die einzelnen nicht für die Folge den alten Rang der Familie be-

rin die Erde sich täglich um die Axe und alljährlich um die Sonne dreht, könnten wir diesem doppelten Umschwunge, statt daß wir ihn nun mittelbar aus dem Wechsel des Lichtes und der Jahrzeiten wahrnehmen, unmittelbar von einen unbewegten Standpunkt aus mit den Augen folgen: seine Raschheit würde uns sicherlich schwindeln machen, denselben Eindruck würde ohne Zweifel auch unser gesellschaftliches Treiben in uns bewirken, könnten wir es mit allen seinen schnellen, complicirten Umläufen in einem Ueberblicke überschauen; allein auch hier nehmen wir als Mitfortgerissene an allen großen Bewegungen unserer Zeit selbst Antheil, und es ist uns auch hier nicht gegeben, was sich in Zeit und Raum zerstreut, in einer Anschauung zusammenzufassen.

Doch Eines können wir auch so nicht verkennen; überall drängt sich uns diese zweite Beobachtung auf: die bewegenden, lösenden Kräfte haben so sehr das Uebergewicht über die stätigen, beruhigenden und befestigenden gewonnen, daß man in unserer Zeit wohl mit weit mehr Recht von gesellschaftlichen Bewegungen, als von gesellschaftlichen Zuständen sprechen kann. Denn was ist darin stätig? welche Existenz ist gesichert? was ist nicht von Heute auf Morgen sichtbar im Wandel und Wechsel begriffen.

Schauen wir nur zurück in die jüngste Vergangenheit, nehmen wir die fünf letzten Jahrzehnte vom Jahre 1790 angefangen, bis zum Laufe des gegenwärtigen Jahres. Welche Masse von Erschütterungen, von Umwandlungen und Umwälzungen bietet nicht dieser kurze Zeitraum dar? wie wenig gleichen einander die dazwischenliegenden Jahrzehnten auch in ihrer äußeren Physiognomie: 1800, 1810, 1820, 1830? wie viele neue Umwandlungen und Umwälzungen fallen wieder in das vierte, und welche neue stellt das begonnene für das folgende 1850 in Aussicht, und wie weit wird sich erst der Schluß unseres Jahrhunderts von seinem Beginne entfernen.

Schon diese Erscheinung so vieler und so rasch sich folgender und überall verbreiteter äußerer Revolutionen beweist,

wenn das Allbekannte noch eines Beweises bedarf, daß sich die inneren Bande gelockert haben, daß die Grundlagen, auf denen die Gesellschaft ruht, mehr als schwankend geworden sind; denn nur so waren jene möglich und nur so konnte sich jener Geist der Wandelbarkeit, jene Unruhe und Unbefriedigkeit, jene krankhafte Sucht nach Neuerungen und Umwälzungen erzeugen, die bisher mit einem nur allzusichtbaren Erfolge thätig war, und erst von der Zukunft ihre Beruhigung erwartet. Wir wollen aber die einzelnen Gebiete selbst durchgehen, und zusehen, wo die Zeit ihrer vorherrschenden Richtung nach auflösend gewirkt hat, und welche neue Bindemittel sie uns darbietet, die alten vernichteten, oder geschwächten Bänder zu ersetzen, damit das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt, und wir von neuen Erschütterungen und Umwälzungen bewahrt werden.

Beginnen wir mit dem untersten, der materiellen Unterlage, dem festen Grund und Boden, auf dem das Haus ruht, in dem die Saat wurzelt, so sehen wir als vorherrschendes Prinzip: die Zersplitterung und Zertrümmerung des großen Grundbesitzes. Der langwährende Bestand reich begüterter Familien, an Majorate und Fideicommisse geknüpft, erliegt den Angriffen seiner Gegner; die Geschlechter, die seit Jahrhunderten durch weit ausgedehnten Grundbesitz, wie alte Waldbäume tief in dem Boden des Landes, und durch Patrimonialgerichtsbarkeit in das Volk sich hineingewurzelt, werden immer weniger, und diese scheinen kaum ihrem Untergange entgehen zu können. Da wo, wie z. B. in Frankreich, diese Richtung consequent durchgeführt worden, hat der Staat die Kirche ihres großen Grundbesitzes beraubt, und ihn mit dem seinigen verkauft; durch die gleiche Erbtheilung hat er die großen Adelsgüter, wie die großen Bauernhöfe der Nothwendigkeit einer Theilung und Zersplitterung ins Unendliche unterworfen. Viele Kinder zu haben, sieht daher eine vornehme französische Familie schon jetzt für ein Unglück an, da die einzelnen nicht für die Folge den alten Rang der Familie be-

haupten können; die Unterhaltung eines Stammschlosses, das den Glanz der Familie repräsentirt, hört auf, da seine kostbare Einrichtung keinen Gegenstand einer passenden Erbtheilung abgeben kann; für die minder Bemittelten, die bei weitem größere Zahl, sowohl vom Adel, als vom Bürger- und Bauernstande, tritt vielmehr die Nothwendigkeit ein, ohne eigenes Haus, in der Miethe zu wohnen.

Der Boden selbst aber, so ins Unendliche unter die große Masse getheilt, ist eine Waare des Handels und der Speculation, ein Gegenstand des Kaufes und Verkaufes geworden, und indem der Capitalist auf ihn sein Geld leiht, dient dieß wieder den vielgetheilten noch mehr zu zersplittern; denn sein Besitz theilt sich wieder, in den einen Eigenthümer und seine vielen Gläubiger, die Capitalisten. Diese Hypothekarisirung des Grundbesitzes ist es, die durch ihre ungeheure Ausdehnung, welche sie in Frankreich gewonnen, dem Grundbesitze großentheils seine politische Bedeutung als conservatives Element genommen. Zudem muß auch der Boden dem oft wechselnden Besitzer fremd und gleichgültig werden, er kann nicht mehr auf ihn jene fesselnde Macht eines geliebten, von den Voreltern geerbten Gutes üben, wie jede andere Waare sucht er aus ihm für die kurze Dauer des Besitzes nur den größt möglichen Gewinn zu ziehen, daher schlägt er den alten Wald nieder, und denkt nicht daran, einen neuen für seinen nächsten Nachfolger darauf anzupflanzen.

Auf der andern Seite sind allerdings durch diese Zersplitterung des großen Eigenthums der kleinen freien Eigenthümer unendlich mehr geworden, und in sofern die Besitzlosen vorzüglich zu der Opposition gehören, hat sich die Zahl der Anhänger des Bestehenden in dem gleichen Maaße gemehrt, und der Besitzer ist inniger mit seinem Boden verknüpft. Allein mit jeder neuen Theilung, wo das Erbe kleiner wird, werden diese kleinen Besitzer als Taglöhner den Besitzlosen, oder Proletariern, also auch der Opposition näher gebracht, wenn sie sich nicht zur Auswanderung entschließen.

Standen sie früher unter einem Gutsherrn, so haben sie durch die Ablösung oder die Aufhebung der Feudallasten allerdings ihr freies Eigenthum gewonnen, dafür aber haben sie den Familienverband mit ihrem Gutsherrn, wie er im Geiste des christlichen Mittelalters bestand, verloren. Sie genießen die Früchte ihres kleinen Eigenthums, allein sie müssen dafür auch alle Noth, alle Lasten und alle Gefahren allein tragen. Unterliegen sie mit ihren kleinen Mitteln den Bedrängnissen von schweren Mißjahren, denen oft kaum große Besitzer widerstehen können, so sehen sie sich genöthigt, statt des alten Bandes mit ihrem Gutsherren, ein neues mit ihrem Gläubiger, vielleicht einem Juden, anzuknüpfen, und nun treten sie statt des alten Feudal- in den neuen Hypothekarverband; sie zahlen keine Zehnten mehr, allein mit den Früchten ihres Fleißes müssen sie die Prozente abtragen. Auf Nachsicht oder gar auf Unterstützung, wie bei einem angeerbten Grundherren, mit dessen Vorvätern ihre Vorväter schon als Kinder gespielt, und gute und böse Tage getheilt, dürfen sie bei dem Capitalisten nicht zählen; denn ihr einziges Band, das sie bindet, ist von heute und ist das Geld. Können sie daher zur bestimmten Frist seine Forderungen nicht erfüllen, so macht er das Gesetz gegen sie geltend, sie müssen den Besitz verlassen, und er bietet seine Hypothek auf dem Markte feil. Diese Stellung, wodurch der kleine Eigenthümer, von Heute auf Morgen lebend, ganz auf sich selbst angewiesen ist, kann nicht ohne tiefen Einfluß auf seine Gesinnung und sein Gemüth seyn. Ausgeschieden aus dem Verbande einer größeren Familie, nimmt er keinen Antheil an den Wohlthaten, leiblichen und geistigen, die der große Landbesitzer, wenn er in christlichem Sinne die Pflichten seines Standes erfüllt, seinen Angehörigen durch seine Stellung und seine Mittel angedeihen läßt. Die Gefühle des Gehorsams, der Liebe, der Ehrerbietung, der Dankbarkeit und aufopfernder, treuer Anhänglichkeit bleiben ihm fremd; unabhängig, ohne Aufsicht, steht er selbständig der Welt, die mit ihren lästigen Forderungen

und Executionen auf ihn eindringt, im Kriegszustande gegenüber; wie sein Gläubiger, so wird auch er kalten, trotzigen, mißtrauischen Sinnes auf seinem starren Rechte bestehen; den Egoism, den er erfährt, wird er mit Egoism vergelten und diesen lieblosen, kalt berechnenden, an keine Autorität gewöhnten, jeder Hingabe fremden Geist in alle übrigen Lebensverhältnisse hinübertragen.

Dieß ist die Gesinnung, die sich nothwendig in jener zahlreichen Klasse kleiner Besitzer bilden muß, die zwischen den ganz Armen und der wohlhabenden Mittelklasse in der Mitte steht, und die aus der Zertrümmerung des großen Eigenthums und dem Uebergewicht, welches das leichte, von Hand zu Hand cursirende Geld über den festen Grundbesitz gewonnen hat, hervorgegangen ist. Sie steht im Allgemeinen den Proletariern sehr nahe, und tausende treten täglich aus der einen Classe in die andere über, und bedrohen durch eine Vereinigung nicht wenig den Bestand der Gesellschaft, wie diese es schon einmal am Schluße des Mittelalters in den Gräueln der Bauernskriege erfahren hat, als unchristlicher, römischer Rechtsegoism die Feudalherren zu harten Bedrückern machte, und die gelockerten Bande des Glaubens in den Unterdrückten den zerstörenden Geist ausgelassener, eigenmächtiger Freiheit weckte. In dieser Classe würde daher auch ein ausbrechender allgemeiner europäischer Krieg, ein Krieg der Propaganda, wie ihn Republicaner und Napoleonisten wollen, zahllose Recruten für jene Heere finden. Und darum sieht sich gegenwärtig die Gesetzgebung, die die alten Bande gelöst, genöthigt, sich des kleinen Eigenthümers, der von seinen Gläubigen auf die Straße gesetzt worden, anzunehmen; indem sie dort, wo ihr keine Colonien zur Auswanderung offen stehen, die übrigen Besitzer zu seinen Gunsten mit einer Armensteuer belegt, welche sie zu seiner Versorgung unter ihrer nicht wohlfeilen Administration verwendet. Indem aber auf diese Weise viele tausend Hände der aus allem Verbande Gelösten müßig geworden sind, tritt vielfach der Fall ein, daß, während frü-

her die Armen den Zehenten an die Reichen zahlten, nun die Reichen den Zehenten an die Armen zahlen müssen.

Andererseits aber hat sich auch die christliche Barmherzigkeit des Schicksals dieses kleinen Besitzers angenommen; sie sucht seinen Geist durch die von ihr gegründeten, unentgeldlichen Schulen, so lange er noch ein Hab und Gut besitzt, zu besänftigen, und mit seinem Schicksal auszusöhnen, sie will ihm das leisten, was ihm der frühere Verband gewährt, Aufsicht und Unterstützung; sie nimmt ihn, wenn er erkrankt, in ihren Krankenhäusern, unter der Pflege barmherziger Schwestern, auf, und hat er Alles verloren, so öffnet sie ihm in ihren Armenhäusern eine Zufluchtsstätte, und sie allein ist auch wohl im Stande die Gefahren zu beschwören, die von dieser Seite her der Gesellschaft drohen. Daneben aber ist es die große Aufgabe unserer Gesetzgebung, dahin zu trachten, daß ein wohlthätiges Gleichgewicht eingeleitet werde zwischen jenem Theile des Eigenthums der als Scheidemünze zur Erleichterung des Verkehrs cursirt, und jenem, welcher als großes Capital der Gesellschaft Garantien des Bestandes gewährt.

Diesen Verhältnissen des vielgetheilten und im Verkehr mobilisirten Grundbesitzes gegenüber hat die Industrie, deren Capital die Arbeit kunstfertiger Hände ist, eine Ausdehnung gewonnen, deren Größe man früher kaum geahndet. Wie sie an sich selbst dem Grundbesitz gegenüber das Beweglichere ist, so macht sich auch in ihr selbst wieder dieselbe Neigung: das Bewegliche beweglicher, und das Geschlossene zu lösen, in unverkennbarer Weise geltend. Das Gewerk verwandelt sich mehr und mehr in die kleine Manufactur, und beide zusammen werden zuletzt von der großen Fabrik verschlungen, worin der Mensch durch mechanische und chemische Kräfte ersetzt wird. Betrachten wir diese Verhältnisse näher.

Der Bauer ist glebae adscriptus; er wurzelt wie sein Baum im Boden; seine Arbeit ist keine Arbeit des Tages, sondern des Jahres; nur einmal reift die Saat, die Frucht langer Arbeit, unter der milden Sonne des Friedens, zur

ohne Rücksicht des Alters und des Geschlechtes, Tag und Nacht dienen; er wird exploitirt, wie jede andere Waare; die Concurrenz hat kein Herz und kennt keine Barmherzigkeit. Die Gräuel und Uebel, die hieraus hervorgegangen sind, sind weltbekannt, und leichter anzugeben als abzustellen. Bekannt ist daher auch, welche Mühe sich schon das englische Parlament gegeben hat, um auch nur die Kinder gegen diese, sie an Leib und Seele im zartesten Alter schon mit kalter Grausamkeit hinmordende Knechtschaft zu beschützen. Wie verderblich aber das Fabrikwesen in seiner dermaligen Verfassung auf die Bevölkerung im Großen sey, davon bietet Frankreich das anschaulichste Beispiel, indem sich hier herausstellt, daß eine gleiche Zahl von Manufactur-Departements, verglichen mit eben so viel ackerbautreibenden, bei der Conscription für das Militär die doppelte Zahl Dienstunfähiger darbot, ein Verhältniß, das sich in der Folge nothwendig noch verschlimmern muß, da die Kinder einer so geschwächten und verkümmerten Generation gewiß noch Elendere zu Nachkommen haben werden.

Aeußerlich betrachtet könnte es allerdings scheinen, als ob die großen Fabriken eine Entschädigung für die Zertrümmerung großer Adelsgüter oder die Auflösung der Zunftbande darböten. Denn bilden sie nicht große Corporationen unter einem Haupt und unter einem Dache verreinigt, und dienen sie als solche nicht wesentlich zur Befestigung des Bestandes der Dinge und zur Sicherung der Ordnung? Allein näher betrachtet, verhält sich die Sache nicht also. Es ist ja der Wind des Glückes, das Zusammentreffen günstiger Handelsconjuncturen, was diese Tausende auf einmal unter einem Dache und unter einem Haupte zusammengeweht hat, das einzige Band, das sie bindet, ist der wechselseitige Gewinn. An einem dünnen Faden hängt ihr Geschick; denn wie vielen Zufällen ist nicht der Handel in seiner dermaligen Ausdehnung ausgesetzt, und wie groß ist nicht die Verführung für den, der die schwindelnde Höhe unermeßlichen Reichthums er-

stiegen, daß ihn nicht der Schwindelgeist immer ausgedehnterer, immer gewagterer Speculationen erfasse, die dann immer mehrere mit in seinen gähen Sturz hinabreißen. Jeden Tag müssen sie daher zittern, daß die Wetterfahne des Glückes nicht durch unvorhergesehene Ereignisse sich drehe. Findet die Arbeit keinen Absatz mehr, bleiben die Bestellungen aus, so hört auch der tägliche und wöchentliche Lohn auf; drehten sich gestern noch alle Walzen und Räder in der rasendsten Schnelligkeit, so stehen sie heute, wie von einer Zauberruthe berührt, still; das Band, was den Herrn und seine Arbeiter verknüpfte, ist zerrissen, und der Wind treibt Tausende wieder, wie Sandkörner, in alle Welt auseinander, oder sie durchziehen in Schaaren als Proletarier, die Marseillaise singend, und mit Drohgeschrei Arbeit und Brod verlangend, die Straßen, wo dann nur die physische Gewalt, und ihre Kanonen mit Kartätschen geladen, im Stande sind, die Hungrigen so lange davon abzuhalten, daß sie nicht alle gesellschaftlichen Bande zerreißen, als sie sich in ihrer Vereinzelung noch zu schwach fühlen, den offenen Kampf zu beginnen.

Da das Gesetz bis jetzt noch kein Mittel gefunden hat, dem Bande zwischen dem Fabrikherrn und seinem Arbeiter, wie es ehedem im Zunftwesen der Fall war, einen höheren, sittlicheren Charakter zu geben, als den des bloßen materiellen augenblicklichen Erwerbes, und da andererseits die Fabrikherren selbst nur zu oft keinen anderen Gott, als den Eigennutz, und keinen anderen Cultus, als den der materiellen Interessen und Genüße kennen, so finden sie auch weiter keinen Beruf in sich, die Lücke, welche die Gesetzgebung gelassen, auszufüllen, und so erkaufen die ihnen Untergebenen ihren kärglichen Lohn nicht nur mit dem Verlust ihrer leiblichen Kraft und Gesundheit, sondern sie athmen auch hier eine Pestluft der verworfensten Immoralität und der gleichgültigsten Irreligiösität ein, die ihnen nur noch eine Empfänglichkeit für die gröbsten, thierischen Genüße läßt, jedes höhere Gefühl aber tödtet, so daß sie geschwächt und stumpfsinnig

nur noch als Arbeitskräfte auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Daseyns fortleben.

So ist es geschehen, daß z. B. die Geistlichkeit des Elsaßes es als den Fluch einer ganzen Gegend ansah, wenn sich irgendwo eine neue Fabrik etablirte; eine Furcht, die wohl nicht als übertrieben gelten kann, wenn wir sie mit den erwähnten Resultaten der Militärbehörden in Bezug auf das Physische vergleichen. Beide Resultate aber verdienen wohl die ernsteste Beachtung, da sie auf nichts minder als den Ruin einer ganzen Bevölkerung hinauslaufen, worauf auch in der That vor nicht langer Zeit Graf Montalembert die edlen Pairs von Frankreich in den Verhandlungen über die Dauer der Arbeitsstunden der Kinder aufmerksam gemacht hat.

Sind dieß die gefährlichen Resultate, womit das Fabrikwesen uns dort bedroht, wo der Geist der Religion und Sittlichkeit nicht freiwillig die Lücke ausfüllend den materiellen Egoism in seiner schrankenlosen Concurrenzfreiheit zügelt und mäßigt, und die Wunden seiner Opfer heilt, so ist andererseits der Einfluß dieser modernen, ins Ungeheure ausgedehnten Fabrikproduction auf die übrige Gesellschaft, oder die Consumenten nicht minder umfangreich, und in alle Lebensverhältnisse tief einschneidend. Was der Produzent an dem niederen Preise seines Productes verliert, das muß er durch den geringern, inneren Gehalt ersetzen, und durch die Menge seiner Waare, womit er die Märkte überschwemmt, gewinnen. Es kömmt ihm daher Alles darauf an, daß ein bestechendes, elegantes Aeußere, auf Kosten der inneren Solidität, verbunden mit dem wohlfeilsten Preise, die Tausende von Käufern anlockte. Wie ihr Preis, so wird also auch die Waare selbst leichter, flitterhafter, und ihr Umsatz rascher und allgemeiner. Mit diesem ihrem eleganten Aeußeren, ihrer sauberen Appretur, ihren brillanten Farben haben diese Fabrikate ganz jene einfachen, soliden, bescheidenen Stoffe der alten Zeit, die Erzeugnisse des stillen häuslichen Fleißes, die

unverwüstlicher Dauer oft von Generation zu Generation forterbten, fast ganz verdrängt; die Fabrik hat jenen Theil der Arbeit zum Hausbedarf und des Verdienstes, der gleichmäßig unter das Volk über alle Familien, und namentlich die ärmeren besitzloseren vertheilt war, mehr und mehr verschlungen, und trachtet ihn täglich noch mehr an sich zu reißen, und Alles zum Gegenstande der Fabrikation durch Maschinen im Großen zu machen. Schon jetzt lohnt es kaum mehr der Mühe, im häuslichen Kreise zu stricken, oder zu spinnen, oder zu weben, da die Fabrik nicht selten den rohen Stoff theurer bezahlt, als den also verarbeiteten; sie liefert ja aus dem gleichen Material vielleicht in hundertmal kürzerer Zeit die dreifache Waare. Die mindere Solidität bedingt dann freilich wieder den schnelleren Verbrauch und den rascheren Umschwung ihrer Producte. Zeuge, die sonst mehrere Jahre hielten, dauern nun kaum eben so viele Monate, und sind fast schneller abgetragen und zerrissen, als die wechselnde Mode sie bei Seite setzt.

Diese Veränderung aber, daß die Kleidung des Volkes immer mehr dem häuslichen Fleiße guten Theils entzogen wird und der großen Fabrication anheimfällt, ist auch in jeder anderen Beziehung vielleicht von tiefer angreifenden Folgen für die Gestaltung unseres bürgerlichen Lebens, als es äußerlich scheinen möchte. Sie nämlich hat nicht wenig jene uniformirende, alle Unterschiede aufhebende und ausgleichende Richtung unserer Zeit befördert und befördert sie noch täglich, indem sie einerseits die verschiedenen Volkstrachten der einzelnen Stämme, ja der einzelnen Nationen, verdrängt, und andererseits auch jeden Standesunterschied in der Kleidung mehr und mehr aufhebt, wie es dermalen schon in den nordamerikanischen Freistaaten wirklich der Fall ist. Dieselben Fabriken sind es ja, die ihre Zeuge für alle Märkte, eben sowohl für Europa, wie für Amerika fabriziren, ihre Commis Voyageurs bringen mit ihren Musterkarten bis in das entlegenste Landstädtchen, auf allen Jahrmärkten werden ihre Waaren feilgeboten, und so

nehmen denn auch alle gleichmäßig an dem raschen Modewechsel ihrer leichten Fabrikate Theil; das Land kleidet sich mehr und mehr wie die Stadt, und in den Städten die Magd wie die Hausfrau, und der Diener wie der Herr. Wir selbst sind noch Zeugen dieser großen Revolution im bürgerlichen Leben, dieses Sieges der Gleichheit gewesen; die moralischen Folgen aber für die dienenden Klassen können selbst dem oberflächlichsten Beobachter kaum entgehen. Da die höheren Stände natürlich hinsichtlich des inneren Werthes der Stoffe nicht zu den unteren Klassen auf das Niveau eines auch für diese erschwinglichen Preises herabsteigen wollen, so entsteht bei diesen das unglückliche Bestreben, es den oberen doch wenigstens im äußeren Scheine gleichzuthun, ein Bestreben, worin ihnen ihrerseits die Fabriken willig entgegen kommen. Allein auch hiezu reichen die Kräfte der dienenden und arbeitenden Klasse nicht hin, denn der wohlfeile Preis ist nur ein Scheinbild, der sich durch die geringere Dauer ausgleicht. Dadurch sieht sich ihre Sittlichkeit und ihre Rechtschaffenheit täglich Versuchungen ausgesetzt, die ihnen früher ferner lagen. Und so ist es kaum zu verkennen, daß mit den leichteren, luftigeren Kleidern auch im allgemeinen der Sinn lockerer und leichter und luftiger geworden ist; jene altväterische, für die Zukunft, für den Fall der Noth, für den Winter und das Alter ihre Vorräthe aufsparende Vorsicht solider bürgerlicher Wohlhabigkeit gehört der Vergangenheit so gut an, wie die altmodischen, großen, schweren, wohlverriegelten und verwahrten Kisten und Kasten und Vorrathskammern in den alten Häusern; mit den leichten, eleganten Kleidern und Meubeln hat man sich gewöhnt, von heute auf Morgen, aus der Hand in den Mund zu leben.

Andererseits aber muß jene Gleichheit in der Kleidung in den unteren dienenden Klassen auch das Verlangen einer Gleichstellung in allen übrigen Lebensverhältnissen erwecken; die Magd, die wie ihre Hausfrau geht, wird auch suchen wie ihre Hausfrau zu sprechen, und auf dem Fuße der Gleichheit

mit ihr zu leben, da sie kein äußeres Zeichen mehr an ihren Stand erinnert. Und so ist es wohl keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß durch diese Hinneigung nach selbstständiger Gleichheit auch in dem Verhältnisse von Herrschaft und Dienerschaft eine Lockerung sich fühlbar macht, auch es ist ein flüchtiges, nur losgeschürztes Band geworden, das mit jedem Ziele gern zerreißt. Dienstboten, die mit dem Hause verwachsen, die die Kinder und Enkel auf ihrem Schooße gewiegt, mit Liebe und Ehrerbietung in Glück und Unglück an der Familie gehangen, im Alter eine Unterstützung, als Lohn langjähriger Dienste in ihr fanden, und sich wie ein Erbstück in ihr forterbten, auch sie sind mit dem altväterischen Hausrathe mehr und mehr dahingeschwunden. Der Dienstbote ist unabhängiger und selbstständiger von seinem Herrn geworden, der Herr befiehlt ihm strenger, und ihr Verhältniß ward ein kälteres, das meist nicht über den Dienst von der einen und den Lohn von der anderen Seite hinausgeht, und bei erster bester Gelegenheit zerrissen wird.

Die neuere Zeit hat diese verschiedenen Uebelstände und Gefahren, die ihr, durch die Lockerung der alten Bande, aus der Stellung der arbeitenden und dienenden Klassen bereits erwachsen sind, und ihr noch mehr für die Zukunft drohen, zu tief empfunden, als daß sie nicht, durch Erfahrung gewitziget, auch auf ihre Abhülfe bedacht gewesen wäre. Hinsichtlich des Zunftwesens ist eine Hinneigung fühlbar, statt in der Zerstörung fortzufahren sich auf die Abschaffung der Mißbräuche zu beschränken, und den losgelassenen Strom wieder allgemach in ein sicheres, eingehegtes Bett einzuweisen. Die unbedingte Gewerbfreiheit gilt nicht mehr, als ein unbestrittenes Axiom; man ist überhaupt vorsichtiger, rücksichtsvoller geworden. Die wohlthätigste und erfolgreichste Einrichtung indessen, welche die neuere Zeit für die arbeitenden und dienenden Klassen geschaffen, sind ohne Zweifel die Sparkassen. Denn dienen die Pfandhäuser dazu ihnen Aushülfe im Falle vorübergehender, augenblicklicher Noth zu gewähren, wer-

den sie aber auch vielleicht nicht minder häufig, ohne daß sie es hindern können, dazu mißbraucht, dem Faschingsleichtsinn zu fröhnen, der sein Bett versetzt, um auf dem Maskenball zu tanzen: so können die Sparkassen den Aermeren dagegen nur Gelegenheit geben, aus dem Ueberschusse des augenblicklichen Verdienstes sich einen immer sich mehrenden Pfenning für die Zukunft und den Fall der Noth anzulegen. Sie nähren den Sinn der Haushältigkeit, der Genügsamkeit und einer Sparsamkeit, die sich des Erworbenen freut, und mit mehr Ruhe der Zukunft entgegensieht; ihre Einlagen dienen zugleich dem ganzen Staate, als Pfänder der Sicherheit, und gewähren hier ein Barometer, das den jedesmaligen Grad des Vertrauens anzeigt, den diese Klassen in den Bestand der Dinge setzen, da im Maaße seiner Erschütterung oder Befestigung, die Einlagen und Zürücknahmen steigen und fallen. Als Ergänzung dieser Sparkassen sind einige Staaten, namentlich Frankreich und Belgien den übrigen in löblicher Weise mit der Abschaffung aller Lotterien und Hazardspielen vorangegangen, die man mit vollem Rechte, im Gegensatze zu den Sparkassen, Verschleuderungskassen nennen könnte; denn wird in jenen der schweißbedeckte Pfennig der Armuth gesammelt nnd aufgehoben, so wird er hier von dem unergründlichen Abgrund verschlungen, und weckt in dem Unglücklichen, der sich verführen ließ, nur gar zu oft die leidenschaftliche Sucht das blinde Glück noch einmal zu versuchen, und müßte er den Einsatz stehlen, und das so lange fort und fort, bis er seine Familie unglücklich gemacht und sich in das Gefängniß gebracht, oder eine Kugel vor den Kopf geschossen hat. So werden Hunderte unglücklich und um ihren ärmlichen Verdienst gebracht, um einen einzigen Tagedieb mit Reichthümern, die er nicht verdient hat, zu überschütten und die schnell, wie er sie gewonnen, wieder in seiner Hand zerrinnen werden. Der Gewinn an seinen Einnahmen, welcher daher aus dieser infernalen Quelle dem Staate erwächst, ist mit dem theuersten Preise erkauft, um den Ruin der öffentli-

chen Moral und des Wohlstandes der unteren Klassen. Zuversichtlich dürfen wir darum auch hoffen, unsere legitimen Regierungen werden bald dem Beispiele, welches ihnen die Regierungen von Frankreich und Belgien gegeben, folgen, und eine anderweitige Quelle zur Deckung der finanziellen Einbuße ermitteln.

Hinsichtlich des Fabrikwesens und seiner Gefahren für das physische Wohl der Bevölkerungen ist es uns, wie gesagt, nicht bekannt, daß die Gesetzgebung bis jetzt ein Mittel gefunden hätte, dem losen, blos materiellen Bande zwischen dem Fabrikherrn eine sittlichere Grundlage zu geben, um das Mißverhältniß beider auf eine Weise auszugleichen, wodurch einerseits die Existenz des Arbeiters eine gesichertere geworden wäre, und er in einem billigen Verhältnisse an dem größeren Gewinne des Herren Theil genommen hätte, und wodurch andererseits der Herr auch gehalten wäre, den Arbeiter nicht blos als ein materielles Werkzeug, eine Arbeitskraft, zur Befriedigung seines Eigennutzes anzusehen, sondern auch über seiner Moralität zu wachen, und für seinen religiösen Unterricht zu sorgen. Wie dringend aber eine solche Vorkehr sey, darauf deuten gar manche Erscheinungen der neuesten Zeit nur allzu unverkennbar. Denn der Handwerker und der Fabrikarbeiter außer allem sonstigen Zunftverbande, ohne sittliche Aufsicht und ohne religiösen Unterricht, muß in der modernen Societät zu dem gefährlichsten Werkzeuge werden, dessen sich jeder Demagog und Volksverführer nach Gutdünken zum Umsturze bedienen kann. Es ist daher auch bekannt, daß es vorzüglich Ouvriers im Blousen waren, deren sich die Häupter der Barricadenrevolution in den Julitagen zu Erfechtung ihres Sieges bedienten, und trotz den nachherigen Abmahnungen dieser Häupter, die auf ihrem ministeriellen Posten ministeriell und conservativ geworden sind, waren es wieder Ouvriers in Blousen, die in den darauf folgenden Emeuten von Paris immer wieder hinter den Barricaden erschienen sind, sie waren es gleichfalls, die schon einmal in Lyon mit Kanonen-

feuer zu Paaren getrieben wurden, und gegen die man Festungswerke zu erbauen für nothwendig gefunden hat. Den Reihen eben dieser aller sittlichen Bande entledigten Arbeiterklassen gehörten auch bekanntlich mehrere von denen an, die die Conspiration zu ihrem Metier machend, ihre Kugeln auf die Brust Louis Philipps richteten; nicht minder sind auch die Bemühungen noch in Aller Erinnerung, welche sich die Häupter der radicalen Demagogie in der Schweiz gaben, sich einen geheimen, bewaffneten Bund unter den reisenden Handwerkern zu gründen, die als Commis Voyageurs ihre Grundsätze und ihre Verbündung so lange in allen Ländern ausbreiten sollten, bis es Zeit sey zum offenen Zuschlagen. Eine Entdeckung, die bekanntlich zur Folge hatte, daß den deutschen Handwerksburschen der Eintritt in die Schweiz, und die Wanderschaft nach Frankreich untersagt wurde. Das Uebel aber wucherte wenig verborgen fort, und ist jetzt in der Geschichte von Weitling wieder recht ans Licht getreten. Mit bloßen negativen Verboten dieser Art ist dem Uebel auch nicht abgeholfen; es liegt in der Natur und im Menschen ein tiefes Bedürfniß nach Organisation und nach Vereinigung, und wo diesem nicht auf gesetzliche Weise unter der rechten Leitung Genüge geschieht, da sucht es heimlich auf unrechtmäßige seine Befriedigung. In Paris, z. B. wo keine Zunftbände mehr bestehen, und die arbeitenden Klassen nur einer allgemeinen, polizeilichen Aufsicht unterworfen sind, hat dieser Trieb nach Association, nichts desto weniger unter den Handwerksburschen Vereine, unter dem Namen der Kameradschaft Compagnonage gebildet, in denen neben wunderlichen Resten des alten, christlichen, mittelalterlichen Handwerksgeistes, auch allerlei freimaurerische und saintsimonistische Formen und Ideen spucken, welche Republikaner und Demagogen, die auf gleiche Gütertheilung und einen allgemeinen Umsturz durch Anarchie, und einen allgemeinen Umsturz hinarbeiten, gar wohl zu schätzen und zu benutzen wissen. Auf diese Klasse hat daher auch Lamennais sein Hauptaugenmerk gerichtet,

und es wiederholt versucht, durch seine Pamphlets über ihren Sclavenzustand sie zum Grimme aufzustacheln, und ihnen die Brandfackel der Zerstörung in die Hand zu geben. Der Pariser Ouvrier hat seinen Glauben und seine Moralität in der Revolution verloren, die Kirche betritt er nicht, der Priester kömmt in der Regel nur bei der Taufe und der Hochzeit, und kaum in seiner Sterbstunde mit ihm in Berührung, er darf es gar nicht wagen sein Dach zu betreten. Der Ouvrier hat daher, von Hunger und den Bedürfnissen des Tages bedrängt, und am Sonntag Zerstreuung in den rohesten sinnlichen Genüssen suchend, keine Zeit und keine Gelegenheit, wie es bei den höheren Ständen dort vielfältig der Fall ist, zur Besinnung zu kommen und sich zu bessern und zu bekehren, darum leiht er gern sein Ohr der Stimme solcher Propheten, deren Lehre seinem Unmuthe über die tyrannische Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter schmeichelt, und seinen Leidenschaften der Rache und der Gier irgend eine Aussicht der Befriedigung eröffnet. Welche Stimmung unter diesen Klassen herrscht, können wir noch besser aus den Vorgängen in England, wo Alles mehr den Charakter unverhüllter Oeffentlichkeit annimmt, klar erkennen: aus ihren Meetings nämlich und den dabei gehaltenen Reden, aus ihren Umzügen und den Symbolen und Sprüchen auf ihren Fahnen, aus ihren Festgelagen endlich und den dabei ausgebrachten Toasten. Ueberall tritt uns darin eine erschreckende Ferocität entgegen, wir vernehmen darin das ingrimmige Geheul eines hungrigen Raubthieres, das an seiner Kette beißt und reißt, um in der Freiheit seinen Hunger und seine Rache zu stillen. Diese Klassen sind durch das gemeinsame Band des Hungers und der Armuth verbunden, und ihre Stellung wird in dem Maaße immer drohender, als sie die Nothwendigkeit erkennen, statt sich nutzlos mit vereinzelten Kräften abzumühen, ihrer Verbindung eine festere, auch andere Länder umfassende Organisation zu geben; und daß in dieser Beziehung ein Zusammenhang zwischen England und Frankreich bereits bestehe,

läßt sich kaum bezweifeln. In Deutschland hat man angefangen dieser Verwahrlosung und Verwilderung durch Gewerbschulen und Feiertagsschulen abzuhelfen, allein ohne andere damit verbundene Einrichtungen zur Wahrung der Sittlichkeit und zur Wiedererweckung und Kräftigung eines christlichen, religiösen Sinnes in diesen Klassen dürften sie allein nicht hinreichen, um uns auf die Dauer vor ähnlichen Erscheinungen zu bewahren.

Diesen Bemühungen des Staates gegenüber hat sich auch in diesem Gebiete der Geist christlicher Liebe auf mannigfache Weise thätig gezeigt, die Wunden zu heilen und die Lücken, welche Gesetzgebung und Verwaltung lassen, auszufüllen. So haben sich an einigen Orten die Zünfte theilweise unter dem Patronate der höheren Stände freiwillig zu geistlichen Bruderschaften vereinigt, die in dem gemeinsamen Gottesdienste, und in ihrem Schutzheiligen ein Band haben, und durch Werke christlicher Bruderliebe einander unterstützend, wenigstens einen Theil dessen ersetzen, wozu früher das Zunftband gedient. In dem gleichen Sinne sind in Paris Männer, die sich Werke christlicher Barmherzigkeit, als Zweck des Lebens gesetzt, bemüht einen die ganze Stadt nach ihren verschiedenen Quatieren umfassenden Verein zu bilden, der arme Lehrbuben in der gefährlichsten Zeit des Lebens unter seinen Schutz und seine Aufsicht nehmen soll, indem er sie zuverläßigen Meistern in die Lehre geben wird, die unter seiner Aufsicht an ihnen Vaterstelle vertreten sollen. Zu einem verwandten Zwecke besteht dort seit mehreren Jahren ein anderer schon in diesen Blättern besprochener Verein aus Jünglingen und jungen Männern jeder Klasse, der des heiligen Vinzenz von Paula nämlich, dessen Wirksamkeit von Jahr zu Jahr steigt, so daß er sich bald nicht nur über alle Pfarreien von Paris, sondern auch über alle Städte Frankreichs wird ausgebreitet haben. Seine Absicht ist bekanntlich leibliches und geistliches Almosen an jene verwahrlosten Klassen der Gesellschaft auszutheilen; jedes Mitglied hat mehrere Familien zugeordnet,

denen es selbst sein Almosen ins Haus bringt. Wieder sind anderwärts große Etablissements entstanden, die von Geistlichen gegründet und geführt werden, in der einzigen Absicht armen Handwerkern Beschäftigung zu geben, sie aus gefährlichen Mitgliedern der Gesellschaft in nützliche zu verwandeln, und in dieser Gemeinschaft sie an einen christlichen Lebenswandel zu gewöhnen; den gleichen Zweck zu erreichen, haben andere Priester Versammlungen von Handwerkern gestiftet, worin sie ihnen zu gewissen Stunden unentgeltlich Unterricht in den für ihr Handwerk nützlichen Kenntnissen, wie Zeichnen, Rechnen u. s. w. ertheilen, zugleich ihnen aber auch die Lehren der Religion einflößen, und Andachtsübungen mit ihnen anstellen, und zur Erholung und zur Erheiterung gemeinsame Gesänge mit ihnen anstimmen, nachdem sie ihnen auch in der Musik Unterricht ertheilt.

Kein Zweifel alle diese Bemühungen, denen wir noch manche andere beizählen könnten, gereichen unserer Zeit zur Ehre, und sie können sich ohne Anmaaßung dem an die Seite stellen, was nur je der Geist christlicher Aufopferung zum Wohl der leidenden Brüder, gethan; sie sind doppelt dankbar anzuerkennen, weil sie uns als Fingerzeig dienen können, wie dem wachsenden Uebel Einhalt zu thun sey, zu dessen erfolgreicher Bekämpfung sie uns ein weites Feld eröffnet haben, allein dermalen stehen sie noch gar zu vereinzelt, und sind auf die große Masse noch von zu geringem Einfluße, um den Anforderungen gewachsen zu seyn. Die Auflösung, die der Lösung der früheren Bande folgte, ist ohne Zweifel immer noch im Zunehmen und also auch die Gefahr, womit sie uns bedroht, noch im Wachsen. Hiezu aber trägt eine andere Thatsache nicht wenig bei, daß nämlich jene auflösende, mobilisirende, Alles verflüchtigende Richtung unserer Zeit, die wir hier in ihrem Einfluß auf den Grundbesitz und die arbeitenden Klassen betrachtet haben, auch in den übrigen Verhältnissen des Besitzes und Erwerbes, die vorherrschende ist, wie wir in der Fortsetzung dieser Betrachtungen gelegentlich zu zeigen gedenken.

XL.

Russische Physionomien nach deutschen, italienischen, dänischen, schwedischen und französischen Berichten.

(Fortsetzung.)

Daß jene Schattenseiten, die uns in den vorhergehenden Berichten so betrübend entgegengetreten, nicht bloß dem Zeitalter des Iwan Wassilewitsch und seiner scheuslichen, mehr als mongolischen Tyrannei zur Last fallen, das beweisen uns schwedische Berichte, die in dem folgenden Jahrhundert Gustav Adolf aus diesen Gebieten zukamen, wo die mongolische Knute, von moskowitischen Eroberern geschwungen, dem alten slavisch-germanischen Scepter Wladimirs des Heiligen gefolgt ist.

Das Aufkommen des Hauses Romanow fällt bekanntlich in eine Zeit innerer Zerrissenheit und auswärtiger Erniedrigung. Die Fürsten hatten sich als die Mörder und Marterer ihres Volkes erwiesen; der blutdürstigste, wollüstigste, wahnsinnigste Despotism zügelloser Gewalthaber, wie ihn Asien nur jemal erfahren, hatte das Land mit dem Blute seiner eigenen Söhne getränkt, und in den wildesten, unersättlichsten Ausschweifungen jede Ehre befleckt. Fortdauernd in Bürgerkriegen sich zerfleischend, und unter den Fahnen der verschiedenen Kronprätendenten gegen einander wüthend, sahen die Russen auch zugleich ihre auswärtigen Feinde ihr eroberndes Banner siegreich im Herzen ihres eigenen Landes aufpflanzen.

Die Polen saßen als furchtbare Herren in Smolensk

und Moskau; der siegende Zolkiewski, der Erstürmer Moskaus, entsetzte den Zar Schuiski, jenen blutigen Emporkömmling, dem die Hinrichtung von vierzigtausend russischen Edelleuten schuld gegeben wird, und läßt ihn mit seinen Brüdern in die polnische Gefangenschaft im Triumphzuge abführen. Die Schweden ihrer Seits, Schuiskis Bundesgenossen, herrschten in Newa und Novgorod, welches eine Gesandtschaft nach Stockholm schickten, um von dort, nach dem Tode Karls IX., sich einen seiner Söhne, entweder Gustav Adolf oder Karl Philipp zum Zaren zu erbitten. Allein ehe Karl Philipp 1613 zu Wiborg anlangte, hatten die russischen Bojaren zu Moskau zum Theil durch eine Erscheinung, welche der Patriarch vorgab, bewogen, den ersten des Hauses Romanow, den Michael Romanowitsch zum Throne berufen. Die russische Geistlichkeit aber, die gleich dem Volke an Knechtschaft gewöhnt, für die Behauptung ihrer eigenen Autorität und für die Rettung ihres Landes aus so unsäglichem Elend und Jammer kein anderes Mittel sah, als sich auf Gnade und Ungnade dem Despotismus in die Arme zu werfen, trug Sorge, daß der neuerwählte Zar, der am 19. April 1613 nach Moskau kam, mit unumschränkter Macht bekleidet ward.

Gustav Adolf erschien damals selbst an der Spitze der Schweden in Rußland, für die Krone seines Bruders kämpfend, und erstürmte Augdow (10. Sept. 1614), während Jakob de la Gardie noch immer Novgorod besetzt hielt. Des jungen schwedischen Königs eigenes Urtheil über die Russen lautete in einem Schreiben an de la Gardie: sie alle nähren einen eingewurzelten Haß gegen alle fremden Nationen, zugleich mit einem plumpen Stolze; auch ihrer zweideutigen List gedenkt er, indem er schreibt: „sobald unsere Mannschaft daselbst im Lande versammelt ist, wollen wir uns nicht länger, wie bisher geschehen, bei der Nase herumziehen lassen, sondern wissen, ob sie Feinde oder Freunde seyen“. Der Friede von

Stolbowa machte diesem Krieg ein für die schwedischen Waffen so vortheilhaftes Ende, indem Rußland darin Karelen, Ingermannland und Livland aufgab und sich von der Ostsee abschneiden ließ. Kexholm und seine Lehen fielen an Schweden, und Iwangorod, Jamburg, Koporie, Nötiborg, die Schlüssel von Finland und Livland, wurden schwedische Festungen, ein eisernes Gebiß im Rachen des Wolfes. Gustav Adolf, der mit strategetischem Blick die Gefahren voraussah, welche dem westlichen Europa von dem Umsichgreifen dieses asiatischen Gränzhüters und der militärischen Despotie seines Kosakenregimentes drohten, unterließ auch später nicht, mitten in den Mühen und Sorgen seiner vielbewegten Laufbahn, da er mit seinen Heeren tief im Herzen Europas, am Rheine und an der Donau, stand, ein wachsames Auge auf die Bewegungen des nordischen Raubvogels zu halten. Noch sind drei Berichte, von den drei Söhnen des schwedischen Reichsrathes Skytte für den König verfaßt, aus jener Zeit uns erhalten; Geijer hat in seiner schwedischen Geschichte III. S. 98 ihren wesentlichen Inhalt mitgetheilt, den wir hier, zum Vergleich mit den vorhergehenden Beobachtungen anderer Nationen folgen lassen; der Leser wird sehen, es ist auch hier wieder die Knute, die überall durchklingt; Despotism, Sclaverei, Corruption und treulose List sind die dunklen Farben, die in diesem Gemälde immer vorherrschen. Die Schweden mögen nun selbst sprechen:

„Der regierende Großfürst, sagen sie, sey unkriegerisch Sein Vater, der Patriarch, übe in der That die höchste Macht aus. Der höhere Adel, die Knesen, seyen durch die Tyrannei der Großfürsten bis auf wenige Familien vermindert; der niedere Adel, die Bojaren, seyen dagegen sehr zahlreich; von Beiden gelte, daß sie von den untersten Graden sich empor dienen müßten, und Alle dem Großfürsten Eigenthum und Leben schuldig seyen. Dieser ganze Adel sey kriegerisch, beneide aber insgesammt die fremden Krieger in des Großfürsten Dienst, welche im Ueberflusse leben. Zwei Hauptur-

sachen der russischen Schwäche gebe es: die eine sey das Verderben der Geistlichkeit (wo ein Verbrechen begangen worden, sey ein Mönch dabei), weshalb die Erziehung jämmerlich, so daß Völlerei und Blutschande Laster wären, deren man sich rühme; die andere die fremden Soldaten. Denn die Moskowiter, obwohl sie alles Ausländische hassen, könnten doch Nichts gegen Fremde ohne Fremde ausrichten. Alles was sie ausrichten, geschehe durch Treulosigkeit und überlegene Anzahl. Der einheimische Soldat bekomme keinen Sold, weshalb er raube; in Vertheidigung von Festungen habe er sich stets rühmlich gezeigt. Der Adel müsse auf Gesandtschaften und in Kriegszügen sich selbst erhalten, und suche auf andere Art seinen Schaden zu ersetzen; denn für Steuern gebe es kein bestimmtes Gesetz, sondern die Statthalter erpreßten was sie könnten, oder nähmen Bestechung für ihre Nachsicht an. Der Zustand der niedern Klasse im russischen Reiche sey aus vier Ursachen elend, wegen der Knechtschaft, wegen der vielerlei Völker, wegen der Auflagen, und endlich wegen der Festtage, welche den Ausschweifungen gewidmet würden. Schutz der Gesetze gebe es keinen. Die Bauern, welche fünf Tage in der Woche für ihre Herrn arbeiten müssen, hätten nur den sechsten und siebenten Tag für sich selbst. Die Einkünfte des Großfürsten wären mehrfacher Art: I. aus der Münze, die früher in Rußland gut gewesen, nun aber aus fremder Münze zu geringerem Werthe umgeschlagen würde, woran der Großfürst jeden dritten Pfennig gewinne; II. vom Getreide, dessen Preis der Großfürst eigenmächtig bestimme; III. von Getränken; denn alle Getränke, außer Wasser, insonders das sogenannte Kwaß, dürfen in ganz Rußland nur in und aus den großfürstlichen Schenken verzehrt werden; sogar Bäder, welche diese Nation vorzugsweise liebe, habe der Großfürst dem Volke verboten daheim in ihren Häusern zu nehmen, und sie für einen Stüber an die Kronbäder gewiesen; IV. von Zobelfellen, die als Monopol des Großfürsten in so hohem Preise seyen, daß sie in Liefland und Deutschland wohl-

feiler als in Rußland verkauft würden; V. übrigens auch vom Handel, welchen der Großfürst jetzt durch seine eigene Kaufleute triebe, zu großem Verluste der englischen Handelsgesellschaft in Rußland; von den Waaren nehme er selbst das Beste; was nicht verkauft werden könne, pflege er irgend einem reichen Kaufmanne zur Bezahlung zu übermachen, welcher dafür wie für eine Gnade danken müsse. Knechtschaft sähen die Moskowiter für keine Schande, sondern für eine Ehre an. Alle rühmten sich des Großfürsten Sclaven zu seyn; sein Wille sey Gesetz, auch wenn er Einem befehle Vater oder Mutter zu tödten. Damit ein solcher Zustand bleibe, wäre ihnen verboten, aus dem Reiche zu gehen, aus Furcht, daß, wenn sie zu fremden Fürsten und Völkern kämen, deren Bildung ihnen die Knechtschaft verabscheuenswerth machen würde. — Die Schweden, äußern sie, liebten sie vor Anderen, aber fürchteten sie auch mehr, und hielten dafür, daß Keine mit uns in der Kriegskunst verglichen werden könnten, insonders seit sie die über alle Vermuthung gehenden Fortschritte Seiner Majestät in Deutschland gegen die von ihnen verabscheuten Papisten vernommen"*).

---

*) Relationes Moscoviticae Johannis, Benedicti et Jacobi Skytte. Palmsk. Handschriften, T. 97, 186.

XLI.

Beiträge zur Geschichte Irlands.

Fünfter Artikel.

Die Thiere, welche Gruben bauen, haben den Vortheil, daß sie wenn Jagd auf sie gemacht wird, sich in unzugängliche Schlupfwinkel flüchten können. Durch das fortwährende Treibjagen, welches auf die armen Iren seit anderthalb Jahrhunderten angestellt worden war, hatten dieselben allmählig eine solche Uebung erlangt, daß sie bisweilen mit einer fast übernatürlichen Schnelligkeit ihren Verfolgern entrannen, und dann erst, nachdem die augenblickliche Gefahr vorüber, aus ihren Höhlen hervorkamen. So erzählt der Republikaner Ludlow, daß, Angesichts seiner Truppen, ein großer Haufe von Iren davongestoben sey; nach vielem Suchen habe er entdeckt, daß sie in unterirdische Höhlen sich hineingeflüchtet hätten. Er ließ Geschütz aufführen, und kanonirte gegen das Erdreich; da dieß nichts half, wurde ein großes Feuer angezündet, um auf solche Art die unglücklichen Flüchtlinge zu ersticken, wobei man unwillkührlich an ähnliche Maaßregeln erinnert wird, welche die heidnischen Römer gegen die in die Katakomben geflüchteten Christen ergriffen. Doch auch jenes Feuer vermochte Nichts, Ludlow mußte abziehen, und die unterirdische Zufluchtsstätte hatte dießmal jenen armen Verfolgten zur Rettung gedient. So ging es aber überhaupt mit dem englischen, bisher beobachteten Verfolgungssystem; ganze Millionen Menschen ließen sich nicht so völlig ausrotten und zum Protestantismus verführen. Da begann denn ein anderes System, die Verfolgung durch das Gesetz, und bei diesem muß man allerdings die Kunst

anerkennen, mit welcher die Legislation zu Werke gegangen ist, um alle und jede Zuflucht den armen Iren abzuschneiden, und man muß bei diesem, viel sicherer wirkenden Systeme, noch mehr als da, wo Blutzeugen für die Kirche auftraten, die Gnade Gottes bewundern, welche den Iren die Kraft gab, sich in der Treue des Glaubens der Kirche zu erhalten.

Es ist eine bekannte Sache; daß die Gesetzgebung Englands und Irlands seit den Zeiten Wilhelms III. den Katholiken in Irland sehr feindlich gewesen sey, allein in welchem, ja in welchem unglaublichen Grade sie es war, wird man erst bei einer etwas genaueren Bekanntschaft mit derselben inne. Deshalb möge hier eine Zusammenstellung versucht werden; sie gibt ein Bild der Verfolgung der Iren, welche bei der Wiege anfängt und beim Tode nicht aufhört.

Die furchtbaren gesetzlichen Bedrückungen, welche Irland erfuhr, waren zum Theil Folge des fanatischen Religionseifers der Engländer, zum Theil die Rückwirkung der Gewinnsucht derselben. Die natürliche Lage der beiden Schwesterinseln ist nur zu sehr dazu geeignet, um zwischen den Bewohnern derselben eine gewisse Rivalität hervorzurufen. Namentlich mußte sich dieß in den Handelsverhältnissen zeigen; das Aufblühen irischer Manufacturen und Fabriken schien dem englischen Handel höchst bedrohlich; es war also unter allen Umständen, ohne alle Rücksicht auf die Confession der Bewohner Irlands, für England von größtem Interesse, die Concurrenz der Iren in Handel und Industrie zu beseitigen. In diesem Sinne konnte König Wilhelm III. sagen: „Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, dazu thun, um die irischen Manufacturen zu vernichten". Das Verzicht auf größere kaufmännische Unternehmungen der Art war daher das freilich nicht kleine Opfer, welches England auch von der protestantischen Bevölkerung Irlands forderte. Dafür bot England das Aequivalent in der vollständigsten Unterstützung zur Bedrückung der Katholiken in Irland. In diesem Punkte ließ es

dem sonst ganz abhängig gewordenen irischen Parlamente völlig freie Hand, ja lieh ihm seine Soldaten, um dessen Beschlüsse ins Werk zu setzen. So mußten denn die armen Katholiken auch wiederum allein bezahlen, auf sie wurde der Schaden, den die Protestanten erlitten, hinübergewälzt, und in der That man muß staunen über den erfinderischen Geist, mit welchem die vereinten englischen und irischen Gesetzgeber zu Werke gingen.

Was zunächst die Ausübung der katholischen Religion betrifft, so wurden die älteren strengen Gesetze gegen die Priester nicht aufgehoben, allein sie blieben auch nicht in Kraft; es wurde nicht nur die Anwesenheit der Priester geduldet, sondern sie konnten auch sogar kirchliche Functionen vollziehen, und so scheint hier auf den ersten Blick keine Ursache zur Klage für die Iren vorhanden zu seyn. Allein man wußte die Sache anders, und zwar beim Nerv anzugreifen. Allen katholischen Bischöfen wurde der Aufenthalt in Irland verboten; sie mußten sämmtlich aus dem Lande, für den Fall der Rückkehr ward ihnen mit dem Tode gedroht; eben so sollte auch kein fremder Priester im Lande geduldet werden. Das System war also dahin gerichtet, die Ordination zu hintertreiben, und auf diesem Wege das Priesterthum allmählig und auf eine unmerklichere, aber erfolgreichere Weise, als durch blutige Verfolgung, zu vernichten. Jeder einheimische Priester mußte aber dem Hause Stuart abschwören, mußte zweimal fünfzig Pfund Sterlinge als Sicherheit dafür stellen, daß er nicht aus der Grafschaft herausgehe, und nur innerhalb der ihm zugewiesenen Pfarrei fungiren wolle. Der Gottesdienst durfte nur in solchen Gebäuden vollzogen werden, die durch kein äußeres Zeichen, durch ein Kreuz oder einen Thurm als Kirche zu erkennen waren; keine Glocke durfte die Gläubigen zusammenberufen. Dagegen wurde dem katholischen Geistlichen, durch ein Gesetz der Königin Anna, der letzten und schlechtesten der Stuart's, für den Abfall zur anglicanischen Kirche eine jährliche Pension von

zwanzig Pfund Sterling angeboten; allein diese Lockspeise hatte so wenig Wirkung, daß man sie bald auf dreißig, ja unter Georg III. auf vierzig Pfund zu steigern sich veranlaßt sah.

Wenn der Clerus auf solche Weise behandelt wurde, so läßt sich leicht begreifen, daß auch das katholische Volk in der Ausübung seiner Religion manchen verschiedenen gesetzlichen Vexationen unterworfen wurde. Jede Obrigkeit hatte das Recht, zu jeder Zeit den einzelnen Katholiken vor sich zu citiren und ihn genau darüber zu examiniren, wo und bei wem er heute die Messe gehört habe, wer zugegen gewesen sey? u. s. w. Daß alle Wallfahrten nach den durch den dereinstigen Aufenthalt des heil. Patricius den Iren liebgewordenen Stätten verboten, daß alle Kreuze und Heiligenbilder an den Wegen umgeworfen und zerstört worden waren, versteht sich von selbst. Aber alles dieses hätte nicht so viel geschadet, wenn nur für guten Unterricht der Kinder, namentlich in der Religion, gesorgt gewesen wäre. Allein aller katholischer Schulunterricht wurde verboten, und somit war zwar den Eltern nicht auferlegt, ihre Kinder in die protestantischen Schulen zu schicken, allein es gab keine andere. Ließ sich irgend Einer blicken, der als Katholik Unterricht geben wollte, so wurde er fortgeschafft, ja schon die Königin Anna setzte eigens fünf Pfund Sterling für den Transport eines jeden katholischen Schullehrers nach Ostindien aus. Doch da konnten die Eltern noch ihre Kinder nach Frankreich senden, um sie dort in katholischen Schulen unterrichten zu lassen. O nein, ein Gesetz derselben Königin verbot dieses ausdrücklich, und verordnete, damit die Vorschrift nicht umgangen wurde, daß alle katholische Eltern verpflichtet seyen, der Aufforderung der Obrigkeit, von Zeit zu Zeit derselben die Kinder vorzustellen, in der Weise nachzukommen, daß, wenn sie dieß verabsäumten, sie so bestraft werden sollten, als ob sie ihre Kinder fortgesendet hätten. Der einzige Unterricht, der also übrig blieb, war der der Eltern; war aber ein Kind so unglücklich, seine

Eltern, oder auch nur seinen Vater zu verlieren, so wurde ihm, nach Vorschrift des Gesetzes, ein protestantischer Vormund bestellt. Es begreift sich leicht, daß auf solchem Wege an eine tüchtige Ausbildung nicht zu denken war.

Was sollte nun aber aus dem Kinde werden, welches die englisch-teuflischen Gesetze von seiner Wiege an von der Kirche zu trennen sich bemühten, wenn es heranwuchs? jede Laufbahn war ihm versperrt. Kein Katholik, oder wie die legislative Sprache jener Zeit sich ausdrückt, kein „Papist“ konnte Mitglied des Parlaments werden, aber eben so wenig konnte er auch nur ins Parlament wählen; von allen Stellen in der Armee, in der Marine und im Civildienste waren die „Papisten“ ausgeschlossen; zur Advocatie konnten sie wegen des gewöhnlich mit diesem Amte verbundenen Einflußes auch nicht zugelassen werden; ganz allein blieb ihnen noch die Medizin übrig. Nun, so konnten sie sich mit Ackerbau, Handel und Industrie trösten. Auch hier war Nichts für sie zu hoffen. Durch ein Gesetz Wilhelms III. hatten viertausend Katholiken, die der Sache Jakobs II. treu geblieben waren, ihren Grundbesitz verloren, und Königin Anna verbot den Landerwerb für alle „Papisten“. Auch wurde ihnen keine Hypothek gewährt, denn diese würde, da sie die Substanz der verpfändeten Sache afficirt, Grund und Boden in den Besitz von Papisten bringen. Somit war ihnen nur gestattet, Pächter auf den Grundstücken der Protestanten zu werden, allein nur unter der Bedingung, daß der Contract dahin abgeschlossen wurde, daß sie zwei Drittel des Ertrages des Grundstückes an den Herrn entrichten, und nur ein Drittel für sich behalten sollten. Mit Handel und Industrie, die in Irland aus dem früher angegebenen Grunde ohnehin sehr gedrückt waren, stand es nicht besser. Hier waren die verschiedenen privilegirten, nur aus Protestanten bestehenden Corporationen ein Hinderniß, die, während sie ihren Glaubensgenossen alle Unterstützung gewährten, einen Katholiken nicht aufkommen ließen. Wollte er als Handwerker arbeiten, so

konnte er es schon deshalb nicht weit bringen, weil „Papisten“ nicht mehr als zwei Gesellen halten durften. Somit war der größte Theil der Bevölkerung auf den Taglohn angewiesen, und das Gesetz verpflichtete die Katholiken an solchen Feiertagen, und zwar bei Strafe, zu arbeiten, welche die anglicanische Kirche nicht anerkannte. — Man sollte glauben, daß durch diese Gesetze den Katholiken der Beschränkungen genug aufgelegt seyen, und ihnen doch wenigstens ein unverkümmerter Besitz beweglicher Habe gestattet gewesen sey. Aber nein, es wäre zu erniedrigend für einen Protestanten gewesen, wenn ein Katholik sich auch nur in der äußeren Erscheinung über ihn erhoben hätte. Es wäre nicht zu dulden gewesen, wenn ein Katholik etwa auf einem schönen Pferde ausgeritten, oder gar auf der Straße mit einem anständigen Gespann von Rossen erschienen wäre. Um solchem Uebelstande abzuhelfen, verbot das Gesetz den „Papisten“ Pferde von einem höhern Werthe als fünf Pfund Sterling zu halten, und damit der Protestant, welcher sich durch solchen Aufwand und durch die Gesetzescontravention verletzt fühlte, auch gleich die hinlängliche Genugthuung erhalte, war es schon durch ein Statut Wilhelms III. gestattet, daß er gegen Erlegung von fünf Pfund Sterling ohne weiteres dem Papisten sein Pferd, auch das schönste, nehmen dürfe. Zeigt sich also der Katholik mit seinem guten Pferde, so wird es ihm genommen, hält er es aber verborgen, so wird er von dem Gesetze in Strafe genommen. Allein damit doch in Irland gute Pferdezucht sey, so blieb es den Katholiken unbenommen, Pferde aufzuziehen, sie durften sie aber nicht länger behalten, als bis die Thiere das fünfte Jahr erreicht hatten. Nun dann erfreuten sich die Katholiken doch wenigstens des sicheren Besitzes der Pferde von geringerer Qualität? Auch dieses nicht, denn Georg I. verordnete, daß in allen vorkommenden Fällen für die Miliz, zu deren Equipirung, alle Pferde der Katholiken sollten requirirt werden. Eben so mußten die Katholiken allein für den Unterhalt der Miliz sorgen. Dieß beruhte auf der allerdings nicht ganz irri-

gen Voraussetzung, daß wenn es in Irland irgendwo einen Lärm gab, dieser in den meisten Fällen von den hart bedrückten Katholiken ausgegangen sey. Man ging in dieser Voraussetzung aber noch weiter; war ein Raub oder ein Diebstahl verübt, so mußte auch dieß von einem Katholiken geschehen seyn, und die übrigen „Papisten“ der Grafschaft mußten mit Hab und Gut dafür aufkommen; so bestimmt es ein im neunten Jahre der Regierung König Georgs II. erlassenes Statut, woraus man deutlich entnehmen kann, wie auch unter dem Hause Hannover das ganze System noch im besten Fortschreiten begriffen war, ein System, dem man wenigstens eine gewisse Consequenz nicht absprechen kann. Die Legislation hat immer den Gesichtspunkt im Auge, dem Katholiken das Katholischseyn zu verleiden und ihn dadurch zum Uebertritte zum Protestantismus zu bewegen, und dazu bedient sie sich des Mittels der Furcht und der Hoffnung, der Drohung und der Verheißung.

Doch nun ist's genug! möchte man wohl ausrufen; wir können uns aber doch nicht davon dispensiren, den Blick auch noch auf das Sterbebett des armen katholischen Irländers hinzurichten; selbst in diesem Augenblicke werden demselben zu dem Todeskampfe noch neue Qualen durch das Gesetz bereitet. Er stirbt, ohne die Beruhigung zu haben, daß seine Kinder in der Religion ihrer Väter verharren werden, denn, wie schon oben erwähnt, ein Protestant wird ihr Vormund. Glücklich aber doch noch der Vater, der an seinem Sterbebette lauter katholische Kinder um sich stehen sieht, glücklich, dem das Gesetz nicht schon den Sohn zum Abfall verleitet hat. Hier wahrlich tritt die ganze Scheußlichkeit des gesetzlichen Verfolgungssystems hervor. Wird nämlich ein Sohn protestantisch, so verordnet das Gesetz, damit der Vater ihn nicht enterbe, daß derselbe eine von dem Kanzler Irlands zu bestimmende Quote des väterlichen Vermögens erhalten solle, ist aber dieser Sohn der Erstgeborne, so werden in Folge seines Uebertrittes die „papistischen“ Eltern an ihrem ganzen

Grade lächerlich zu machen. So führte man zu Dublin unter der Regierung Georgs I. auf dem königlichen Theater ein Stück auf, welches The non juror (der eidverweigernde Papist) hieß; der Prolog lautet:

To night ye whigs and tories, both be save
Nor hope, at one anothers cost to laugh
We mean to souse old satan and the pope
They've no relations here, nor friends we hope.

Heut Abend, Whigs und Tories, mögt ihr ruhig seyn,
Und nicht hoffen, Einer auf des Andern Kosten zu lachen,
Wir wollen herfallen über den alten Satan und den Papst,
Die, wie wir hoffen, hier doch keine Verwandte oder Freunde haben.

Kein Gesetz verbot dem Katholiken das Theater, und er konnte sich freilich auch leicht trösten, wenn ihm durch solche Stücke der Zutritt unmöglich gemacht wurde.

Wenn wir einerseits hervorgehoben haben, wie neben den Gesetzen, aber als Folge derselben, noch auf mancherlei Weise die Katholiken beschränkt und bedrängt wurden, so muß andererseits zur Steuer der Wahrheit hinzufügt werden, daß jene Gesetze nicht zu jeder Zeit in gleicher Strenge gehandhabt worden sind. Hin und wieder gestattete man den Katholiken, obschon das Gesetz nicht aufgehoben würde, wohl eine freiere Religionsübung, allein im Ganzen aufgefaßt hat sich der Zustand derselben dadurch nicht gebessert, denn die Gesetze konnten doch jeden Augenblick zur Anwendung gebracht werden. Diese Folge hatte für Irland namentlich der Aufstand der Schotten für Eduard Stuart im Jahre 1715; es wurden die Strafgesetze sofort auf Strengste eingeschärft, und wieder einmal die Verfolgung der Katholiken für ein verdienstliches Werk erklärt. Bei dieser Gelgenheit war es namentlich, wo die berüchtigten Priest catchers (Priesterfänger), meistens Juden, auftraten, so wie auch in diese Zeit der schauderhafte, vom irischen Parlamente angenommene Antrag gehört, die Priester zu entmannen; durch die Vermittlung des Regenten von Frankreich wurde demselben die kö-

nigliche Zustimmung versagt. Doch es bedurfte nicht einer so erheblichen Veranlassung, wie jener Aufstand, um die Strafgesetze gegen die Katholiken stets in Wirksamkeit zu erhalten, und davon liegt der Grund in ihrem doppelten Ursprunge. Wären sie allein aus Religionshaß hervorgegangen, so hätten sie, da dieser allmählig doch etwas nachließ, ebenfalls allmählig außer Gebrauch kommen müssen; aber sie waren zu gleicher Zeit auch von dem gemeinsten Geldinteresse dictirt, daher hörte man den Ruf: No popery eben so wohl, wenn etwa ein Priester sich in seinem geistlichen Gewande blicken ließ, als wenn irgend einmal eine Stimme zu Gunsten der Katholiken in Betreff des Eigenthumserwerbes sich vernehmen ließ. Gerade dieß im Laufe der Zeit immer mehr hervortretende Motiv des ganzen Unterdrückungssystemes, die Habgier und der Eigennutz, mußte noch empfindlicher die Iren treffen; in dem religiösen Fanatismus lag denn doch noch eine Gesinnung, aber die baare Habsucht, welche die Religion bloß zum Deckmantel nimmt, hat etwas wahrhaft Empörendes.

So wurde mit und ohne gesetzliche Hilfe das Volk der Iren zu einem Zustande des Elends gebracht, der auch noch jetzt, wo Manches sich gebessert hat, von der Beschaffenheit ist, daß jeder Sprache die Worte fehlen, ihn zu schildern. Man braucht daher auch nicht lange nach den Ursachen zu suchen, welche es veranlaßten, daß auf verschiedenen Punkten Irlands Unruhen ausbrachen, und daß sich jene vorzüglich den reichen Grundbesitzern gefährlichen Associationen der Whiteboys (Weißburschen) bildeten. Es ist nicht nöthig, diese Verbindungen dem Gegensatze zwischen Katholiken und Protestanten zuzuschreiben, eben so wenig alle diese Bewegungen aus politischen Ursachen zu erklären, es ist das Elend, der Jammer und die Noth, welche das Volk dazu zwingt, sich selbst gegen die Bedrückungen zu schützen. Daß die Whiteboys mit der Confessionsverschiedenheit nichts zu thun hatten, geht namentlich daraus hervor, daß sie unter Umständen auch gegen katholische Geistliche auftraten, und

daß sie von diesen excommunicirt wurden, daß sie katholischen Pächtern vorkommenden Falles nicht minder mit ihrer Rache drohten, und daß im Norden Irlands die hart bedrängte protestantische Population, namentlich als der Marquis von Donegal im Jahre 1772 alle seine Pächter entließ, in gleicher Weise als eine solche Association auftraten. Politischer Natur können aber diese Verbindungen schon deshalb nicht seyn, weil ihr erstes Auftreten in eine Zeit fällt, wo die Sache der Stuarts längst verloren und von Allen aufgegeben war.

Die nächste und unmittelbare Veranlassung bot der Umstand, daß in Irland seit 1762 sehr viel Ackerland in Wiesen verwandelt worden war, da die Grundbesitzer bei den damals sehr groß gewordenen Bedürfnissen des Continents nach Fleisch und Butter ganz vorzüglich ihre Rechnung fanden. Eben dieß hatte aber eine Menge Pächter brodlos gemacht. Allein die ganze Sache wurde doch wiederum für ein papistisches Complot erklärt, und es kam nur darauf an, den Clerus darin zu impliciren. Man ersah sich zu diesem Zwecke einen Pfarrer, Nicolaus Sheehy aus, einen weichherzigen, liberalen Mann, der oft als Vermittler für die Glieder seiner, von protestantischen Grundherren bedrückten Gemeinde aufgetreten war. Ihn schuldigte man des Einverständnisses mit den Whiteboys an, und setzte unnöthiger Weise dreihundert Pfund als Belohnung für seine Ergreifung fest, da er sich von selbst stellte, und nur darum bat, nicht in Mitte seiner Feinde, sondern zu Dublin vor Gericht gestellt zu werwerden. Dieß geschah; der einzige Zeuge, den man gegen ihn aufstellen konnte, war ein vagabundirender Bursche, welcher schon mehrere Räubereien begangen hatte. Die Jury sprach den Pfarrer frei, der nun zu seiner Gemeinde zurückkehrte. Seine Feinde ruhten aber nicht; sie klagten ihn des Mordes an einem Menschen an, der schon seit längerer Zeit das Land verlassen hatte; Zeugen gegen ihn war jener Bursche und zwei andere gleichen Gelichters. Sheehy wurde zum Tode verurtheilt; feierlich betheuerte er, der jetzt vor dem

Richterstuhle Gottes zu erscheinen habe, auf dem Schaffot seine Unschuld. Eben dieß Ereigniß empörte aber die Iren noch mehr, und hat allerdings dazu beigetragen, daß an Sheehy's Verfolgern von den Whiteboys Rache geübt wurde.

Der Name dieser Verbindung rührt daher, daß die Mitglieder über ihre Kleidung, gleichsam als Bundeszeichen, ein weißes Hemd trugen. Bei der Aufnahme in die Verbindung leisteten sie einen Eid, mit welchem sie Stillschweigen in allen Bundessachen und unbedingten Gehorsam gegen die Obern gelobten. Ihre Absicht war aber dahin gerichtet, durch Verbreitung von Schrecken die Abhilfe der Uebel zu erzwingen, die auf gesetzlichem Wege in Irland nicht zu erlangen war. Namentlich also nöthigten sie durch Drohungen die Gutsherrn, den Pachtzins herabzusetzen, sie nöthigten die Handwerker, nicht unter einem bestimmten Preis zu arbeiten, oder die Zehntpflichtigen die ihnen auferlegte Abgabe nicht zu zahlen. Diese Drohungen waren um so wirksamer, als sie, sobald sie unbeachtet blieben, auch auf der Stelle vollzogen wurden. So geschah es, daß allerdings mancher Gutsbesitzer von den Whiteboys getödtet, oder manche, oft grausame körperliche Züchtigung an ihm vollzogen wurde, daß man die Töchter raubte, und sie durch Entehrung zur Ehe zwang, oder daß man den Bedrohten ihre Häuser verbrannte oder überhaupt ihr Eigenthum verwüstete. Bei diesen Gelegenheiten wurde dann öfters der Name Captain Rock vernommen, indem dieser es war, dessen sich die Whiteboys bei Unterzeichnung ihrer Placate bedienten, die sie an die Hausthüren derjenigen Personen anschlugen, welche sie zum Nachlaß von Abgaben oder sonst in irgend einer Weise zwingen wollten. Man hätte nun freilich glauben sollen, der Regierung hätte es nicht so gar schwer fallen können, die Verbindungen der Whiteboys auszurotten, allein diese waren so gut organisirt, und wußten namentlich diejenigen Personen, welche etwa bei einem Prozesse gegen sie als Zeugen auftreten wollten, so zu schrecken, daß dadurch die Rechtspflege ihnen gegenüber fast zur Unmöglichkeit wurde.

Dem Zeugen wurde regelmäßig mit dem Tode gedroht; hatte Jemand gegen sie beim Richter deponirt, so erlebte er gewöhnlich den eigentlichen Gerichtstag, wo er sein Zeugniß öffentlich bekräftigen sollte, nicht mehr. Daher wurde es üblich, daß der Richter diejenigen, welche Zeugniß ablegen sollten, in Gewahrsam nahm, und so fing die Zeugenschaft mit Gefängniß an. Wenn es dann auf solche Weise gelungen war, einmal ein Zeugniß zu erlangen, so war derjenige, welcher es abgegeben hatte, fortan keinen Augenblick seines Lebens mehr sicher, sondern es blieb ihm nichts Anderes übrig, als aus der Grafschaft auszuwandern. So hatten die Zeugen zwischen Tod und Verbannung zu wählen, und es mußte sich daher von selbst verstehen, daß nicht gar viele Personen sich zu einem solch mühseligen Dienste der Gerechtigkeit bereit finden ließen.

Es ist dieß unstreitig ein schrecklicher Zustand, in welchen sich Irland durch die Whiteboys versetzt sah, allein wen trifft der eigentliche Vorwurf davon. Wenn in einem Lande, wie es in Irland durch die Engländer mittelst des Despotismus des Gesetzes geschah, alle Gerechtigkeit mit Füßen getreten wurde, so darf man sich nicht wundern, wenn in seiner äußersten Noth ein absichtlich in Rohheit und Unwissenheit auferzogenes Volk zu solchen Mitteln der Selbsthilfe griff.

XLII.

Die Schicksale der polnischen Emigration.

(Aus einer Zuschrift an die Redaction.)

Mein Herr! Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die europäische Presse im Allgemeinen die polnische Frage sehr unvollständig behandelt. Die Einen haben Nichts als Lobpreisungen im Munde, und ihre vage Bewunderung hat nur zu sehr den Anschein einer bloßen Declamation, um ernstgesinnte Leute zu gewinnen; die Andern sind feindlich bis zur Verleumdung, und obwohl sie vorgeben, Polen zu beklagen, was übrigens das Gewissen aller Nationen ihnen zu thun empfiehlt, suchen sie den Schein des Lächerlichen auf das Unglück zu werfen, dessen Wirklichkeit Niemand zu schwächen vermag. Wenn es mir erlaubt seyn sollte, so möchte ich in Ihren Blättern eine kurze Erörterung der Geschichte dieser Frage mit Betrachtungen über die Zukunft niederlegen, jedoch in der Art, daß ich keineswegs beabsichtige, Sie für die Ansichten verantwortlich zu machen, welche vielleicht in mehreren Punkten nicht mit den Ihrigen übereinstimmen möchten.

In diesem Briefe habe ich mir vorgenommen, Ihnen über die religiösen Fortschritte unter der polnischen Emigration Bericht zu erstatten. Da die Gedanken und Empfindungen der Emigration wieder auf die Nation selbst zurückwirken, so ist die Frage von größerer Wichtigkeit, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Meinen Ausgangspunkt nehme ich von weither, und um ihren Lesern das Wirken der Ideen begreiflicher zu machen, werde ich von Dingen reden,

die Sie vergessen haben mögen, oder vielleicht nie mit Genauigkeit gekannt haben.

Unter den höhern Ständen Polens war der französische Unglaube zur Zeit des Wiener Congresses sehr verbreitet; verborgen unter einem gewissen Anstande der Form hatte er die äußere Achtung für die Landesreligion bestehen lassen, herrschte aber dafür auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur. Die Liebe zum Vaterlande, welche durch das Nationalunglück bedeutend gesteigert worden, hatte sich nur beim niedern Adel und bei der Masse des Volkes mit dem religiösen Gefühl vereinigt. In der Literatur zeigte sich diese Vaterlandsliebe in einem, von den alten Römern erborgten Gewande. Dieß hat sich plötzlich sehr verändert. Kaiser Alexander, der nach dem Sturze Napoleons von den Theorien des Hrn. de Maistre und den Ideen der Frau v. Krübener sehr lebhaft ergriffen worden war, gab, als er eben König von Polen geworden war, der für dies Königreich bestimmten Regierung eine religiöse Richtung. Dieß anfänglich schwache Bestreben befestigte sich in den letzten Lebensjahren Alexanders, und allmählich erhielt es einen Anstrich von Frömmigkeit. Es möchte wohl der Wahrheit gemäß seyn, hinzuzufügen, daß dieser neue Anstoß durch die Mode bestärkt ward, so wie damals auch in Frankreich die Religion Mode war. Kaiser Nicolaus hat sich niemals viel mit dem Mysticismus abgegeben, früher noch weniger als jetzt; da er aber einmal bei seiner Thronbesteigung den Katholicismus als ein in die Regierungsmaschine eingefügtes Rad vorfand, nahm er sich vor, da er dessen Wichtigkeit erkannte, sich dessen als eines Mittels zu bedienen. Dieß war ein Unglück für Polen, die Protection von Oben, die man auch gar nicht zu verbergen suchte, zeigte sich dem Fortschritte einer aufrichtigen Frömmigkeit verderblich. Vergeblich hatte eine geistige Richtung in der Literatur die Oberhand gewonnen, vergeblich hatten sich die Dichter und die Geschichtschreiber den Quellen der Nationalbegeisterung zugewendet, und erkannt, daß

der Katholicismus von Allem der Grundgedanke und das Lebensprincip sey. Der patriotische Sinn entbehrte des Vertrauens zur Religion, und dieses Mißtrauen vergiftete noch obenein die freundlichen Verbindungen zwischen dem heiligen Stuhle und dem russischen Cabinette. Die Revolution von 1830 hat sich nicht unter dem Einfluß katholischer Ideen gemacht, sondern, und ich getraue mir dieß zu beweisen, sie war blos der Religion nicht feindlich; zu national, um nicht instinktmäßig die wesentliche Grundlage der Nationalität zu achten, war sie weit davon entfernt, den Katholicismus anzugreifen; sie zeigte sich wohlwollend gegen die Religion, aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, wohlwollend mit Gleichgültigkeit. Der Generalissimus Skrzynecki war persönlich sehr fromm, einige andere der Hauptpersonen gaben ebenfalls das Beispiel eines religiösen Lebens, man ließ sie gewähren; unglücklicherweise aber fanden sie wenig Nachahmer, und die große Mehrzahl derjenigen, welche im Jahre 1831 auswanderten, meistens alte Militairs, bestand aus Leuten, welche in Betreff der Religion gleichgültig waren. Mehrere Umstände haben diese blos passive Disposition der Emigrirten — ich spreche immer von der Mehrzahl — in eine mehr oder minder entschiedene Feindseligkeit verwandelt. Dahin wirkte zunächst der Einfluß der Ideen des Abendlandes, vorzüglich der revolutionären Parthei, welche in dieser Zeit sowohl in Frankreich als in Deutschland sich zum entschiedensten Materialismus bekannte. Die enthusiastische Aufnahme, welche die großmüthige Sympathie der Deutschen und Franzosen den Polen zu Theil werden ließ, machte diese, indem sie ihr Nationalgefühl, und sogar die Eigenliebe des Einzelnen steigerte, für schlechte Eindrücke besonders empfänglich. Daher wirkte dann auch die ungünstige Dazwischenkunft des heiligen Vaters ebenfalls zu jener Umwandlung der Gesinnung bei den Emigrirten mit. Man hat an diesen vorzüglich ihr Liebäugeln mit den revolutionären Partheien getadelt, indessen dieser Tadel ist zu weit getrieben worden. Im Exil, alles

dessen entbehrend, was ein häusliches Glück ausmacht, bedurften sie da nicht um so mehr der Theilnahme und der Herzlichkeit? Wie ist es aber zugegangen, daß die Revolutionäre aller Länder allein es waren, welche es wagten, ihnen offen ihre Sympathie zu zeigen? Eben diese Verbindungen sind ihnen aber ganz besonders verderblich gewesen, zunächst haben fremde Unruhestifter sie zu ihren Zwecken benützt, wie zu Hambach und bei der Expedition nach Savoyen; sodann haben sie aber auch mit Schmerz sehen müssen, wie ihre heilige, reine und gerechte Sache so oft mit allen denen der Utopier und der Zerstörer verwechselt worden ist. Der Brief, welchen der heilige Vater zu Ausgang des Jahres 1831 an die polnischen Bischöfe schrieb, hat eine große Aufregung sowohl bei den Emigrirten als im Lande selbst hervorgerufen; jeder eifrige Katholik in Polen beklagt und wird stets beklagen, daß diese, im Interesse der Ordnung erlassene Urkunde wider ihre Absicht Entfremdung und Mißtrauen im Gefolge gehabt hat.

Somit war im Jahre 1832 die allgemeine Stimmung der Emigration dem Katholicismus mehr oder weniger feindselig. Die politischen Spaltungen bestanden natürlicherweise schon seit Warschau, aber sie begannen nicht vor den ersten Monaten des Jahrs 1833 sich mit entschiedenen, bestimmten Formen zu zeigen. Man hatte bis dahin die aufrichtige Hoffnung einer Verschmelzung der Partheien genährt, und Comités gebildet und wieder aufgelöst. Die Uneinigkeit ward minder empfunden, so lange die Aussicht eines Krieges, von Seite Frankreichs gegen Rußland, die Geister beschäftigte. Die einzige legitime Autorität für die Emigration: der Landtag hätte vielleicht durchgreifend auf sie einwirken können; man bemühte sich, ihn zu berufen; aber obschon, die durch ein besonderes in Voraussicht einer Emigration erlassenes Gesetz vorgeschriebene Zahl von dreiunddreißig Senatoren und Landboten in Paris anwesend war, so waren sie doch nicht darüber einverstanden, ob es jetzt an der Zeit sey sich zu constituiren, und diese Unentschiedenheit vereitelte es im Jahre 1833, so wie auch 1841,

wo man den Vorschlag erneuerte. So hat der Landtag, der von den Emigrirten als die gesetzliche Repräsentation des polnischen Volkes angesehen wurde, seit dem Falle Warschau's bis jetzt noch kein Lebenszeichen gegeben, und um es beiläufig zu erwähnen, eine große Zahl von Leuten betrachteten es als ein Glück, daß diese würdige Körperschaft sich davon entfernt gehalten hat, den Kampfplatz unbedeutender Verhandlungen und kleinlicher, politischer Leidenschaften zu betreten. Da der Landtag nicht zusammentrat und der Krieg von Tag zu Tag unwahrscheinlicher wurde, so sahen sich diejenigen, welche an der Bildung von Ausschüssen arbeiteten, von der einen Seite durch die Häupter des alten Gouvernements, durch die Generale und Diplomaten, an deren Spitze der Fürst Adam Czartoryski stand, von der andern durch eine radicale Gesellschaft überflügelt, welche den Namen Societé democratique annahm. Die Ausschüsse, und es waren in dem Zeitraume von achtzehn Monaten deren vier auf einander gefolgt, bestanden aus gewählten Mitgliedern. Der Fürst Czartoryski aber begehrte von Niemanden eine Autorisation um thätig für das Wohl des Vaterlandes zu arbeiten; er umgab sich mit einem Rath von Mitarbeitern, und dehnte späterhin den Kreis auf Kosten der literarischen Gesellschaft aus, welche stets eine politische Färbung beibehalten hat, obschon mehrere Leute, die zu keiner ausschließlichen Parthei gehörten, sich ihr angeschlossen hatten; gegenwärtig besteht sie aus drei Abtheilungen; einer literarischen, historischen und statistischen Section, und ihr größtes Verdienst besteht in der Gründung einer Bibliothek von einigen tausend Bänden, worunter sich eine große Zahl seltener Werke über die polnische Geschichte befindet. Jene Handlungsweise des Fürsten brachte die ganze Bewegungsparthei der Emigration gegen ihn auf, und diese veröffentlichte 1834 in den französischen Zeitungen eine mehr unglückliche als lächerliche Erklärung, welche den Fürsten als einen Feind der Emigration bezeichnete. Die democratische Gesellschaft, welche anfänglich von einigen Führern gebildet

worden war, konnte sich seit längerer Zeit nicht recrutiren; ohne richtige Grundsätze, nur durch den Haß gegen alles Vergangene vereinigt, brachten ihre Mitglieder alle mögliche, vorzüglich von den Democraten erborgten Ideen zum Vorschein. Das Manifest, welches die Gesellschaft gegen Ende 1834 ergehen ließ, athmet einen wahren Deismus und ein Verlangen alles gleich zu machen; sein Verfasser verräth eine völlige Unkenntniß der Vergangenheit Polens, und der wirklichen Bedürfnissen des Landes. Es ist ein Flickwerk von unausführbaren Theorien. Mein Urtheil über dieses Manifest ist um so strenger, da, wie wir nachher sehen werden, die Gesellschaft selbst die darin enthaltenen Ideen aufgegeben hat. So bald die Partheien sich gebildet hatten, begann der Krieg, man gründete Journale, man gab Brochüren heraus, und das Schreibfieber theilte sich aller Welt mit. Es hat wohl nie ein Beispiel einer so schreibseligen Emigration gegeben, man kann annehmen, daß fast 4000 Druckschriften Manifeste, Projecte, Circuläre ꝛc. bis auf den heutigen Tag und zwar alles auf Kosten der Emigrirten herausgekommen sind, die selbst kaum wußten wovon sie leben sollten. Unter diesen sind nicht einbegriffen, die wissentschaftlichen Arbeiten, wie Geschichte, Memoiren, Werke über Politik und Kriegswissenschaft, über Literatur, Gedichte ꝛc., welche sich auch ungefähr auf 2000 Bogen belaufen mögen. Bis zum Jahr 1833 waren die Emigrirten den Militärbehörden untergeordnet; man hatte sie in einige Depots vereinigt und militärisch organisirt. Diese Verhältnisse wurden geändert, ein neues Gesetz unterwarf die Fremden dem Minister des Innern, oder vielmehr der Polizei, man zerstreute die Polen im ganzen Lande, und es wurde ihnen nicht vergönnt, ohne specielle Erlaubniß des Ministers ihren Aufenthalt zu verändern; überhaupt unterwarf man sie einem strengen Regime, während die Unterstützungsgelder, welche ihnen bisher nach dem Militärfuß bezahlt worden waren, bedeutend herabgesetzt wurden. Die Zerstreuung hatte ihre guten Folgen.

Erlauben Sie mir, mein Herr! einen Augenblick bei der Frage über die politischen Spaltungen unter den polnischen Flüchtlingen zu verweilen. Müssen denn diese Spaltungen bestehen? ich glaube ja, und zwar aus folgenden Gründen: die Emigration ist, so zu sagen, die Nation im Kleinen, und hierin von Emigrationen sehr verschieden, welche aus einer politischen Parthei bestehen, die durch die andere vertrieben worden ist. Wo findet sich aber ein Volk in seinem normalen Zustande, welches nicht Partheien in sich hätte? ferner das Unglück macht die Menschen, auserwählte Seelen ausgenommen, bitter und tadelsüchtig, besonders wenn sie solche vor Augen haben, welche, so unfreiwillig es auch geschah, dieses Unglück durch ihre Fehler und durch ihre Schwäche verursacht haben. Endlich ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, dem Einfluße äußerer Umstände zu widerstehen, und die Polen befanden sich bei ihrer Ankunft in Frankreich von einer Atmosphäre politischen Hasses und Streites umgeben. Man möchte vielleicht einwenden, ein gemeinschaftliches Unglück und eine gemeinschaftliche Hoffnung hätten die Flüchtlinge vereinigen sollen, allein dieß ist nicht unbedingt nothwendig. Wäre der Augenblick zum Handeln gekommen, so bin ich freilich der Meinung, daß die Emigrirten sich hätten vereinigen müssen, und sie würden auch ohne allen Zweifel jede Meinungsverschiedenheit vergessen haben; aber konnte ein Leben ohne praktischen Zweck, ohne genau bestimmte Pflichten zur Selbstverläugnung führen? Einigkeit besteht nur durch das Opfer des Willens, und man bringt nicht alle Tage Opfer, man bringt sie nur, wenn man einen wahrscheinlichen Erfolg nahe vor Augen hat. Von einem höheren Standpunkte betrachtet haben die politischen Spaltungen der Emigranten eine providentielle Seite. Der Mensch bedarf irgend etwas, um seinen Geist und die Lebendigkeit seines Charakters zu beschäftigen, wenn also die Emigration sich nicht in ein künstlich gemachtes, politisches Leben hineingeworfen hätte, welch eine Muthlosigkeit, welch' moralische Niederlage wäre wohl die Folge

einer schlaffen Apathie gewesen. — Ich gehe zu der Erörterung einer anderen Frage über. Einige Freunde der polnischen Sache haben geglaubt und glauben noch, die Polen hätten in irgend einem Theile der neuen Welt eine Colonie gründen sollen, und sie würden dann ein, durch seine Gleichartigkeit Ehrfurcht einflößendes Ganzes gebildet haben. Aber wie ist wohl die Gründung einer Colonie möglich, wenn man stets den Sinn der Rückkehr, und eine unaufhörliche Hoffnung bewahrt. Wer kann auch von den Polen dieses wollen, so lange es ihnen nicht ums Herz ist, sich von ihrem Vaterlande zu entfernen, und es aus dem Auge zu verlieren. Es scheint mir, daß der Glaube an die Zukunft und auf eine nahe Zukunft eine der ehrenwerthesten Züge in dem polnischen Charakter ist. Denn nach der innern Kraft und nach der Lebendigkeit der Hoffnung muß man den Grad der Lebensfähigkeit eines unterdrückten Volkes bemessen. Einige Andere, sogar unter den Emigranten, haben den Versuch gemacht, polnische Legionen für den Dienst fremder Mächte zu bilden, und zwar vorzüglich in der Absicht, ein bewaffnetes und organisirtes Corps für das Bedürfniß der eigenen Sache zu haben; aber was immer auch die verführerische Seite solcher Projecte gewesen seyn mag, ihre Bemühungen sind erfolglos geblieben. Die Polen betrachteten die Emigration wie eine Mission, deren Charakter zu ändern ihnen nicht freistünde, und die Aufregung gegen den Fürsten Czartoryski hat zum großen Theil darin ihren Grund, daß er den Anwerbungen für den Sold des Don Pedro und der Donna Maria öffentlich seine Anerkennung gegeben hatte.

Wir wollen jetzt den ersten Spuren einer Rückkehr zur Religion nachforschen. Der Dichter Adam Mickiewicz, welcher mit seinen Gesängen die Generation von 1830 eingewiegt hatte, kam 1832 in Paris an. Er war schon durch das Unglück, welches sein Vaterland getroffen, zum Katholicismus zurückgeführt worden, mit Lamennais und den Redactoren des Avenir vereinigte er sich, und gab im J. 1833 zwei Bü-

cher heraus, die in ganz Polen den größten Anklang fanden, dies waren: „das Buch des polnischen Pilgers“, und der dritte Theil eines Gedichtes „die Vorfahren“ (Dziady). Unter einer volksthümlichen, mystischen Form, gab das erstere den Exilirten Lehren und Trost. Lamennais hat in seinen „Paroles d'un Croyant“ die Form nachgeahmt. Durch Graf von Montalembert ward es ins Französische übersetzt, später wurde es ins Deutsche und Englische übertragen. Der heilige Vater hat öffentlich darüber seinen Tadel ausgesprochen, und es ist unsere Pflicht, uns davor zu beugen. Das sowohl durch die Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, wie durch Tiefe und Reinheit der Gefühle ausgezeichnete Gedicht enthüllte uns ein Bild der innern Leiden des Volkes, und schilderte auf die beredteste Weise die religiöse Weihe des Dichters durch das Leiden. Seitdem bekannte sich Mickiewicz unverholen als Katholik, und als das nie genug zu beklagende Schisma des Hrn. v. Lamennais eintrat, warf er nicht im Eifer einen Stein auf ihn, wohl aber stellte er sich auf die Seite der kirchlichen Autorität. Die geistigen Leiden, das Beispiel eines erhabenen Geistes, versammelte bald um den Meister eine kleine Schaar junger Leute voll lebenskräftiger Begeisterung. Alle hatten sie eine mystische Richtung, sie lasen Bader, St. Martin, Johann vom Kreuze und die heil. Theresia, ja was noch besser war, sie übten auch die Religion aus. Bogdam (Dieudonné) Janski befand sich unter ihnen; er, ein denkender Geist, ein einfaches und liebendes Herz, ein beharrlicher Charakter, war einer seiner treuen, auserwählten Freunde, deren sich Gott sichtbarlich bediente, um das Gute zu vollbringen. Janski hatte lange Zeit von einem System zum andern sich verirrt, bis daß seine Augen sich der ewigen Wahrheit öffneten, als er aber einmal bekehrt war, zeigte er eine Frömmigkeit; einen Eifer und einen aufopferenden Sinn, so daß man öfters an die christliche Hingebung der Vorzeit erinnert wird; da es an Aposteln fehlte, so kam Janski auf den Gedanken, einige junge Leute durch eine Art klösterlichen

Stellung der Emigration anbetrifft, so war sie in den ersten Jahren ziemlich schlecht, so daß unter 5000 Emigrirten jährlich wohl an hundert starben, allmählig haben die kräftigeren Leute sich eine Beschäftigung zu verschaffen gesucht, wovon ein größeres Wohlbefinden die Folge war, und so hat sich seit 1830 die Sterblichkeit um ein Drittel vermindert; die zwei Drittel der Emigration, welche in Frankreich eine Beschäftigung gefunden haben, sind in den Bureaux angestellt, in den Manufakturen, ja auch als Gesellen bei Handwerkern untergebracht. Die Direction für Brücken- und Straßenbau, deren Chef, der Deputirte Legrand, ein ganz besonderes Wohlwollen für die Polen an den Tag gelegt hat, hat allein 150 derselben beschäftigt. Die strengen Maaßregeln der Polizei haben seit 1839 aufgehört, es ist nunmehr den Polen gestattet, den Aufenthalt zu verändern, und so ist seit vier Jahren ihnen kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt worden. Schon bei mehreren Gelegenheiten hat der Minister des Innern das sittliche Verhalten der Emigranten vor der Kammer öffentlich gelobt, und hat ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alle danach strebten, sich auf eine ehrenhafte Weise eine unabhängige Lage zu verschaffen. Man sieht dem Zeitpunkt entgegen, wo Frankreich seine großmüthige Unterstützung wird entziehen können, ohne Jemanden damit wehe zu thun, wenigstens nimmt die im Budget für die Emigration aufgeführte Summe sehr schleunig ab, weil, je nachdem es den Polen gelingt, sich eine vortheilhafte Stellung zu verschaffen, sie auf die Unterstützung verzichten. Sehr merkwürdig ist es aber, daß, so gut es auch immer einem Emigrirten gehen mag, er doch niemals an eine feste Niederlassung denkt, und man hat kein Beispiel, daß ein Pole einen Contract auf mehrere Jahre eingeht, ohne die Bedingung hinzuzufügen, daß der Vertrag im Falle eines Krieges, oder irgend eines anderen Dienstes für die Nationalsache nicht gelten solle. Diejenigen, welche von edler Gesinnung und Uneigennützigkeit beseelt sind, stehen der Re-

ligion nicht mehr fern. Natürlich hat das Bild, welches wir hier entwerfen, auch seine Schatten; es kommen traurige Ausnahmen vor, aber man kann kühn behaupten, daß diese seltener sind, als man nach dem gewöhnlichen Gang menschlicher Dinge vermuthen möchte. Ich habe noch von der Umänderung in den politischen Partheien und dem Wechsel, den die Zeit gebracht hat, zu berichten. Die democratische Gesellschaft sah schnell ihre Reihen durch eine Zahl emigrirter junger Leute verstärkt, und durch diese Stärke gab sie sich eine ausgezeichnete Organisation. Jedes Jahr ernennen die Sectionen der Gesellschaft eine Centralcommission aus fünf Mitgliedern, mit einer ausgedehnten beinahe despotischen Vollmacht, und dieser wird, was selten ist, besonders bei den Polen, blind gehorcht. Beim geringsten Widerstande wird das Mitglied, sey sein persönliches Verdienst auch noch so groß, entlassen; es ist dieß beinahe eine milllitärische Disciplin. Man bespricht sociale Fragen, die Verhandlungen führen zum Nachdenken, und da dieses den Gedankenkreis erweitert, so hat die democratische Gesellschaft große Fortschritte zur Wahrheit gemacht. Die Grundsätze ihres ersten Manifestes sind nicht mehr ihre gegenwärtigen, sie erkennt mehr die historische Vergangenheit an, und beginnt die Nothwendigkeit der Religion einzusehn. Da die Gesellschaft noch immer aus jungen, aufrichtig begeisterten Leuten besteht, so kann man hoffen, daß sie immer auf dem Wege zur Wahrheit fortschreiten werden. Ihre Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen, steht über allem Lobe. Die von ihnen veranstalteten, monatlichen Beiträge sind die stärksten. Indessen, so wie sie gegenwärtig sind, würde ich sie doch noch wenig vermögend für das Gute halten, denn, indem sie mit einer gewissen Ausschließlichkeit an ihren Vorurtheilen hangen, bilden sie eine Secte, welche nur zerstören könnte, da es ihnen noch nicht klar geworden ist, daß es keine wahrere Liebe gibt, als die auf Tugend gegründete. Allmählich von allen auszeichneteren Männern verlassen, da sie in ihren Ansichten ihnen gerade entgegen waren, zählen sie jetzt beinahe tausend

Mitglieder, die durch einen zehnjährigen Kampf geprüft sind. Ihnen gegenüber befand sich die Parthei, welche den Fürsten Czartoryski als ihr Haupt anerkannte, im Jahre 1839 in einem Zwiespalte; die Jungen und Ungeduldigeren unter den Anhängern des Fürsten steckten das Banner einer nationalen Dynastie auf, und bezeichneten den Fürsten Adam als den künftigen Canditaten für die Krone. Der Gedanke, in Polen zu regieren, war der Familie Czartoryski nicht neu, schon zur Zeit des Todes August II. hatte er ihr vorgeschwebt, und es war nur die Uneigennützigkeit des Vaters des gegenwärtigen Fürsten und die Gewandtheit des Stanislaus Poniatowski's, welche die Czartoryskis vom Throne entfernte. Wie dem auch sey, ungewisse Ansprüche auf das Königthum haben immer in dieser Familie bestanden. Diese Gedanken kamen durch eifrige Freunde zu Tag, Freunde, die man nach der Verschiedenheit des Gesichtspunktes sehr unklug oder sehr geschickt nennen wird. Diese dynastischen Ansprüche aber entfremdeten dem Fürsten den größten Theil seiner ältern Freunde, und namentlich den literarischen Verein; zu Vergeltung dafür schlugen die Anhänger der Dynastie, so gering an Zahl sie auch waren, einen kühnen Weg ein, und drängten den, seinem Charakter nach schüchternen Fürsten zu äußersten Unternehmungen, die sich sogar bis zu den Pforten des Feindes ausdehnten. Handeln allein, und zwar handeln im großen Maaßstabe, konnte den dynastischen Gedanken verwirklichen; denn man erhebt keinen König auf den Schild, wenn man nicht unter den Waffen ist. Die Bestrebungen dieser Parthei aber mögen zwar sehr achtbar seyn, aber ich fürchte, daß sie zu nichts führen werden, und daß alle wahren und besonnenen Freunde des Fürsten es beklagen werden, daß man bei dem zweifelhaften Ausgange des gewagten und auf persönliche Rücksichten gegründeten Systems einen der erhabensten und uneigennützigsten Charaktere der neueren Zeit compromittirt habe. In Betreff der Religion hat sich die dynastische Parthei stets mit Entschiedenheit unter das Banner des Katholicismus geschaart.

Die Dynastischen und die Democraten bilden zusammen etwa den dritten Theil der Emigration, die Uebrigen, wenn man die kleine Zahl solcher ausnimmt, welche sich von aller Politik entfernt halten, werden durch die Winde der oft schwer begreiflichen Systeme und Ideen hin und her bewegt. Ein sehr ehrenwerther Gedanke führte zu einer allgemeinen Versammlung, in welcher man alle Partheien vereinigen wollte, und im Jahre 1837 war die Schlaffheit der Geister so groß, daß zweitausend Emigrirte die Constitutionsurkunde dieses Vereines unterzeichneten; seitdem hat sich gezeigt, daß diese Gesellschaft ihr Versprechen nicht gehalten hat, vergebens hat sie sich fünf Jahre lang bemüht, einen Ausschuß zu Stand zu bringen, und sie besteht gegenwärtig nur noch aus tausend Mitgliedern, die zum größten Theile entmuthigt sind. Es war ebenfalls im Jahre 1837, als der General Dwernizki und einige Mitglieder des Landtages eine Conföderation zu gründen versuchten; das Wort war wohltönend, aber leer an Sinn und der Versuch scheiterte. Eine neuere Einrichtung, welche unter den Auspicien des letzten Generalissimus unternommen worden ist, und einen ganz militärischen Charakter an sich trägt, wird wahrscheinlich zu dem nämlichen Resultate führen. Was wird das Ende aller dieser fruchtlosen Bemühungen seyn? nach meiner Auffassungsweise zeigen diese auf einander folgenden, unzeitigen Geburten, daß die Zeit der politischen Erörterungen vorüber ist, und daß man noch eine festere Grundlage für die Herzen und Geister suchen müsse. Nur eine sittliche und religiöse Regeneration könnte die Leidenschaften zum Schweigen bringen, und ein Handeln vorbereiten, wann Gott es gefällt, den Augenblick dazu zu bezeichnen.

Doch kehren wir zur Betrachtung der religiösen Fortschritte zurück. Hier verdient besonders ein Gedanke, welchen die jungen Katholiken, die man auch die katholische Parthei nennt, auszubreiten sich bemühte. Die Katholiken haben es ausgesprochen und hören nicht auf dieß zu thun, daß Polen sein Unglück verdient habe, daß jetzt die Zeit der Sühnung

und der Prüfung gekommen sey, und daß nur durch die Rückkehr zu Gott die Nation von dem Untergang zu retten sey. Die Zahl derjenigen, welche zum Katholicismus zurückkehrten, war während den ersten Jahren sehr gering; die Katholiken waren aber stolz, die beiden größten Nationaldichter Mickiewicz und Zaluski zu den ihrigen zählen zu können, auch machten mehrere sehr vortheilhaft bekannte Schriftsteller wie Gorecki und Witwiki gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Der zuletzt genannte gab in Paris eine neue Ausgabe des bekannten Gebetbuches: „der goldene Altar" heraus, wovon merkwürdiger Weise in weniger als sechs Jahren zehntausend Exemplare abgesetzt worden sind. So wurde auch ein kleines Werk voll von religiösen Gedanken und einer lieblichen Frömmigkeit im J. 1837 unter dem Schleier der Anonymität gedruckt; dasselbe hatte den Titel: „die Stimme des unterdrückten Vaterlandes an seine verbannten Kinder", es ergab sich, daß dasselbe von der Feder des berühmten, jüngst verstorbenen Schriftsteller Brodninski herrührte; diese Schrift so kurz sie ist, hatte einen sehr heilsamen Einfluß gehabt. Indessen waren die schwersten Zeiten gekommen, der Widerstand welchen der Erzbischof von Köln und nach ihm der Erzbischof von Posen leistetete, hatte die Gemüther in Polen sehr aufgeregt, und man richtete ängstlich den Blick nach Rom; Rom war betroffen, man hatte auf die guten Absichten des Kaisers Nicolaus vertraut, auf einmal schwand das Prisma, und man sah, daß von allen Feinden der Kirche er der unversöhnlichste sey. Wirklich hatte der Kaiser sich völlig geändert, er hatte die Kirche beschützt *), in

*) Man muß diesen Ausdruck Schutz nicht buchstäblich nehmen, denn schon lange hatte das russische Gouvernement im Stillen daran gearbeitet, die griechisch-unirte Kirche von dem rechten Glauben zu trennen, wie man aus dem vortrefflichen Werke: „Souffrances et persecutions de l'eglise catholique en Russie", ersehen kann.

soweit er sie als ein Mittel gebrauchen konnte; so bald er aber einmal die Axt an den Baum der polnischen Nationalität angelegt hatte und wahrnahm, daß diesem der Lebenssaft durch die Religion zugeführt wurde, so begann er, sie auf die unversöhnlichste Weise zu verfolgen, denn die strenge Consequenz seines Charakters ist bekannt. Der heilige Vater erhob zuerst 1839 seine Stimme zu Gunsten der polnischen Kirche, und diese Stimme erfüllte die Gläubigen mit Muth und Hoffnung; die zweite Allocution von 1842 wurde mit der nämlichen Dankbarkeit aufgenommen, nur einige Stellen, welche die Hoffnungen trübten, verletzten ihre patriotische Empfindlichkeit, ohne den Kaiser zu besänftigen.

Wie dem auch sey, in Polen und der Emigration zeigt sich ein merklicher Fortschritt; im Lande verlieren die Hegel'schen Ideen ihren Einfluß, und es erheben sich beredte Stimmen im religiösen Sinne. Da dieser Theil meines Berichtes einer weitläufigeren Auseinandersetzung bedarf, so werde ich diesem Gegenstande einen eigenen Brief widmen.

Die französische Regierung errichtete im Jahre 1840 einen eigenen Lehrstuhl für slavische Sprachen und Literatur am College de France, und übergab diese Stelle Adam Mikiewicz, dessen Ernennung von den Polen als ein Gegenstand von großer Wichtigkeit angesehen ward. M. eröffnete seine Vorlesungen mit einer historischen Einleitung, und hier sprach er unverhohlen aus: daß zu aller Zeit die katholische Religion das Lebensprincip Polens gewesen, und er stellte dieses als absolute Wahrheit, dem mit mongolischen Ideen und Traditionen gemischten byzantinischen Schisma Rußlands gegenüber. Von dem System der Incarnation des Wortes bei den Völkern, und der Zukunft der slavischen Stämme ausgehend (m. s. eine Broschüre Raumers), verlegte er sich darauf, die Keime der Einigkeit unter diesen Stämmen zu beweisen, indem er stets den durch die Regierung Peters I. repräsentirten Mongolismus als jeder geistigen Richtung verderblich betrachtete. Seine Auffassung über die katholische Grund-

lage der politischen Institutionen Polens, und über die gottbegeisterten Männer, welche von Zeit zu Zeit erschienen, waren von ganz besonderer Tiefe und von außerordentlichem poetischem Glanz.

Etwas später gab Zaluki drei Bände Gedichte heraus, darunter, neben einem Heldengedicht, reich an orientalischer Phantasie, und ukrainischen, geschichtlichen Liedern, voll männlicher Kraft und tiefer Melancolie, ein religiöses Gedicht: Die heilige Familie, welches aus der reinsten, religiösen Eingebung hervorging, und mehrere außerordentlich schöne Hymnen enthält. Zalukis Gedichte, die täglich allgemeineres Interesse gewinnen, verdienen besonders besprochen zu werden.

Im Jahre 1841 traf die katholische Emigration ein unerwarteter Schlag. Ein Mann gab sich für den Gesandten Gottes aus. Towianski kam aus Litthauen und theilte Mickiewicz seine frohe Botschaft mit, der sich überzeugen ließ. Diese Beiden verkündeten, Gott habe sich über Polen erbarmt, die Zeit seiner Befreiung nahe, man müsse sich durch ein recht christliches Leben hiezu vorbereiten, Beleidigungen verzeihen, seine Neigungen abtödten und die Sacramente öfter empfangen. Bis dahin habe das Christenthum in den Einzelnen gelebt, jetzt müsse es in das Leben der Völker und in ihr Verhältniß zu einander übergehen. Dieß wäre Alles ganz gut gewesen, aber sie versprachen auch den Juden ganz besondere Gnaden, sie sagten, daß sie das Christenthum durch Brechung eines der Siegel der Offenbarung enthüllen wollten; so oft man sie aber um die Erklärung einer Menge schwieriger Punkte anging, beschränkten sie sich auf unbestimmte Antworten. Mickiewicz brachte seine neuen Ideen und seinen Aposteleifer auf den Catheder; Towianskis Ideen durchdringen seit zwei Jahren seine Vorträge, und dennoch ist es noch heute eben so schwer, wie am ersten Tage, über ihre Lehre zu urtheilen, oder zu sagen, worin sie bestehe. Im Anfange schien es nicht, als wollten sie Schüler sammeln, aber es waren noch keine zwei Monate vergangen und sie suchten

Anhänger zu gewinnen, und sonderbarerweise hatten sie in wenigen Tagen ausgezeichnete Männer für ihre Sache eingenommen, die ganz entgegengesetzter Meinung waren. Unter diesen war der berühmte Dichter Goszczynski, Verfasser des Schlosses Kaniow, bis dahin ein entschiedener Feind des Christenthums, und Slowacki, ein anderer Dichter aus der Schule Byron's. Die Zahl ihrer Anhänger belief sich bald auf sechszig. Sie übten die religiösen Pflichten, empfingen die Sacramente, und ohne einen gewissen Illuminatismus würde es schwer seyn, einen äußern Unterschied zwischen ihnen und den Katholiken zu finden. Anfänglich benahmen sich die Katholiken dabei mit ruhiger Zurückhaltung, diese Stellung war eine Pflicht der Dankbarkeit, die sie Mickiewicz schuldeten, der ihnen so lange den Weg der Wahrheit gewiesen; sie begriffen, daß Gott das Werkzeug, dessen er sich bedient hatte, zerbrechen konnte, vielleicht um sie zu prüfen, ob ihr Glaube ein wahrer, und nicht auf bloßer Romantik und Literatur beruhe. Stillschweigend verehrten sie die Wege der Vorsehung. Neuerlich brach der Krieg offen aus, da die Anhänger Towianski's immer behaupten, sie gingen nach Rom und der heilige Vater werde sie bestätigen. Wir wollen Gott bitten, sie möchten sich bald der einzigen Autorität, die über ihre Lehre entscheiden kann, unterwerfen. In einem Zustande, wo wohl die Geister eine religiöse Richtung genommen, wo aber nur Wenige sind, die einen ernsten, festbegründeten Glauben haben, könnte es von unberechenbarem Schaden seyn, wenn eine Irrlehre daraus entstehen sollte.

In Rom hatte ich die Schüler Janski's verlassen, die sich in ernster Zurückgezogenheit für ihren heiligen Beruf vorbereiteten, und ihre Studien im römischen Colleg machten. Im Jahre 1842 erhielten fünf von ihnen die Priesterweihe, und ihrem Eifer eröffnete sich ein thätiger Wirkungskreis. Gott segnete ihre ersten Schritte und durch eine hohe Protektion erhielten sie in Rom die französische Kirche St. Claude, wo sie sich niederließen; der Eifer, womit der russische Gesandte

sie daraus zu vertreiben versuchte, beweist zur Genüge, wie wichtig dieser Zufluchtsort für den Katholicismus Polens in dieser ewigen Stadt ist. Drei von ihnen sind seitdem nach Frankreich gegangen, wo sie predigen, und in der Emigration Missionen halten. Eine reiche Erndte, die hoffentlich täglich reicher wird, hat schon ihre Mühe belohnt.

Ich habe noch nicht von der Literatur der Emigration gesprochen, obschon sie sehr bemerkenswerth ist. Sie kann sich der poetischen Werke eines Mickiewicz, Zaluki, Slowacki, Goszczynski, Gorecki, und eines Publicisten wie Mochnacki, und noch anderer rühmen. Ich werde ihrer Werke in einem kurzen Abrisse von dem literarischen Aufschwunge in Polen seit den letzten zwanzig Jahren gedenken.

Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, daß ich lediglich die Verhältnisse der Emigration in Frankreich bei meiner Darstellung im Auge gehabt habe. In Amerika beläuft sich die Zahl der Emigrirten, die zwar ohnehin sehr zerstreut sind, nicht hoch. In England mögen deren etwa fünfhundert seyn, sie folgen in jeder Beziehung den Ideenrichtungen ihrer Landsleute in Frankreich. Die englische Regierung hat ihnen eine monatliche Unterstützung von zwei Pfund Sterling für Jeden bewilligt, außerdem verwendet der literärische Verein der Polenfreunde, welcher ganz von dem Eifer ihres Vicepräsidenten, des Lord Dudley Stuart, beseelt ist, jährlich mehr als tausend Pfund Sterling für die Bedürfnisse der Flüchtlinge. Lord Dudley ist ein, namentlich für die Zeit, in der wir leben, seltener Mann, der sich ganz und gar der Sache Polens gewidmet hat. Was den Erfolg seiner Bestrebungen betrifft, so braucht man sich nur an die Versammlung von 1839 zu erinnern, in welcher der Herzog von Sussex den Vorsitz führte, und worin die Häupter der verschiedenen Partheien die Rechte Polens zu einer wirklichen nationalen Existenz in Erinnerung gebracht haben. Uebrigens ist die materielle Lage der Polen in England viel ungünstiger, als in Frankreich, auch ist sie in sofern etwas peinlich, weil eine Menge von Abentheurer auf

eine schmähliche Art die Sympathie Englands für Polen ausbeuten, und dadurch die wahren Polen oft erröthen machen. In Betreff der Religion befindet sich die Emigration auch in England auf dem Wege des Fortschrittes; seit ungefähr einem Jahre hat ein polnischer Geistlicher in der Landessprache zu London zu predigen begonnen; seine Vorträge sind besucht nnd haben auch schon gute Früchte getragen.

Um nun das bisher Gesagte zusammenzufassen, möchte ich so viel sagen, daß sich seit längerer Zeit ein großer Fortschritt in Betreff der Religion bei der Emigration kund gegeben hat. Je mehr sie die Religion kennen lernen wird, desto mehr wird sie auf die Gerechtigkeit Dessen vertrauen, welcher die Geschicke der Völker in Seiner Hand hat. Die Zeitumstände erscheinen den Polen ungünstig, selbst die Sympathie ihrer Freunde hat bedeutend nachgelassen, Gott allein ist es, der stets derselbe bleibt, und der den Tag der Gerechtigkeit über kurz oder lang herbeiführen wird. Jedes Jahr verkünden die französischen Kammern der Welt die polnischen Nationalrechte; diese Rechte sind heilig und können durch Nichts verjährt werden, und wenn die Polen sich offen zur Wahrheit bekannt haben werden, so wird es ihnen Gott dereinst gestatten, sie geltend zu machen.

Erlauben Sie mir mit einer Strophe aus einem Gebete Zaluckis zu schließen:

„Du bist's, o Herr! zu dem wir unsere Stimme erheben, die wir auf dem Wege dieses Lebens ermüdet sind. Alle Stacheln dieser Welt haben unsere Brust bis zum Herzen durchbohrt, aber, o Herr! nicht in unserer, in Deiner Hand steht Polen; wir bitten Dich, habe Erbarmen mit uns“.

Genehmigen Sie ꝛc.

XLIII.

Königin Elisabeth von England und der Erzbischof von York, Dr. Heath.

Eine englische Schriftstellerin, Agnes Strickland, hat ein Werk begonnen, „das Leben der Königinnen von England", von welchem eben der sechste Band erschienen ist, und das sich bisher einer günstigen Aufnahme von Seite des katholischen Publikums zu erfreuen hatte. Der eben erschienene Band umfaßt einen Theil der Regierung der jungfräulichen Königin, die ihr Diadem mit dem Blut ihrer königlichen Mitschwester von Schottland befleckte. Wie bei vielen anderen Gelegenheiten, so bewieß sie die Härte ihres kalten, unweiblichen Charakters auch gegen den alten Erzbischof von York, der früher Lord Kanzler gewesen und den Eid verweigert hatte. Wir lassen die betreffende Stelle folgen: „Wir haben gezeigt", sagt Miss. Strickland, „wie dieser Prälat Elisabeth einen guten und treuen Dienst erwieß, indem ihr angefochtener Thronanspruch dadurch außer Zweifel gesetzt wurde, daß er aus ihrer ersten Proclamation eine feierliche Handlung beider Parlamente machte. Später, 1560, wurde er zur Einsperrung in den Tower verurtheilt, weil er Elisabeths Supremacie über die Kirche nicht anerkennen wollte. Hier blieb er, bis er zu einer Art von Arrest in eines der zu seinem Bischofssitze gehörigen Häuser abgeführt ward; die Weise seiner Gefangenschaft erlaubte ihm Spaziergänge, um sich Bewegung zu machen. Seine Gänge konnten nicht weit gehen, da er ein achtzigjähriger Greis war. Sie wurden mit eifersüchtigem Verdacht angesehen, und folgende Ordre des Rathes findet sich noch vor als Antwort auf ein Schreiben Lord Scropes. Sie betrifft das Verhör, das der Lord mit dem Erzbischof vornehmen soll, indem sie denselben anweist, mit Nikolaus Heath einigermaaßen scharf zu verfahren: „Damit er mit dem Manne zu Ende käme und derselbe die volle Wahrheit über seine Wanderungen kund thue; und werde er dabei nicht willfährig seyn, so möge der Lord eine Art von Folter anwenden, ohne ihm große körperliche Verletzung zuzufügen und über sein Verfahren berichten".

„Der alte Mann hatte in freundschaftlichen Beziehungen zur Königin gestanden, er hatte ihr bedeutende Dienste erwiesen, er galt als ein Feind der Verfolgung, und doch konnte Elisabeth, die wenig über dreißig Jahre zählte, in ihrem Rath sitzen und befehlen, daß gegen ihren unglücklichen Gefangenen die Folter angewendet würde, damit er ein vages und unbestimmtes Verbrechen eingestehe, was vielleicht nur in der Verdächtigung seiner Feinde existirte".

XLIV.

Beiträge zur Geschichte Irlands.

Sechster Artikel.

Die Glaubenstreue der Iren hatte sich auch in der Verfolgung derselben durch das Gesetz bewährt; so viele Verlockungen zum Abfalle dieses auch bot, so finden wir, daß diese nur bei den höheren Ständen einigen Einfluß geübt haben. Eben so wenig, wie das Volk, konnte auch der Clerus schwankend gemacht werden, und es begreift sich leicht, daß auch die in andern Ländern so verderblich wirkenden jansenistischen Lehren hier wenig Anklang fanden. Wie in früherer Zeit, so erhob auch während des achtzehnten Jahrhunderts mehrmals der heilige Vater seine Stimme für das arme unterdrückte Volk, und wir besitzen namentlich ein Schreiben von Papst Innocenz XII. und ein anderes von Benedict XIV., worin der Treue und Beharrlichkeit der Iren in dem katholischen Glauben die größte Anerkennung gezollt wird. Aber auch selbst unter den Protestanten gab es denn doch hin und wieder einige Männer, welche Herz genug hatten, nicht bloß das Elend zu fühlen, in welchem die Katholiken Irlands sich befanden, sondern die auch verschiedene Schritte zur Abhülfe desselben trafen. Als ein solcher Ehrenmann verdient namentlich erwähnt zu werden: der Graf von Chesterfield, der nur leider in Hamilton, dem Viscomt von Limerik, einen Nachfolger in der irischen Statthalterschaft hatte, der alles Gute, was Jener gepflanzt, wieder vernichtete. So durfte man es wohl als einen Fortschritt betrachten, daß Georg III.

in seiner ersten Thronrede im Jahre 1760 sich wenigstens persönlich als einen Freund religiöser Toleranz, und als Beschützer der bürgerlichen und religiösen Rechte seiner Unterthanen ankündigte.

Die Regierung dieses Königs war es auch, unter welcher die Lage der Katholiken in Irland durch Aufhebung einzelner Strafgesetze gemildert wurde. Indessen, die Iren verdankten dieß nicht der Humanität der Engländer, aber der nun mehr freundlicher gewordenen Gesinnung ihrer protestantischen Bedrücker. Erst die nordamerikanische Revolution schüttelte diese etwas aus ihrem Schlafe auf. Bis dahin hatten sie sich als das eigentliche Irland betrachtet und, wie sie es freilich leicht konnten, sich für allein rechtsfähig gehalten; die eingebornen Iren wurden von ihnen verachtet und geraume Zeit hindurch auch nicht gefürchtet, um so mehr, als sie unter vielen Umständen auf den Schutz der englischen Armee zählen konnten. Die Iren hatten aber auf ihrer Seite den großen Vortheil der Majorität, und wenn diese auch lange Zeit an sich ganz ungefährlich erscheint, so kann sie doch durch das Hinzutreten ganz zufälliger Umstände plötzlich furchtbar werden. So läßt sich nicht verkennen, daß der Aufstand der Nordamerikaner einen außerordentlich großen Einfluß auf die irischen Verhältnisse geübt hat. Wir sind weit davon entfernt, Nordamerika und Irland in jeder Beziehung mit einander in eine Kategorie zu stellen, nur ist unzweifelhaft, daß dort wie hier gerechte Ursachen zu Beschwerden vorhanden waren; ob diese die Revolution selbst rechtfertigen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, und haben dieß auch hier nicht zu untersuchen. Auf keinen Fall aber konnte das, was Nordamerika erduldet hatte, mit den Leiden der Iren verglichen werden. Nordamerika hatte den großen Vortheil der weiten Entfernung vom Mutterlande, während Irland jeden Augenblick für die Engländer zugänglich ist, wie wir noch jetzt in neuester Zeit gesehen haben, daß die Furcht vor dem Repeal eine zahlreiche Armee nach Irland hinüber-

geführt hat, während eine Flotte die Insel gleichsam blokirt. Nordamerika hat aber Irland bedeutend geholfen, denn auf einmal wurde man denn doch inne, daß, wenn man auf dem bisherigen Wege fortführe, zu befürchten stehe, daß die Massen sich in Irland erheben könnten. Man glaubte daher durch einige Milderungen in den Strafgesetzen dem vorbeugen zu müssen, und so gestattete man ihnen im Jahre 1778 den Grundbesitz, wenn auch nicht das Eigenthum, indem ihnen erlaubt wurde, Grundstücke auf 999 Jahre, jedoch, nach englischer juristischer Genauigkeit, nicht darüber, zu pachten. Eben so wurde nunmehr auch jenes Gesetz abgeschafft, wornach der protestantisch gewordene Sohn das Besitzthum seiner Eltern für sich nehmen sollte, und damit war in der That gerade eine der am Meisten verletzenden Bestimmungen beseitigt. Dabei blieben freilich noch außerordentlich viele, den Iren lästige und sie bedrückende Verordnungen bestehen, allein der errungene Vortheil ist doch als sehr hoch anzuschlagen, indem die Phalanx der Strafgesetze nunmehr durchbrochen war, und so konnte auf diesem Wege fortgeschritten werden.

Der nordamerikanische Freiheitskampf verschaffte aber überhaupt Irland, dem Mutterlande gegenüber, eine ganz andere Stellung, eine Stellung, deren richtige Beurtheilung gerade auch für die gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse von großer Wichtigkeit ist. Zur Fortführung des Krieges bedurfte England seiner Soldaten, es mußte also seine Armee aus Irland herausziehen, dieß war aber um so gefährlicher, als der Krieg mit Frankreich jeden Augenblick eine feindliche Landung in Irland erwarten ließ. Die Miliz, welche auf Regierungskosten zusammengebracht wurde, war züm Zwecke der Abwehr nicht genügend, und so blieb England nichts anders übrig, als an Irland selbst zu appelliren und der Schwesterinsel die Vertheidigung selbst zu überlassen. Dadurch kamen aber die irischen Protestanten, England gegenüber, ebenfalls zum Bewußtseyn ihrer Kraft. In kurzer Zeit bewaffnete und

organisirte sich auf eine äußerst zweckmäßige Weise eine freiwillige Miliz, die sich auf beinahe 60000 Mann belief und zum großen Theile aus Protestanten bestand. Bei dieser selbstständigen Macht, welche Irland auf solche Weise erhielt, konnte es nicht ausbleiben, daß die Protestanten Irlands nicht hätten daran denken sollen, sich des Druckes zu entledigen, den England bisher gegen ihren Handel und ihre Industrie ausgeübt hatte. Als die Engländer auf die deßhalb erhobenen Ansprüche nicht eingehen wollten, wurden in Irland Repressalien gegen England ergriffen, so daß dieses sich bald zum Nachgeben genöthigt sah. Das wichtigste Resultat dieser Erhebung Irlands war aber zunächst die am 19. Juli 1782 ausgesprochene Unabhängigkeitserklärung des irischen Parlamentes von dem englischen, wozu ganz vorzüglich der bekannte Henry Grattan beitrug. Man erließ nämlich an König Georg III. eine Declaration folgenden Inhalts: daß seine irischen Unterthanen ein freies Volk seyen, daß die irische Krone eine mit der englischen zum Wohl und Glück beider Völker untrennbar verbundene Krone sey, daß aber Irland ein abgesondertes Königreich bilde, welches sein eignes Parlament und seine eigne Gesetzgebung habe; Niemand in der Welt habe das Recht, Gesetze, die das irische Volk verpflichteten, zu machen, als der König, die Lords und die Gemeinen Irlands".

Der König nahm diese Declaration, die allerdings nur das früher geltende Princip wieder herstellte, an. Für die Katholiken hatte die für Irland erlangte Selbstständigkeit des einheimischen Parlaments nur mittelbar günstige Resultate. In die Reihe der freiwilligen Miliz waren auch viele Katholiken eingetreten, sie hatten sich mit den Protestanten gemeinsam um die Vertheidigung des Landes, und da die Unabhängigkeitserklärung des Parlaments vorzüglich durch die Miliz herbeigeführt worden war, in so fern auch um diese Selbstständigkeit Irlands verdient gemacht. So manche der Vorurtheile der Protestanten waren in jener Zeit geschwunden, die größere Toleranz und Dankbarkeit forderte vom irischen

Parlamente, das freilich aus lauter Protestanten zusammengesetzt war, eine weitere Milderung der Gesetze gegen die Katholiken. Noch im Jahre 1782 wurde daher denselben das Recht des wirklichen Eigenthumserwerbes an unbeweglichen Sachen gegeben, das Gesetz aufgehoben, welches ihnen verbot, Pferde vom Werthe über fünf Pfund Sterling zu haben, eben so jenes andere, welches gestattete, ihnen ihre Pferde für die Miliz zu nehmen. Auch erhielt der katholische Cultus mehr Freiheit, nur das blieb noch bestehen, daß die Kirchen der Katholiken ohne Thürme und Glocken seyn mußten; für die Kinder wurde freier Unterricht und den Katholiken gestattet, die Vormundschaft über die Kinder eines Katholiken zu führen. Außerdem wurde für die Richter das Princip der Inamovibilität festgestellt, und auch auf Irland die Habeas Corpus Acte ausgedehnt, wodurch die persönliche Freiheit des Einzelnen vollständig anerkannt wurde; eben dieß war ein Geschenk, welches den katholischen Iren ganz besonders zu Gute kam. Somit stehen wir hier gerade bei dem Punkte, um welchen sich heute zu Tage die heftige Bewegung in Irland dreht; das unabhängig gewordene irische Parlament verschaffte den Katholiken anzuerkennende Wohlthaten; und es wäre dasselbe im Laufe der Zeit unstreitig kein ausschließlich protestantisches geblieben. Es scheint daher der Wunsch der Iren, wiederum ein solches Parlament zu besitzen, gar nichts gegen sich zu haben.

Indessen dieses Parlament bedarf selbst noch einer näheren Betrachtung. Dasselbe bestand, wie das englische, aus einem Oberhause und einem Unterhause, welches letztere dreihundert Mitglieder zählte. Es hatte durch die Declaration vom 19. Juli 1782 allerdings eine Unabhängigkeit von dem englischen Parlamente, aber darum doch noch keineswegs seine Unabhängigkeit überhaupt erlangt, sondern im Gegentheil, es war eine im höchsten Grade abhängige Körperschaft. Um zunächst von dem Hause der Gemeinen zu reden, so wurde dieses, wenigstens dem größten Theile nach, so zu sagen von dem

Oberhause gemacht; das System der rotten borough's, in England seit dem Jahre 1688 eine so mächtige Stütze der durch die Revolution begründeten Herrschaft des Oberhauses, war auch in Irland in seiner vollen Blüthe; es fand in allen diesen Verhältnissen die schimpflichste Bestechung statt. Eine geraume Zeit dauerten die Parlamente immer die Regierungszeit eines Königs hindurch, dann kam man unter Georg III. auf eine andere Einrichtung, nämlich die Gemeinen sollten alle acht Jahre neu gewählt werden, und alle zwei Jahre sich zu Dublin versammeln. Eben so wenig aber als das Unterhaus, war auch das Oberhaus unabhängig. Unter den irischen Lords fanden sehr viele weit mehr Geschmack daran, sich in London am Hofe des Königs aufzuhalten, als daheim sich um die Interessen ihres Landes zu kümmern; sie waren daher auch sehr leicht für alle Regierungsinteressen zu gewinnen. Gleich ihnen weilte aber auch der Statthalter von Irland, der sowohl in Dublin, als auch in der Nähe dieser Stadt herrliche Residenzschlösser hatte, in England; unter Zwanzigen hielt sich einer, Lord Townsend, zur großen Verwunderung Irlands, auf die Dauer daselbst auf. Dieser wollte auch, selbst ein Ehrenmann, eine geordnete Verwaltung einführen und von dem Systeme seiner Vorgänger abweichen. Dieses hatte darin bestanden, daß sie allen Einfluß den freien Lords Justicians überließen, welche alle Stellen gegen Geld zu vergeben pflegten. Sie unterhandelten dann mit einigen einflußreichen Mitgliedern des Oberhauses, welche es unternahmen, über so und so viel Stimmen zu Gunsten der Regierung, natürlich gegen Bezahlung, zu disponiren; sie führten demnach den würdigen Namen der Undertaxers oder Entrepreneurs. Gedachter Lord Townsend wollte nun allein regieren, er bediente sich weder der Lord-Richter, noch der Entrepreneurs, aber das System der Corruption war so durchgebildet, daß er der Regierung den allergrößten Schaden zugefügt hätte, wenn er nicht an die Lords, welche einmal Zahlungen zu empfangen pflegten, dieselben fortgesetzt

hätte. Diese legten ihm aber in dieser Beziehung so schwere Bedingungen auf, daß seine wohlgemeinte Verwaltung noch kostspieliger für die Regierung wurde, als die seiner weniger uneigennützigen Vorgänger, und so blieb das System der Bestechung beim Ober- und Unterhause dasselbe.

Dieses Parlament verdankte nun, wie bemerkt, seine Unabhängigkeit von dem englischen, der freiwilligen Miliz. Es ist sehr begreiflich, wie diese, im Bewußtseyn ihrer Macht, auch über die Zusammensensetzung des Parlamentes bald ihre eigene Ansichten geltend machen wollte. So gab es damals in Irland zwei große, die Angelegenheiten des Landes berathende Körperschaften, nämlich die gesetzlich dazu bestimmte, das Parlament, welches sich nicht der mindesten Popularität erfreute, und die nationale, freiwillige, bewaffnete Miliz. Bei dieser kam nun namentlich die Frage der Reform des Parlaments zur Sprache, gleichzeitig wurde sie aber auch in diesem selbst ventilirt, wo jedoch der deshalb gemachte Antrag mit einer Majorität von 195 gegen 77 Stimmen verworfen wurde. Aber selbst bei der Miliz verlor diese Frage sehr bald wegen eines andern Umstandes ihr Interesse. Man wollte als Princip für diese Reform das der Nationalrepräsentation feststellen; dieß war aber nunmehr, da die Katholiken zu Grundbesitz gelangt waren, nicht möglich, ohne auch diese zu den Wahlen zuzulassen. So weit scheute man sich damals zu ihren Gunsten zu gehen, und so blieb man lieber beim Alten.

So standen die Dinge in Irland bei dem Ausbruche der französischen Revolution. Welchen Einfluß diese hier übte, werden wir in dem folgenden Artikel beleuchten.

XLV.

Literatur.

Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805 bis 1809 aus brieflichen Mittheilungen Friedrich Perthes, Johann von Müllers, General Freiherrn von Armfelt's und des Grafen d'Antraigues. Veröffentlicht durch den Herausgeber der Briefe an Johann von Müller. Schaffhausen. Verlag der Hurterschen Buchhandlung. 1843.

Jedwede Kunde geistvoller und willenskräftiger Männer, welche den Umsturz des tausendjährigen deutschen Reiches und die Begründung der modernen Staaten mitten unter dem Chaos der zertrümmerten alten Ordnung erlebten, ist für die Gegenwart von besonderer Wichtigkeit. Einmal ist es an und für sich ein furchtbares Schauspiel, ein Staatssystem zu Grunde gehen zu sehen, das auf so herrliche Grundlagen gebaut, dennoch so gänzlich von dem Zwecke seines Daseyns abfallen konnte; dann ist es ungemein tröstlich und erhebend, die geheimen Aeußerungen edlerer Naturen belauschen zu können, die selbst erfüllt von der Nothwendigkeit des Umsturzes der alten Ordnung und von bodenloser Verworfenheit umgeben, dennoch nicht nur die Hoffnung eines Besserwerdens nicht aufgaben, sondern selbst muthig und entschlossen, wo Alles verzweifelte, die eigene Existenz einsetzten, eine glücklichere Aera herbeizuführen. Vier ihrer Sphäre nach gänzlich verschiedene Männer begegnen uns hier auf demselben Gebiete. Ein Buchhändler, ein schwedischer General, ein russischer Diplomat, ein deutscher Gelehrter schütten gegenseitig ihren Schmerz, ihre Hoffnungen und Befürchtungen aus, und vereinigen sich in Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes. Der Sturm, der vor ihren Augen Europa durchwühlte, hat auch sie getroffen, nicht aber ihnen die Besonnenheit geraubt, und da sie mit hellem Blicke das Alte betrachten, vermögen sie sich über die Verkehrtheit der

Gegenwart zu erheben, und der Zukunft, wenn gleich nicht alle in demselben Maaße, mit einer gewissen Ruhe entgegenzuschauen.

„Wir büßen“, schreibt Perthes an Johann von Müller (25. Aug. 1805), „die Sünden unserer Väter! die beiden letzten Generationen arbeiteten uns mit einem unglaublichen Leichtsinn nach dem Abgrund hin! — Noch zwanzig Jahre solcher H..erei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein siècle litteraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn. Jetzt fühlt Jeder der Jüngern, daß das Vaterland nicht zum Dienste der Wissenschaften da ist, sondern umgekehrt“. Dann ein anderes Mal (12. Jan. 1806): „die Erstorbenheit des allervulgäresten Gemeinsinnes ist unter den Geschäftsführern, Machthabern, Stimmgebern“. „Nachwelt und Geschichte“, schreibt von denselben Armfelt (30. März 1805), „machen all den Leuten, die jetzt die Staaten regieren, wenig zu schaffen — man will nur leben, d. h. vegetiren; Würde, Ehre, Zukunft, Alles ist vergessen. — Keine Zeiten, keine Ereignisse gleichen denen unserer Tage. Die Leiden mochten dieselben seyn; aber man sah Heilmittel, sey es im Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung, sey es in dem Genie und dem Muthe, wenn auch weniger Männer, deren Stellung es mit sich brachte, Anderen zu befehlen oder sie zu begeistern. Gibt es jetzt irgend einen Staat, der einen Souverain besäße, fähig zu thun, was noth, um uns aus einer Crisis zu ziehen, wie diejenige, in welcher wir uns gegenwärtig befinden“? — „Die Räthsel unserer Tage“, schrieb schon früher der Graf Antraigues an J. v. Müller (4. März 1803), „sind unauflösbar, ob da Spitzbuben siegen und Esel am Staatsruder sitzen, es besser ist, zu leben oder zu sterben? Alles wohl überlegt, fährt er fort, so ist leben doch besser; denn es gibt einen Grad von Dummheit, der einem alles Mitleid für das Unglück des Thoren nimmt, und an seinen Unfall nur insofern denken läßt, als dadurch wir selbst oder unsere Freunde bespritzt werden können“. Aber ganz anders stellt sich der emigrirte Franzose die Aufgabe, die dem Besseren in jener Zeit geworden, als die Uebrigen, die noch ein Vaterland haben. „Nachdem man“, fährt d'Antraigues fort, „über das Unglück der Staaten, wo man geboren wurde, und über die Zerstörung der Dinge, mit denen man lebte, geweint hat, so lacht man endlich über die Schlechten und Esel, die sich und Andere verderben wollten, und indem man sich so gut aus der Sache zieht, als es geht, überläßt man endlich Unterdrücker und Unterdrückte ihrem Schicksale und nimmt zuletzt gar keinen Antheil mehr, weder an dem Einen noch

an dem Andern. Ungleich entschiedener und mannhafter steht Armfelt da. „Europa ist verloren“, schrieb er (21. Febr. 1806), „und es handelt sich nur um den kürzern oder längern Aufschub bis zum Fall aller Throne und zur gänzlichen Umwälzung aller Staaten“. Dennoch verzagt er nicht. Seine eigene Person ist ihm gleichgültig; er will nur „das Aeffchen Karls des Großen, den Tiger, das Ungeheuer bekämpfen, dessen unersättliche Eitelkeit sich nur mit der unermüdlichen Bereitwilligkeit vergleichen läßt, mit der die Fürsten seine Befehle annehmen“. Allein jede Woche überzeugt er sich mehr, daß nirgends ein kraftvoller Widerstand zu erwarten ist. „Niemand als der Verruchte versteht sich darauf, die Waffen zu gebrauchen, die er in Händen hat — auch ist der Sieg nicht zweifelhaft“. Vierzehn Tage vor Macks Capitulation in Ulm, sagt er den Gang des Feldzuges von 1805 voraus (30. August 1805): „Während der König von Preußen sich bemühen wird, der Welt zu zeigen, Frankreich wolle Frieden — wird Bonaparte mit dem Kern seiner Armee die Oesterreicher durchbrechen, diese werden den Kopf verlieren wie immer, sie werden fliehen und erst vor den Thoren Wiens wieder zur Besinnung kommen. Rußland ist schon paralysirt“. Schon im Mai schrieb er: „Zu Wien sieht man nach Vernichtung der neuen Militärorganisation, nach beeilter Verminderung der Armee, nach Entfernung der Erzherzoge Karl und Johann von den Geschäften, nunmehr an der Spitze der Regierung, was die Erde Erbärmlichstes hervorgebracht hat an Geist, Moralität und Gaben“. Er stellte die gänzliche Vernichtung der Monarchie in Aussicht. — „Oesterreich, das unglückliche Oesterreich, das einem kräftigen, aber von Ungeziefer zerfressenen Körper gleicht, der hiedurch todtkrank darnieder liegt, wird nur dazu dienen, die ersten Lorbeern in des corsischen Tigers Kranz zu flechten“. Er will auf Verlangen handgreifliche Beweise geben, daß Bonaparte seine Creaturen im Rathe Franz II. habe (21. Juni 1805). Beinahe noch übler ist er auf Preußen zu sprechen: „Preußens Politik ist nicht mehr zweifelhaft; wird es zum Kriege gezwungen, so wird es nie gegen Frankreich seyn, wenigstens nie von Herzen (3. Mai 1815). — „Preußen wird sich mit Noten und Hoffnungen begnügen, und siegt das Ungeheuer, so hätte es sehr unrecht, dieses liebe Schooßkind nicht zu füttern und zu hätscheln, welches, den Muth ausgenommen, alle seine großen Eigenschaften im Kleinen hat“ (21. Juni 1805). „Die russischen Generale und Soldaten hassen Preußen gründlich, und was noch schlimmer ist, sie verachten es. — Und wenn Bonaparte dem Könige von Schweden vorschlüge, seinen theuren

Herrn Vetter von Grund aus zu vertilgen und von seiner ganzen Monarchie nichts als den Sarkophag Friedrichs des Großen übrig zu lassen: — Seine schwedische Majestät würden sich jedem Auftrag des Corsen willig unterziehen". — „Dieser Haupwitz", ruft er schon 22. Jan. 1805 aus, „der sich herumtreibt, die Räthsel Talleyrands zu lösen, wird Alles noch ärger verwirren. Rußland wird Krieg führen. Es ist gezwungen, Krieg zu führen, aber gegen wen und zu welchem Zwecke"? Und später (14. April 1806): „Die Erbärmlichkeit des russischen Ministeriums ist handgreiflich; die geringe Anstrengung, die es für die unglückliche Spiegelfechterei von Austerlitz entwickelte (denn im Vergleich mit einer der von Friedrich dem Großen im siebenjährigen Kriege verlorenen Schlachten ist diese Action nichts anders zu nennen), hat es schon impotent gemacht; die Fehler, welche es gemacht hat, haben es gedemüthigt, um von der barbarischen Furcht nichts zu sagen, die noch jeden Russen befällt, der in Mähren war — man kann von solchen Leuten nichts Kräftiges noch Wirksames erwarten"? — Schmerzt es aber nicht sehr, einen so kräftigen und tüchtigen Mann in demselben Brief als ein letztes Mittel, Europa zu retten, „den Dolch eines unsterblichen Meuchlers anpreisen zu hören, den Jeder, der noch Herz und Ehrgefühl hat, mit seinen Wünschen und Segnungen begleiten wird"? — Ungleich edler, weil mit tiefem, religiösen Gefühle begabt, erscheint, wie gesagt, Perthes. Obwohl fast jeder Brief die bittersten Klagen über das moralische Elend seiner Zeit enthält, kömmt er nie zu dem Gedanken einer finstern That, wie Armfelt, nie zu der verzweifelten Bitterkeit wie d'Antraigues. Ihm ist es um Verständigung unter den Bessergesinnten zu thun, ein Verein von Vaterlandsfreunden von den Alpen an die Ostsee soll nach J. v. Müller's Vorschlag gebildet werden. „Ist das Verständniß eröffnet, ist der Weg bereitet, — so schließt sich vielleicht, mit des Höchsten Hülfe, ein Thatenbund! Die Erkenntniß des deutschen Charakters, „Wahrheit und Recht unter jeder Gestalt zu erkennen", die Hoffnung auf Hülfe von oben halten ihn aufrecht". Allein er sieht noch zu viel, traut in seiner unendlichen Liebe zu dem deutschen Vaterlande den Menschen zu sehr: „Hebt Preußen Deutschlands Panner auf — schreibt er den 3. Nov. 1805, — Alle schließen sich an und geben jetzt nun gern ihre geliebte, ihre theuere Unabhängigkeit zum Theile hin, um nur endlich als Nation der Gefahr ins Auge zu sehen". — Vor diesen Illusionen hat sich der Franzose zu bewahren gewußt, der schon 11. März 1803 mit trockenen Worten seine Meinung aussprach: — „Haben die Könige,

denen die verabscheunngswürdige Revolution eine Galgenfrist ließ, diese zu benutzen verstanden, um diese höllische Feindin zu bekämpfen? Nein, die Unglücklichen, sie verstanden sich nur darauf, ihre Diener zu mißbrauchen, zu täuschen, auf ihre eigenen Truppen zu feuern, indem sie feige flohen vor denen ihrer Tyrannen. Sobald sie sich der Anhänglichkeit und der Grundsätze eines Mannes versichert halten, so glauben sie denselben brauchen und mißbrauchen, bestehlen und betrügen zu dürfen, sie bilden sich ein, das Königthum mache Seiden wie die Religion und handlen demgemäß. Sie irren sich, setzt er hinzu, man wird müde, Dupe zu seyn, und rächt sich, es gewesen zu seyn". Auch Perthes kommt allmählig durch die furchtbaren Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 zur Enttäuschung, ohne jedoch in seinem Glauben an die Regeneration Deutschlands zu wanken. Die Stelle ist merkwürdig (7. Aug. 1807): „Nur eine Sorge habe ich, eine Angst, die mich Tag und Nacht drückt, ob auch wir Deutsche Geschick, Verstand genug haben, unsere Nationaltugenden und Eigenheiten bis auf bessere Zeiten zu erhalten, zu bewahren? Wir sind jetzt gerade in einer Epoche, wo wir uns als Volk wahrhaft groß beweisen könnten! Verlassen von unsern Fürsten, ohne Constitution, ohne Religion — dahin gegeben! — sollen und können wir unsere Haus- und Menschentugenden rein erhalten! Hülfe von Außen kann uns nicht mehr kommen; auch soll Jeder sich selbst helfen und Gott den Weg bereiten! Die Hülfe, das Licht, der Erlöser ist jedem ehrlichen Menschen verheißen. Wir Deutsche sind ein auserwähltes Volk, was die Menschheit repräsentirte, Alles zu allgemeinen Angelegenheiten machte!' Wir waren nie bloß national. Gerade dieß war Preußens Verbrechen, daß es uns in bloßen Nationalenthusiasmus setzen wollte, da doch Preußen selbst für Deutschland nie etwas gethan hatte, und gar nicht wußte, was Eigenthümlichkeit der Deutschen sey. Und doch waren wir alle so ehrlich und treuherzig, und hofften und wünschten und folgten ihren wankenden Panieren. Diese ehrliche, einfältige Gutmüthigkeit ängstigt mich eben! alle seine Kräfte muß man in solchen Zeiten, wie diese gebrauchen, sich nicht hingehen lassen in bloßem Zutrauen zu der guten Sache". Diese trefflichen Männer können es nicht genug aussprechen, „daß nur national seyn zu wollen, in dieser Zeit nicht viel sey"; daß „das Bewußtseyn seiner Unabhängigkeit jedes größern oder kleinern Staates — dieses Nebeneinanderbestehen, das jedem seine Kappe ließ — doch eigentlich war, was dem Deutschen seinen Nationalcharakter gab". — „Nicht die Menge der Staaten, schreibt

J. v. Müller, sondern die Degradation der Menschen durch Verweichlichung, Sophisterei und kurzsichtigen Egoismus, das ist das Uebel; daß man glaubte, setzt Perthes hinzu, mit geistiger Cultur, wissenschaftlicher Bildung und philosophischen Bemühungen auch Kraft, Wahrheit Rechtschaffenheit und tapfern Sinn zu erlangen. Ueber dem Nachdenken und der Menge Worte verging die Sache" (22. Juni 1806).

Diese Worte sind so treffend und bezeichnen die deutschen Zustände so gut, daß sie auch in späteren Tagen nicht genug erwogen werden können. Die alte Ordnung der Dinge ist im feierlichen Gericht weggenommen worden. „Der Alte der Tage", schrieb Müller, „sitzt zu Gericht, die Bücher werden aufgethan und die Nationen und ihre Fürsten gewogen. Welches wird der Ausgang seyn! Eine neue Ordnung bereitet sich, ganz etwas Anderes, als die ahnden, welche die blinden Werkzeuge sind. Was ist, wird nicht bleiben; was war, schwerlich so wieder kommen"! Diese neue Ordnung ist gekommen, aber das Werk, welches der europäische Friede geschaffen, seit mehr als zehn Jahren schon wieder in vollster Auflösung begriffen. Es hat bis jetzt nur eine einzige Probe erfahren und diese nicht bestanden. Wieder bereiten sich Dinge vor, die eine neue Wendung verkünden. Die Fäulniß so vieler öffentlicher Zustände gibt sich immer mehr zu erkennen, und gut, wenn sie sich noch bei Zeiten vor die Augen derjenigen zu drängen vermag, welche Abhülfe bereiten können oder wollen. Der Ernst der Zeit, wie eine Unbehaglichkeit, die nur dem Unkundigen räthselhaft ist, die Vereinzelung der Interessen und der Mangel an aufopfernder Kraft, welche den Einzelnen über die Wiederwärtigkeiten der Außenwelt an die allgemeinen und höhern Interessen, die Zwecke seines Daseyns knüpfen lehrt, nehmen rasch und in erschreckendem Maaße zu. Auch der feurigste Optimist kann nicht ohne Bangigkeit die Bemerkung machen, wie wenig sich im Ganzen die Gründe der Befürchtungen entfernten, die in ganz andern Zeiten, als den gegenwärtigen, in dieser Correspondenz ausgesprochen wurden, welch schreckhafte Parallele sich zwischen manchen jener Schilderungen und jetzigen Zuständen ziehen läßt. Wenn der corrupte Zustand der literarischen Blüthezeit der Deutschen die Zerstörung des alten Reiches beschleunigte und mit dem Umsturze der damaligen Staaten endigte, welche Zukunft wird aus dem tollen Treiben der Gegenwart, diesem Mangel, ja der Furcht vor Verständigung, und der freiwilligen Verblendung über unsere wahren und höchsten Interessen hervorgehen? Was in dem furchtbaren Drange der Zeit jene Männer aufrecht erhielt, ist eine zu theure Erfahrung, als daß sie an der Ge-

genwart spurlos vorübergehen sollte. Nochmal wie früher, liegt Alles in der Kraft des Einzelnen. Zwar ist kein geheimer, unsichtbar geleiteter Verein der Vaterlandsfreunde, wie Müller sich zur Rettung Deutschlands träumt, jetzt mehr nöthig; aber die Interessen fast aller Partheien haben sich einander genähert, um freiere Bewegung für sich in Anspruch zu nehmen, und das rücksichtslose Eingreifen des Staates in die Verhältnisse des Privat=, vor Allem des geistigen Lebens als die Quelle des Uebels zu betrachten. Eine neue Phase in der Entwicklung des politischen Lebens hat begonnen, in allen Staaten hat sich dasselbe Bedürfniß fühlbar gemacht; ein allgemeines Streben zeigt sich, die nur hemmenden Bande zu lösen, die fördernden enger zu schlingen, damit so eine neue Zeit entstehe, die die Größe Deutschlands, den Glanz der Throne, die Freiheit der Völker begründe.

XLVI.

Das preußische Ehescheidungsgesetz.

Die deutschen Blätter jeder Farbe haben seither noch vielfach sich mit dem beschäftigt, was in Berlin über das Ehescheidungsgesetz besprochen und verhandelt werde. Hört man blos auf diese laut gewordenen Stimmen, so sollte es scheinen, als hätten jene, mit der Gesetzgebung betrauten Männer hauptsächlich nur gegen die etwas bequem gewordene Praxis des leichtsinnigen Bürgers zu kämpfen; wir aber sind der Meinung, daß jene Praxis gerade nicht der größte Stein ist, der aus dem Wege geräumt werden muß, soll dem neuen Gesetze die Bahn in das protestantische Leben geöffnet werden; sondern daß man in Berlin, ohne sich vorher selbst darüber bewußt zu werden, mit dieser Sache auf die Lebensfrage des Protestantismus selbst gestoßen, und dadurch mit einem Male eine Bürde religiösen und politischen Gewichtes auf seine Schultern geladen, die man nicht in die Länge zu

tragen, noch viel weniger erst an dem angestrebten Ziele niederzulegen vermag.

Sonderbar ist es, daß gerade die Ehe, die den Protestantismus schon bei seinem Beginn so viel gefördert hat, jetzt für ihn eine verhängnißvolle Klippe geworden; denn sicher dürfte das, was sie jetzt in Berlin thun wollen, von nicht geringerer Bedeutung seyn, als das, was sie in Köln gethan haben.

Wollen wir jedoch die Schwierigkeiten dieser Gesetzgebung genauer kennen lernen, so müssen wir dahin zurückkehren, wo man in Berlin bereits angekommen ist, und nun, wie es scheinen will, halb verzweifelt anhält, ehe man die Aufgabe, wieder einen Schritt weiter zu fördern, unternimmt; wir müssen beim Princip des Protestantism anheben.

Vor Allem wird man zu der Frage veranlaßt: Ist denn die Ehescheidung nicht etwas Kirchliches? Warum entscheidet hier nur der Staat, sogar mit Ausschluß der Kirche? Ohne hier in das Dogma selbst einzugehen, bemerken wir nur, daß der Protestantism im Princip eigentlich keine Kirche hat, obwohl er von einer Kirche spricht; sondern daß nur in der Praxis, im Leben eine Kirche besteht; denn es gibt keine Kirche dort, die eine Auctorität wäre; keine Kirche als Behörde, und keine Kirche als Anstalt des Heils, sondern nur kirchlich Gesinnte, kirchlich Gläubige. Denn Alle, die das reine Wort haben und an Christus glauben, sie seyen in der Welt, wo sie wollen, diese sind die Kirche, und über alle diese, sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen, steht als Einheitspunkt und als einzige Auctorität: die Bibel. Diese Bibel lesen, und glauben, was in dieser Bibel steht, nach eigenem Ermessen, ist, genau genommen, die ganze Heilsanstalt und die ganze Kirche. Der Protestant kommt nicht zu seiner Kirche, um von ihr Etwas zu erhalten, da er auch den alleinseligmachenden Glauben nicht von der Kirche erhält; sondern er kommt zur Bibel, und durch diese zuvor im Glauben geheiligt und durch das Glauben schon erlöst außer der Kirche,

und vor der Kirche, wird er dann erst ein Mitglied der Kirche. Von diesem Standpunkte aus gibt es für den Protestanten keine Gesetzgebung in Sache der Ehe, als die der Bibel, und dieses Buch hat das Eigenthümliche, daß es einem Jeden, der es gläubig liest, sogleich den heiligen Geist gibt; und hat er jetzt gläubig so ein wenig weiter gelesen, dann ist er auch schon gescheidter als dieses Buch selbst; indem er jetzt nicht mehr von dem Buche unterrichtet wird, sondern das Buch selbst erklärt, ergänzt und berichtigt, und dadurch natürlich sein eigener Gesetzgeber geworden ist.

Läßt man nun der Ehe ihren religiösen Charakter, so hat allein der einzelne Protestant das Recht, zu bestimmen, wie er es hierin etwa halten wolle; wenigstens ist er von Seite der Moralität und des Gewissens nur an seine Bibel gebunden, und diese sagt ihm: daß die Ehescheidung erlaubt sey, und weil sie die Gründe nicht angibt, die bisher für die Ehescheidung gegolten haben, so muß angenommen werden, daß sie es ganz seinem Ermessen überläßt, wann er sich scheiden wolle.

Sonach ist er von Seite der Bibel und seines Glaubens ganz allein der kompetente Richter in dieser Sache; seine Kirche, die keine Behörde, sondern eine Republik des Glaubens ist, in der Jeder gleiches Recht hat, läßt ihn gleichfalls hier ganz frei nach seiner Ueberzeugung gewähren.

Aber vielleicht steht der protestantischen Geistlichkeit ein Recht zu, hierüber Bestimmungen zu erlassen? Der protestantische Geistliche ist nach protestantischer Lehre nichts Anderes, als ein mit geistlicher Function betrauter Laie, und seine Ordination ist nur diese Betrauung; er ist nur ein Functionär, und ist dieses in der Kirche noch weit mehr, als der untergeordnetste Beamte im Staate, indem jeder Andere im Grunde ganz dasselbe ist, was er. Im Staate aber sind nicht alle Unterthanen schon an sich selbst Beamte, und der Fürst betraut nur Einzelne mit Functionen, wie in der Kirche, wo Alle schon an sich selbst Priester sind, und der func-

tionirende Geistliche nur der gerade mit einer, im Grunde überflüssigen Function Betraute, in Mitte aller hinlänglich für sich selbst Sorgenden, ist.

Sollte die Geistlichkeit sonach hierin eine Stimme haben, so müßte ihr zuerst von der Gesammtmasse hiezu ein Recht übertragen worden seyn, worüber keine Urkunde vorliegt. Also auch die protestantische Geistlichkeit hat in Sachen der Ehe Nichts zu sagen.

Nun kommt die Reihe an den Staat. Niemand wird läugnen, daß der Staat bei der Ehe mitbetheiligt sey, und deßwegen auch Bestimmungen zu machen habe, und es ist nur diese Frage: Ueber was hat hier der Staat zu bestimmen? Um die rechte Antwort zu finden, wird es Noth seyn, zuerst über die Ehe selbst ein Wort zu sprechen.

Die Ehe ist auflösbar. So lehrt der Protestantism. Nach ihm ist es Gottes Gesetz, Gottes Wille selbst, der die Ehe als auflösbar erklärt. Diese Lehre veranlaßt eine weitere Frage: Ist die Ehe in Bezug auf Gott nur bedingt, mit Feststellung bestimmter Ehescheidungsgründe, oder ist sie unbedingt, auch nach jeder Willkühr hin auflösbar? Nach der protestantischen Praxis, die bisher vor Kirche und Staat gegolten, muß das Letztere angenommen werden; denn es ist unmöglich, in der Bibel die Gründe im Allgemeinen, noch viel weniger für jeden einzelnen Fall aufzufinden, vermöge welcher bisher die Ehescheidung ausgesprochen wurde. Hat man das Recht gehabt, auch nur einmal ohne höhern Grund, als einen persönlichen, die Ehe zu scheiden: so hat man es jedesmal, und konsequent kann und muß man dann sagen, daß der Mensch von Seite Gottes, von Seite der Bibel und des Gewissens das Recht besitze, seine Ehe zu scheiden, sobald er hiefür einen ihm genügenden Grund habe; denn hier sind nur die bereits bezeichneten drei Fälle denkbar: 1) entweder hat Gott die Ehe für unauflösbar erklärt, wie die Katholiken glauben; 2) oder er hat sie nur unter bestimmten Bedingungen für auflösbar erklärt; 3) oder er wollte, daß

der Mensch sich nach eigenem Ermessen das Band der Ehe trennen soll, wenn es ihm drückend wird; wenn nicht ausdrücklich, doch wenigstens stillschweigend dadurch, daß er eben keine festen Bestimmungen als Ehescheidungsgründe in der Bibel aufführte, und was nicht in der Bibel steht, verbindet das Gewissen nicht.

Zugegeben, daß die Ehe auflösbar sey, so läßt sich unter dieser Voraussetzung in der Bibel doch nur höchstens ein Ehescheidungsgrund im neuen Testamente auffinden: der Ehebruch; denn es heißt, man dürfe sein Weib entlassen um der Hurerei willen. Uns will es zwar wohl bedünken, daß die Ehe bei den Protestanten großentheils um der Hurerei willen geschieden wird; ob aber die Bibel die Sache so gemeint haben will, das ist freilich eine andere Frage. Auch ist uns nicht unbekannt, daß die Protestanten in dieser Angelegenheit sich an die Zeiten der Patriarchen halten, obwohl Luther und die Concordienformel lehren, daß das alte Gesetz nicht mehr verbinde, indem es die Wiedergebornen mit seinem Zwang nicht quälen dürfe. Doch man drehe und wende es wie man wolle, niemals wird man aus der Bibel alle jene Ehescheidungsgründe nachweisen können, die bisher gegolten haben. Also hat man Ehen geschieden aus blos persönlichen Gründen. Dadurch hat man aber ein Dreifaches gethan: 1) man hat die Ehe aus jener höhern unmittelbaren Beziehung zu Gott herausgerissen und sie in den Kreis rein menschlicher Handlungen hineingestellt; 2) man hat die Ehe nicht blos als auflösbar erklärt, sondern es auch dem Menschen anheimgestellt, wann er sich scheiden wolle, und so die Ehe zu einem bloßen Vertrage gemacht; 3) man hat die Ehe damit eigentlich der Kirche gänzlich entzogen, und sie nur unter die Gesetze des Staates gestellt. Die protestantische Kirche und Geistlichkeit hat nicht das mindeste Recht, in dieser Sache auch nur ein Wort zu sagen; denn Princip und Praxis verbieten es, und die Ehe ist nur ein Vertrag, oder man müßte

Princip und Praxis ändern. Das Erste will man nicht und das Zweite kann man nicht.

Allerdings, wenn nicht mehr Gott und Gottes Gesetz, sondern nur der Staat nach seinem Ermessen über Ehescheidungen zu bestimmen hat, so ist die Ehe eine Sache, die blos weltlichem Gesetze unterstellt ist, und dadurch blos ein Vertrag, der freilich nur dann soll aufgehoben werden können, wenn der Staat seine Einwilligung hergibt, weil er gleichsam als dritte, mitvertragende Person dabei betheiligt ist. Und auch gerade dadurch, daß das preußische Cabinet die Ehescheidungen beschränken will, beweist es selbst, daß diese blos unter weltlicher Gesetzgebung stehe, eine blos menschliche Sache, ein bloßer Vertrag sey. Dieses Resultat ist wichtig. Also mit Rücksicht auf die Bibel und auf das Gewissen kann ich so gut zehnmal meine Frau entlassen und eine Andere heirathen, als ich zehnmal ein anderes Haus kaufen kann. Bibel und Gewissen sind nicht dagegen, wenn das preußische Gesetz nicht dagegen ist.

Nun die Ehe blos ein Vertrag ist, den der Geistliche segnet, ist die weitere Frage: Wie weit der Staat ein Recht habe, die Auflösung eines solchen Vertrages zu beschränken? Man sollte meinen, es müßte von den Vertragenden abhängen, in wie weit sie sich verpflichten wollen, und wie lang diese Verpflichtung zu dauern habe, wenn im Uebrigen die Interessen des Staates gewahrt sind. Wenigstens wüßten wir nicht, welche Stelle der protestantischen Bibel dagegen wäre, und nach welchem Rechtsgrunde ein Gesetz des Staates dagegen seyn könnte, wenn jetzt ein Protestant mit der Erklärung vor seinen Behörden erschiene: er wolle sich auf zehn Jahre verheirathen, doch nicht länger. Vielleicht würde ihn der Staatsbeamte und auch der Geistliche mit seinem Begehren abweisen. Nun denken aber diese beiden Eheleute darüber nach, wie die Sache zu machen, daß ihr Gewissen nicht länger beschwert werde und sie zum Ziele kommen. Es fällt ihnen ein, daß man all diese Dinge gar nicht brauche;

daher entschließen sie sich, die Sache also zu machen: wir lassen uns trauen, und sagen gar nicht mehr auf wie lang. Wollen wir uns dann scheiden, und der Staat geht nicht darauf ein, so scheiden wir uns selbst mit gegenseitiger Einwilligung insgeheim; denn weil die Ehescheidung nicht gegen das Gewissen, sondern nur gegen die Erlaubniß des Staates ist, so sind wir auch auf diese geheime Weise ohne Staatsbewilligung vor Gott doch geschieden, und dieses um so mehr, als wir uns gleich anfangs auf nicht länger geheirathet haben.

Ist ja an manchem Orte der Bettel von Seite des Staates auch verboten; aber deßwegen ist das Betteln keine Sünde und das Almosengeben auch nicht. Und wie wir uns in Geheim scheiden können, ohne unser Gewissen zu verletzen, so können wir ja im Nothfalle auch in Geheim heirathen; denn was der Staat binden und lösen kann, ist nur ein Vertrag, und wenn Zwei sich gegenseitig hinreichend trauen, ist zu ihrem Vertrag keine Staatsbehörde nothwendig; daher ist die Einsegnung des Pastors und die gerichtliche Bewilligung zur Ehe wenigstens für das Gewissen auch nicht nothwendig; denn was die Regierung erlauben kann, das kann vor Gott keine Sünde seyn auch ohne Erlaubniß der Regierung. Die Regierung soll die Ehescheidungen nur beschränken, dann scheiden wir uns in Geheim, und heirathen in Geheim: — Wir möchten doch wissen, was Berlin zu diesem Raisonnement des Berliners sagen wollte? Wenn auch das Ministerium die höchste geistliche Staatsbehörde ist, und als solche manchmal zur Abwechselung die Stelle der Bibel vertritt, so darf es doch aus einer freien Willenshandlung, wie die Ehescheidung, nicht gar einen Glaubensartikel oder einen Gewissenszwang machen, und sagen, das ist Sünde, was doch vor Gott und nach der Bibel recht ist, und dieß um so weniger, als es sich bei der Ehescheidung nicht blos um Geld und Gut, sondern mitunter auch einmal um Seele und Seligkeit handelt, worüber zu verfügen bisher die Gesetze des Staates noch immer als minderjährig erkannt wurden. Der Staat darf sonach die

Ehescheidungen nur von materieller Seite betrachten, und hat sein Gebiet schon längst überschritten, wenn er mehr verlangt, als daß für die vorhandenen Kinder und für die Geschiedenen die bürgerlichen Interessen hinreichend gewahrt werden; was der Staat mehr thut, ist hierin Gewissenszwang und baares Unrecht.

Nicht dasselbe Recht, das der Staat hat, das Eingehen einer Ehe zu verhindern, hat er auch, das Scheiden der geschlossenen Ehe zu verbieten; denn die Verpflichtung, die gegen ihn bei Schließung der Ehe eingegangen wurde, kann auch nach der Scheidung so gut erfüllt werden, als ohne sie, und vom Standpunkt der Moral darf hier der Staat die Gründe der Beschränkung der Ehescheidung um so weniger hernehmen, als Gott, Bibel und Glaube derselben so wenig entgegen sind, daß sie es dem Ermessen der Menschen selbst überlassen haben, wann eine solche Scheidung eintreten soll, und es sich hier nicht blos um äußere Moralität handelt, die wohl auch das Staatsgesetz ordnen mag, sondern um das, was zuletzt reine Gewissenssache ist.

Wir verkennen das edle Bemühen des preußischen Ministeriums keineswegs, nur sagen wir: daß die beabsichtigte Beschränkung, vom Standpunkte des Protestantismus betrachtet, ein Gewissenszwang und ein Unrecht zugleich sey; denn wenn hier Gott und die Bibel nicht mehr binden, so hat keine menschliche Gewalt das Recht, diese Ehe noch ferner zu binden, weil diese Sache jetzt ganz allein das Gewissen des Einzelnen angeht. Der Staat kann bei der verlangten Scheidung wohl nach Möglichkeit sein Interesse wahren; aber die Scheidung selbst zu hindern, hat er kein Recht, weil er kein Recht hat, dem Gewissen Gewalt anzuthun; und die Ehescheidung auch für den Protestanten doch wenigstens eine Gewissenssache bleiben muß. Ist auch löblich der Eifer der Regierung, so wird es doch nicht wohl sich fügen, daß sie hierin die Stelle des protestantischen Gewissens vertritt. Je mehr aber der Staat diese Sache zur Gewissenssache macht, desto

weniger hat er ein Recht, hierüber zu entscheiden, und je weniger er sie zur Gewissenssache macht, um so weniger hat er ein Recht, hier ein anderes Interesse zu berücksichtigen, als das materielle, und muß wenigstens da, wo dieses gewahrt ist, die Scheidung geschehen lassen.

Die Protestanten klagen über unsere Kirche, daß sie uns an gewissen Tagen die Fleischspeise verbietet, worin uns doch das Gewissen an sich selbst frei läßt; ihnen aber gebietet die Regierung auch in einer Sache, worin sie das Gewissen frei läßt, wohl etwas ganz Anderes, als Fasttage. — Daher wohl dem Protestanten nicht zu verargen, wenn er mißmuthig frägt: woher denn die Regierung solche Macht habe. Hat denn nicht der protestantische Glaube die Ehescheidung eingeführt, und ihr das gegeben, was sie in dieser Beziehung besitzt? Wie kann die Regierung der Ehe das wieder nehmen und verkümmern, was ihr der Glaube gegeben, und deßwegen nur Sache des Glaubens ist? — Hier liegt der Stein, und Berlin wird ihn nicht heben, denn die Regierung hat sich selbst dieses Rechtes entäußert. Der König will es, das Ministerium will es, die Bessern wollen es; aber es durchzusetzen, nicht blos der Form nach, ist für eine Regierung eine reine Unmöglichkeit; sollte auch ein Beschränkungsgesetz der Ehe mit Gewalt durchgeführt werden, so wird es gerade das Gegentheil von dem erzeugen, was man gewollt hat; weil das Gewissen sich an solches Gesetz nicht gebunden hält, und der Protestant thut wenigstens hierin nicht Unrecht.

Möchte dieses Ereigniß in Berlin, in jedem Ministerium Deutschlands wohl beherziget werden. Es besagt einfach und wahr: Wenn das Ministerium die Kirche, ihre Gesetze, ihre Institutionen vor sein Forum zieht, kann es selbe nur entkräften und das Göttliche in Menschliches umschaffen. Was die weltliche Behörde nun also decretirt, kann aber den Menschen im Gewissen nun und nimmermehr binden, denn in der menschlichen Ordonnanz ist an die Stelle Gottes nur der Mensch eingetreten, und an die Stelle des

göttlichen Gesetzes nur ein menschliches Gebot; alle Heiligkeit ist somit dahin, alle höhere Bindekraft ist aufgehoben, und mit ihr die Ehrwürdigkeit in den Augen des Volkes. Durch dieses heillose Treiben moderner, der Revolution entlehnter Politik, sich von Seiten des Staates in die Angelegenheiten der Religion und Kirche in unbefugter Weise einzumischen, ist vorzüglich jene unselige Geringschätzung des Heiligen hervorgegangen, die auch das deutsche Volk schon in Massa ergriffen hat, seine Kraft aufzehrt oder doch schwächt und lähmt, und seine Zerrissenheit noch mehr zerreißt. Die tägliche Erfahrung beweist es, daß die heiligste Sache nur in solche ungeweihte Hände kommen darf, sie wird, sofort säcularisirt, etwas so Alltägliches wie etwa die Finanz, und alle Ehrfurcht und alles Vertrauen ist dahin. Hierin waren die heidnischen Fürsten klüger; sie haben menschliche Gesetze in Götteraussprüche umgewandelt; die Deutschen aber verkehren Göttliches in Menschliches, und glauben da ihre Befehle an das menschliche Herz erst recht beginnen zu dürfen, wo die Befehle Gottes aufgehört haben. — Der Protestantism hat die Religion ihrer Göttlichkeit und die Kirche selbst ihres Lebens beraubt, da er sie in die Macht der Mächtigen gegeben, deren Hand wohl derb zugreift, wo es greifbare Dinge gilt, aber nichts vermag, wo sie dem Gewissen Gesetze vorzuschreiben unternimmt. Die Folge davon ist, daß zuletzt Religion und Kirche nichts Anderes mehr sind, als eine religiöse Polizei, wie man dort vielfach erfährt, wo all diejenigen, die das göttliche Gesetz für ein Mährchen aus tausend und einer Nacht erklärt haben, nun auf diese Polizei geladen werden, um sich durch das heilige Staatsgesetz ihr zerlumptes Gewissen flicken zu lassen, damit sie mit einigem Anstande sich vor der Welt sehen lassen können, die auf ihre Blöße spottend mit Fingern zeigt.

Auch die Könige nehmen von den Armen kleine ländliche Gaben zum Geschenke an; aber eine Last darf auch dem Niedrigsten nur der aufbürden, der ein dreimalgegründetes Recht

hat. Wenn ein Wanderer sich müde an seiner Bürde trägt, und kommt Jemand daher, der ihm einen Theil in gewünschter Weise abnimmt, so frägt der Müde nicht lange nach Fug und Recht; kommt aber Einer, der ihm zur ersten Last noch ein Paar Steine beilegen will, alsogleich schreit er ihn zornig an: woher hast du das Recht? — Blos menschliche Auctorität wird man in göttlichen Dingen und auch in Sache des Gewissens wohl so lange anerkennen, als diese die Bürde erleichtert und den Gelüsten dient; aber nie und nimmermehr wird sie dann Anerkennung finden, wenn sie das Gegentheil verlangt. — Hierin liegt es, warum die weltlichen Rathsherren in geistlichen Dingen so unruhig auf ihrem Stuhle sitzen und so rathlos auseinandergehen. Sie sollen Götter seyn, und selbst dem Gewissen Gesetze geben, und die gläubigen Opponenten sagen: Es gibt nur einen Gott, und dieser hat kein Arg gegen unsere Ehescheidungen, ihr aber seyd nicht die Propheten dieses Gottes! Schließlich ertheilen wir noch denen in Berlin, die guten Willens sind, den rein evangelischen Rath, die katholische Kirche zu fragen, wie man solche Scandale beseitigen könne; und auch zu bedenken, daß sich nicht alle Krankheiten durch Staatsgesetze und Ministerialverordnungen kuriren lassen, da man ja nicht einmal die Cholera weder aufzuhalten, noch auch abzuweisen, oder ihr auch nur einigen Abbruch zu thun vermochte. Entmuthigen wollen wir übrigens nicht auf der guten Bahn, wir wollten nur den Leck am Staatsschiff zeigen, verstopft ihr diesen nicht, dann wird es Euch nicht um ein Kleines helfen, etwa die Lucken zuzuschließen, am Ballaste zu rücken, oder das eingedrungene Wasser mit Theetassen auszuschöpfen.

XLVII.

Briefe aus Paris.

Vierter Brief.

Man würde sehr irren, wenn man die Vier, deren mein voriger Brief Erwähnung that, als isolirte Erscheinungen betrachten wollte; gegentheils, sie sind Summitäten, von denen in conformer Bildung und in ähnlichen Bestandtheilen das Gebäude der Universität bis zu den Niederungen herab verläuft. Da wird überall altheidnischer Pantheismus und neudeutscher Hegelianismus in französischem Schaumbecher als Philosophie kredenzt; da wird das Christenthum entweder als antiquirte Lehre oder als durchaus subjective Meinung und, wenn es gut geht, als ein mit Nothwendigkeit aus dem Menschengeist hervorgetriebener Passatwind, um der noch ungekannten Religion der Zukunft entgegen zu segeln, dargestellt; da geht es gut, wenn Frankreichs katholische Jugend bloß von ihrem protestantischen Guizot die protestantische Meinung vernimmt: die Apostel hätten keinen gesetzlichen, bloß einen moralischen Vorrang gehabt, und eine freie Stellung der Leitenden über den Geleiteten sey in einer religiösen Gesellschaft weit schlimmer als in jeder andern; da hat die Geschichte das Loos der herrlichen Genovevenkirche zu Paris zu theilen: das Heilige wird hinausgeworfen und in dem leeren Raum ein übertünchtes Götzenbild von Thon als Symbol ihrer Menschheit aufgestellt; und so wird alljährlich Frankreichs Jugend in Schaaren hinausgesendet über das Land, ohne einen andern Gott als ihr Ich, ohne einen andern Cultus, als denjenigen gegen sich selbst, ohne eine andere Moral, als diejenige des subjectiven Wollens, ohne eine andere Geschichte, als diejenige, an deren Bau in der Gegenwart jeder selbst taglöhnert.

Hr. Villemain, Professor der Beredsamkeit an der Sorbonne, Großmeister der Universität, Minister des öffentlichen Unterrichts, nennt den christlichen Glauben ein Kind der Einbildungskraft und des Enthusias-

mus; die Gottheit Christi eine düstere Lehre, eine scholastische Spitzfindigkeit; und wie andere seiner Amtsgenossen ergeht er sich in Lobpreisungen des Arianismus und Kaiser Julians. Sprach er doch bei der Preisvertheilung des vorigen Jahres in Bezug auf Hr. Jouffroy, der selbst gestanden, er glaube nicht mehr an Gott, den Wunsch aus: daß es doch möglich wäre, in ununterbrochener Nachfolge durch das ganze Reich öffentliche Lehrer zu haben, wie ihn? Seine hohe Stelle als Minister macht ihm den Unterricht unmöglich; diesen ertheilt sein Stellvertreter Gernsez und der Herr, der zugleich Minister des Unterrichts ist, nahm von ihm gerne die Dedication eines Lehrbuches der Philosophie an, dessen Brennpunkt folgende Stelle genannt werden dürfte: „die Zeit ist Gottes Dauer, der Raum sein Umfang. Die Seele ist nichts anderes denn mein Ich, oder vielmehr hat sie vor mir bestanden, damals, als sie noch im Schooß des allgemeinen Seyns ruhte; sie ward jenes, indem sie sich losmachte, und zur Kraft mit Selbstbewußtseyn, d. h. Gott, ward. Gott ist die gemeinsame Quelle alles Daseyns; unsere Seele ist ein Ausfluß desselben so gut als die Materie, die durch Unthätigkeit von ihm ausgegangen ist und durch Thätigkeit wieder in ihn zurückkehrt".

Jeder ordentliche und vernünftige Mensch, der wenigstens Mitleser einer freisinnigen Zeitung, und durch Uebernahme einer Eisenbahnsactie der Menschheit aufzuhelfen beflissen ist, wird sich in seinem Innersten gedrungen fühlen, den Tribut eines unwilligen Achselzuckens, oder eines höchst gründlichen Lachens abzuliefern, sobald er hört, daß in Rom die Stelle eines Kriegsministers durch einen Prälaten bekleidet werde. Daß aber in einem christlichen Lande die Stelle eines Ministers des Cultus und des Unterrichts, vereinigt oder getrennt, durch einen Ungläubigen, Atheisten oder Pantheisten, in einem katholischen Lande vielleicht durch einen Protestanten oder durch einen entschiedenen Feind der Kirche bekleidet werde, das natürlich wird er ganz in der Ordnung finden. Abgesehen davon, daß in Rom das Kriegswesen von höchst untergeordneter Bedeutung ist, die Größe oder Kleinheit eines Staates dagegen auf die Wichtigkeit des Cultus und des Unterrichts keinen bedingenden Einfluß üben kann, sind bei jenem nur vorübergehende äußere Nachtheile durch Mißgriffe möglich, hier aber principielle Verderbnisse mit nicht zu berechnenden Folgen leicht denkbar.

Da findet ein anderer Professor am College de France, Hr. Lerminier, es merkwürdig, daß, wie Rom aus einer Räuberhöhle, so ein Befreier der Nationen aus einer Krippe hervorgegangen sey. Aber je

mehr der Mensch der obersten Vernunft sich nähert, desto mehr bildet er sich, so weit ihm möglich, zum Gott aus; ob er dann den Namen Cäsar oder Jesus Christus, Shakspeare oder Plato trage, ist gleichgültig. Nach solchen Vordersätzen wird man sich über nachstehende Beurtheilung des achtzehnten Jahrhunderts durch den Genannten (Einfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts) schwerlich verwundern: „Sein Ruhm bestand darin, mit der Ueberlieferung zu brechen, und wider die Lügen und die Eigenheiten einer veralterten Autorität sich aufzulehnen". Hr. Lerminier steht hierin im schönsten Einklang mit seinem vormaligen Collegen Guizot, welcher in seiner vierzehnten Vorlesung über die Geschichte der Civilisation in Europa sagt: „das achtzehnte Jahrhundert nahm dasselbe, gewann einen höchst guten, höchst schönen, höchst nützlichen Aufschwung, und müßte ich ein Endurtheil fällen, so würde ich dasselbe ohne Zögern darin aussprechen: daß mir das achtzehnte Jahrhundert als eine der bedeutungsvollsten Epochen in der Menschengeschichte vorkömmt, dasjenige vielleicht, welches der Menschheit die größten Dienste geleistet, welches dieselbe zu den größten, zu den umfassendsten Fortschritten angetrieben hat".

Lerminier hält auch dem St. Simonianismus folgende Lobrede: „Die neue Schule war keck. Sie läugnete das Daseyn des Bösen, sie predigte die Rehabilitation der Materie. Gibt es Böses? gibt es Gutes? was ist bös, was gut? Es gibt kein Böses. Der Mensch hat nicht gegen eine unheilschwangere Gewalt zu kämpfen. Was er für böse gehalten hat, ist nur Unvollkommenheit seines eigenen Wissens, Unzulänglichkeit seiner eigenen Kraft. Müsse daher auf immer das Dunkel, der Schauer und die Nacht des Satans verschwinden! Die Hölle ist eine Lüge, das Böse ein Hirngespinnst! Der Mensch hat in Raum und Zeit ein einziges Hinderniß — sich Selbst; mit dem Schwert hat er seine eigenen Täuschungen als lügnerische zu verjagen. — — Diese Schilderhebung ist kühn und rauschend. Ich biete ihr die Hand. Ich halte sie für legitim, mir kömmt sie als natürliche Frucht der Wärme unseres Jahrhunderts vor".

Da ich der St. Simonisten gedacht habe, so mag auch Michael Chevalier genannt werden, welcher denselben ebenfalls in das College de France unter dem Schirm einer reichen Besoldung hinübergeflüchtet hat. Aus seinen Vorlesungen über politische Oekonomie sind Gott und Religion verbannt, und spucken St. Simonistische und pantheistische Ideen noch so gut, wie in seinen Briefen über Nordamerika.

An ihn reiht sich Philarete Chasles, der Rehabilitator des Fleisches, welcher hierüber so sich vernehmen läßt: „Lange genug hatte die Gewalt des Spiritualismus die Welt beherrscht. Sie war dieser pracht- und schmerzvollen Unterdrückung satt. Nachdem der Spiritualismus die Menschheit abgemattet hatte, nachdem sie der Entsagung müde war, nachdem sie von Fasten und Wachen sich erschöpft fühlte, nachdem man inne ward, daß es mit dem Spiritualismus aus sey, begann zwei Jahrhunderte durch eine langsam voranschreitende Reaction des Materialismus gegen den Spiritualismus, des zum Knecht gewordenen Körpers gegen die hoch gebietende Seele. Von Jahr zu Jahr ging man mit lebhaften Vorwürfen gegen diese Strenge an, welche den Menschen zermalmte und ihm eine Art materiellen und moralischen Mordes auferlegte, gegen diesen Spiritualismus, in welchen sich alle Laster, deren die Menschheit niemals frei ist, mengten, als: Heuchelei, Geitz, Habsucht, Tyrannei. Wie nun dieser Spiritualismus sein Werk vollendet und seine eigene Schöpfung durch deren Uebertreibung zu Schanden gemacht hat, so ist nun die fortschreitende Rückkehr zu Wiedereinsetzung der Materie durch Prüfung an der Reihe.

Es wären noch viele Namen zu nennen, Proben ähnlicher Gesinnungen und gleicher Lehren an dieselben zu knüpfen. Ampere, Jouffroy, Galian, Arnould, manche dii minorum gentium, in Schrift und Wort den Genannten sich anschließend, sämmtlich Universitätslehrer. Aehnliches Dareinfahren, ähnliche pantheistische Regungen, ähnliche Geschichtszurechtmacherei bei diesen, wie bei jenen. Auch auf historische Schnitzer, wenn sie zum Effect dienlich sind, kömmt es im Nothfalle nicht an. Da läßt ein Hr. Roux Ferrand, um auf Kaiser Theodosius einen kräftigern Schlagschatten zu werfen, durch ihn das Concilium von Nicäa zur Verfolgung der Arianer zusammenrufen. Da müssen die Jesuiten den heiligen Johann von Nepomuck (einen politischen Wirrkopf) erfunden und damit ihr Glück gemacht haben; da muß die Zahl der Mahomedaner auf dem Erdkreis derjenigen der Christen gleich kommen, indeß nach durchschnittlicher Schätzung es deren mindestens doppelt so viel gibt.

Damit man aber nicht glaube, die hier bezeichneten Gesinnungen beschränkten sich bloß auf die in Paris lehrenden Universitätsherren, wollen wir noch ein paar Glieder dieser durch ganz Frankreich verzweigten Anstalt in Straßburg vernehmen, woraus man erkennen mag, daß in der Provinz derselbe Geist den öffentlichen Unterricht durchdringt, wie in der Hauptstadt, in den untern Collegien waltet, wie in

dem obersten. Der eine ist der Generalinspector Matter, welcher sowohl in seiner Kirchengeschichte als in seiner Geschichte des Gnosticismus die eine Hand dem flachen deutschen Rationalismus, die andere der allein gültigen Universitätsgesinnung bietet, und nicht bloß dem protestantischen Princip, als dem alleinrichtigen, huldigt, sondern allen Irrlehrern das Wort spricht, alle Häupter der Gnostiker in Weise verwandelt und den Gnosticismus als das originellste, reichste und bewundernswürdigste System der Vergangenheit aufstellt, in dessen Bekämpfung die bisher für groß gehaltenen Kirchenlehrer um so mehr Unrecht thaten, als jener auf eine Verschmelzung der damals vorfindlichen Partheien ausging, und in seinen Schulen und Heiligthümern das Erhabenste der christlichen Religion mit der Blüthe der Theosophie der alten Welt durchdrang.

Der andere ist der Professor Ferrari, Libris Landsmann, der in seinem „Vico und Italien" gleichen Haß gegen das Christenthum und die katholische Kirche ausschäumt. Ihm zufolge ist der Papst nur eine Nachahmung des Dalai = Lama. Er bedauert, daß der große Pantheist Bruno verurtheilt und es unmöglich geworden sey, die prachtvollen Scandale eines Aretin und Boccaz zu erneuern. Alle fromme Seelen Italiens, meint er, hätten sich in Aerger über Roms Verderbniß dem deutschen Protestantismus angeschlossen.

Zu weiterer Verbreitung ihrer antichristlichen Lehren haben sich die vorhin angeführten und antikirchlichen Obermeister der Universität in der Revue des deux mondes ein eigenes Organ geschaffen. Schlau und betriebsam, wie sie sind, haben sie wohl gewußt, daß der Eintritt in Salons und Boudoirs nur geglätteter Form, feiner Sitte und gewandter Handhabung der conventionellen Sprache gestattet wird. Sie haben sich zum Voraus überzeugt, daß ein barsches Verkündigen ihrer Principien und Lieblingstheorien hier Unwille, dort Abneigung wecken und ihrem Bestreben hinderlich seyn mußte. Sie haben es durchschaut, daß das Gift verderblicher Doctrinen ohne Widerstreben dann nur eingeschlürft würde, wenn man es zu verdünnen, tropfenweise, daneben unter anziehender Hülle einzugeben verstehe. So wird dasselbe in ihrer genannten Zeitschrift in wissenschaftliche Abhandlungen, in die Besprechung anziehender Fragen aus der Vergangenheit oder der Gegenwart eingewickelt, und Herren und Frauen, Gelbschnäbel und Blaustrümpfe finden die hohen Geister, die mit so feinem Tact um ihre Belehrung und Unterhaltung sich bemühen, so liebenswürdig als bewundernswerth.

Da sagt ihnen Hr. Lerminier vor: „das All polarisirt sich; die Bemühung des Menschengeistes war dahin gerichtet, Gott bald an den einen, bald an den andern Pol zu setzen. Der Orient hat den letzten Grund der Dinge von der unendlichen Substanz verschlingen lassen; Griechenland hat die Gottheit in der anmuthsvollen Mannigfaltigkeit des Menschenbildes in Stein gehauen; das Christenthum hat seinen Gott aus dem Leib eines Weibes gezogen; es wußte Gott und Mensch so zusammenzurücken, um jenen nicht abermals als Seele des Unendlichen in dem Unergründlichen zu verlieren. Aber im siebzehnten Jahrhundert ging gleich dem Stifter des Christenthums aus dem Judenthum ein Mann hervor, der die christliche Lösung zu leicht und zu menschlich fand, Gott wieder in die Tiefe der Substanz tauchte, und kein Bedenken trug, ihn unter allgemeiner Bestürzung Landes zu verweisen. Darum ist Spinoza so groß: er nahm es auf sich, mit Jesus Christus in die Schranken zu treten. Der Nazarener hatte den Gottmenschen verkündigt, der Holländer verkündigt der Welt Gott. Wir erwarten aber noch den verstandesreichen und verständlichen Offenbarer, der Jesus Christus und Spinoza übertreffen wird. Könnten wir doch, neues Wort vom Geist ausgegangen, dir den Weg bereiten, aus der Vorahnung deiner Triumphe den nöthigen Muth zum Kampf gewinnen"!

Da singt ihnen Herr Ampere: Attraction sey das Schöpfungswort; bald müssen die drei Jahrtausend alten Träume zerrinnen; Natur und Menschheit hinfort die Symbole Gottes seyn. — Die Franzosen sind klüger als die Deutschen; sie drängen ihre Gotteslästerlichkeiten nicht in ganze Bücher, in denen sie zum Ekel werden, gleich den deutschen, sogenannten Dichtern Salley, Schäfer, Herwegh, Sievers u. dgl., sie verbreiten dieselben beiläufig mit anderem, minder Grellem vermischt. Wenn sie auch mit dem Deutschen als neu erfundene Weisheit verkünden:

> Wohl denen, die da seh'n und doch nicht glauben;
> Wohl denen, die da Tempel sehn,
> Und doch an keine Götterwohnung glauben!
> Wohl denen —
> Die Menschen seh'n und doch nicht glauben,
> Daß sie ein andres sind als Gotteskraft;

so stoppeln sie keine Layen-Evangelien, keine Vigilien, keine Nachtigallenlieder, keine Kinder der Zeit zusammen; sie wissen dieselben un-

vermerkter und, wenn mit langsamerem, deßwegen mit sicherem Erfolg an den Mann zu bringen.

Ihre Revue herrscht uns ferner an: das neunzehnte Jahrhundert ist ein mächtiges, kräftiges Jahrhundert; „unwiderstehlich, unbeugsam, unendlich; und Gott wiederholt es: Ego sum qui sum. Gehorcht diesem furchtbaren Herrscher, beuget das Haupt vor ihm“! — „Das Christenthum hat die antike Civilisation zu sehr in den Schatten gestellt. Es ist eine Ungerechtigkeit, die Gesellschaften unter der Herrschaft des Polytheismus sich herabgesunken zu denken. Wohl hat das Christenthum der Menschheit einigen Nutzen gebracht, aber es begründet dieselbe nicht. Die Welt hat gelebt, bevor es gekommen ist; es hat die Geschichte nicht angefangen, es wird sie auch nicht vollenden“. — „Und was thut der Katholicismus? Er lebt, er athmet noch, aber in unüberwindlicher Schlafsucht an seine Grundlage gekettet; noch lastet er auf einem Theil der Erde, aber er belebt sie nicht mehr; er ist das Versiechen eines langsam dahinsterbenden Körpers“.

Es würde ein Leichtes seyn, diese Blumenlese zu vermehren. Es mag aber hieran genügen: denn es wäre unmöglich, wie viele der Blumen man auch pflückte, einen Strauß daraus zu bilden, der durch Mannigfaltigkeit des Baues, des Farbenspiels, des Schmelzes und des Duftes erquickte und ergötzte; es sind einförmige, eintönige, gestalt-, blätter- und geruchlose Herbstzeitlosen, einem kalten, feuchten, sauren, seines letzten Erträgnisses beraubten Boden entwachsen, zur Zeit, da die Tage trüber, die Nächte länger, die Nebel dichter werden und von allen Seiten die Vorboten des unheimlichen, unerquicklichen Winters herannahen.

Diese Richtung der Universität tritt, seit einige ihrer einflußreichsten und betriebsamsten Glieder die neue deutsche Philosophie in ihre eigenen Neigungen verflochten, und diese durch Poliren derselben augenfälliger ausstaffirt haben, immer entschiedener und durchgreifender an den Tag. Wenn dann die Schirmherren und Anwälte der Universität auf ihre 46 königlichen Colleges, auf 312 Gemeinde-Colleges, auf 102 Institute und 914 Pensionate pochen, wenn sie unter diesen die Wahl, und außer diesen die Freiheit des häuslichen Unterrichts (welchem aber, um in die Schulen des Rechts und der Arzneiwissenschaft eintreten zu dürfen, die Universitätsprüfung folgen muß) als unverkümmerte Wohlthat entgegengehalten, so erwiedern die Eltern: Zum Unterricht unserer Söhne in dem eigenen Hause, bis zu dem Alter, in

welchem sie zur Universitäts-Prüfung reif sind, besitzen wir die Mittel nicht; jene Anstalten alle aber, die Ihr uns vorschlagt, stehen insgesammt, mehr oder weniger unter dem Einfluß der Universität. Von dieser wissen wir, daß sie ihren Zöglingen statt eines katholisch-religiösen Unterrichts vielmehr Gleichgültigkeit gegen die katholische, wie überhaupt gegen jede positive Religion einpflanzt. Da wir nun unserer religiösen Ueberzeugung gemäß wünschen müssen, daß auch die Söhne, welche Gott uns anvertraut hat, nach den Grundsätzen der Religion, und zwar speciell der christkatholischen Religion, die wir für die beste, ja für die allein seligmachende halten, erzogen werden, daß sie vor allen Dingen unsern katholischen Glauben kennen, achten und lieben lernen, so sprechen wir in kraft der Charte die Freiheit an, dieselben **solchen** Lehranstalten zu übergeben, die nicht unter Einfluß und Leitung der Universität stehen.

Wenn auch eine Erklärung in der Weise, wie sie hier formulirt ist, von Niemand erlassen wurde, so ist doch mit dem Gesagten die Gesinnung von Tausenden und aber Tausenden ausgedrückt, und einzelne Laute, aus denen eine derartige Erklärung sich zusammenstellen läßt, haben sich zur Genüge vernehmen lassen. Der Univers, der Ami de la Religion, unter den rein politischen Blättern die Gazette de France, die Quotidienne, la France, andere Blätter, welche die Sache des christlichen Glaubens und der Kirche vertraten, hatten längst schon den unchristlichen Ton und den antikatholischen Geist, der von der Universität herwehe, bezeichnet und scharf gerügt. Längst schon waren die Lehren, welche Michelet, Quinet und andere Universitätsmitglieder von ihren Kathedern verkündeten, kein Geheimniß mehr. Der Unwille aller katholisch Gesinnten im Lande war eben so wenig ein Geheimniß. Einige gewissenhafte Bischöfe hielten sich kraft ihrer Hirtenpflicht verbunden, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche der katholischen Religion in Frankreich von gewissen Lehrstühlen der Universität drohe. Am entschiedensten trat der Bischof von Chartres, ein noch durch die vorige Dynastie ernannter Oberhirte, in seinem Briefe vom 24. Dec. 1842, am beharrlichsten in einer Reihe von Aufsätzen das Blatt le Reperateur in Lyon auf. Dank und Anerkennung hiefür ward demselben von allen Seiten zu Theil.

Die verschiedenen Stimmen wurden zum Kern der Hauptschrift, welche im vorigen März gegen die Universität erschien. Sie führt den Titel: Le monopole universitaire, destructeur de la religion et des lois, ou la charte et la liberté de l'enseignement. Daß ei-

nige Citate des Verfassers unter mehr als tausend, die er in seiner Schrift gibt, nicht ganz richtig seyn mögen, wird niemand auffallen, der da weiß, wie leicht in dergleichen, meist in obwelcher Eile geschriebenen Werken, solche unterlaufen können; man darf selbst zugeben, daß er hie und da zu einiger Consequenzmacherei sich habe verleiten lassen; man mag selbst der Meinung beipflichten, durch einzelne harte Ausfälle sey der Eindruck seiner Schrift eher geschwächt, den andern die Vertheidigung erleichtert worden. Muß aber, hievon abgesehen, von allen demjenigen, was er behauptet, auch bloß der dritte Theil als richtig erkannt werden, so ist damit wider die Universität eine Anschuldigung ausgesprochen, von der sie sich, vor den Augen Aller, welche nicht leichtfertig die gesammte Zukunft der Gesellschaft preis geben wollen, nimmermehr wird rein waschen können. Und diese Anschuldigung ist nicht bloß im Allgemeinen schwankend und unbestimmt hingestellt, sondern sie wird actenmäßig durch Belege erhärtet.

XLVIII.

Romanen und Germanen.

In weniger als 500 Jahren hatte die römische Weltherrschaft das Mark aller Nationen aufgezehrt und alle geistige Zeugungskraft so erschöpft, daß die Geschichte der Menschheit einem unaufhaltsamen Abschluße, ihrem Ende entgegengehen mußte, traten nicht neue Völker auf den Schauplatz der Geschichte, befruchteten nicht neue Ideen die hinwelkende Kraft der alternden Nationen. Allein so tief und so gewaltig hatte sich die römische Herrschaft in Mark und Blut eingesenkt, daß, während ihr Bestand mit dem Fortschreiten des Menschengeschlechts unverträglich schien, ihre Auflösung dem nicht mehr zu steuernden Einbruche der wildesten Barbarei gleichgesetzt werden mußte. Selbst die regeneratorische Kraft des Christenthums hatte sich an dem mehr als tausendjährigen Reiche unwirksam erwiesen, der alte heidnische Staat hatte zu langsam dem christlichen Platz gemacht, und als endlich das Heidenthum politisch zu Grunde gegangen war, war der Einbruch der

Barbaren unaufhaltsam, eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden. Die Auffrischung des Heidenthums, welche in dem Arianismus stattgefunden hatte, der lange Bürgerkrieg zwischen Arianern und Christen im römischen Reiche, die Maaßregeln Julians und was sich Alles hieran knüpfte, die Wiedererneuerung der inneren Streitigkeiten durch K. Valens hemmten die von K. Constantin zur Umgestaltung des Reiches getroffenen Anordnungen in solchem Maaße, daß Alles, was Theodosius am Ausgange des Jahrhunderts zur Vollendung dessen that, was Constantin am Anfange desselben begründet, den Sturz des Reiches zwar noch aufhalten, jedoch nicht hindern konnte.

Die hierauf erfolgte Theilung des römischen Reiches in zwei große Hälften hatte wenigstens den Nutzen, daß, was aus der alten Zeit und mit der Umgestaltung, die das Christenthum verlieh, sich in dem einen Theile erhalten hatte, von den Romäern (Byzantinern), wenn auch nicht sehr gefördert, doch theils den slavischen Völkern überantwortet, theils im Allgemeinen so lange erhalten wurde, bis die eine große Phase der Entwicklung Europas zum Abschlusse gekommen war, und einer Befruchtung mit neuen Lebenskeimen bedurfte. Ja man sieht sehr deutlich, wie die abendländischen Völker bei jedem neuen Stadium ihrer Entwicklung mit Constantinopel in nähere Verbindung zu kommen trachten.

So groß aber war die Macht und der Glanz der dem Untergang entgegeneilenden Hauptstadt der Welt, daß sie, selbst schon mit dem Tode ringend, ihre Dränger besiegte und eine neue Entwicklung herbeiführte, welche alle die Reiche überdauerte, die sich aus den Trümmern des römischen gebildet hatten. Von Alarich verwüstet, von Vandalen geplündert, von Scyren, Rugern, Herulern mißhandelt, von Ostgothen der Mauern und Einwohner, von Oströmern ihrer Zierden beraubt, glich die größte Stadt der Erde, die ehemalige Bezwingerin der Welt, mehr einem ungeheuern Leichenacker, einem Modergefilde, als der Mutter einer neuen Aera, schien

sie eher dem ewigen Schlafe zu verfallen, als im Stande, neue Keime, neue Blüthen, die herrlichsten Früchte in ihrem Schooße zu tragen.

Und dennoch war es dieser Stadt, selbst in der Zeit ihrer größten Drangsale und von dem eigenen Kaiser aufgegeben, gelungen, was sie selbst in der Periode ihrer höchsten Blüthe nicht zu erreichen vermocht hatte, die Ueberwältigung der deutschen Völker. Mag man den Haß und die Zerstörungswuth der gothischen Völker, das perge et destrue Romam Alarichs noch so hoch anschlagen, so war doch die Bewunderung des wirklich Großen und Erhabenen von Rom in ihnen noch viel stärker. Es war jener Ingrimm, der im geistigen Leben so oft sich als der Vorläufer einer gänzlichen Umwandlung zum Entgegengesetzten zeigt, der einem Saulus inwohnte, ehe er den Heiland kannte, und einen Omar antrieb, den mit dem Schwerte zu verfolgen, den er nachher zu seinem unbedingten Herrn und Führer erkohr.

Es ist eine leichte Sache, den Zügen von Wildheit der erobernden germanischen Völker eben so viele, die eine höhere Richtung beurkunden, zur Seite zu stellen, und wenn Alarichs Zerstörungswuth erwähnt wird, darf man die Bewunderung nicht vergessen, die der greise Ostgothenkönig dem Sitze byzantinischer Herrschaft zollte, nicht das Streben Ataulfs, Alarichs Neffen, die Westgothen zu Vorkämpfern der Römer zu machen, noch die vergeblichen Bemühungen Theodorichs des Ostgothen, sein Volk von einer Vermischung mit den Römern zurückzuhalten. Vergeblich mögen unsere Teutomanen die Tugenden der alten Deutschen noch so hoch stellen; die Thatsache, daß Rom wiederholt die Völkerwanderung überwunden, römische Civilisation sich mächtiger zeigte, als alle rohe Kraft der Germanen, ist unwiderleglich. Derselbe Honorius, der alle Gräuel des ersten Völkersturmes an sich vorüberziehen sah, und, als Rom in die Hände Alarichs gefallen, nur froh war, daß seine Lieblingshenne Roma nicht, wie er anfangs bei der Trauerbotschaft glaubte, ihr theueres Le-

den eingebüßt hatte, feierte noch den Triumph, von den deutschen Königen, welche mit dem Schwerte in der Faust die Provinzen des weströmischen Reiches in ihren Besitz genommen hatten, Anerkennung als ihr oberstes und gemeinsames Haupt zu erlangen, und es war dieser freiwillige Zoll des Tributs gleichsam das Vorspiel dessen, was die spätern deutschrömischen Kaiser von den Königen der germanischen Länder, wiewohl vergeblich verlangten, und die Päpste empfingen — ein Gegenstück zu den Ansprüchen, welche einzelne romanische Fürsten später auf das Kaiserthum erhoben, weil gerade in dieser Zeit die römischen Provinzialen aus ihrer Mitte sich Kaiser Galliens, Britanniens, Hispaniens gewählt hatten. Wirklich bedurfte es eines neuen und ungewöhnlichen Anstosses, um die Völkerfluthen, welche bereits sich zu setzen begonnen hatten, in neue Gährung zu bringen. Als aber dann der letzte Tag Roms durch die Verbindung der Hunnen mit den Vandalen, der Heiden mit den Arianern gekommen zu seyn schien, Aëtius, der Besieger Attilas auf den catalaunischen Gefilden, keine Hülfe bringen konnte, kein Heer, keine Festung die Kaiserstadt schützte, erhob sich wie aus den Gräbern der Kaiserstadt eine neue Macht und hielt das geistliche Oberhaupt der Christenheit die Wüthenden auseinander, zuerst den Hunnenkönig durch die Schrecken des Todes, mit denen er ihn bedrohte, dann Geiserich, den Verfolger der Christen. Diesen beiden blutgierigen Fürsten gelang es endlich, das weströmische Volk zu stürzen; durch sie erreichte die Völkerwanderung ihren Culminationspunkt. Daß beide sich vor P. Leo dem Großen beugten und damit die furchtbarste Gewalt, welche dem Römerreiche ein Ende machte, vor der geistlichen wich, war für die Sache der Menschheit ein Sieg, nicht weniger glänzend und folgenreich, als der von Constantins germanischen Legionen über Maxentius erfochtene, oder der von den Deutschen und Römern in der großen Hunnenschlacht erstrittene. Gleich als sollte offen ausgesprochen werden, daß alle wilde Kraft von nun an nicht genügen würde, verkündigte, die

höhere Mission der neuern Geschichte und der germanischen Völker zu zeigen, der Apostel Norikums, der heil. Severin, dem Schyrenfürsten Odoaker, der, von Geiserich begünstigt, dem Römerreiche in Italien ein Ende machte, daß er dereinst den Purpur erlangen werde, und hielt der Gründer einer unermeßlichen geistigen Bewegung, der heil. Benedict, den Ostgothenkönig Totilas ab, den Untergang seines Volkes durch die Zerstörung Roms zu rächen. Es spricht sich hierin nur der leuchtende Gedanke, der zum Theil unbewußt in den edelsten Gemüthern herrschte, aus, daß nicht ein Vertilgungskrieg zwischen den beiden großen Völkern, den Trägern der alten und der neuern Zeit, entbrennen dürfe, sondern die einen wie die andern sich gegenseitig durchdringen und zum Baue eines neuen und herrlichen Abschnittes der Geschichte vereinigen müßten.

Bald bildete sich ein neues Staatensystem, indem zuerst der Hof von Constantinopel sich an das fränkische Reich anschloß, nach Grundsätzen, welche in neuerer Zeit in der berüchtigten Pentarchie ihren Wiederhall fanden, bis die Verhältnisse mit den Longobarden und Arabern eine Aenderung herbeiführten. Gerade in den Jahrhunderten, über welche bei dem größeren Theile der Gebildeten die oberflächlichste Kenntniß herrscht, dem sechsten bis zum achten, ward der Grund zu den wechselseitigen Beziehungen der einzelnen Völker und Staaten gelegt, welche bis zum Anfange der Kreuzzüge blieben. Damals gab es noch keine anderen Reiche, als welche sich aus dem Schooße der einzelnen Völker gebildet hatten, und jeder Kampf einzelner Staaten war ein Krieg des einen Volkes gegen das andere um politische und religiöse Existenz und Superiorität. Der Arianismus, welcher an zwei Jahrhunderte die Welt beherrscht und die größten politischen Bewegungen hervorgebracht hatte, war untergegangen, nachdem er die Vorläufer der Völkerwanderung, die Gothen mit in das Verderben gezogen hatte. An seiner Stelle bedrängte nun der Islam die christlichen Staaten, und es be-

gann ein Kampf an den beiden Enden Europas, welcher im achten wie im fünfzehnten Jahrhunderte gleich heftig wüthete, und auf dem Höhepunkte des Mittelalters die europäischen Völker zu den denkwürdigsten Zügen begeisterte, die die Geschichte aller Zeiten kennt. Gerade in diesem langandauernden Streite, in dem auf's Neue Europa mit Asien begriffen war *), erreichten aber die germanischen Völker ihre höchste Entwickelung.

Schon die erste Phase dieses Kampfes hatte für dieselben eine höchst eigenthümliche Bedeutung. Die Tapferkeit der Austrasier, d. h. der eigentlichen Deutschen im Gegensatze zu den Franken, welche sich bereits mit den römischen Provincialen zu vermischen begonnen hatten, entschied in der ungeheuern Schlacht von Tours, 732, das Uebergewicht christlicher Völker über die Moslimen das Schicksal Europa's, und bereitete dem Stamme des tapfern Siegers, den Carolingern, den Weg zum Throne. Als zweiundzwanzig Jahre später der erste König der Franken aus diesem Geschlechte, Pipin, aus den Händen des Papstes die Salbung und Krönung erhielt, so ward damit nicht nur die fränkische Nation an die Spitze der übrigen Deutschen gestellt — das war schon durch die Taufe Chlodwigs geschehen — sondern der Grundstein zu jenem Bau eines germanisch-christlichen Kaiserreiches gelegt, das Leo III. durch Wiederherstellung des weströmischen Reiches aufzurichten unternahm, und welches die wichtigsten Völker, die sich nachher in römische und germanische spalteten, in sich schloß. Als neunundzwanzig Jahre nach Carls des Großen Tode die Thorheit der Enkel zerriß, was des Großvaters starke Hand in einander geflochten, war die Spaltung bereits eine nationale geworden; dennoch aber wechselten die Kaiser aus dem einen, carolingischen Geschlechte in der Art, daß die Gebieter des lothringischen Mittellandes, des französischen, deutschen, italienischen Antheils nach einander die

*) Graecia barbariae lento collisa duello.
Horat.

Krone trugen, und keine dieser Nationen, sondern nur der Stamm Carls des Großen den Vorzug hatte. Als dieser ausstarb und eine fast beispiellose Verwirrung in den Ländern des früher carolingischen Reiches ausbrach, faßte ein Papst den folgereichen Gedanken, das weströmische Reich, das nach hundertvierundzwanzigjähriger Dauer wieder hingewelkt war, so zu erneuern, daß die Krone dem Könige der Deutschen und der Lombarden zu Theil wurde. Von dieser Zeit an wurden für ein halbes Jahrtausend die beiden Centralländer Europas, denen die Natur selbst die entscheidende Stelle unter den europäischen Ländern angewiesen, und deren Völker, die einen durch die Reinheit ihres Blutes, die anderen durch die allmählige Vermischung für die Erfüllung der Zwecke des Christenthums, wie für die Aufrichtung einer gewaltigen Herrschaft, geistige und materielle Entwicklung am meisten geeignet waren, dauernd und in der Art mit einander verschlungen, daß beide die freieste Lebensthätigkeit zu entfalten vermochten. Diese Verbindung des romanischen und germanischen Hauptlandes „des Priesterthums und des Königthums", wie man dieses in Zeiten nannte, wo man von den Nebenbeziehungen zu abstrahiren gewohnt war, verschaffte Europa jene eigenthümliche Kraft, welche noch jetzt, nach mehrhundertjährigen Zerstörungsversuchen, das Mark mancher Staaten bildet. So lange sie aufrecht erhalten wurde, war das Leben Europa's nicht in der Peripherie, wie heut zu Tage, sondern im Herzen des Erdtheiles, gab es in Europa keine Despotien, keine drückenden Militärmonarchien, wagte es kein Fürst, sich zum Herrn der Gewissen seiner Unterthanen aufzuschwingen; ward der Staat, der jetzt Alles verschlingt, in feste Schranken zurückgehalten, waren die Kriege weder so häufig, noch so verderblich, und wenn auch die neuere Staatskunst mit ihren wohlthätigen Seiten damals noch nicht gekannt war, so fehlten dafür auch die nachtheiligen, die Höhe der Steuern, die wachsende Last der Schulden, die Unzufriedenheit der Gemüther, die steigende Verwirrung der Begriffe.

Weniger, aber bestimmter waren die Gesetze; die Freiheit war größer, da man sie nicht in der Form suchte, sondern in ihrem Wesen, in der gehörigen Abwägung von Recht und Pflicht, in eigener Thätigkeit, ohne drückende Bevormundung durch eine Kaste, deren Berechtigung hiezu oft genug zweifelhaft erscheint.

Zwei große, lebensvolle Ideen hielten die innere Einheit germanischer und romanischer Völker aufrecht, und ließen die nationalen Antipathien nicht in unversöhnbare Feindschaft, nicht bis zu Vertilgungskriegen ausarten, das Papstthum und das Kaiserthum. Gerade das weltliche Ansehen, welches das erstere neben dem geistlichen gewonnen hatte, schützte in jenen stürmischen Zeiten der ersten Entwickelung der Völker auf der Bahn der Cultur schwächere Nationen gegen den Uebermuth der Stärkeren, so daß, was in unsern Zeiten als unbestreitbares Gesetz des Siegers, ja als Regierungsmaxime angesehen wurde, die Zerstörung althergebrachter Rechte, damals ungekannt war. Und wenn die Könige von Ungarn, Dalmatien, Croatien, England, Aragonien, Sicilien theils ihre Lande vom römischen Stuhle zu Lehen empfingen, theils der Kirche des heil. Petrus, von wo aus sie die Wohlthaten der Civilisation empfangen hatten, einen Ehrentribut entrichteten, so darf hiebei nicht vergessen werden, daß, je höher das Ansehen der Päpste durch das freiwillige Entgegenkommen der Fürsten stieg, desto schwieriger auch ihre Stellung, desto zahlreicher ihre Pflichten wurden. Und gerade dieser Schutz, den die Völker von dem römischen Stuhle wider ihre Dränger erwarteten, und in Zeiten erhielten, wo ein Eingehen in dieses Begehren die theuersten und wichtigsten Plane vereitelte, verwickelte einen Gregor VII. in den Kampf mit Heinrich IV., welcher die Sachsen auszurotten, die Franken und Schwaben tributär machen wollte, einen Alexander III. in den nicht minder furchtbaren Streit mit dem größten Gegner der Lombarden, Friedrich I., Gregor IX. und Innocenz IV. in den Riesenkampf mit Friedrich II., welcher die Lombarden wie

die Sicilianer zum Schemel seiner Füße zu machen strebte. Dieser unselige Kampf der deutschen Kaiser mit den Italienern brachte zuerst den Keim der Abneigung zwischen romanischen und germanischen Völkern zur vollen Frucht; während Bande der Abkunft, der Religion, ähnlicher politischer Entwicklung sie mit einander umschlangen, stürzten sie jetzt gewaltsame Ereignisse in ein feindliches Verhältniß, das die ganze politische Ordnung des Erdtheiles mit dem Umsturz bedrohte. Denn obwohl schon die letzten Carolinger in Frankreich sich bemüht hatten, mit dem byzantinischen Reiche schon im zehnten Jahrhunderte gegen das deutsche in Verbindung zu treten, waren diese Versuche eines hinfälligen Geschlechtes, wenn auch ernstlich gemeint, doch zu vorübergehend, und reihten sich von selbst aus gleichen Motiven geflossenen Ansprüchen an, welche von Zeit zu Zeit in England und Spanien in Bezug auf die Kaiserwürde auftauchten, die aber, was das letztere Land betrifft, gerade von demjenigen am kraftvollsten zurückgewiesen wurden, welchen man sich gewöhnlich als den entschiedensten Gegner des deutschen Kaiserthums vorstellt, Hildebrand, (Papst Gregor VII.)

Erst das große Ereigniß, welches berufen zu seyn schien, die Völker Europas allen inneren Zerwürfnissen zu entheben, ihre Kraft zu concentriren, allen ihren Bewegungen eine Seele zu verleihen, die Kreuzzüge waren es, welche in ihrer Ausrottung die geheimen Antipathien der Völker so gewaltig erregten, daß die Kämpfe im Morgenlande der Feuerheerd wurden, an welchem die Fackel der Zwietracht unter den europäischen Nationen angezündet, von wo aus sie nach England und Frankreich, nach Deutschland und Italien, nach dem Osten und Westen von Europa geschleudert wurde. So lange die Kreuzheere der Deutschen und der Franzosen ein gleich unseliges Ende fanden, mochte das gleiche Unglück den Völkerstreit ersticken. Als aber Friedrich Barbarossa in zu spätem und unglücklichem Zuge die Schuld des Verlustes von Jerusalem im Saleph büßte, und nun die Trümmer seines Heeres

vor die Mauern von Ptolemais zogen, wo die Eifersucht der größten Könige der Christenheit, von keinem Kaiser gebändigt, ihren Schaaren sich mittheilte, entbrannte hier ein Kampf der Deutschen und Franzosen über den Vorrang, der, wie die Streitigkeiten der Genuesen und Venetianer, der Pisaner und Genuesen von derselben Stadt sich in das Abendland zog, und als er hier durch den Kampf der Kaiser mit den Päpsten neue Nahrung fand, nicht eher ruhte, als bis die Ordnung Europas zerüttet, das Gleichgewicht der Nationen zerstört war.

Wie die Gründung eines lateinischen Reiches zu Constantinopel Ursache des Hasses der Griechen gegen die westlichen Nationen Europas wurde, bis auf den heutigen Tag, in den dann der größere Theil der slavischen Völker mit hineingezogen wurde, so ward der Versuch der letzten Hohenstaufen, alle Völker von der Nordsee, bis zum Cap Passaro durch ein künstliches Regierungssystem unter einem Gebieter zu vereinigen, Ursache der von nun an immer stärker werdenden Losreißung Italiens von Deutschland, der zunehmenden Schwäche beider Länder, der Entwicklung von Nationalitäten, welche ihrer selbst eigentlich zuerst mehr in ungewohnter Feindschaft gegen andere bewußt wurden. Der Aufschwung, den um diese Zeit die französische Macht durch Eroberung des sicilianischen Reiches nahm, verschaffte mit einem Male den romanischen Nationen eine drohende Stellung gegen die Deutschen, deren Bedeutung nur durch die inneren Streitigkeiten gemäßigt ward. Das ganze Resultat der langen Fehde der Hohenstaufen mit den Päpsten schien lange Zeit nur den Franzosen allein zu Gute zu kommen, die erst in Neapel, dann in Avignon den römischen Stuhl in Abhängigkeit von sich brachten, die lombardische Königskrone von der deutschen zu trennen, und dadurch das Hauptreich der Erde auf das Maaß eines gewöhnlichen Königreichs zurückzubringen suchten, dann immer offener nach der Kaiserkrone strebten. Die Verwirrung, in welcher sich damals das deutsche Reich befand, verschaffte diesem unheilvollen Streben allen nur denkbaren Vorschub,

andererseits aber schlug es in dem Augenblick um, als das Ziel bereits für immer erreicht schien. Erst nachdem die allgemeine Idee, die alle Völker Europas in höherem oder minderem Grade erfaßt hatte, erloschen, das vereinigende Band zerrissen war, das die Kreuzzüge um Romanen und Germanen geschlungen hatte, war Zeit, daß die besondern Ideen auftauchen, daß die einzelnen Nationalitäten sich entwickeln konnten. Aber im Gefühle des Ungenügenden suchen sie sich in die Wette noch des allgemeinen Mittelpunktes zu bemächtigen, und da die Deutschen das Kaiserthum für sich behaupten, jagen sich Franzosen und Italiener mit Gewalt und List das Papstthum ab. Da schließt sich in diesem unedlen Treiben zuerst Deutschland durch den Churverein von dem alten System ab. Halb freiwillig, halb genöthigt, entsagt es der hohen Stelle, die es bisher behauptete. Es tritt unter die andern Staaten zurück, und aus einer Beherrscherin der Völker wird es unter den Gleichen das Erste. Kurze Zeit darauf entsteht mitten unter den Kriegen, in welchen Engländer, Franzosen, Spanier die Kraft vergeuden, welche hundertfach genügt hätte, die auftauchende Macht der Osmanen im Keime zu erdrücken, das Schisma; ein Franzose, ein Italiener, ein Spanier hadern um den Besitz der Schlüssel, die der Heiland nur Einem gegeben. In dieser Zeit beispielloser Verwirrung tritt noch einmal Deutschland als rettendes, reinigendes Element mitten unter die gährenden Gemüther, und Kaiser Sigmund versucht unter ungleich schwierigern Verhältnissen, was in der Mitte des eilften Jahrhunderts den fränkischen Heinrich auf den Gipfel der Macht und des Ansehens gebracht hatte. Durch seine Bemühungen versammelt sich auf deutschem Boden ein Gerichtshof der Nationen, wie die Welt keinen zweiten sah. Alle haben nur Ein Bedürfniß, der christlichen Welt die verlorne Einheit wieder zu verschaffen; es scheint sie eine Vorahnung beseelt zu haben, daß jetzt oder nie von allen Völkern zusammen jenes Gebäude erneut werden solle, zu dessen Grunde der Heiland den Felsen Petri

bestimmte. Nochmals erhob sich die deutsche Nation hoch über alle Völker, als ihre Vorschläge, die Kirche zu bessern und Frieden unter die Staaten zu bringen, die Grundlagen des neuen Systems wurden, das als das theuerste Vermächtniß des Mittelalters einer neuern Zeit überantwortet werden sollte. Aber es war, als hätte die deutsche Nation ihre Kräfte weit aus überboten, als schwindle ihr selbst vor der Höhe, die sie im Angesichte der Völker Europas erklommen. Das Concil von Basel ist bemüht, das wieder einzureißen, was das Concil von Konstanz aufgebaut, und kaum sind mit großer Mühe die allgemeinen Angelegenheiten wieder geordnet, so überläßt sich Deutschland, England, Frankreich, Spanien den inneren Zwistigkeiten, einem Chaos von Leidenschaften, die die geistlichen und weltlichen Verhältnisse, die Macht der Stände und der Fürsten, der höheren und niederen Gewalten, alle Fragen, die den Staat, die den Einzelnen betreffen, berühren, verwirren, in Schwanken bringen. Als endlich die Gährung den Punkt des Niederschlags erreicht, tritt als Facit die fürstliche Macht hervor, die schon unverholen nach der Herrschaft über alles greift. Nur in Deutschland geht der Streit noch unentschieden in das sechzehnte Jahrhundert hinüber, und stehen die Ritter den Fürsten, die Städte dem Adel, die Bauern und Fürsten allen, feindlich gegenüber, so daß eine friedliche Ausgleichung immer weniger möglich wird. Da veranlaßt der Zug K. Karls des Achten von Frankreich, welches, kaum in sich vereint und erstarkt, sogleich den Frieden von Europa bedroht, einen mehr als sechzigjährigen, furchtbaren Krieg, wie Europa seit der Völkerwanderung keinen gleichen sah. Vergeblich rief im Anfange desselben Kaiser Max I. die deutsche Nation auf, ihrer alten Größe eingedenk, nicht zu dulden, daß Franzosen und Spanier Italien an sich rissen, mit dessen Besitze die Herrschaft Europas verbunden schien, das seit Jahrhunderten der Schauplatz welthistorischer Kämpfe war, bis in neuerer Zeit die Zwietracht der Deutschen ihr Vaterland zum Schlachtfeld der fremden Völker umgeschaffen hat. Aber die Na-

tion war der Bürde ihrer Größe und so langer Herrschaft müde geworden; sie sehnte sich nach Ruhe und setzte dem kriegerischen Sinne ihres kühnen Kaisers das Begehren nach Ordnung und Gerechtigkeit entgegen, Güter, die so lange Zeit in Deutschland nicht mehr zu finden waren. Somit schied das Hauptland der Germanen aus dem Rathe der Völker aus, die von nun an ohne dasselbe über das Geschick Europas entschieden. An die Stelle des Reiches trat das habsburgische Kaiserhaus, welches noch die Aufgabe des Kaiserthums mit den eigenen Zwecken möglichst in Einklang zu bringen suchte. Die Krone selbst ward versteigert, durch höheres Gebot Frankreich entrissen und für eine Zeitlang mit der spanischen vereinigt, so daß die Nation an das Schlepptau ausländischer Politik genommen, von nun an fremden Zwecken zu dienen lernte. Als endlich der große europäische Krieg i. J. 1559 endete, war der Zustand Europas ein anderer geworden, wurde die Welt ohne Deutschland geordnet und die neuere Geschichte eröffnet, welche eine fast ununterbrochene Kette von Demüthigungen und Erniedrigungen des deutschen Volkes und Reiches ist. Der Friede von Chateau en Cambresis, welcher Italien den Spaniern Preis gab, beschließt die Zeit germanischer Oberhoheit in Europa und brachte den Scepter an die Romanen, von denen bis zum Pyrenäenfrieden die Spanier, und von da bis zum Utrechter Frieden die Franzosen die Hegemonie in Europa behaupteten.

XLIX.

Rußland im Jahre 1839 nach dem Marquis von Custine.

Wäre Rußland ein Staat untergeordneter Bedeutung, wie es ihrer so viele in Asien gibt; wäre seine Verfassung eine solche, deren Wirkungen sich nur auf das Innere, auf das eigene Volk beschränkten: so könnten wir uns damit begnügen, allenfalls das Schicksal eines Volkes zu beklagen, wo der persönlichen Würde, der Unabhängigkeit des Geistes, der originellen Entwicklung seit Jahrhunderten kaum irgend ein Spielraum gegönnt ist, wo vielmehr nur ein Gedanke, nur ein Wille als einziges Gesetz gilt, und nur eine Stimme verlautet, der alle Uebrigen stummen, militärischen Gehorsam zu leisten schuldig sind. Näher uns mit einer solchen kosakischen Regimentsweise zu befassen, die in ihrer Uniformität jede Originalität, jedes freie geistige Leben tödtet, dazu würde uns alles Interesse mangeln.

Allein anders verhält es sich mit Rußland. Wer seiner unglaublichen Vergrößerung in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit gefolgt ist; wer es beobachtet hat, wie es unter unseren Augen, bis auf die heutige Tscherkessenjagd, eines jener Völker nach dem anderen, die in seinen immer ausgedehnteren Bereich kommen, unter steten Protestationen seiner Mäßigung und seines Abscheues vor ehrgeizigen Eroberungen, scheinbar gegen seinen Willen confiscirt; wer endlich sich vergegenwärtigt, wie sogleich nach dieser Einverleibung durch das Schwert mit rücksichtslosem Durchgreifen eine andere Einverleibung in der Russifizirung beginnt, indem der Ge=

neralissimus die Eroberten in die große Armee einregimentirt, und sie also gleich ihren Vorgängern unter der Disciplin des militärischen Commandos jeder Selbständigkeit entkleidet: der wird wohl empfinden, daß unser Interesse: den kriegerischen Zaarenstaat der Polarregionen kennen zu lernen, ein anderes, als ein allgemein menschliches oder ein wissenschaftliches ist.

Mag immerhin der Gedanke, daß die Zukunft der Welt Rußland angehöre, daß wir einem russischen Weltalter entgegengehen — ein Gedanke, der in der jüngern russischen Literatur sich großer Popularität zu erfreuen hat, und in Prosa und Versen sich vielfach kund gibt — ein Traum der Nationaleitelkeit seyn, über den jeder lächelt, der die schwachen, thönernen Füße kennt, auf denen der bedrohliche nordische Koloß ruht: so ist doch die Stellung dieses bis jetzt noch unaufhaltsam auf der Bahn seiner Eroberungen vorgeschrittenen Kriegerstaates jedenfalls eine solche, die uns die gespannteste Aufmerksamkeit gebietet, und es uns zur Pflicht macht, jeden Beitrag zur näheren Kenntniß und Würdigung dieses Prätendenten einer Universalmonarchie, der seinen eisernen Fuß mitten in deutsch-redende Provinzen gesetzt, hinzunehmen. Dieß sind die Betrachtungen, die uns bewogen haben, unseren Lesern aus dem eben erschienenen Werke des Marquis von Custine über Rußland das Wesentliche mitzutheilen, damit sie diesen neuesten Bericht mit dem, was wir aus den Berichten anderer Nationen in früheren Jahrhunderten bereits mitgetheilt haben, vergleichen können. In unseren gegenwärtigen politischen Verhältnissen gilt es als ein anerkannter Grundsatz nothwendiger Vorsicht, daß, wenn ein europäischer Staat ersten Ranges seine Unterthanen unter die Waffen ruft und seine Armeen auf den Kriegsfuß setzt, die übrigen Großmächte nicht müßig zusehen dürfen, sondern zur Abwehr eines überraschenden Einfalles gleichfalls das Schwert ziehen müssen: wie groß muß daher unsere Wachsamkeit einem Staate gegenüber seyn, der seiner innersten Verfassung nach beständig

im Kriegszustande ist; der eigentlich nur Soldaten und Offiziere kennt; dessen gesammte Kraft sich willenlos, im Innern wie nach außen hin, nach der unumschränkten Willkühr seines Generalissimus bewegt, und worin der Einzelne jedes Recht, jede Freiheit, jede persönliche Würde und Selbständigkeit in die Hand eines Einzigen niedergelegt, damit dieser sein Volk zum mächtigsten der Erde mache, und er so in der Beute der Eroberungen als Gebieter der Ueberwundenen eine Entschädigung für die hingeopferte eigene Freiheit erhalte. Dieß ist der Geist der russischen Geschichte, der uns seit Abschüttelung des mongolischen Joches von so vielen ihrer blutigen Blättern entgegenweht, und dieser Geist war es auch, dessen Walten dieser neueste französische Reisende in der kaiserlichen Hauptstadt überall begegnete, und dessen Eindruck er uns schildert. Ehe wir aber von seinem Werke sprechen, einige Worte über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers.

In einem Lande wie Rußland, wo es zum Regierungssystem gehört, sich von deu geistigen Einflüßen des europäischen Westens zu entziehen; wo man nur ungern Päße ins Ausland ertheilt, und dem Verkehr der Ausländer jedes Hinderniß in den Weg legt; wo von einer freimüthigen Presse auch nicht die Rede ist, sondern selbst das Unbedeutendste in einen offiziellen Schleier des Geheimnißvollen eingehüllt wird, in einem solchen Lande muß es äußerst schwierig seyn, sich irgend eine genügende Kenntniß von seiner Lage und der Gesinnung seiner Bewohner zu verschaffen. Dazu kömmt noch, daß man hier ohne Protection nichts erreichen kaun und nirgends zugelassen wird. Wer aber will den Protector eines Fremden machen, der hierhin kömmt, um mit unpartheischem Auge zu prüfen, und dessen späteres Verdammungsurtheil vielleicht den Protector in den Augeu des Kaisers oder seiner Minister für immer compromittiren könnte. So zerfallen die Fremden, welche Rußland besuchen, nothwendig in zwei Klassen: in solche, die nichts oder sehr Weniges sehen, weil man sie für verdächtig hält, sie nirgend zuläßt und jeden ihrer

Schritte und Tritte bewacht; und in solche, deren Eitelkeit und Eigenliebe man gewinnen möchte, damit sie zu Posaunen des russischen Lobes dienen; ihnen ist man zuvorkommend, sie überhäuft man mit Schmeicheleien und Artigkeiten, für sie schmückt man sich mit seinen schönsten Perlen und Diamanten; ihnen zeigt man mit lächelnden Mienen den blühenden Zaubergarten exotischer Pflanzen an den Gränzen Laplands; ihnen spricht man von dem Glücke und der Seligkeit der Beherrschten, von der Weisheit, der Milde, der Gerechtigkeit der Herrscher; mit einem Worte, mit ihnen macht man es, wie man der Kaiserin Katharina gethan, als sie sich ebenfalls von der Lage ihres eigenen Landes unterrichten wollte: man stellt ihnen in einiger Entfernung von der Landstraße gemalte Dörfer hin, um sie von dem wunderbaren Flore der ihrem Scepter unterworfenen Gebiete und von der Weisheit und Sorgfalt ihrer Staatsdiener zu überzeugen. Welcher dieser beiden Klassen können wir den französischen Marquis zugesellen?

Seiner Familie nach, einer der ältesten Lothringens, gehört er zur besten Gesellschaft des Faubourg St. Germain. Die kriegerischen Erinnerungen, welche sich an seinen Namen seit einer Reihe von Generationen knüpfen, konnten ihm in einem Staate, dessen Erinnerungen aus der Vergangenheit und dessen Hoffnungen für die Zukunft gleichfalls kriegerische sind, nur zur Empfehlung gereichen. Der russische Staat ist ja seit Peter I. eine Militärhierarchie, ein Offizier von so illustren Ahnen war darum in jeder Beziehung courfähig. Die Blutstrafe, welche das altadeliche Geschlecht von dem undankbaren Terrorism der Revolution für ruhmvolle Dienste erduldet, mußte dem Enkel eine gastfreundliche Aufnahme bei dem mächtigsten Bekämpfer der Revolution von unten, dem Vertreter der absoluten Monarchie, bereiten. Sein Urgroßvater schon starb an den Wunden von Rosbach zu Leipzig, Friedrich II. erwies ihm die Ehre seines königlichen Besuches. Sein Großvater, Adam Philippe, wohnte schon als achtjähriger Knabe unter dem Marschall de Saxe der Belagerung von Mastricht

bei, als einundzwanzigjähriger Jüngling erhielt er von dem Minister Choiseul ein eigenes Dragonerregiment, er kämpfte rühmlich in Westphalen, Friedrich II. nahm auch ihn bei einem Besuche in Berlin mit Auszeichnung auf, und gedenkt seiner in seinen Memoiren. Ein Anhänger der neuen Freiheitsideen focht er mit Lafayette auf den amerikanischen Schlachtfeldern. Heimgekehrt und zum Marechal de Camp und Gouverneur von Toulon ernannt, erwählte ihn der Adel von Lothringen, 1789, zu seinem Vertreter bei den Generalstaaten. Von dem an ist der Name Custine mit dem Geschicke unseres Vaterlandes verflochten; denn an ihn sollten sich die ersten Waffenerfolge der französischen Revolution in den Rheinlanden anknüpfen. Der Deputirte von Metz stimmte mit der linken Minorität für Reformen im Sinne der neuen Freiheit als Verfechter des Tiersetat; er erklärte sich für die Anerkennung der sogenannten Menschenrechte, für Errichtung der Nationalgarde, für Schärfung der Militärdisciplin, als deren rücksichtsloser Beobachter er von den Soldaten gefürchtet ward. Seine politischen Ansichten, womit er den Vorrechten seines Standes entsagte, erwarben ihm den Oberbefehl der Rheinarmee, und hier war es der glückliche Fang von Speier, die Uebergabe von Mainz, die Brandschatzung Frankfurts, was seinen Namen mit den ersten Lorbeeren der Revolution schmückte und zu einem der gefeiertsten jener Tage machte. Allein die Katastrophe vom 31. Mai, worin die Gironde unterlag, wiederholte Schlappen, die er in den Rhein- und Maingegenden erlitt und ihn nöthigten, hinter die Weissenburger Linien sich zurückzuziehen, dann seine Unthätigkeit an der Spitze der ebenfalls halb aufgelösten Nordarmee, die Streitigkeiten endlich seines gereizten Mißmuthes mit dem Kriegsminister und verschiedenen Generalen: alles dieß bereitete den hochgefeierten Helden vor, ein Schlachtopfer revolutionären Undankes und democratischen Wankelmuthes zu werden. Er ging nach Paris, seinen Feinden Trotz zu bieten, die Gefahr nicht achtend. Marat und die Bluthunde der ja-

kobinischen Journalistik fielen über ihn her; das comité de salut public setzte ihn am 29. Juli 1793 als Vaterlandsverräther in Anklagestand, er vertheidigte sich mit Ruhe und Geistesgegenwart; allein die Blutdurst seiner Ankläger siegte; Thränen über den Undank derer vergießend, die ihn früher in den Himmel erhoben, und von einem Beichtvater getröstet, bestieg er am 28. Aug. 1793 das Blutgerüst, nachdem er in einem, mit männlicher Fassung geschriebenen Brief seinem jugendlichen Sohne, dem Vater unseres Reisenden, die Rechtfertigung seines Andenkens als seinen letzten Wunsch in die Seele gerufen.

Der Großvater, aus Lothringen gebürtig, das früher Deutschland angehörte und zum Theil noch deutsch spricht, war ein großer Freund und vertrauter Kenner der deutschen Sprache gewesen. Er hatte seinen Sohn in die deutsche Schule von Kolmar im Elsaß gegeben, und ihn hier ihrem Director, Pfeffel, insbesondere empfohlen. Seiner socialen Stellung und dem Geschmacke der Zeit gemäß bildete sich der junge Mann zu einem militärischen Diplomaten aus. Er erhielt zwei Missionen an den Herzog von Braunschweig und den Berliner Hof, den einen zur Uebernahme des französischen Heeres, den anderen zum Beitritte auf die Seite Frankreichs zu bewegen; beides vergeblich; dann stand er seinem Vater als Adjutant in seinen rheinischen Feldzügen zur Seite. Mit der ganzen Hingabe einer edeln, jugendlich begeisterten Seele, die keine Gefahr achtet und des Todes spottet, vernahm der Jüngling den letzten Willen seines unglücklichen Vaters. Seine kühne Vertheidigung des väterlichen Andenkens aber zog die blutdürstigen Blicke der Männer des Schreckens auf ihn; Robespiere erhob nun gegen ihn seine anklagende Stimme von der Tribüne; dasselbe Tribunal, das den Tod über seinen Vater ausgesprochen, richtete auch ihn; die Gironde war zu schwach ihn zu retten; seine Geistesgegenwart aber, seine unerschrockene, edle Haltung und seine ruhige Klarheit schien die Herzen der Verhärteten für den edlen Jüngling zu gewinnen;

aber in hochherzigem Unwillen deckte er die Verfälschungen auf, die sich der Präsident des Gerichtes, Dumas, um ihn zu verderben, gegen das Gericht erlaubte. Der Schrecken herrschte, und auch hier siegte der kalte Blutdurst der gereizten Tiger, am 3. Juni 1794 fiel auch sein Haupt unter dem Henkerbeil.

Seine Gemahlin, eine zarte, junge Dame von bewunderter Schönheit, die einer der ersten französischen Familien angehörte, bewies sich seiner in jenen schreckenvollen Tagen mit männlichem Heldenmuthe würdig. Während die Freunde und Verwandten scheu zurückwichen, besuchte sie seinen Vater in dem Gefängniß, und nur der Tod konnte sie von ihm selbst trennen, an die er vor seinem Tode ein schönes letztes Lebewohl in einem bewundernswerthen Brief richtete. Dafür legte die Revolution nun auch die Tigerhand an die verlassene, junge Wittwe; auch sie schmachtete, getrennt von ihrem Kinde, dem Verfasser des Werkes über Rußland, monatelang in den Kerkern der Revolution, jeden Tag gewärtig, daß das über sie gefällte Todesurtheil auch an ihr, wie an so vielen Genossinnen ihres Unglückes, vollstreckt werden würde. Der Sturz Robespierres öffnete endlich die Thore ihres Gefängnisses. Eine Wärterin aber aus dem deutschredenden Lothringen hatte während ihrer Gefangenschaft, mit rührender Treue und Aufopferung, ihr kleines, verlassenes Kind von dem Hungertode gerettet, und an ihm die Stelle einer liebevollen Mutter so lange vertreten, bis der gewitterschwere Himmel sich wieder aufzuhellen begann.

Dieß waren die ersten Eindrücke frühester Kindheit, unter welchen der Enkel des Besitzergreifers von Mainz aufwuchs. Ist uns ein Schluß aus dem Geiste, welcher in seinem Werke weht, gestattet, so blieben sie nicht ohne tiefen Einfluß auf seine Richtung. Die alten französischen Adelstraditionen, das Ideal eines vollendeten Gentilhomme, Ansprüche auf eine gewisse aristokratische Selbständigkeit, verbunden mit einer leichten, heitern, chevaleresk galanten, wohlwollend verbindli-

chen, geistreich coquettirenden, selbstgefälligen Liebenswürdigkeit im Umgange, wie sie den Ruhm des alten französischen Hofes ausmachte, mischen sich darin seltsam mit liberalen Ideen, wie die neuere Zeit sie den Kindern der Revolution eingeflößt. Es gibt sich darin ein Abschen vor dem Despotism kund, der sich mit einer fast radicalen Rücksichtslosigkeit in den Ausdrücken, mit einem wahren Ueberfluß von Invectiven Luft macht. Dieß ist ohngefähr die Physionomie, in welcher sich uns der Verfasser darstellt. Sind seine politischen Ansichten im Allgemeinen, wie die seiner meisten Landsleute unserer Tage, nach so vielen Revolutionen, sehr unbestimmter Natur, sagt er auch selbst, daß es in der Politik nur wenige unwandelbare Principien gebe: so bekennt er sich dagegen mit dem bessern Theil der unter seinen Augen aufwachsenden französischen Jugend im Religiösen auf das entschiedenste zur katholischen Kirche; ja von ihr erwartet er auch für die Zukunft das einzige Heil für die Politik, wenn ihr Geist das Staatsleben lebendig durchdringen werde, um die zerrissene, streitmüde Welt auszusöhnen, zu heilen und zu heiligen.

Was seine äußern Lebensverhältnisse anbetrifft, so gehört der Marquis zu jenen alten Familien, die nach der Julirevolution den Hof der Tuilerien besuchten, und dadurch den strengen Legitimisten zum Aergerniß wurden. Wie viele seiner Landsleute, und namentlich aus seinem Stande, die daheim keinen Wirkungskreis finden, der Reiselust sich hingebend, besuchte er unter anderem Spanien. Er beschrieb diese Reise in antirevolutionärem, royalistischem Sinne, was ihn den Legitimisten mehr näherte. Als er daher seine Reise nach Rußland antrat, konnte man in Petersburg mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, er werde auch diese neue Reise der Welt mittheilen. Die Blutthaten, deren sich die Revolution an seiner Familie schuldig gemacht, sein alter Adel, seine Hofmanieren, seine Unabhängigkeit gegenüber der Regierung Louis Philipp's, der Geist seines Buches über Spanien, seine religiöse, dem ungläubigen Radicalism und Demokratism abge-

wandte Gesinnung, Alles dieß ließ die Elite der Petersburger Gesellschaft hoffen, an ihm einen Vertreter der unumschränkten Monarchie, einen Lobredner der russischen Glückseligkeit zu finden. Man beeiferte sich daher, den neuen Gast mit zuvorkommender Artigkeit, wie einen zur eigenen Familie Gehörigen, zu überhäufen, und sich ihm von der glänzendsten und liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Besitzen ja wenig Menschen so viel Festigkeit des Charakters, um sich von ihrer geschmeichelten Eitelkeit in der Selbständigkeit ihres Urtheils nicht irren zu lassen.

Auf diese Weise hatte man einen Sprößling der englischen Aristokratie, den Lord Londonderry, einige Jahre früher aufgenommen; der Heimgekehrte konnte nicht genug die Herrlichkeiten rühmen, die er an der Newa geschaut. Und dieß ist eine uralte russische Praxis; von jeher hat man hier mit ängstlicher Sorgfalt, nach einer angebornen Ostentationssucht, Alles aufgeboten, die Augen des Fremden durch den Schein zu blenden. Wie der berühmteste der neueren russischen Geschichtschreiber, Karamsin, selbst berichtet, so hinterließ schon der russische Zar, Wladimir Monomach, im Jahre 1126, unter anderen Räthen auch diesen an seine Kinder: „Bezeugt vor Allem, den Fremden, welchen Standes und Ranges sie seyen, Ehrerbietung, und könnt ihr sie nicht mit Geschenken überhäufen, so seyd zum wenigsten freigebig in Zeichen eueres Wohlwollens; denn von der Weise, wie sie in einem Lande behandelt werden, hängt das Gute und Böse ab, welches sie nach ihrer Rückkehr von ihm erzählen". Indessen der Marquis kannte, aus seinem Pariserleben und von seinen Reisen her, schon zu gut die russische Manier, um sich durch einen so uralten Fallstrick fangen zu lassen. Das günstige Vorurtheil, womit man ihn empfing, leicht durchschauend, und wohl begreifend, jene Zuvorkommenheit, womit alle Thüren sich ihm öffneten, werde mit der freimüthigen Aeußerung seines Urtheils, sogleich in die käl-

teste Zurückhaltung sich umwandeln: beschloß er durch nichtssagende, zweideutige Artigkeiten und stumme Verbeugungen und Bücklinge die Russen in dem Glauben zu lassen, er sey ihr unbegränzter Bewunderer, und nehme Alles, was man ihm biete, unbesehen für baare Münze. So spielte man denn beiderseits Comödie, man täuschte sich gegenseitig; es ist dieß allerdings eben keine wohlthuende Empfindung, die uns das Buch erweckt, und wir können nicht läugnen, sind wir auch russischer Seits hieran gewohnt, daß diese hofmännische, schmeichlerische Zweideutigkeit des Marquis, namentlich in seinen Gesprächen mit dem Kaiser und der Kaiserin, uns manchmal nicht eben die glänzendste Haltung für das Ideal eines französischen loyalen Gentlihomme und liberalen Aristokraten geschienen hat. Allein er wollte ein Land, das sich absichtlich in solches Geheimniß hüllt, kennen lernen, und seinem Vaterlande darüber die Augen öffnen und ihm wichtige Wahrheiten mittheilen. Heimgekehrt übereilte er auch keineswegs die Veröffentlichung dessen, was er gesehen und gehört. „Drei Jahre", sagt er, „habe ich mit dem Erscheinen dieses Buches gezögert; ich bedurfte der Zeit, um in dem Geheimen meines Gewissens, dem was ich der Dankbarkeit und der Wahrheit schuldete, zu genügen. Die letztere hat endlich den Ausschlag gegeben, da sie mir für mein Land von Gewicht scheint. Ich kann nicht vergessen, daß ich vor Allem für Frankreich schreibe, und ich halte es für meine Pflicht, ihm nützliche und wichtige Thatsachen zu enthüllen".

Als er nun sein dunkles Bild von dem Zustande des Zarenreiches entwarf, setzte er eben jenen Rath des Wladimir Monomach auf die Stirne seines Buches, indem er damit das Eingeständniß verband: ich ging nach Rußland, um Argumente gegen das constitutionelle Staatsprincip zu sammeln und kehre als sein Anhänger zurück.

Ueber die Stimmung, worin er das Land betreten, und die Grundsätze, welche ihn bei Aufzeichnung des Erlebten geleitet, darüber spricht er sich also aus:

„Ich trete in ein mir neues Land ein, ohne andere Vorurtheile als diejenige, welchen sich kein Mensch erwehren kann, die man nämlich aus dem gewissenhaften Studium seiner Geschichte schöpft. Ich prüfe die Gegenstände, ich beobachte die Thatsachen und die Menschen, der täglichen Erfahrung die Berichtigung meiner Meinungen aufrichtigen Herzens überlassend. Wenige ausschließliche politische Ansichten beschränken mich in dieser freimüthigen Arbeit, wo die Religion allein meine unwandelbare Richtschnur ist, und auch diese Richtschnur mag der Leser immerhin verwerfen, ohne daß die Erzählung der Thatsachen und die moralischen Folgen, die daraus entspringen, dem gleichen Verdammungsurtheil unterlägen, dem ich mich gern in den Augen der Ungläubigen unterziehe. Wohl kann man mir Vorurtheile Schuld geben, nie aber wird man mich einer wissentlichen Entstellung der Wahrheit anklagen. Wenn ich beschreibe, was ich gesehen, so bin ich an Ort und Stelle; wenn ich erzähle, was ich gehört, so geschieht es am nämlichen Abend, daß ich die Erinnerungen des Tages aufzeichne. So können meine Unterredungen mit dem Kaiser, die ich Wort für Wort aufgezeichnet, eines gewissen Interesses, welches ihnen die Genauigkeit verleiht, nicht ermangeln. Wie ich hoffe, werden sie dazu dienen, diesen Fürsten, der unter uns und im übrigen Europa so verschieden beurtheilt wird, gehörig kennen zu lernen. Die Wahrheit über Rußland zu sagen, erschien mir als etwas Neues und Kühnes; bis jetzt haben Furcht und Eigennutz übertriebene Lobeserhebungen verkündet; der Haß hat sich in Schmähungen Luft gemacht; ich fürchte weder die eine noch die andere Klippe“.

Er konnte in dieser Beziehung sich mit dem Wahlspruch seiner Familie beruhigen, der da lautet: fais ce que doys, adviegne que pourra.

Bei dem Anblicke des gesammtenrussischen Lebens ist es der zwitterhafte Charakter, der ihm, wie andern Reisenden, als besonders in die Augen springend erschienen ist. Er sagt:

„Was gegenwärtig Rußland für den Beobachter zum merkwürdigsten Lande der Welt macht, ist die Verbindung der höchsten Barbarei, wie sie die Knechtung der Kirche begünstigt, mit der höchsten Civilisation, wie eine Mischregierung sie aus fremden Ländern einführt. Um zu begreifen, wie Ruhe, oder zum wenigsten Unbeweglichkeit aus dem Zusammenstoß so verschiedener Elemente entspringen kann, muß man dem Reisenden in das Herz dieses sonderbaren Landes folgen“.

Auch er hat sich von der Erstarrung alles geistigen Lebens jener schismatischen Kirche überzeugt, die sich von dem Mittelpunkte ihres geistigen Reiches losgerissen, um sich in die Arme eines militärischen Autokraten zu werfen, dem sie die Gewissen seiner Unterthanen, von seiner Gnade lebend und den Winken seiner Launen gehorchend, als eine stumme Vollstreckerin seiner Befehle, in der willenlosen Unterthänigkeit geistiger Erstarrung hält. Sein Urtheil lautet:

„Ich möchte alle akatholischen Christen nach Rußland schicken, um ihnen zu zeigen, wie das Geschick der christlichen Religion ist, wenn sie in einer nationalen Kirche gelehrt und unter der Disciplin eines nationalen Klerus ausgeübt wird. Der Anblick der Erniedrigung, in welche das Priesterthum in einem Lande gerathen kann, wo die Kirche nur von dem Staate abhängt, würde jeden consequenten Protestanten zurückschrecken. Nationalkirche und Nationalklerus, diese Worte sollten sich nie verbinden; die Kirche steht durch ihr Wesen über jeder menschlichen Gesellschaft; die allgemeine Kirche verlassen, um in irgend eine Staatskirche einzutreten, das ist mehr als im Glauben irren, es ist die Verläugnung des Glaubens, man stürzt vom Himmel auf die Erde. Indessen wie viele achtbare, wie viele ausgezeichnete Männer haben nicht im Beginne des Protestantism geglaubt, durch die Annahme der neuen Lehre ihren Glauben zu reinigen, und haben nur den Geist dadurch beengt. Seitdem hat die Gleich-

gültigkeit, sich schmückend und verhüllend unter dem schönen Namen der Toleranz, den Irrthum verewigt".

Als eine Bestätigung dessen, was wir bei einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern über den nachtheiligen Einfluß geäußert, den die egoistische Losreißung Rußlands von der katholischen Einheit auf den Charakter der Nation und die Entwicklung ihres politischen und geistigen Lebens geübt, können wir nicht umhin, den Ausspruch eines gebornen, und mit den russischen Verhältnissen sehr vertrauten russischen Fürsten und Staatsmannes anzuführen, den Custine auf der Ueberfahrt nach Petersburg kennen lernte, und der, wegen seiner Freimüthigkeit in Rußland wohl bekannt, sich also darüber vernehmen ließ:

„Der veredelnde Einfluß der Kreuzzüge drang nicht weiter als das katholische Polen; die Russen sind kriegerisch, aber nur um zu erobern; sie schlagen sich aus Gehorsam und aus Habgier; die polnischen Ritter führten Kriege aus Liebe zum Ruhm; obschon daher beide Nationen, ursprünglich von demselben Stamme entsprossen, viele Berührungspunkte haben, so hat doch das Resultat der Geschichte, welche die Völker erzieht, sie so tief geschieden, daß die russische Politik mehr Jahrhunderte bedarf, um sie aufs Neue zu vermischen, als Religion und gesellschaftliches Leben bedurften, um sie zu scheiden. Während Europa kaum von den Anstrengungen aufathmete, die es während Jahrhunderten gemacht hatte, um das Grab Christi den Ungläubigen zu entreißen, entrichteten die Russen unter Usbeck Tribut an die Muhamedaner, und fuhren mittlerweile fort, nach ihrer alten Weise, von dem griechischen Reiche seine Künste, Sitten und Wissenschaften, seine Politik mit ihren Ueberlieferungen von Tücke und Schlauheit, ihre Abneigung vor den lateinischen Kreuzfahrern zu entlehnen. Wer alle diese religiösen, bürgerlichen und politischen Verhältnisse erwägt, wird sich nicht über den geringen Grad von Vertrauen wundern, den man auf das Wort eines Russen setzen kann (es ist ein russischer Fürst

der dieß sagt), eben so auch nicht über den Geist der List, der sich sehr wohl mit der byzantinischen Bildung verträgt und der selbst in dem gesellschaftlichen Leben der Zare, jener glücklichen Nachfolger Batus, sich geltend macht. Der vollkommene Despotism, wie er bei uns herrscht, wurde in dem Augenblick begründet, wo die Sclaverei in dem übrigen Europa verschwand. Seit dem mongolischen Einfall sind nämlich die Slaven, bis dahin eines der freiesten Völker der Erde, zuerst Slaven ihrer Sieger und dann ihrer Fürsten geworden. Die Knechtschaft fand damals bei ihnen nicht blos als eine Thatsache Eingang, sondern als ein Grundgesetz der gesellschaftlichen Ordnung. Sie hat in Rußland die menschliche Sprache bis zu einem Grade herabgewürdigt, daß sie nur noch als ein Fallstrick gilt: die Despotie lebt von der Lüge, denn die Wahrheit ist dem Tyrannen wie dem Sclaven furchtbar. Wie wenig man daher auch in Rußland spricht, man spricht immer noch zu viel; denn jede Unterredung ist in diesem Lande der Ausdruck einer religiösen oder politischen Hypokrisie. Die Autokratie, die im Grunde nichts Anderes ist, als eine götzendienerische Democratie, bringt dieselbe Gleichheit hervor, wie die vollendete Demokratie in reinen Republiken". An das kaiserliche Vorrecht, die Vorfahren eines Günstlings in den Adel zu erheben anknüpfend, fährt der Fürst also fort: „Bei uns ist der Despotism stärker als die Natur; der Kaiser ist nicht nur der Stellvertreter Gottes, er ist die schöpferische Macht selbst, eine Macht ausgedehnter, als die unseres Gottes; denn dieser macht nur die Zukunft, während der Kaiser auch die Vergangenheit umschafft. Das Gesetz hat keine rückwirkende Kraft, wohl aber die Laune des Autokraten".

Der Marquis, weit entfernt durch das, was er gesehen, diesem Urtheile entgegenzutreten, entwickelt es im Verlaufe seines Buches, öfters auf dieses russische Grundprincip und seine Folgen zurückkommend. Er sagt:

„Als Peter der Große einführte, was man hier den Tchin

nennt, das heißt, als er die militärische Hierarchie auf die ganze Verwaltung des Reiches anwandte, wandelte er seine Nation in ein Regiment von Stummen um, zu dessen Obersten er sich selbst erklärte, mit dem Recht seinen Grad auf seine Erben zu übertragen. Wer kann sich eine Vorstellung von dem vielfachen Ehrgeiz, der Eifersucht, allen Leidenschaften des Krieges im vollen Frieden machen? Vergegenwärtigt man sich diesen Mangel von Allem, was das häusliche und bürgerliche Glück ausmacht; ist man darauf gefaßt, statt der Familiengefühle überall das versteckte Getriebe einer nimmer müden, aber geheimen Ehrsucht, — denn die Maskirung ist die Bedingung ihres Gelingens — wahrzunehmen; ist man endlich vorbereitet, den beinahe vollständigen Triumph des Willens eines Menschen über den Willen Gottes zu sehen, so wird man Rußland verstehen. Das russische Regierungssystem ist die Disciplin des Lagers an die Stelle der Staatsordnung getreten, es ist der Belagerungszustand, der sich zur normalen Verfassung der Gesellschaft aufgeworfen". Was von dem Reiche, das gilt auch von seinem Mittelpunkt, seiner Hauptstadt, die der Geschichte und der Natur zum Trotze, wie durch einen Zauber, auf den Befehl eines Einzigen, sich aus dem Moraste erhob und überall ihren autokratischen Ursprung an der Stirne trägt.

Von ihr sagt daher der erstaunte Franzose:

„Petersburg est un camp changé en ville. — Nie hat, seit Erbauung des Tempels der Juden, der Glaube eines Volkes an sein Geschick der Erde etwas Wunderbareres entrissen, als St. Petersburg. Und das, was ganz insbesondere dieß Vermächtniß eines Menschen an sein ergeiziges Land als wunderbar erscheinen läßt, ist, daß es von der Geschichte angenommen wurde. Die Prophetie Peter des Großen, wie sie dem Granite im Meer eingegraben steht, erfüllt sich seit einem Jahrhunderte vor den Augen der Welt. Wenn man bedenkt, daß diese Phrasen, überall anderwärts emphatisch, hier nur der genaue Ausdruck der Wirklichkeit sind, so hält

man voll Ehrfurcht inne, und spricht zu sich selbst: „Hier ist Gott!“ Dieß ist das erste Mal, wo mir der Stolz rührend erscheint; überall, wo die Macht der menschlichen Seele sich ganz offenbart, muß man staunen“.

Allein wie die Stadt auf den Wink irdischer Allmacht entstanden, so entlehnen auch ihre Bewohner ihre Lebenskraft seiner Gnade.

„Hier lebt der Mensch von den Blicken des Herrn, wie die Pflanzen von den Strahlen der Sonne; die Luft gehört dem Kaiser; man athmet nur ein, was er jedem in ungleichem Antheil zukommen läßt; bei dem wahren Hofmann gehorcht die Lunge wie die Schulter“.

Entzieht sich daher einem Unglücklichen der Sonnenblick dieser allbelebenden Gnade, so sinkt er in die Nacht, in die Vergessenheit, in sein Nichts zurück. Hierüber drückt sich der Reisende, ein Beispiel aus frischem Andenken anführend, also aus:

„Jeder geborne Russe, oder wer in Rußland leben will, macht es sich zum Gesetz über Alles ohne Unterschied zu schweigen; man sagt hier nichts, und doch weiß man Alles; die geheimen Unterredungen müßten recht interessant seyn; wer aber gestattet sie sich? Nachdenken und urtheilen erweckt hier Verdacht. Herr von Repnin beherrschte das Reich und den Kaiser; seit zwei Jahren ist Herr von Repnin in Ungnade gefallen, und seit zwei Jahren hat Rußland seinen Namen nicht nennen hören, der früher in Aller Mund war. An einem Tag ist er von dem Gipfel der Macht in die tiefste Dunkelheit gefallen; Niemand wagt es, sich seiner zu erinnern, oder an sein Leben zu glauben, das heißt nicht bloß an sein gegenwärtiges, sondern an sein vergangenes Leben. Ein Mann ist sogleich begraben, so wie er den Anschein der Ungnade hat. Ich sage den Anschein; denn man wagt sich niemal so weit vor, zu sagen, ein Mensch sey in Ungnade, obwohl es zuweilen so scheint. Die Ungnade eingestehen heißt tödten. Dies ist der Grund,

warum Rußland heute nicht weiß, ob der Minister noch lebt, der es gestern beherrschte. Unter Ludwig war die Verbannung Choiseuls ein Triumph; in Rußland ist der Rücktritt Repnins der Tod. In Rußland erbarmten mich die Menschen, wie in England die Maschinen mir Furcht einflößten. Hier fehlt den Erzeugnissen der Menschenhand nur allein das Wort, dort ist den Kreaturen des Staates das Wort vom Ueberfluß. Diese durch eine Seele incommodirte Maschinen, sind übrigens von einer schrecklichen Höflichkeit; man sieht, daß sie von Kindesbeinen an in der Artigkeit, wie in der Führung der Waffen, eingeübt wurden. Aber von welchem Werth können die äußeren Formen der Höflichkeit seyn, wenn der Respekt ein befohlener ist".

Daß es übrigens diesem Volke nicht an herrlichen Anlagen fehlt, wie dieß, trotz seinem tragischen Geschick, sich in seinem Aeußeren ausspricht, auch dieß konnte dem Verfasser nicht entgehen.

„Das Volk", sagt er, „ist schön; die Männer reiner slavischer Abstammung, welche von den reichen Herren aus dem Innern, entweder zu ihrer Bedienung hergeführt werden, oder denen sie während eines bestimmten Zeitraumes die Ausübung eines Handwerks erlauben, machen sich durch ihre blonden Haare, ihre rosenrothe Farbe, besonders aber durch die Vollendung ihres Profils, die uns an griechische Statuen erinnert, bemerklich; ihre Augen von einem Schnitte, der der Form der Mandel gleicht, vereinigen asiatische Form mit der Farbe des Nordens; sie sind gewöhnlich blau wie Faiençe, und sie haben einen Ausdruck von besonderer Sanftmuth, Grazie und Schlauheit. Dieser stets bewegliche Blick verleiht der Iris schillernden Glanz und wechselt von dem Grün des Serpentins, dem Grau der Katze bis zum Schwarz der Gazelle, obwohl der Grund blau bleibt; der Mund geschmückt von einem seidenweichen, goldblonden Barte ist von einem vollkommen reinen Schnitte, und die Zähne von blendender

Weiße erhellen das Gesicht; ihre oft spitze Form macht sie den Zähnen des Tigers oder einer Säge ähnlich; meistens jedoch sind sie von einer vollkommenen Regelmäßigkeit. Die Tracht dieser Menschen ist immer originell; bald ist es die griechische Tunika mit einem Gürtel von schreiender Farbe, bald das persische Gewand, bald der kurze russische Ueberrock, mit Schaafspelz gefüttert, den man, je nach der Jahreszeit, nach innen oder außen kehrt".

Leider aber ist es das Trachten nach dem bloßen äußeren Scheine, das sich in den slavischen und ganz besonders in dem russischen Charakter von den höchsten Verhältnissen bis in die kleinsten Einzelheiten des häuslichen Lebens nur allzu übermächtig geltend macht.

„Die Sucht zu glänzen ist die herrschende Leidenschaft der Russen, und so sind auch die Blumen in ihren Häusern in einer Weise aufgestellt, nicht um das Innere des Hauses wohnlicher zu machen, sondern um von außen bewundert zu werden; es ist das ganz das Gegentheil von dem, was man in England sieht, wo man vor Allem anderen sich in Acht nimmt, nicht für die Straße zu tapezieren. Die Engländer sind von allen Menschen diejenigen, die es verstanden, den Styl durch den Geschmack zu vertreten; ihre Monumente sind Meisterstücke von Lächerlichkeit und ihre Privathäuser Muster von Eleganz und Verstand". Was ist aber die Folge jener Ostentationssucht? Cüstine sagt: „die Russen haben von Allem den Namen aber nichts von der Sache; sie sind nur reich dem Anschein nach; liest man die Aufschriften, so haben sie eine Civilisation, eine Gesellschaft, eine Literatur, ein Theater, Künste, Wissenschaften, allein sie haben keinen Arzt; gründliches Wissen ist in einer eben gebornen Gesellschaft unbekannt".

Mit dieser coquettirenden Prunksucht verbindet sich alsdann ein schwankender, unsicherer Charakter, der nach den Launen und Interessen des Augenblickes wechselt.

meint; das heißt, als er die militärische Hierarchie auf die ganze Verwaltung des Reiches anwandte, wandelte er seine Nation in ein Regiment von Stimmen um, zu dessen Oberstem er sich selbst erklärte, mit dem Recht seinen Grad auf seine Erben zu übertragen. Wer kann sich eine Vorstellung von dem vielfachen Ehrgeiz, der Eifersucht, allen Leidenschaften des Krieges im vollen Frieden machen? Vergegenwärtigt man sich diesen Mangel von Allem, was das häusliche und bürgerliche Glück ausmacht; ist man darauf gefaßt, statt der Familiengefühle überall das versteckte Getriebe einer nimmer müden, aber geheimen Ehrsucht, — denn die Maskirung ist die Bedingung ihres Gelingens — wahrzunehmen; ist man endlich vorbereitet, den beinahe vollständigen Triumph des Willens eines Menschen über den Willen Gottes zu sehen, so wird man Rußland verstehen. Das russische Regierungssystem ist die Disciplin des Lagers an die Stelle der Staatsordnung getreten, es ist der Belagerungszustand, der sich zur normalen Verfassung der Gesellschaft aufgeworfen“. Was von dem Reiche, das gilt auch von seinem Mittelpunkt, seiner Hauptstadt, die der Geschichte und der Natur zum Trotze, wie durch einen Zauber, auf den Befehl eines Einzigen, sich aus dem Moraste erhob und überall ihren autokratischen Ursprung an der Stirne trägt.

Von ihr sagt daher der erstaunte Franzose:

„Petersburg est un camp changé en ville. — Nie hat, seit Erbauung des Tempels der Juden, der Glaube eines Volkes an sein Geschick der Erde etwas Wunderbareres entrissen, als St. Petersburg. Und das, was ganz insbesondere dieß Vermächtniß eines Menschen an sein ergeiziges Land als wunderbar erscheinen läßt, ist, daß es von der Geschichte angenommen wurde. Die Prophetie Peter des Großen, wie sie dem Granite im Meer eingegraben steht, erfüllt sich seit einem Jahrhunderte vor den Augen der Welt. Wenn man bedenkt, daß diese Phrasen, überall anderwärts emphatisch, hier nur der genaue Ausdruck der Wirklichkeit sind, so hält

L.

Giordano Bruno.

(Eine historische Skizze.)

Dieser als Mensch und Denker gleich verwerfliche Mann ist in unseren Tagen aus der Dunkelheit und Vergessenheit, worin sein Name begraben lag, heraufbeschworen worden, um als Autorität für die Wahrheit des Pantheismus zu zeugen. Gepriesen wird der Philosoph, der seinem positiven Glauben entsagte, um ein altes, heidnisches System wieder in die christliche Welt einzuführen; von dem großen Tiefsinne Bruno's wird viel Rühmens gemacht. In der That aber kann man diesen Philosophen als einen kurzen Abriß und Miniaturbild der ganzen Geschichte des innern Rationalismus betrachten. Dieser, den alten christlichen Glauben bei Seite lassend, durchlief mehrere Stadien, bis er endlich in den Pantheismus und Selbstvergötterung sich verlief, welches das Endziel aller Systeme zu seyn scheint, deren Urheber, höherer Belehrung entbehrend oder verschmähend, ihre eigene Vernunft als Basis der Wahrheit aufstellen. Wozu aber das Geschlecht Jahrhunderte gebrauchte, dazu reichte für das Individuum ein Jahrzehent hin. Im Schooße der Kirche geboren, und im positiven Glauben erzogen, wählte Bruno aus eigenem Antrieb das Ordenskleid. Bald jedoch in den Systemen der Eleaten des Pythagoras und Plotin sich vertiefend, wandelten den Ordensbruder mancherlei Zweifel an den geoffenbarten Wahrheiten an, denen er nachhieng, und immer mehr Raum gestattete. In Folge dessen legte er sein Ordenskleid ab, verließ sein Kloster, und warf sich in die protestantischen Bewegungen der

warum Rußland heute nicht weiß, ob der Minister noch lebt, der es gestern beherrschte. Unter Ludwig war die Verbannung Choiseuls ein Triumph; in Rußland ist der Rücktritt Repnins der Tod. In Rußland erbarmten mich die Menschen, wie in England die Maschinen mir Furcht einflößten. Hier fehlt den Erzeugnissen der Menschenhand nur allein das Wort, dort ist den Kreaturen des Staates das Wort vom Ueberfluß. Diese durch eine Seele incommodirte Maschinen, sind übrigens von einer schrecklichen Höflichkeit; man sieht, daß sie von Kindesbeinen an in der Artigkeit, wie in der Führung der Waffen, eingeübt wurden. Aber von welchem Werth können die äußeren Formen der Höflichkeit seyn, wenn der Respekt ein befohlener ist".

Daß es übrigens diesem Volke nicht an herrlichen Anlagen fehlt, wie dieß, trotz seinem tragischen Geschick, sich in seinem Aeußeren ausspricht, auch dieß konnte dem Verfasser nicht entgehen.

„Das Volk", sagt er, „ist schön; die Männer reiner slavischer Abstammung, welche von den reichen Herren aus dem Innern, entweder zu ihrer Bedienung hergeführt werden, oder denen sie während eines bestimmten Zeitraumes die Ausübung eines Handwerks erlauben, machen sich durch ihre blonden Haare, ihre rosenrothe Farbe, besonders aber durch die Vollendung ihres Profils, die uns an griechische Statuen erinnert, bemerklich; ihre Augen von einem Schnitte, der der Form der Mandel gleicht, vereinigen asiatische Form mit der Farbe des Nordens; sie sind gewöhnlich blau wie Faençe, und sie haben einen Ausdruck von besonderer Sanftmuth, Grazie und Schlauheit. Dieser stets bewegliche Blick verleiht der Iris schillernden Glanz und wechselt von dem Grün des Serpentins, dem Grau der Katze bis zum Schwarz der Gazelle, obwohl der Grund blau bleibt; der Mund geschmückt von einem seidenweichen, goldblonden Barte ist von einem vollkommen reinen Schnitte, und die Zähne von blendender

L.

Giordano Bruno.

(Eine historische Skizze.)

Dieser als Mensch und Denker gleich verwerfliche Mann ist in unseren Tagen aus der Dunkelheit und Vergessenheit, worin sein Name begraben lag, heraufbeschworen worden, um als Autorität für die Wahrheit des Pantheismus zu zeugen. Gepriesen wird der Philosoph, der seinem positiven Glauben entsagte, um ein altes, heidnisches System wieder in die christliche Welt einzuführen; von dem großen Tiefsinne Bruno's wird viel Rühmens gemacht. In der That aber kann man diesen Philosophen als einen kurzen Abriß und Miniaturbild der ganzen Geschichte des innern Rationalismus betrachten. Dieser, den alten christlichen Glauben bei Seite lassend, durchlief mehrere Stadien, bis er endlich in den Pantheismus und Selbstvergötterung sich verlief, welches das Endziel aller Systeme zu seyn scheint, deren Urheber, höherer Belehrung entbehrend oder verschmähend, ihre eigene Vernunft als Basis der Wahrheit aufstellen. Wozu aber das Geschlecht Jahrhunderte gebrauchte, dazu reichte für das Individuum ein Jahrzehent hin. Im Schooße der Kirche geboren, und im positiven Glauben erzogen, wählte Bruno aus eigenem Antrieb das Ordenskleid. Bald jedoch in den Systemen der Eleaten des Pythagoras und Plotin sich vertiefend, wandelten den Ordensbruder mancherlei Zweifel an den geoffenbarten Wahrheiten an, denen er nachhieng, und immer mehr Raum gestattete. In Folge dessen legte er sein Ordenskleid ab, verließ sein Kloster, und warf sich in die protestantischen Bewegungen der

Zeit hinein. Von nun an zog er als irrender Flüchtling unstät in der Welt umher, ohne je mehr den Frieden zu finden, den er innerhalb seiner Klostermauern verlassen hatte. Ein kurzer Abriß der Geschichte dieses, von den geistesverwandten Denkern unserer Zeit gepriesenen Mannes, möchte für andere belehrend seyn. Dieser Gedanke ist es, wodurch die nachfolgenden Zeilen veranlaßt worden sind.

Giordano Bruno wurde in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zu Nola im Königreich Neapel geboren, weshalb er sich selbst, als den ausgezeichneten Bürger seiner Vaterstadt, stets mit Nachdruck den Beinamen Nolanus beilegte. Von großer Wißbegierde beseelt, trat er in den Orden der Dominicaner. Seine Lieblingsstudien waren die speculativen Wissenschaften, Mathematik, Astronomie, Philosophie. Nicht jedoch die tiefsinnigen Werke christlicher Denker, der Väter und Scholastiker waren es, die seine Wißbegier reizten. Das erneuerte Studium der classischen Literatur und die allgemeine Vorliebe, die damals so viele Gelehrte Italiens hinriß, übte ebenfalls seinen Zauber über Bruno aus. So wandte er sich zu den Systemen des classischen Alterthums, und meinte in den Werken vorchristlicher Denker neue Quellen der Wahrheit und Weisheit entdeckt zu haben. Dadurch geschah es, nach dem Zeugniß des Scioppius, eines Zeitgenossen, daß Bruno zuerst an das Geheimniß der Transsubstantiation zu zweifeln begann, das er auch förmlich läugnete. Darauf kam die Jungfräulichkeit der heiligen Mutter an die Reihe; und diese und sofort die andern christlichen Dogmen wurden ebenfalls von ihm geläugnet. Solcher Art waren die Erstlingsfrüchte seiner classischen Studien. In der That wußten Parmenides, Pythagoras und Plotin nichts weder von der Transsubstantiation, noch von einer jungfräulichen Mutter, und Bruno, die Ideen dieser Denker in sich aufnehmend, konnte nicht umhin, auf Wahrheiten, die ihren Systemen schnurstracks zuwider sind, Verzicht zu leisten. Welche Bußen ihm von seinen Obern aufgelegt worden, wissen wir nicht. Selbst sagt er, daß er

in seinem Kloster zu leiden gehabt und eingesperrt gewesen. Beidem entging er durch die Flucht, als er im Jahre 1580 Italien verließ.

Der lebendige Glaube war damals auf Erden selten geworden, und das Band, welches das Individuum mit der Kirche verbindet, war bei vielen gelockert. Im Zweifel und Schwanken der Meinungen wurden die Gemüther von Neuerungssucht ergriffen; der Eine lehrte dieß, Anderes ein Anderer, und es war weder Einheit noch Bestand in ihren Behauptungen. Die beiden Städte aber, wo am eifrigsten an den neuen verbesserten Ausgaben des christlichen Glaubens gearbeitet wurde, waren Wittenberg und Genf. Bruno, von der Influenza des Zeitalters ergriffen, wandte sich zuerst nach Genf, mit der Hoffnung, vermuthlich in der daselbst herrschenden Gährung der Gemüther für sein neues oder vielmehr altes System leichteren Eingang zu gewinnen. In Genf aber stieß er auf Calvin und Beza, Männer, die auf infallible Autorität Anspruch machten, und keineswegs geneigt waren, andere Meinungen neben den ihrigen aufkommen zu lassen. Demnach entspann sich zwischen den beiden Aposteln, Calvin und Bruno, Haß und Zwietracht, und der letztere, in seinen Hoffnungen getäuscht, mußte nach zwei Jahren Genf verlassen, um den Bannstrahlen Calvins zu entgehen. Man hat behauptet, daß Bruno zuerst das Symbolum Calvins angenommen habe, später aber dasselbe verlassen, wodurch die Zwietracht sich unter ihnen entsponnen. Dieß haben jedoch andere mit größerem Grunde geläugnet, und gewiß ist es, daß Bruno's System mit allen protestantischen Behauptungen in directem Widerspruche stand: die neuen Meinungen waren damals nicht bis zum Pantheismus gereift.

Von Genf ging Bruno über Lyon und Toulouse, ohne sich daselbst aufzuhalten, nach Paris, dessen berühmte Universität den Unternehmungen seines Geistes einen würdigern Schauplatz darbot. Daselbst nun schlug er Thesen gegen Aristoteles an, die unter seinem Vorsitz von einem gewissen Jean

Henneguin einen ganzen Tag hindurch vertheidigt wurde. Eine weitläufige Ankündigung dieser Thesen, mit dem Namen des Vertheidigers, lautet bei Bruno: Excubitor seu Hennegnini apologetica declamatio pro Nolani articulis. Später im Jahre 1588 publizirte Bruno diese Thesen zu Wittenberg unter dem Titel: Acrotismus seu rationes articulorum physicorum adversus peripateticos, Parisiis propositorum. Der Angriff Bruno's auf Aristoteles erklärt sich natürlich aus seinem ganzen Plane den Pantheismus in der Form, die ihm von Parmenides und Plotin gegeben worden, zu reproduziren. Zu dem Ende aber mußte er erst ein Haupthinderniß seiner Unternehmung, das Ansehen des Aristoteles, aus dem Wege räumen. Die Philosophie des Stagyriten besaß damals eine unbedingte Autorität, gegen welche Bruno alle seine Kräfte anwenden mußte. Nie sprach er daher ohne schnöde Verachtung von Aristoteles: „Ich halte ihn", sagt er irgendwo, „für den stupidesten Philosophen"; ein Urtheil, das sicherlich dem Scharfsinne Bruno's keine Ehre macht. Ein zweiter Grund, um Bruno gegen Aristoteles zu entrüsten, war die innige Verbindung, worin die Logik und Metaphysik dieses Philosophen damals mit der ganzen scholastischen Philosophie und dem katholischen Glauben standen. Der Haß, den Bruno dem christlichen Glauben geweiht hatte, übertrug sich daher natürlicherweise auf den griechischen Philosophen. Zu dem Unwillen gegen Aristoteles gesellte sich seine grillenhafte Vorliebe für die logischen Ideen des Raymund Lullius, die schon längst von allen Denkern, ihrer Unfruchtbarkeit halber, aufgegeben worden. Der größte Theil der Schriften Bruno's beziehen sich auf die lullische Kunst, die den schiefen und verworrenen Irrungen seines Geistes besonders zusagte. Indeß bemerkt man auch die Absicht, sich der combinatorischen Erfindungen des spanischen Philosophen als Einleitung zu seinem eigenen Systeme zu bedienen.

Einige Schriftsteller glauben, Bruno sey als außerordentlicher Professor an der Universität angestellt gewesen, und

er wäre sogar in die Zahl der ordentlichen aufgenommen worden, wenn er sich hätte entschließen wollen, die Messe zu besuchen. Diese Sage wird jedoch von andern als unwahrscheinlich verworfen, da, nach Sitte der Zeit, es jedem reisenden Gelehrten frei stand, an den Universitäten Thesen anzuschlagen und zu vertheidigen. Andere berichten, daß Bruno zweimal in Paris gewesen, und daß der öffentliche Disput bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst stattgefunden. Wie dem auch sey, so ist es immer gewiß, daß Paris damals nicht der Ort war, wo ein Angriff auf Aristoteles ungeahndet blieb, wie es die Geschichte des Petrus Ramus bezeugt. Kurz, Bruno sah sich genöthigt, Paris zu verlassen, von den Sarcasmen der Franzosen begleitet; andere sagen, daß er vertrieben wurde.

Während seines Aufenthaltes in Paris war es, wo Bruno zuerst als Schriftsteller auftrat. Die Erstlingsfrucht seines Geistes war eine Comödie: Il Candelajo oder der Lichtzieher betitelt, deren Zweck ist, den Geiz lächerlich zu machen. Das Urtheil der Gelehrten über dieß Stück lautet nicht günstig. Man findet darin, sagt Chaufepié in seiner Fortsetzung zu Baylen, die Verworrenheit, den schlechten Geschmack und die Verwickelungen der alten italienischen Comödie. Die Handlung ist mit so vielen obscönen Vorstellungen verwebt, daß die Schamhaftigkeit sich weigert, sie zu wiederholen; und gewiß ist es, daß dies Stück nie hat aufgeführt werden können, selbst nicht auf der italienischen Bühne. Es ist ohne Geist und Wärme geschrieben, und kann nur denen gefallen, die ein Vergnügen daran finden, heilige Gegenstände auf plumpe Weise lächerlich gemacht zu sehen, und die sich an Lästerungen ergötzen. Die Dedication lautet: Alla signora Morgana; wer aber alle die schamlosen Züge, wovon das Stück wimmelt, berücksichtigt, der muß nothwendig schließen, daß die besagte Dame kein Tugendmuster gewesen, oder daß der Dichter sehr schamlos war, als er ein solches Geschenk einer ehrbaren Frau widmete. Das Dedicationsschreiben ist voll von

Spöttereien über die heilige Schrift und in dem Marktschreierton geschrieben, die auf so unverschämte Weise die Mehrzahl der Schriften unsers Verfassers charakterisiren".

Wie die Sitten eines Mannes, der an so unzüchtigen Bildern sich ergötzte, beschaffen gewesen, läßt sich errathen. „Daß Bruno gegen die Reitze sogenannter Liebe nicht unempfindlich war, sieht man", wie derselbe Verfasser sagt, „aus verschiedenen Stellen seiner Schriften, die höchst unzüchtig sind, und er gehörte wenigstens nicht zu jenen Atheisten, von denen man sagt, daß ihr Leben tadellos gewesen. Auch rühmt er sich der Trophäen seiner Zärtlichkeit. Bruno, der Dichter und Philosoph, spricht von den Erzeugnissen seiner poetischen Muße folgendergestalt: „„Wenn meine Verse auch nicht die Anmuth, Feinheit und Lieblichkeit der Poesie haben, wenn sie hart und schwerfällig sind, so mögen sie dennoch etwas enthalten, wodurch sie gefallen. Virgil habe ich nicht nachgeahmt, weil ich keinen Kaiser zum Mäcen hatte; der zärtlichen Weise des Ovid habe ich nicht gefolgt; dennoch aber entzückt mich der Anblick eines schönen Gegenstandes, und versetzt mich außer mir selbst; und wie ich auch bin, sind mir die Geheimnisse der Liebe nicht unbekannt, und ich darf es jenen Narzissen sagen, die wegen ihrer Schönheit und Wohlgestalt sich selbst so sehr gefallen, daß die Nymphen auch mich innigst geliebt haben. Peramarunt me quoque nymphae"". Welche edlen Nymphen es gewesen, die den umziehenden Philosophen so zärtlich geliebt haben, ist nicht schwer zu errathen. Die lateinischen Strophen hat Chaufepié angeführt; sie sind nicht geeignet, Bruno eine Stelle auf dem poetischen Parnaß zu versichern; auch hat, so viel wir wissen, niemand ihn als Dichter gepriesen".

In Paris publizirte Bruno mehrere philosophische Abhandlungen, die sich auf die lullische Kunst beziehen. Seine Schriften: De umbris idearum — Cantus Ciraeus — De compendiosa architectura et complemento artis Lullii, sind alle datirt: Parisiis 1582. Die Titel aller Werke Bru-

no's sind unmäßiger Länge; es genügt hier, den Anfang angegeben zu haben. Ueber den Werth dieser Werke wollen wir hier das Urtheil eines Mannes vernehmen, welcher gewiß nicht der Partheilichkeit verdächtiget werden kann. Er ist das des eifrigen Protestanten Buhle in seiner Geschichte der Philosophie. Bekanntlich bezeugen alle protestantischen Gelehrten, selbst diejenigen, die dem Systeme Bruno's nicht huldigen, für diesen Mann eine ganz besondere Verehrung, und betrachten ihn als einen Heros und Märtyrer für die freie Forschung. Um sich der Sympathie der protestantischen Gemüther zu versichern, braucht man nur ein Feind der katholischen Kirche zu seyn, andere Lehrsätze als die ihrigen vorzutragen, und sie bei jeder Gelegenheit zu verschwärzen; lauter Verdienste, die Bruno in hohem Grade besaß. So z. B. sagt Jacobi in seinen Briefen über Spinoza: „Bruno hatte die Schriften der Alten in Saft und Blut verwandelt, war ganz durchdrungen von ihrem Geiste, ohne darum aufzuhören Er Selbst zu seyn. Darum unterscheidet er mit eben so viel Schärfe, als er mit großem, kräftigen Sinne zusammenfaßt". Unter den Alten verstehen die Protestanten allemal die Griechen und Römer, die ihnen als die größten Lehrer der Menschheit gelten. Buhle theilt diese pomphafte Lobrede auf Bruno mit Jakobi, und fügt hinzu: „Am lautern Sinne für Wahrheit, am Streben, seine Einsichten zu verbreiten, auch darum, weil er wirklich von ihrer Wahrheit überzeugt war; am Eifer, den kirchlichen Wahn und die Möncherei zu verdrängen, hat es dem Bruno gewiß nicht gefehlt". Alle diese Tugenden haben jedoch nach Buhles Ansicht auch ihre Kehrseiten; dahin gehören das hohe Gefühl, welches Bruno von seinem eigenen Werthe hatte; die Ruhmsucht, die ihn öfter, als vernünftige Ueberzeugung, zu vielen falschen Schriften verleitete, endlich seine Unbesonnenheit nach Italien zurückzukehren.

Ueber die Schriften des Bruno, die die lullische Kunst erläutern sollen, fällt Buhle das allgemeine Urtheil: „daß sie äußerst unverständlich, oft langweilig und wenig belohnend

sind". Agrippa von Nettesheim, bemerkt Buhle, kam doch wenigstens in den reiferen Jahren von seiner Verblendung über den Werth der lullischen Kunst zurück; „Bruno hingegen scheint das Vorurtheil für dieselbe sein ganzes Leben nicht aufgegeben zu haben; sein Plan war, sie zur Vollkommenheit zu bringen, und so machen Künsteleien aller Art, die an das Kindischspielende, Läppische und Abentheuerliche gränzen, der Inhalt beinahe seiner meisten Schriften aus". Wer sich die Mühe gibt, auch nur die Auszüge, die Buhle aus diesen Schriften mittheilt, zu lesen, wird gewiß seinem Urtheile beistimmen. Von dem Werke Sigillus Sigillorum sagt Buhle: „Die ganze Klassifikation des Bruno, so wie die darauf von ihm gebaute Logik und Mnemonik kritisiren sich selbst. Das Willkührliche, Gekünstelte, Unrichtige, Unlogische und Spielende derselben fällt in die Augen. Es ist erstaunlich, wie das grillenhafte Vorurtheil einen sonst als Metaphysiker so tiefsinnigen und consequenten Denker so arg blenden, und in so mäandrische Gänge eines endlosen Labyrinths verführen konnte". Schwer aber ist es zu begreifen, wie ein Philosoph, dessen meiste Schriften auf die lullische Kunst gehen, und solcher Art sind, wie hier gesagt wird, zugleich ein tiefsinniger Metaphysiker und consequenter Denker seyn kann. In der That, wenn diese gelehrten Verehrer des Bruno nicht von ihrer Vorliebe der Gegner der katholischen Kirche verblendet wären, sie würden ohne Zweifel die Nullität des Bruno als Metaphysiker längst erkannt haben.

Aus den Schriften Bruno's, die von der lullischen Kunst handeln, wollen wir einige Züge herausheben, die theils den Charakter des Mannes, theils seine Ansichten bezeichnen. Sein Werk, de umbris idearum, beginnt mit Versen, die einem gewissen Merlin zugeschrieben werden; deren Zweck aber ist, die schwachen Geister vom Studium eines Werkes, das weit über ihre Fassungsgabe ist, abzuschrecken. Darauf folgt ein satyrischer Dialog zwischen Hermes, Philotimus und Logifer, worin die Theologen, Rechtsgelehrten, Aerzte und Philoso-

phen der Zeit, unter fingirten Namen, persiflirt werden. Der Magister Anthol ist der Urenkel des Esels, der in der Arche Noa's aufgehoben war, um sein Geschlecht fortzupflanzen. Dem Doctor Clyster mußte man das Gehirn ausnehmen und ein anderes beibringen, wenn aus ihm ein Arzt werden sollte. Der Dialog endigt folgendergestalt: Es gibt so viele Meinungen als Köpfe, und so viele Stimmen als Meinungen; die Raben krächzen, die Kukuks schreien, die Wölfe heulen, die Schafe blöcken, die Ochsen brüllen, die Pferde wiehern, die Esel bräyen. Es ist eine Schande, sagt Aristoteles, auf jede Frage zu antworten. Man lasse daher die Ochsen mit den Ochsen, die Pferde mit den Pferden, die Esel mit den Eseln sich unterhalten — boves bobus admugiant, equi equis adhinniant, asinis adrudant asini. — Was soll man von der Weisheit eines Mannes sagen, welcher dermaaßen von seiner eigenen Ueberlegenheit eingenommen ist, daß er alle andere Gelehrte für nicht viel gescheuter als dumme Thiere hält.

Aus der großen Fluth verworrener Gedanken dieses Schriftstellers taucht einer hervor, der merkwürdig ist, weil er die Grundidee seines ganzen Systems ausspricht. Bruno betrachtet nämlich die Fähigkeit des Denkens, um dessen Ausdruck in Worten als eine Modification der allgemeinen Kunst der Natur und des organischen Princips der Welt. „Es ist“, „sagt er, ein allgemeines Princip, die den Metallen, den Pflanzen und Thieren ihre natürlichen Gestalten gibt, und im Menschen den Gedanken erzeugt, es offenbart sich in einer Unendlichkeit von Formen“. Es ist dieß die allgemeine Formel des Pantheismus, der alle Erscheinungen der Natur und des Gedankens als Modificationen derselben Einheit behauptet. Diese unchristliche Ansicht ist vor nicht vielen Jahren im System des transcendentalen Idealismus construirt worden, und sie findet sich in den Schriften mehrerer Naturphilosophen aus dieser Schule. Buhle bemerkt daher sehr richtig: „daß das metaphysische System, das Bruno in diesem Werke entwickelt hat, im Grunde das System Plotins ist, worauf er sich mehr-

mals ausdrücklich bezieht. Man weiß aber, daß der Plotinismus Pantheismus ist. Bruno's Verdienst ist, denselben klarer und bestimmter entwickelt zu haben, zumal in einigen anderen Werken, von denen später die Rede seyn wird". So weit Buhle.

Von Paris begab sich Bruno nach London, und verweilte daselbst zwei Jahre im Hause des Herrn von Castelnau, französischen Gesandten bei der Königin Elisabeth. Er war dieser Dame bekannt, und sein Umgang von mehrern Gelehrten gesucht, seine vertrautesten Freunde aber waren, die Ritter Philipp Sidney und Foulque Gréville, denen er einige seiner Werke widmete. Mit ihnen und einigen andern gleicher Gesinnung hielt Bruno regelmäßige Zusammenkünfte; weil aber die Gegenstände ihrer Unterhaltung sehr heicklich waren und nicht aller Welt zusagten, so waren zu diesen Zusammenkünften nur erlesene Seelen zugelassen.

In London war es, wo Bruno eines der berüchtigtsten seiner Werke: Lo spaccio della bestia trionphante, oder die Austreibung des herrschenden Thieres, bekannt machte. Das Werk ist dem Ritter Sidney gewidmet und datirt: London, 1583 oder 1584. Das Werk wurde von den Zeitgenossen als ein Angriff auf Rom betrachtet, da nach damaliger Ansicht Luthers und seiner Anhänger der Papst als die triumphirende Bestie in der Apokalypse bezeichnet war. Neuere Protestanten haben dieser Meinung widersprochen, und wollen im Buche des Bruno ein allgemeines Spottgedicht auf den Aberglauben anerkennen. Man weiß aber, was das Wort Aberglaube im Munde eines abtrünnigen Klosterbruders bedeutet. Daß mehrere Stellen in unmittelbarer Beziehung auf die katholischen Dogmen stehen, werden wir sogleich beweisen. Zuvor aber wollen wir einige Urtheile von Protestanten über dieß Werk vernehmen.

Der englische Protestant Toland, der lange Zeit behauptete, das einzige existirende Exemplar dieses Werkes zu besitzen, das der Königin Elisabeth gehört hatte, sagt davon:

„Unter der Bestie versteht Bruno jedwede offenbarte Religion, welcher Art sie sey, und auf welche Weise sie triumphirt: er greift sie alle an, macht sie alle lächerlich, und verwirft sie mit einander ohne Umstände und ohne Ausnahme. Der Verfasser ist voll des Witzes und der satyrischen Laune, und gottlos im höchsten Grade". Vergessen wir nicht, daß der Mann, der dieß Urtheil fällt, der berüchtigte Toland war, der eine englische Uebersetzung dieses Werkes herausgab, wovon die Exemplare sehr theuer verkauft wurden, da Toland die Klugheit hatte, nur wenige drucken zu lassen. Nach Aussage des Abbé Niceron theilte Toland die meisten Ansichten mit Bruno.

In einem Artikel des englischen Spectators, dessen Verfasser sich mit X. gezeichnet hat, und den man für einen gewissen Budgell hält, ist ebenfalls die Rede von diesem Werke. „Nichts", heißt es daselbst, „hat die englischen Gelehrten mehr gewundert, als der unglaubliche Preis, zu welchem man kürzlich in einem öffentlichen Verkauf ein kleines Buch auftrieb, lo Spaccio della bestia trionphante betittelt. Der Verfasser, Namens Jordanus Brunus, war Atheist von Profession, und hat es geschrieben, um die Religion lächerlich zu machen". Nachdem er einen Begriff vom allgemeinen Plan des Werkes gegeben hat, fügt er hinzu: „Diese kurze Fabel, wo man nicht einmal einen Schatten von Raisonement gewahrt, und welche sehr wenig Geist verräth, ist dennoch durch die darin herrschende Gottlosigkeit das Idol jener schwachen Geister geworden, die sich gern durch die Sonderbarkeit ihrer Meinungen auszeichnen möchten. Buhle endlich sagt von eben diesem Werke: „daß die gewählte Allegorie unglücklich ist, und die Ausführung im hohen Grade frostig und langweilig. Die Symbole haben oft gar keine unmittelbare Beziehung auf die Gegenstände, die Analogien sind nicht selten weit hergeholt, erzwungen, spielend und mißfallen eben deßwegen". Er schließt seine Kritik mit den Worten: „Uebrigens hat unstreitig das Langweilige der Allegorie, so sehr

man damals an Allegorien Geschmack fand, dazu beigetragen, daß dieß Werk des Bruno bald vergessen wurde und sich verlor" u. s. w.

Der Plan dieses langweiligen, geist- und gottlosen Werkes ist folgender: Jupiter über die Vernachlässigung seines Kultus entrüstet, „läßt die acht und vierzig Constellationen vor sich erscheinen, um unter ihnen eine Reform einzuführen. Momus, der Witzige, stellt ihm vor, daß alles Uebel daher komme, daß man den Sternen die Namen der Götter gegeben, deren scandalöse Abentheuer sie bei den Sterblichen verächtlich gemacht haben. Er schlägt daher vor, an ihrer Stelle die Namen der Tugenden anzubringen, Herakles solle man Tapferkeit heißen, den Drachen die Klugheit, Kallisto die Wahrheit und so weiter. Der Grund des weisen Momus ist die unserer modernen Aufklärer, die da meinen, das Heil der Welt hänge von schönen Phrasen über die Tugend, oder von einem wohlgesetzten Moralsystem ab. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, sondern nur ein paar Gespräche zwischen Jupiter und Momus anführen, wo der platte Witz und die gräuliche Blasphemie mit einander um den Vorzug streiten.

Ueber das Sternbild Eridanus oder den Fluß Po entspinnt sich folgendes Gespräch, deren Zweck ist, das heilige Altarssacrament lächerlich zu machen. „Was soll ich dann", sagt Jupiter, „mit dem Eridanus machen, der zugleicher Zeit im Himmel und auf der Erde ist. Dieser Strom, der hier und dort, im Himmel und außerhalb, in der Höhe und in der Tiefe ist, der etwas himmlisches und irdisches hat, scheint mir ein Gegenstand zu seyn, der eher nöthig hat, daß ihm ein Ort genommen, als ein neuer angewiesen werde". Darauf antwortet Momus: „Mein Vater, weil es die Art des Eridanus ist, an vielen Orten zugleich zu seyn, so scheint es mir, man solle ihn an allen Orten seyn lassen, wo man es beliebt, sich ihn vorzustellen, ihn anzurufen und anzubeten. Man kann es ohne Kosten thun, man zahlt keine Zinsen, und ist er dennoch sehr einträglich. Es muß aber auf eine Weise ge-

schehen, daß, wer von seinen eingebildeten, angerufenen und angebeteten Namensfischen ißt, sey, als hätte er nichts gegessen; wer von seinen Gewässern trinkt, sey, als habe er seinen Durst nicht gelöscht; und wer an ihn denkt, sey, als habe er ein leeres Gehirn" u. s. w. Jupiter findet den Vorschlag des Momus sehr vortrefflich, um so mehr, da alles, was den Eridanus betrifft, Einbildung und leeres Wesen sey.

Noch schmachvoller, ja wahrhaft teuflisch ist das Gespräch über den Centauren Chiron, und wir würden Anstand nehmen, die Blasphemien Brunos zu wiederholen, wenn wir es nicht für Pflicht hielten, sonst wohlgesinnte Männer, die durch einige Chorführer irre geleitet worden, über den Werth des Bruno zu enttäuschen. So erst, nachdem wir aus allen unsern Kräften gegen diese Blasphemien protestirt, und mit allem Abscheu, dessen wir fähig sind, sie von uns gewälzt haben, wagen wir es, dieß Scheusal der brunonischen Muße hervorzuziehen. Darauf, heißt es, nahm Momus das Wort und begann also: Was sollen wir denn mit diesem auf ein Vieh gepfropften Menschen, oder auf einen Menschen gepfropften Vieh machen, wo man einen einzigen von zwei Naturen gebildeten Mensch sieht; und zwei Substanzen, die durch eine hypostatische Vereinigung nur eine Person bilden? Denn diese zwei Dinge bilden hier durch ihre Vereinigung eine dritte Entität oder Wesen, etwas, woran niemand in der Welt zweifelt. Die eigentliche Schwierigkeit dabei ist, daß man nicht weiß, ob dieß dritte Wesen nicht besser ist, als eines oder das andere der beiden, deren Resultat es ist; oder ob es nicht schlechter ist, als alle beide? Ich frage, ob aus der Vereinigung der menschlichen Natur mit einem Pferde eine Gottheit entstanden ist, würdig in den Himmel versetzt zu werden, oder ein Thier, das in einen Pferde= oder Ochsenstall zu führen ist. Kurz Jupiter oder Isis, oder wer es auch sey, mögen sagen, was ihnen beliebt, über den Vorzug ein Thier zu seyn, oder über die Nothwendigkeit, der thierischen Natur theilhaft zu seyn, um zur Gottheit zu gelangen, oder daß man, um in

der Eigenschaft eines Gottes zu glänzen, sich bemühen muß, als Thier sich zu erweisen; darüber mögen sie sagen, was sie wollen. Ich, meines Theils, werde mich nimmermehr überzeugen, daß da, wo kein ganzer und vollkommener Mensch, noch ein ganzes und vollkommenes Thier ist, sondern ein Stück vom einem an ein Stück des andern angeheftet, etwas Besseres entspringen kann, als das, was jedes für sich ist. Es verhält sich damit, als wenn man ein Stück von einer Hose mit einem Stück von einer Weste zusammennähen wollte, woraus nimmermehr ein brauchbares Kleidungsstück entstehen würde, und man nun behaupten wollte, es wäre dieß besser, als eine ganze Weste oder eine Hose, oder das auch etwas nur einem von beiden gleich käme".

„Momus, Momus" erwiederte Jupiter, „es ist dieß ein großes und tiefes Geheimniß, daß du nicht begreifen kannst; daher mußt du aus einer so erhabenen und außerordentlichen Sache einen Gegenstand des Glaubens machen". Momus begehrt nun, Jupiter möge ihm durch irgend einen kleinen Kunstgriff diesen Glauben beibringen. Endlich aber entscheidet Jupiter den geistreichen Disput dahin, man müsse den Centauer am Altar anstellen in der Weise, daß er zugleich das Opfer und der Opferer sey.

Wenn man diese und ähnliche Tiraden in den Werken Brunos liest, so begreift man die tiefe Verachtung und den Abscheu, den das damalige Zeitalter gegen diesen eben so frechen als faden Spötter empfand, der, gleich Don Quixotte, gegen die Windmühlen, eben so über seine eigenen falschen Begriffe witzelt. Ihm, als Pantheisten, der keinen von der Welt unabhängigen Gott anerkannte, sondern vielmehr die Wesensgleichheit aller Dinge glaubte, mußten alle positiven Dogmen des Christenthums, die ganze Heilsordnung aberwitzig dünken, und es liegt der Pantheismus immer im Felde gegen das positive Christenthum. Glauben kann aber der Pantheist darum nicht, weil er sich einbildet, dem Wesen nach

Gott gleich zu seyn, und daher keiner höheren Belehrung bedarf.

Von dem eigenen Aberwitz dieses Philosophen wollen wir noch einige Proben geben. In seinem zu London gedruckten Werke: Sigillus Sigillorum, worin er allerlei Ideen über die geistige und materielle Ordnung der Dinge vorbringt, spricht er auch von der Macht der Contraction. Unter Contraction versteht er ein solches Concentriren der Kräfte, wodurch man fähig wird, die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen. „Durch die Contraction des Orts — in der gewöhnlichen Sprache würde man sagen, durch die Absonderung von der Welt — erheben sich Zoroaster, Pythagoras, Jesus, Raymund Lullius und Paracelsus zu einer göttlichen Weisheit. Durch die Contraction des Horizonts, der in seinen Mittelpunkt zurückgeht, und durch die daraus entspringende Concentration der Phantasie, wandelt der Geist, wie die Seele des Hermotinus in weit entfernte Länder. Mittels der Contraction und der Concentration des Gläubens erlangt der Mensch die Kraft, Berge zu versetzen. Der stumme Sohn des Croesus erhielt die Sprache wieder durch die Contraction seiner kindlichen Liebe". Bruno schließt aus dieser seiner Theorie, daß man, um zur Erkenntniß der wahren Philosophie — ohne Zweifel der des Bruno — zu gelangen, man sich anstrengen müsse, den Verstand zu contrahiren".

In einem andern, ebenfalls zu London gedruckten Werke: De triginta sigillis, läßt sich Bruno zu den schwachen Geistern herab, um ihnen die Anfangsgründe der Mathematik beizubringen. Die größte Schwierigkeit für den Anfänger ist, die rein mathematischen Begriffe zu fassen und zu behalten. Man müsse daher dem Verstand des Lehrlings mit den von ihm genannten halb-mathematischen Gegenständen zu Hülfe kommen. Ein Beispiel wird am besten seine Meinung erläutern. Die Zahl zehn z. B. ist außerordentlich schwer zu fassen und zu behalten. „Man kann daher zur Bezeichnung des Eins ein Lineal überhaupt; des Zwei ein hölzernes Lineal;

des Drei ein eisernes; des Vier ein ehernes; des Fünf ein silbernes; des Sechs ein goldenes; des Sieben ein seidenes; des Acht ein tüchenes; des Neun ein ledernes; des Zehn ein Lineal von Fell gebrauchen". Wer also die zehn Lineale wohl im Kopfe hat, der wird ohne Zweifel die Decade ganz gefaßt haben. Weil aber die Geister verschieden sind und die Bedürfnisse mannigfaltig, so schlägt Bruno noch andere Zeichen vor: „für (1) die Werkzeuge des Ackerbaues; (2) der Schmiedekunst; (3) des Krieges; (4) des Schneiderhandwerks; (5) des Metzgerhandwerks; (6) des Gartenbaues; (7) der Kochkunst; — besser kann man die heilige Zahl sieben nicht bezeichnen — (8) der Medicin; (9) des Barbierens; (10) des Begrabens". Sollte aber dennoch jemand so schwerfälligen Geistes seyn, daß er, trotz so leichter Hülfsmittel, die Decas noch nicht fassen könnte, so räth Bruno einen solchen, sich der zehn Finger dazu zu bedienen. Buhle kann sich bei dieser Gelegenheit nicht einer gewissen Rührung entschlagen. „Man verzeihe mir", sagt er, „daß ich diese mnemonischen Vorschläge des Bruno hier anführe, ich thue es mit einer gewissen Wehmuth; sie sind ein lehrreiches Beispiel, welch ein kindischer Kleinigkeitskrämer auch ein großer Kopf werden kann, der von einem Vorurtheile inficirt ist, das seiner Natur nach zur Kleinigkeitskrämerei verleitet". „Niemals aber", bemerkt Graf Maistre, „hat ein großer Geist Sottisen gesagt".

Wir wollen nun auch dem Leser eine Probe geben von dem Marktschreierton, in dem Bruno stets seine eigenen Werke anpreißt. Wir wählen zu dem Ende seine Anrede an die Universität Oxford, der er seine Schrift: Explicatio triginta sigillorum anpreißt. Weil aber eine Uebersetzung leicht die Kraft seiner Ausdrücke schwächen möchte, so möge sie hier in seiner lateinischen Form stehen. „Ad excell. Oxoniensis academiae procancellarium, clarissimos atque celeberrimos magistros, Philotheus Jordanus Brunus, Nolanus, magis laboratae theologiae doctor; purioris et innocuae sapientiae profes-

sor; in praecipuis Europae academiis notus, probatus et honorifice philosophus; nullibi praeterquam apud barbaros et ignobiles peregrinus; dormitantium animorum excubitor; praesumtuosae et recalcitrantis ignorantiae domitor; qui in actibus universis generalem philanthropiam protestatur; qui non magis Italiam quam Britannum, marem quam feminam, mitratum quam cosmatum, togatum quam armatum, cucullatum hominem quam sine cuculla virum, sed illum, cujus pacatior, civilior, fidelior et uti lior est conversatio, diligit; qui non ad perunctum caput, signatum frontem, ablutas manus et circumcisum penem, sed (ubi veri hominis licet niteri) ad animum ingeniique culturam maxime respicit; quam stultitiae propagatores et hypocritiunculi detestantur; quem probi et studiosi diligunt, et cui nobiliora plaudunt ingenia: excellent. clarrissimoque Acad. Oxon. Procancellario cum Praecipuis ejusdem Universitatis S. P. D. Zu solchen Verrücktheiten hatte der Eigendünkel diesen Mann gebracht.

In London endlich war es, wo Bruno die beiden Werke, die ihm die Bewunderung unserer modernen Pantheisten gewonnen hat, publizirte. Das eine: Della causa, principio et Uno; das zweite Del l'Infinito, Universo et Mondi, beide sind in London 1584 gedruckt. Alle Formeln des neuesten Pantheismus finden sich hierin vor, und die heutige Schule hat, was die Principien betrifft, nichts gesagt, was nicht schon Bruno gelehrt hatte. Wir wollen hier nur die Grundsätze der Philosophie des Bruno anführen, uns aller Bemerkungen, Erläuterungen oder Widerlegungen enthaltend, die für die Gläubigen der Schule überflüssig, für andere aber unnöthig sind. Es spricht also der große Denker Bruno, der gottliebende Philosoph, den alle Menschen, die nicht Barbaren sind kennen:

1) „Es ist nur ein erstes Princip des Daseyns, das heißt, Gott. Dies Princip kann alles seyn, und ist Alles

Vermögen und Thätigkeit, Wirklichkeit und Möglichkeit sind in ihm in untheilbarer und untrennbarer Einheit".

2) „Gott ist der innere Grund, und nicht bloß die äußere Ursache der Schöpfung; denn der Grund besteht innerlich in seinem Erzeugniß, während die Ursache außerhalb seiner Wirkung ist, und nur vorübergehend dieselbe berührt. In ihm lebt alles, was lebt, daher auch alle lebenden Wesen nur ein einziges Leben bilden".

3) „Das eine Princip, welches alles ist, was da existirt, ist zugleich die materielle, formelle und efficiente Ursache der Schöpfung: es ist zugleich die schaffende und die erschaffene Natur, natura naturans et naturata.

4) „Die natura naturans, oder die allgemeine und wirksame Ursache der Dinge, heißt auch die allgemeine göttliche Vernunft, die alles ist und alles hervorbringt. Sie manifestirt sich als die allgemeine Form des Weltalls, alle Dinge bestimmend; sie ist die allgemeine Weltseele".

5) „Diese allgemeine Ursache ist der innere, allgegenwärtige Künstler, der alles in allem wirkt, welcher die Materie aus ihrem eigenen Wesen bildet, gestaltet, und in sich wieder aufnimmt".

6) „Gott ist unendlich und allgegenwärtig. Es ist weder über noch unter dem Weltganzen; denn das Wesen ist nicht außerhalb der Sache, deren Wesen es ist; noch die Natur außer den natürlichen Dingen, noch die Güte außerhalb des Guten".

7) „Der Zweck der allgemeinen Vernunft ist die Vollkommenheit des Ganzen, die darin besteht, daß alle möglichen Formen zum Daseyn gelangen. Das eine Princip, die Menge der Wesen schaffend, hört darum nicht auf Eins zu seyn".

8) „Das Eins ist unendlich und unermeßlich, mithin unbeweglich und unveränderlich. Es kann seine Stelle nicht verändern, weil außer ihm keine Stelle ist. Es ist nicht erzeugt und kann nicht sterben; kann nicht größer noch kleiner werden, weder zunehmen noch abnehmen".

9) „Das unendliche Eins ist keiner Veränderung, weder innern noch äußern, unterworfen; es ist in jedem Momente alles, was es seyn kann, ohne Aufeinanderfolge. Es ist keinesweges weder mehr materiell als formell, weder mehr Geist als Körper. Es ist die vollkommenste Harmonie der Einheit und Allheit; es ist eine Monade, das Minimum und das Maximum alles Wesens".

10) „Die unendliche Monade kann weder gemessen werden, noch als Maaß dienen für irgend ein anderes Ding; denn außer ihr existirt nichts. Sie selbst umfaßt sich nicht selbst, noch wird sie von sich umfaßt, denn sie ist weder größer noch kleiner als sie selbst".

11) „Die Einheit, allenthalben identisch, existirt nicht so oder so; denn die Existenz ist überall sich selbst gleich; man kann darin nicht Theile unterscheiden; denn die Einheit ist nicht zusammengesetzt. Wollte man im unendlichen Theile unterscheiden, so müßte man jeden Theil als dem Ganzen gleich, das heißt unendlich betrachten".

12) „Die primitive Einheit ist die untheilbare Monade, das Kleinste und das Größte, das Höchste und das Tiefste alles Existirenden. Diese Monade aber, obschon absolut einfach und identisch, ist dennoch das Princip aller Gegensätze, der Grund alles Zusammengesetzten, und in sich selbst unsichtbar und unbestimmt, ist sie dennoch der Grund alles Sichtbaren und Bestimmten".

Alle diese Behauptungen Bruno's finden sich in den verschiedenen pantheistischen Schriften eines neuern Philosophen. Die wundervolle Tiefe dieses Systems besteht darin, daß man mit dem Grundsatz: Alles ist Eines, die Folgesätze verbindet. Die Urmonade ist klein und groß, eines und vieles, unveränderlich und veränderlich, unendlich und endlich, Grund und Folge, A und B lauter Wahrheiten, die eben so logisch als metaphysisch sind. Die so eben angeführten, tiefgedachten Sätze des Bruno's beziehen sich jedoch mehr auf die active Seite der Urmonade; um das System in allen seinen Grund-

lagen ganz kennen zu lernen, müssen wir auch die passive Seite der herrlichen Urmonade kennen lernen. Dahin führen die folgenden Grundsätze, die zur Kosmologie des großen Denkers gehören. Sie sind im Grunde nur Wiederhohlungen der vorigen, wir wollen sie jedoch zur Belehrung und Erbauung des denkenden Lesers hinzufügen.

1) „Die bestimmte Natur, natura naturata, ist das ewige und unerschaffene Weltall, das Alles, was es werden kann, in seinem Keime enthält. Sie begreift in sich alle Materie und alle Formen, mit allen Modificationen, deren sie fähig sind. In ihrer successiven Entwickelung nach Außen hin ist sie niemals alles, was sie der formellen Existenz nach seyn kann; daher offenbart sie ihre Fruchtbarkeit in den verschiedensten Erzeugnissen. In allen diesen Erscheinungen ist die Materie der Wiederschein der Ureinheit. Das, was im Princip als einfaches Eins existirt, erscheint in der Aeußerlichkeit als getheilt, entfaltet nun unter dem Attribut des Mannigfaltigen“.

2) „Die Materie, das primum ens, alle sinnenfällige und geistige, alle wirkliche und möglichen Existenzen ist das Wesen selbst. Die Erfahrung beweist es ja, daß die Materie alles ist und alles werden kann“.

3) „Die Materie kann in sich keine bestimmte Form noch Dimension haben, weil sie alle hat, die sie aus ihrem eigenen Schooße gebiert. Sie ist daher das prope nihilum einiger Philosophen. Sie ist nicht ein bloß passives Subject, sondern eine thätige Kraft. Daher unterscheidet sich das Subject: Natur von dem Subject: Kunst, die ihren Schöpfungen nichts als die äußere Form zu geben vermag. Die metaphysische Materie bedarf keines von ihr verschiedenen Künstlers; denn sie ist selbst der Künstler, der den Augen des Leibes unsichtbar, den Blicken des Geistes leuchtet“.

4) „Die intellectuelle Anschauung nämlich beweißt, daß die Materie die Substanz alles Daseyenden ist, und identisch

mit der ewigen und nothwendigen Form, die alle Formen in sich begreift. Die metaphysische Materie ist daher die Seele der Welt".

„In der Welt ist ein Aeußeres und ein Inneres: Materie und Form, Leib und Geist, welches jedoch alles beschlossen ist in der absoluten und identischen Einheit. Das Universum, das absolute und lebendige Wesen gleicht in seiner Offenbarung einem unendlichen und unsterblichen Thier, das in allen seinen Theilen lebt".

6) „Die Fülle der Gattungen, Arten, Individuen, woraus die Welt besteht, befinden sich darin nicht wie in einem einfachen Behältniß oder leeren Raume. Alle die zahllosen Individuen sind unter sich und mit dem Ganzen, als die Gliedmaaßen einer Organisation, verbunden".

7) „Kein Einzelding ist eine besondere Substanz, sondern jedwedes Ding ist die allgemeine Substanz, die sich auf eine besondere und isolirte Weise kundgibt. Siehst Du z. B. einen Menschen, so wisse, daß du da keine besondere Substanz siehst, sondern du siehst die allgemeine Substanz unter einer besondern Form".

8) „Jedes Ding ist in jedem Moment alles, was es in diesem Moment seyn kann, aber nicht alles, was es der Substanz nach seyn kann, eben weil es ein individuelles Ding ist".

9) „Alles, was in den Dingen als Unterschied der Gattungen, Arten, Eigenschaften erscheint; alles, was kraft der Geburt und Veränderung zum Daseyn gelangt, ist nicht die wahre Substanz, es sind nur vorübergehende Zustände. Was sich verändert, sucht nur eine andere Form des Daseyns, es sucht nicht das Seyn, denn es ist schon".

10) „Das Weltall in seiner Totalität ist eins, unendlich, unbeweglich, ohne Anfang und ohne Ende, allenthalben lebendig, Schöpfer und Geschöpf zugleich".

11) „Das tiefe Geheimniß aller Kunst und aller Wissen-

schaft ist nicht blos als die Identität der entgegengesetzten Dinge, des Warmen und Kalten, des Lichts und der Finsterniß, der Liebe und des Hasses anzusehn, sondern zu begreifen, wie alle Gegensätze aus der Identität entspringen".

Als die neuere Naturphilosophie alle diese tiefsinnigen Sätze zur allgemeinen Kunde wieder ans Licht rief, da ergriff wunderbares Staunen zumal die jugendlichen Gemüther, die sich mit begeisterter Liebe in die Arme der physischen und metaphysischen Materie warfen. Die Wolke war nunmehr eine Göttin geworden, und das selige Leben hatte zu Jena und Weimar seinen Anfang genommen. Auf allen Wegen und Stegen offenbarte sich die Göttlichkeit im Besondern, und alle Welt war von himmlischer Trunkenheit berauscht. Alle Verhältnisse lösten sich mit Leichtigkeit, denn man kam nie aus der Identität heraus. Alles war Eines, die Wahl war frei. Wer die Fülle des Lebens damaliger Zeit in der Nähe mit angesehen hat, wird sich dessen wohl erinnern. Aber, um auf Bruno zurückzukommen, wollen wir zuletzt noch seine, dem Systeme der Pythagoräer entlehnte Idee der Zahlen mittheilen.

12) „Das Weltall ist einem Zahlensystem gleich. Die Monade ist der Grund des Ganzen; die Zahl Zwei ist das Princip des Gegensatzes und der Vielheit; die Zahl Drei verbindet die Gegensätze zu einem Ganzen; die Zahl Vier ist das Symbol der äußern Vollkommenheit, denn $1+2+3+4=10$; die Zahl Fünf bezieht sich auf die äußern Sinne; die Zahl Sechs, das Product der zweien Factoren 2 und 3, deren einer weiblich, der andere männlich ist, wird die Zahl der Zeugung und Begattung genannt; die Zahl Sieben stammt von keinem andere, sie hat weder Eltern noch Kinder, sie wurde daher von den Schülern des Pythagoras Pallas, oder die Jungfrau genannt, sie drückt die Ruhe und die Rückkehr in sich selbst aus; die Zahl Acht ist das Urbild der Gerechtigkeit und der Seligkeit; die Zahl Neun bedeutet eben dasselbe (warum nicht?); die Zahl Zehn endlich beschließt

die Reihe der einfachen Zahlen, und begreift sie alle in sich, denn 1 + 9 = 10, 2 + 8 = 10, 3 + 7 = 10" u. s. w.

Alle diese tiefsinnigen Ideen, mit einer Menge Erläuterungen und Folgerungen, finden sich, außer in den beiden obengenannten Werken, noch in seinen Abhandlungen: De triplici Minimo et Mensura; De Monade, Numero et Figura; De Innumerabilibus, Immenso et Infigurabili, die allen Pantheisten zu empfehlen sind; wir haben uns hier nicht damit zu befassen. Der Pantheismus ist nunmehr ein Gemeinplatz geworden, alle Welt weiß davon zu reden und in seinen Tiefsinn sich einzuhüllen.

Als Bruno das Licht seiner hohen Intelligenz in England verbreitet hatte, verließ er London nach einem Aufenthalte von zwei Jahren daselbst. Diejenigen Schriftsteller nun, welche behaupten, Bruno sey zweimal in Paris gewesen, lassen ihn dahin wiederkehren, um den Aristoteles mit mehr Energie, als das erstemal, zu bekämpfen. Weil er aber zugleich mit dem griechischen Philosophen die Dogmen der Kirche bekämpfte, so zog er sich alsbald den allgemeinen Haß zu, und ward genöthigt, die Stadt zu verlassen. Von Paris sey er nach Wittenberg gegangen. Andere erzählen, und zwar mit mehr Wahrscheinlichkeit, Bruno habe sich geraden Weges von London nach Wittenberg begeben im Jahre 1586. Der Grund, warum er sich nach Wittenberg wandte, war vermuthlich derselbe, der ihn zuerst nach Genf führte. Die Neuerungen daselbst scheinen ihn dahin, wie früher nach Genf, gezogen zu haben. Diejenigen, welche den Bruno in Genf calvinisch werden lassen, behaupten ebenfalls, daß er in Wittenberg die Dogmen Luthers angenommen habe. Beides ist aber höchst unwahrscheinlich, und so mag wohl Bruckers Meinung der Wahrheit am Nächsten kommen, wenn er von Bruno sagt, daß er in seinem Abschiedsschreiben an seine Zuhörer in Wittenberg seine besondere Anhänglichkeit an die Lehren Luthers geheuchelt habe — se Lutheri placitis esse addictum, simulat. —

In Wittenberg verweilte Bruno etwa zwei Jahre, Vorlesungen gebend über Mathematik, Physik und Metaphysik. Warum er diese Stadt verließ, weiß man nicht mit Gewißheit. Buhle glaubt, es sey sein Haß gegen die Aristoteliker, und sein Hang zu Paradoxien und Satyre, die ihn dazu bewogen haben. Vom Senate zu Wittenberg nahm er feierlich Abschied in einer Rede, die unter dem Titel: Oratio valedictoria in academia Wittebergensi, ist gedruckt worden. Er ertheilt darin den Deutschen große Lobsprüche, nennt sie eine wegen ihrer Gelehrsamkeit und Sittenfeinheit ausgezeichnete Nation. Zugleich dankt er ihnen für das Wohlwollen, womit sie ihn aufgenommen hatten, einen Mann, der vertrieben und vom Schicksal verfolgt, am Leib und Vermögen klein, von der blinden Menge gehaßt und nachgestellt war. Dieser schönen Lobsprüche ungeachtet scheint er dennoch von den Gelehrten Wittenbergs wenig erbaut gewesen zu seyn; denn in andern seiner Schriften greift er sie mit der ganzen Bitterkeit seines gallsüchtigen Temperamentes an. „Es sind", sagt er, „die Sekretäre des Himmels, lateinische, griechische, hebräische, syrische und chaldäische Grammatiker; Erfinder der Götter und Menschen, die sich das Recht anmaaßen, über alle philosophische Materien zu urtheilen".

Bruno war aus Italien und Frankreich vertrieben worden, und hatte seitdem die beiden protestantischen Länder, England und Deutschland, besucht, als solche, deren Boden zur Aufnahme des Samens seiner Philosophie geeigneter waren. Von Wittenberg aus versuchte er aber von Neuem den Eingang in ein katholisches Land und wanderte nach Prag. Von den neuen Ideen, womit er diese Stadt befruchten wollte, mögen hier einige eine passende Stelle finden, um auf die historischen Ansichten Bruno's ein Licht zu werfen. So lehrte er z. B., „daß der heilige Geist die Weltseele sey, welches Moses angedeutet hat mit den Worten: „der Geist Gottes schwebte über den Gewässern; daß Moses seine Wunder durch Hülfe der Magie gewirkt hätte, in welcher Kunst er größere

Fortschritte gemacht, als die andern Egypter; daß eben dieser Moses die Gesetze erfunden hatte, von denen er vorgab, Gott habe sie seinem Volke gegeben; daß in den heiligen Schriften Fabeln enthalten seyen; daß die Teufel dereinst seelig werden würden; daß nur die hebräische Race allein von Adam und Eva abstammten, während die übrigen Völker von einem Paare kämen, die am Abende vor der Erschaffung Adams von Gott gebildet worden; daß Jesus Christus nicht Gott wäre, sondern ein famoser Magus, der die Menschen betrogen habe, und deßhalb auch gehenkt, aber nicht gekreuziget worden; daß die Propheten und Apostel Betrüger und magische Künstler gewesen, daher auch die Meisten derselben gehenkt worden".

Prag war indeß eine zu katholisch gesinnte Stadt, als daß die neuen Ideen Bruno's daselbst hätten ihr Glück machen können. Bruno verließ daher in demselben Jahre noch diese Stadt, und begab sich nach Helmstädt, wo er von den Herzogen Julius und Heinrich Julius begünstigt wurde. Nach dem Tode des ersten dieser Fürsten verließ Bruno wieder Helmstädt, und lebte einige Zeit in Frankfurt, mit der Herausgabe mehrerer seiner Schriften beschäftigt. Plötzlich aber wurde er, man weiß nicht warum, von Frankfurt verwiesen, ohne den letzten Bogen eines im Drucke befindlichen Werkes vollenden zu können. Nach diesem letzten Mißgeschick scheint er endlich Deutschland überdrüssig geworden zu seyn, denn sofort kehrte er nach Italien zurück, und lebte zwei Jahre in Padua ohne beunruhigt zu werden.

Im Jahre 1598 war es, wo die Inquisition zu Venedig sich seiner bemächtigte, und nachdem sie ihn einige Zeit eingesperrt gehalten, nach Rom sandte. Ueber seine letzten Schicksale besitzen wir den Bericht des Scioppius, eines Augenzeugen. „Bruno", erzählt dieser, „mußte sich mehreren Verhören unterwerfen, in denen verschiedene gelehrte Theologen ihn seiner Irrthümer überwiesen. Man gestattete ihm darauf mehrere Tage Bedenkzeit, indem er einen Wiederruf

derselben versprach. Nachdem er aber von Neuem seine Irrthümer vertheidigt hatte, wurde ihm ein neuer Aufschub von vierzig Tagen gewährt. Endlich aber, als man inne wurde, daß Bruno keine andere Absicht hatte, als über den Papst und die Inquisition zu spotten, brachte man ihn am neunten Februar ins Gefängniß, dann vor das Tribunal der Inquisition, im Pallaste des Großinquisitors. Daselbst erschien er vor den Cardinälen des sacri officii, Männern, die durch ihre Erfahrung und ihre Kenntnisse in der Theologie sowohl, als dem bürgerlichen Rechte ausgezeichnet waren, so wie vor den Consultatoren der Inquisition und des Statthalters von Rom. Daselbst mußte er niederknieen, während ihm sein Urtheilspruch vorgelesen wurde. Zuerst wurde ihm sein Leben, seine Studien und seine Lehre vorgehalten, man erwähnte darauf die Milde, womit die Inquisition ihn behandelt hatte, in der Absicht, ihn von seinen Irrthümern zurückzurufen, zugleich aber auch von seiner Hartnäckigkeit und Gottlosigkeit. Nach diesen wurde er degradirt, excommunizirt und der weltlichen Obrigkeit übergeben, mit der Bitte jedoch, ihn mit möglichster Milde und ohne Blutvergießen zu behandeln. Nachdem die ganze Verhandlung zu Ende war, erhob sich Bruno und sprach mit drohender Stimme zur Versammlung: „Das Urtheil, das ihr gegen mich gesprochen habt, flößt euch vielleicht mehr Furcht ein, als mir". Die Gerichtsdiener des Statthalters führten ihn darauf in das Gefängniß zurück, worin er acht Tage behalten wurde, damit man sehe, ob er nicht vielleicht während dieser Zeit sich zum Widerruf entschließen würde. Weil aber dieser nicht erfolgte, wurde Bruno am siebzehnten Februar 1600 auf den Richtplatz geführt. Noch vor seinem Tode wurde ihm ein Kruzifix gereicht, er wandte aber die Augen hinweg, nachdem er einen Blick des Hohns darauf geworfen hatte. Bald darauf hatten die Flammen seinem Leben ein Ende gemacht".

So starb der berüchtigte Giordano Bruno, noch im Tode

den Vermittler des ewigen Lebens verleugnend, aus dessen göttlichen Munde wir alle die Worte vernommen: „Niemand kann zum Vater kommen, als durch Mich". Die Todesstrafe, die er erlitt, war im Criminalkodex der katholischen Staaten, damaliger Zeit über hartnäckige Ketzer verhängt, wie heutiges Tages, Raub oder Mord in die Reihe todeswürdiger Verbrechen gestellt sind.* Der weltliche Arm des Statthalter von Rom war es, der die Strafe an Bruno exequirte, denn nie hat die katholische Kirche ihre Milde verleugnet, nie ihre Hände mit Blut befleckt, nie ein Todesurtheil unterzeichnet. Die einzige Strafe, die sie gegen hartnäckige Häretiker, die ihrer Macht überlassen blieb, ausübte, war die Einsperrung, um die Verbreitung verderblicher Irrthümer vorzubeugen. Bevor aber der weltliche Gerichtshof jemand der Ketzerei halber zum Tode verurtheilen konnte, mußte die kirchliche Behörde über die Schuld des Angeklagten entscheiden. Die Kirche, welche über die Erhaltung des Glaubens zu wachen hatte, repräsentirte damals die Jury hinsichtlich der Lehren des Irrthums. Erst dann, wenn sie kein Mittel unversucht gelassen, einen Irrlehrer zum Wiederruf zu bewegen, schloß sie denselben aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus. Dadurch fiel ein solcher der weltlichen Obrigkeit anheim, die ihn nunmehr nach den Gesetzen der Zeit behandelte. So geschah es z. B., als Huß und Hieronymus von Prag, die Irrthümer Wiclefs in Böhmen erneuerten. Vom Kaiser Sigismund wurden sie mit einem Freibrief versehen, vor das Costnitzer Concil vorgeladen. Als die versammelten Väter alle Mittel umsonst angewendet hatten, um diese Männer von ihren Irrthümern zu überzeugen, wurden sie von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Dadurch fielen sie dem Staate anheim, und wurden nach den Staatsgesetzen behandelt. Daß die Häretiker im Mittelalter verbrannt wurden, heutiges Tages aber ungestraft oder wohl gar geehrt werden, sind beides Erscheinungen, woran die Kirche gar keinen Antheil gehabt. Ihr ist von ihrem göttlichen Stifter nur der Auftrag anvertrauet

worden, über die Reinheit des Glaubens zu wachen, und für diesen hohen Zweck, Freiheit und Leben der Ihrigen, wenn es Noth thut, als Opfer darzubringen, wie die Geschichte der Kirche auf jeder Seite bezeugt.

LI.

Briefe eines Deutschen über Rom.

III.

Sie werden sich billig wundern, werther Freund, daß ich seit geraumer Zeit meine Briefe über Rom abgebrochen habe. Ich bin unterdessen in meinen Studien nach Irland verreist gewesen, und diese Beschäftigung hat, nebst meinen sonstigen Berufsarbeiten, meine Zeit so in Anspruch genommen, daß die ewige Stadt etwas mehr meinem Gedankenkreise entrückt worden ist. Erlauben Sie mir, daß ich das Thema meines letzten Briefes noch einmal aufnehme, weil es mir darum zu thun ist, daß sowohl Sie, als die Leser unserer Zeitschrift, mich völlig, auch in meiner Absicht, verstehen. Ich habe es mir zu meiner Aufgabe gestellt, unverholen die Wahrheit zu sagen, und ich habe dieß gethan auf die Gefahr eines möglichen Mißverständnisses. Hiebei habe ich mich aber von dem Gedanken leiten lassen, daß es gerade für unsere deutschen Zustände, die wir als Herausgeber der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland ja doch vorzüglich im Auge haben müssen, sehr geeignet sey, nicht von Allem bloß die Licht- oder bloß die Schattenseite hervorzuheben. Wir sind frei genug, und die Kirche gestattet gewiß eine solche Freiheit, daß wir uns von jeder Lobhudelei, auch Rom gegenüber, fern halten können. — Alle menschlichen Zu-

stände haben nun das mit einem Bilde gemeinschaftlich, daß sie eben aus Licht und Schatten bestehen. So hat auch, obgleich die Kirche selbst, als solche, ein herrlich strahlendes Licht ist, das römische Leben doch seine Schattenseiten, und wer dieß schildern und wahr seyn will, muß diese wenigstens andeuten, und das um so mehr, da er dabei keine Gefahr läuft, der Kirche auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Gestatten Sie mir, bei diesem Gegenstande noch einen Augenblick zu verweilen und einige Bemerkungen hinzuzufügen, die sich auf die Darstellung dieser und ähnlicher Verhältnisse überhaupt beziehen.

Es kann jedem rechtschaffenen Menschen nur um die Wahrheit, insbesondere also auch bei der Entwicklung juristischer sowohl, als factischer Verhältnisse, um die historische Wahrheit zu thun seyn. Diese als solche hat eine unwiderstehliche Kraft, und wer die Wahrheit sagt und sich durch Offenheit in dieser Beziehung das Zutrauen Anderer erwirbt, muß dadurch seinem Worte überhaupt Glaubwürdigkeit und Wirksamkeit verschaffen. Was nützte es uns also, wenn wir etwa die schrecklichen politischen wie kirchlichen Zustände im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte ableugnen wollten? was nützte es uns, behaupten zu wollen, eine Reformation der Kirche sey nicht nothwendig gewesen? was nützte es, zu sagen, ohne Tetzel und Luther wären jene Ereignisse nicht herbeigeführt worden? Wer darf es, bei einiger Kenntniß jener Zeit, in Abrede stellen, daß manche edle Seele damals von der Kirche aus Unkenntniß und durch menschliche Schuld sich abgewendet, oder daß nicht in vielen Behauptungen, welche gegen die kirchliche Disciplin, außerhalb des dogmatischen Bereiches aufgestellt wurden, eine große Wahrheit enthalten gewesen sey? Man kann das Alles ruhig zugeben, ja man hat sogar die Pflicht, wenn man getreu und wahr seyn will, dieß Alles in die Schilderung jener Zeitverhältnisse mit aufzunehmen, eben so wie man bei der Erörterung jedes kirchlichen Instituts — ich wiederhole, daß ich nicht von dem unwandelbaren Dogma rede — nicht bloß dessen ideale Seite,

sondern auch die etwa eingetretene Entartung, die es, der menschlichen Schwäche anheimgegeben, erlitten hat, hervorheben muß. Langjährige Erfahrung hat mich darüber belehrt, daß gerade dieß der Weg sey, um Herz, Gemüth und Sinn des Menschen für die Sache der Wahrheit zu gewinnen, daß aber durch das Gegentheil, durch Bemänteln und Beschönigen derjenigen Schattenseiten, deren Existenz doch geahndet oder gewußt wird, gerade nur zu oft ein recht eigentlicher Widerwille erzeugt wird. So habe ich auch gemeint, durch die Offenheit, mit der ich einige Mängel in dem römischen Leben andeutete, gerade der heiligen Sache der Kirche zu dienen; es ist gewiß kein Verrath, ja auch nicht eine Unehrbietigkeit, wenn man, da heute zu Tage so schwer geglaubt wird, sich auch dieses Mittels der Wahrheit bedient, um der Wahrheit Eingang zu verschaffen. Und noch mehr! ist es nicht viel besser, wir Katholiken, die wir mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit und Ergebenheit die Kirche und Rom, als den Mittelpunkt derselben, verehren, ich sage, ist es nicht viel besser, daß wir lieber geradezu dasjenige mit Offenheit, Freimüthigkeit und Ehrerbietigkeit sagen, was als menschlich, ja mangelhaft in dem römischen Leben hervortritt, als daß die Feinde und Gegner der Kirche kommen, und höhnend und spottend, selbst die Dinge mißverstehend, durch ganz Europa hindurch ein Geschrei über Rom erheben? Aus diesen Gründen habe ich auch mit gutem Gewissen in meinen beiden Briefen erstens ausführen zu dürfen geglaubt, worin mir von Deutschland aus Rom gegenüber gefehlt zu seyn scheint, und zweitens erörtern zu dürfen, wie auch in Rom Deutschland und deutsche Wissenschaft nicht hinlänglich gewürdigt wird. Dieß ist ein Factum, und wenn mein geistvoller Glossator auch die nicht üble Bemerkung macht, es sey besser im Cafè Ruspoli, unter Orangenbäumen, Gefrornes zu essen, als Schelling'sche Philosophie zu studiren, und wenn ich auch keineswegs behaupten will, daß ein Heil für die Kirche darin liege, wenn etwa Italien für die gesammte deutsche Literatur zugänglich ge-

macht würde, so bleibt es doch immer wahr, daß man, wenn man einen Irrthum bekämpfen will, man ihn auch genau kennen müsse. Will man uns deutschen Katholiken es allein überlassen, daß wir diesen Kampf gegen die Irrthümer deutscher Wissenschaft führen, so ist dieß freilich eine Ehre für uns; da wir aber an Zahl gering sind, so wird die Bemerkung oder der Wunsch gewiß nicht zu verdenken seyn, wenn wir es gern sähen, da es in Italien nicht an Talenten und auch nicht an der erforderlichen Zahl von Leuten fehlt, die dazu die hinlängliche Muße haben, wenn diese uns etwas, wenigstens mit Herbeischaffung des Materials, zu Hülfe kämen. Um nur ein Beispiel anzuführen: die Auffindung der Monumente aus den ältesten Zeiten des Christenthums hat schon außerordentlich viel dazu beigetragen, um einzelne, viel bestrittene Dogmen, die die protestantische Wissenschaft als Erzeugnisse späterer Jahrhunderte ausgibt, als uralt zu beweisen. Der Katholik bedarf eines solchen Beweises nicht, denn er glaubt und weiß, daß die Kirche von Anbeginn nur die Eine wahre und unverfälschte Lehre Christi gehabt hat, aber es ist für ihn eine Waffe gegen den Irrthum, wenn er durch den Augenschein das hohe Alter eines Dogma's darthun kann. Wenn es also z. B. in einer in den Katakomben gefundenen Inschrift heißt: *Διονύσιος νήπιος — ἐν τοῖς ἁγίοις μνήσκεσθε τοῦ γλύψαντος καὶ τοῦ γράψαντος*, so ist dieß gewiß ein äußerst merkwürdiger Beleg dafür, daß in jener Zeit der Glaubenssatz von der Fürbitte der Heiligen allgemeine Anerkennung gefunden habe. Oder, wer müßte sich nicht der Auffindung des jetzt so berühmt gewordenen Denkmals von Autun erfreuen, durch welches das Dogma von der Transsubstantiation, in Stein gehauen, sich als eines darthut, welches die Christen der ersten Zeiten der Kirche geglaubt haben. Ich wiederhole, für den gläubigen Katholiken bedarf es solcher marmorner Beweismittel nicht, allein Jedermann ersieht leicht, daß denjenigen gegenüber, welche nicht anders glauben wollen, als wenn man ihnen handgreifliche Beweise beibringt,

gerade solche Monumente in dem Streite um und für den Glauben der Kirche, der Wahrheit eine vorzügliche historische Unterstützung bieten. Nun aber enthielt und enthält das Erdreich Roms einen unermeßlichen Schatz von solchen Denkmälern, von denen leider in früherer Zeit ungemein viel verschleudert und namentlich nach England verschleppt worden ist, und es könnte mit Hülfe dieses Schatzes die christliche Archäologie, trotz der Leistungen von Bosius, Aringhi, Boldetti, Marangoni, Lupi u. s. w. eine ganz neue Gestaltung erhalten, allein wenn auch in jüngster Zeit in Rom für diese Dinge ein lebhafteres Interesse erwacht ist, so kommt es doch demjenigen im Mindesten nicht gleich, welches für das heidnische Rom vorhanden ist, und diejenigen, welche in einer für die Kirche so wichtigen Sache sich bemühen, können dieß nicht anders, als indem sie selbst die größten persönlichen Opfer bringen. Sie werden mich *nicht unrichtig* verstehen, ich will mit all dem nichts *weiter* sagen, als daß ich es *nicht* bloß vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, sondern für *die Kirche* selbst als höchst wünschenswerth ansehe, wenn das wissenschaftliche Interesse in Rom etwas lebendiger wäre, als es ist; das kann man freilich dort weniger fühlen, als wir Deutsche es empfinden müssen, die wir eben in dem Streite gegen den Irrthum auf jenen Schatz von meist verschlossenen Hülfsmitteln und auf eine Unterstützung hingewiesen sind, die nicht in dem Grade geboten wird, als es seyn könnte. —

Lassen Sie mich indessen für heute diesen Gegenstand abbrechen, und Sich statt dessen einige Mittheilungen über die Begehung einer kirchlichen Feierlichkeit in Rom machen, von welcher zwar schon in diesen Blättern die Rede gewesen ist, die mir aber die Gelegenheit bieten wird, eine besonders ausgezeichnete Persönlichkeit hervorzuheben. Wenn ich nun von dem Feste der Epiphanie und der Propaganda zu reden beginne, so werden Sie freilich gleich auf den berühmten Cardinal Mezzofanti rathen, allein außer ihm hat bei meiner An-

wesenheit in Rom auch noch ein anderer bedeutender Mann sich mir mit jenem Feste in Verbindung gestellt.

Es begreift sich leicht, daß an keinem Orte so sehr, als in Rom, die Bedeutung des Festes der heiligen drei Könige jedem Gläubigen vor Augen gestellt wird. Dahin zielt das große Sprachenfest in der Propaganda, deren Zöglinge aus den verschiedensten Nationen, in dem Mittelpunkte der Christenheit vereinigt, sich zusammenfinden. Zu jeder Zeit, wo man auf den Straßen Roms den einzelnen Kameradschaften jener Alumnen begegnet, wird man lebhaft an die Universalität des Christenthums erinnert; man kann nicht leicht eine solche Verschiedenheit der Physionomien beisammen sehen. Eben so macht es einen überraschenden Eindruck, wenn man am Tage des großen Apostels des Orients, des heil. Franciskus Xaverius, in der schönen Kirche al Gesù den Cardinal Mezzofanti, umgeben und bedient von Chinesen, Chaldäern, Peguanern, Aethiopen u. s. w. die Messe lesen sieht. Aber noch lebendiger tritt die Idee der allgemeinen Kirche bei der Versammlung aller jener Zöglinge der Propaganda an dem ersten Sonntage nach dem heil. Dreikönigsfeste hervor, wo jeder in seiner Sprache ein auf das Fest bezügliches Gedicht declamirt. Da wird man allerdings lebhaft an die Sprachverwirrung bei dem babylonischen Thurmbau erinnert, und gerade diese Erinnerung ist es auch, welche die Kirche, im Gegensatze zu sich selbst, hervorruft. Sie ist der hohe Thurm, der bis in den Himmel hineinragt, aber nicht von Menschen, sondern von Gott selbst gegründet; sie ist es, welche die durch die Sprachverwirrung entzweiten Völker wiederum mit einander durch ihr göttliches Wort vereinigt. Es ist unmöglich, Ihnen eine treue Schilderung dieses Tages zu machen, denn wer könnte die Laute und Töne, welche durch die zungengewandten Zöglinge hervorgebracht werden, wiederholen, jenes wunderliche Tsing Tsing der Chinesen, jenen eigenthümlichen Gesang der Chaldäer. Wenn ich aber dieß auch nicht vermag, so wird es Sie doch interessiren, die verschiedenen Schriftzüge zu sehen, deren sich die einzelnen

gerade solche Monumente in dem Streite um und für den Glauben der Kirche, der Wahrheit eine vorzügliche historische Unterstützung bieten. Nun aber enthielt und enthält das Erdreich Roms einen unermeßlichen Schatz von solchen Denkmälern, von denen leider in früherer Zeit ungemein viel verschleudert und namentlich nach England verschleppt worden ist, und es könnte mit Hülfe dieses Schatzes die christliche Archäologie, trotz der Leistungen von Bosius, Aringhi, Boldetti, Marangoni, Lupi u. s. w. eine ganz neue Gestaltung erhalten, allein wenn auch in jüngster Zeit in Rom für diese Dinge ein lebhafteres Interesse erwacht ist, so kommt es doch demjenigen im Mindesten nicht gleich, welches für das heidnische Rom vorhanden ist, und diejenigen, welche in einer für die Kirche so wichtigen Sache sich bemühen, können dieß nicht anders, als indem sie selbst die größten persönlichen Opfer bringen. Sie werden mich nicht unrichtig verstehen, ich will mit all dem nichts weiter sagen, als daß ich es nicht bloß vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, sondern für die Kirche selbst als höchst wünschenswerth ansehe, wenn das wissenschaftliche Interesse in Rom etwas lebendiger wäre, als es ist; das kann man freilich dort weniger fühlen, als wir Deutsche es empfinden müssen, die wir eben in dem Streite gegen den Irrthum auf jenen Schatz von meist verschlossenen Hülfsmitteln und auf eine Unterstützung hingewiesen sind, die nicht in dem Grade geboten wird, als es seyn könnte. —

Lassen Sie mich indessen für heute diesen Gegenstand abbrechen, und Sich statt dessen einige Mittheilungen über die Begehung einer kirchlichen Feierlichkeit in Rom machen, von welcher zwar schon in diesen Blättern die Rede gewesen ist, die mir aber die Gelegenheit bieten wird, eine besonders ausgezeichnete Persönlichkeit hervorzuheben. Wenn ich nun von dem Feste der Epiphanie und der Propaganda zu reden beginne, so werden Sie freilich gleich auf den berühmten Cardinal Mezzofanti rathen, allein außer ihm hat bei meiner An-

stände haben nun das mit einem Bilde gemeinschaftlich, daß sie eben aus Licht und Schatten bestehen. So hat auch, obgleich die Kirche selbst, als solche, ein herrlich strahlendes Licht ist, das römische Leben doch seine Schattenseiten, und wer dieß schildern und wahr seyn will, muß diese wenigstens andeuten, und das um so mehr, da er dabei keine Gefahr läuft, der Kirche auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Gestatten Sie mir, bei diesem Gegenstande noch einen Augenblick zu verweilen und einige Bemerkungen hinzuzufügen, die sich auf die Darstellung dieser und ähnlicher Verhältnisse überhaupt beziehen.

Es kann jedem rechtschaffenen Menschen nur um die Wahrheit, insbesondere also auch bei der Entwicklung juristischer sowohl, als factischer Verhältnisse, um die historische Wahrheit zu thun seyn. Diese als solche hat eine unwiderstehliche Kraft, und wer die Wahrheit sagt und sich durch Offenheit in dieser Beziehung das Zutrauen Anderer erwirbt, muß dadurch seinem Worte überhaupt Glaubwürdigkeit und Wirksamkeit verschaffen. Was nützte es uns also, wenn wir etwa die schrecklichen politischen wie kirchlichen Zustände im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte ableugnen wollten? was nützte es uns, behaupten zu wollen, eine Reformation der Kirche sey nicht nothwendig gewesen? was nützte es, zu sagen, ohne Tetzel und Luther wären jene Ereignisse nicht herbeigeführt worden? Wer darf es, bei einiger Kenntniß jener Zeit, in Abrede stellen, daß manche edle Seele damals von der Kirche aus Unkenntniß und durch menschliche Schuld sich abgewendet, oder daß nicht in vielen Behauptungen, welche gegen die kirchliche Disciplin, außerhalb des dogmatischen Bereiches aufgestellt wurden, eine große Wahrheit enthalten gewesen sey? Man kann das Alles ruhig zugeben, ja man hat sogar die Pflicht, wenn man getreu und wahr seyn will, dieß Alles in die Schilderung jener Zeitverhältnisse mit aufzunehmen, eben so wie man bei der Erörterung jedes kirchlichen Instituts — ich wiederhole, daß ich nicht von dem unwandelbaren Dogma rede — nicht bloß dessen ideale Seite,

Völkerschaften, aus welchen Zöglinge in der Propaganda sich befinden, bedienen. Ein junger Landsmann, Hr. Eykerling aus Paderborn, hatte die Güte, mir von all seinen Mitschülern den kurzen Satz: „Ich glaube an eine heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche“, in ihren Sprachen schreiben zu lassen, und es ist mir dieß Geschenk eine sehr angenehme Rückerinnerung an die Propaganda.

Aber auch noch auf andere Weise wird in jener Zeit in Rom jenes Fest gefeiert, namentlich dadurch, daß in einzelnen Kirchen, in der Propaganda und in S. Andrea della Valle, während der Octav die Messe in den verschiedenen, von der Kirche anerkannten Riten gelesen wird. Während sich auf solche Art Gelegenheit bietet, den eigenthümlichen koptischen, armenischen, griechischen Gottesdienst zu sehen, versammeln sich in derselben zuletzt genannten Kirche, die vor allen andern, nächst St. Peter, durch ihre große Kuppel sich auszeichnet, die Gläubigen verschiedener Nationen, um Predigten in ihrer Landessprache zu vernehmen. Da wurden deutsche, französische, englische und spanische Predigten gehalten, unter welchen mir vorzüglich die eines ehrwürdigen spanischen Capuziners einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Rings um die Kanzel herum saß eine große Anzahl jener armen vertriebenen Spanier; sie horchten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Redner, der in flammenden Worten Spaniens Unglück als Strafe für Spaniens Schuld schilderte: Auf allen Gesichtern malte sich das lebhaft erregte Gefühl von der Wahrheit der Rede, und die Natur selbst schien diese bestätigen zu wollen. Es war am Vormittage des 9. Januars, düsteres Gewölk hatte allmählig den Himmel überzogen und die Kirche verfinstert, als plötzlich ein Blitzstrahl die Dunkelheit erleuchtete, und der unmittelbar folgende Donnerschlag und das Erzittern und Dröhnen der Kirche die erschütterten Gemüther noch mehr erschreckte. — Am Abende jeder dieser Tage riefen aber die Predigten des P. Ventura, Ex-General des Ordens der Theatiner, große Schaaren von Zuhörern in die

schöne Kirche; eben dieser ausgezeichnete Mann ist es, auf welchen ich vorzüglich Ihre Aufmerksamkeit hinlenken wollte. Derselbe hielt damals neun Predigten über die Anbetung, welche die heil. drei Könige dem neugebornen Heilande erwiesen, und ich habe nachmals während der Fastenzeit einen Cyclus von Kanzelvorträgen des P. Ventura gehört, welche die Wunderwerke Christi zum Gegenstande hatten, und in St. Peter zunächst für die Canoniker des Capitels gehalten wurden. Es hat sich mir öfters im Leben die Gelegenheit geboten, vorzügliche Kanzelredner zu vernehmen, allein Keiner von Allen kommt auch nur auf das Entfernteste Jenem gleich. Mag man an seiner Rede den sicilianischen Dialect aussetzen, welcher vielleicht dem römischen Ohre durch das in süddeutscher Weise ausgesprochene st nicht sehr angenehm klingt, so ist es das Feuer der Rede, der Mangel aller Affectation, die Gelehrsamkeit, namentlich die bewunderungswürdige Belesenheit in den Kirchenvätern, welche, in Gemeinschaft wirkend, diese Predigten zu einem Grade von Vollkommenheit erheben, wie sie nicht leicht wieder angetroffen werden möchte. Abgesehen von dem Vortrage ist es aber ganz vorzüglich jene Vertrautheit mit den Schriften der Kirchenväter, welche diesen Predigten einen außerordentlichen Reiz verleiht. P. Ventura hat diese alle, so zu sagen, am Schnürchen, seine Originalität und der unerschöpfliche Schatz, welchen jene demselben als Material zur Verarbeitung bieten, bringen vereint eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Man staunt über die Profundität der eignen Gedanken des Redners, man staunt über die herrlichen Bilder und Gleichnisse, über die Erklärungen, welche die Kirchenväter für die heilige Schrift geben, wovon wir bei uns im Ganzen doch nur außerordentlich wenig zu hören bekommen. Besonders schön ist in diesen Predigten die Entwicklung des Evangeliums; diese geschieht mit einer solchen Lebendigkeit, daß man sich unwillkührlich in die Scene selbst hineinversetzt fühlt, welche geschildert wird. Es ist, als ob man den Heiland und die ihm, nach Verschiedenheit der

Scenen, umgebenden Personen unmittelbar vor sich hat, als ob man sie reden hört, und es wird dem geistigen Auge ein Blick in die tiefe Bedeutung aller dieser Facta und Bilder gewährt. Einige seiner Kanzelvorträge hat P. Ventura auch durch den Druck veröffentlicht, und es gehören dahin vorzüglich zwei Werke, von denen das eine den Titel Le bellezze della fede ovvero la felicità di credere in Gesù Cristo e di appartenere alla vera chiesa führt, das andere unter dem Namen: La Madre di Dio, madre degli uomini ovvero spiegazione del mistero della santissima vergine a piè della croce die tiefe Bedeutung der Leiden der heiligen Jungfrau zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes, und der Uebergabe des Menschengeschlechts an sie, als die Mutter entwickelt. In der Vorrede zu dem ersten Buche spricht sich P. Ventura ausführlicher über Zweck und Absicht seiner Arbeiten aus. Er geht von dem Gesichtspunkt aus, daß es zwei Arten gibt, um den Menschen von der Wahrheit der Religion zu überzeugen; die eine, welche sich vorzugsweise zum Herzen, die andere, welche sich zum Verstande wendet, denn die christliche Religion ist, wie ihr göttlicher Urheber, für den Menschen zu gleicher Zeit Tugend und Weisheit, Kraft und Licht, Gnade und Lehre, Schönheit und Wahrheit; von diesen sind: Weisheit, Licht, Lehre und Wahrheit für den Verstand, Tugend, Kraft, Gnade und Schönheit für das Herz. Der Autor ist nun der Ansicht, daß in dieser Zeit es besonders geeignet sey, sich an das Herz zu wenden, und diesem den Glauben in seiner ganzen Schönheit vorzustellen, nachahmend hierin das Beispiel der Kirchenväter selbst, deren Homilien, diese unsterblichen Denkmäler christlicher Geistestiefe, Erhebung und Beredsamkeit nichts Anderes waren, als die Predigten, die sie dem gläubigen Volke vortrugen, dessenungeachtet aber die Geheimnisse des Christenthums in ihrer ganzen Herrlichkeit und Großartigkeit auseinandersetzten und erklärten. Es bemühten sich aber diese großen Männer nicht bloß, die christlichen Dogmen gegen die Irrthümer

und Sophismen der Ketzerei zu vertheidigen, sondern sie wollten die Gläubigen die ganze göttliche Majestät des Christenthums fühlen lassen, und auf dem Wege eines eben so gründlichen, als edeln und erhebenden Unterrichts führten sie dieselben in Alles hinein, was die Religion nur immer Schönes und Erhabenes enthält; sie führten sie hinein in den Geist der heiligen Mysterien, in die große Tiefe des Glaubens, und so verschafften sie der Religion nicht bloß die Zustimmung und den Beifall, sondern vielmehr Achtung, Bewunderung, Begeisterung, Liebe!

Die mit Recht so hohe Werthschätzung, welche der ausgezeichnete Kanzelredner auf die Kirchenväter legt, hat demselben die Veranlassung gegeben, den Anfang zur Herausgabe einer auserlesenen Sammlung einzelner Werke der lateinischen Kirchenväter zu machen. Dieselbe führt den Titel: **Bibliotheca parva seu graviora et elegantiora opera veterum sanctorum latinae ecclesiae patrum sapientia et facundia clarissimorum selecta et illustrata armo. P. D. Joachim Ventura Ex-Generali clericorum regularium ad usum Juventutis christianarum literarum studiosae.** Das erste bis jetzt erschienene Bändchen enthält auserlesene Stücke aus den Werken des heil. Hieronymus; zu gleicher Zeit gibt aber der Herausgeber in einer Vorrede Rechenschaft von seiner Absicht, die er mit diesem Unternehmen verbindet. Diese Absicht ist auf dem Titel vorzüglich durch die Worte ad usum Juventutis bezeichnet, und da die Sache selbst von nicht geringer Wichtigkeit ist, so benützen wir die Gelegenheit, etwas näher auf dieselbe einzugehen. Es handelt sich hiebei nämlich um die Frage, ob nicht die Lectüre dieser kirchlichen Schriften selber bei dem Unterricht der Jugend in vielfacher Beziehung viel nützlicher und ersprießlicher seyn würde, als die der Classiker; P. Ventura ist dieser Meinung, und eben in dieser hat er sein Unternehmen begonnen. Ueber den absoluten Werth der Classiker kann keine Frage seyn, allein gerade sie scheinen für den Unterricht der Jugend deshalb weniger

günstig zu seyn, als sie, auf heidnischem Boden wurzelnd, gleichsam selbst die zarten Pflanzen der jugendlichen Herzen an sich fesseln, und somit von diesen den wohlthätigen Einfluß des Christenthums entfernt halten. Wenn nun Schriftsteller vorhanden sind, welche mit einer nicht zu verachtenden Latinität das Gemüth des Jünglings auf eine wahrhaft anziehende, ja unterhaltende Weise gerade zu denjenigen Dingen hinlenken, welche ihm für das ganze Leben die wichtigsten und heiligsten seyn sollen, so scheint kein Grund vorhanden, sie den Classikern nachzusetzen. In dieser Rücksicht bietet aber die Lectüre der Kirchenväter außerordentlich viel, und namentlich dürften die Briefe des heil. Hieronymus den schönsten Ciceronianischen an die Seite gestellt, und seine Lebensbeschreibungen in jeder Beziehung denen des Cornelius Nepos vorgezogen zu werden verdienen. Dagegen, so wie die Dinge jetzt stehen, bleiben die Werke der kirchlichen Schriftsteller unserer Jugend völlig unbekannt, und selbst für die Theologen ist die Zeit der Studien zu kurz, um auch noch dazu dienen zu können, dem Einzelnen eine genaue Bekanntschaft mit denselben zu verschaffen. Welchen Werth aber gerade in dieser Beziehung die Werke des heil. Hieronymus haben, dafür mögen noch einige Zeugnisse dienen. Von ihm, den seine und die nachfolgende Zeit mit dem auserwähltesten Beinamen zierte, indem sie ihn den Mann Gottes, den Lehrer der Lehrer, den gemeinschaftlichen Vater, den katholischen Meister, den unüberwindlichen Thurm der Kirche, die durch die ganze Welt leuchtende Lampe, den Hammer der Ketzer, den kundigsten Ausleger des heiligen Gesetzes nannte, von ihm sagt auch Papst Gelasius: „Dasjenige nehmen wir an, wovon wir erkennen, daß der heil. Hieronymus es angenommen habe". Seine Briefe, die man füglich auch Epistolae ad familiares nennen könnte, haben oft zunächst nur einen aus dem gewöhnlichen Leben entnommenen Gegenstand, dennoch aber ermangeln sie nie einer wahren Fülle christlicher Gedanken. Bald lobt er einen Freund, bald tadelt er einen

andern, bald beschwert er sich über die Nachlässigkeit im Schreiben, bald dankt er für eine empfangene Gabe; aber indem er dieses thut, indem er also von ganz unbedeutenden Dingen spricht, weiß er doch Alles auf die christliche Religion zu beziehen. Er bringt eine Menge von Schriftstellen zusammen, und vermag es, die geringfügigsten Sachen so hoch und auf eine so überaus glückliche Weise zu heben, daß man auf der Stelle den großen Lehrer der Kirche, und den für die Religion begeisterten Mann erkennt. Aus diesem Grunde haben auch die Briefe des heil. Hieronymus lange Zeit in den Schulen zum Unterrichte der Jugend gedient, und namentlich ist es Franz Petrarca gewesen, der gerade in dieser Beziehung von Neuem denselben ein großes Ansehen und bedeutende Wirksamkeit verschafft hat. Hierauf hat der berühmte Canisius gerade zu diesem Zwecke eine Ausgabe auserwählter Stücke unter dem Titel: Hieronymianus Thesaurus veranstaltet, und es hat sich diese Ausgabe, die Canisius den Professoren und Studenten von Dillingen widmete, weit über ganz Europa verbreitet. Erst die seit dem sechszehnten Jahrhunderte allgemein gewordene Bekanntschaft mit den Classikern hat diese, voll von heidnischen, schlüpfrigen, ja obscönen Dingen, auch zu gleicher Zeit zu Unterrichtsbüchern der Jugend gemacht. Das Concilium von Trient hat daher diesen Gegenstand ebenfalls in Erwägung ziehen müssen, und hat in seinen Regeln des Index bestimmt: „die alten, von Heiden geschriebenen Bücher werden wegen der Schönheit und Eigenthümlichkeit des Styles gestattet, unter keiner Bedingung aber sollen sie den Knaben vorgelesen werden“! Allerdings hat man einigen vorhin erwähnten Uebelständen damit abzuhelfen gesucht, daß man die besonders anstößigen Stellen in den für die Knaben bestimmten Ausgaben ausließ; allein abgesehen davon, daß gerade dadurch die Neugierde besonders erregt wird und den Vergleich der castigirten mit den vollständigen Ausgaben veranlaßt, so ist doch der oben angedeutete Nachtheil nicht beseitigt, der nämlich, daß die Lectüre der Classi-

ker der Jugend durchaus den Geist des Christenthums entfremdet. Wir müssen freilich einräumen, daß unser heutiger Zustand keineswegs es zuläßt, die Classiker durch die kirchlichen Schriftsteller zu verdrängen, daß eine classische Bildung gegenwärtig wesentlich erfordert wird, aber es fragt sich, ob es nicht geeignet wäre, neben den Classikern den jungen Leuten wenigstens einige Bekanntschaft mit jenen ausgezeichneten Werken der Kirchenväter möglich zu machen.

LII.

Den 13. October.

Zeitläufte.

Der Communismus in der Schweiz, und dessen politische und kirchliche Bedeutung.

Vor zwölf Jahren haben bereits tiefer blickende Beobachter einen Krieg der Armen gegen die Reichen, als das unfehlbare Ziel und Ende der erneuerten revolutionären Bewegung in Europa vorher verkündigt. Heute sind wir in der Lage, darüber urtheilen zu können, ob die düstere Weissagung auf eitler Furcht oder richtiger Berechnung ruhte. — Die immer frecher auftretenden Umtriebe der schweizerischen Communisten haben in Zürich eine gerichtliche Verfolgung des Schneidergesellen Weitling veranlaßt, aus dessen in Beschlag genommenen Papieren die dortige Regierung einen interessanten Bericht über die Zwecke und Mittel jener revolutionären Secte veröffentlicht hat. Jeder Freund der Ordnung und des Rechts muß sich den dortigen Behörden für diese wichtige Mittheilung zu Dank verpflichtet fühlen. Die auf diesem Wege bekannt gewordenen Aktenstücke sind von der höchsten

Bedeutung, und in der Seele jedes unbefangenen Lesers müssen sich daran nothwendig eben so inhaltsschwere, als zeitgemäße Betrachtungen knüpfen. Wer könnte, wenn er die Herzensergießungen dieser Apostel der Freiheit liest, noch länger daran zweifeln, daß ein großes Stufenjahr der europäischen Culturgeschichte zu Ende geht. — Wahrlich die Welt beginnt jenem nichtssagenden Spiele mit politischen Formeln und Formen zu entwachsen, mit welchen die Restaurationsperiode die Zeit tödtete. — Die Hülle fällt, und die reale, handgreifliche Wahrheit wird auch den blödesten Augen sichtbar. — In den communistischen Bestrebungen hat die revolutionäre Doctrin und Praxis einen Riesenschritt zu ihrer letzten Vollendung und Durchbildung gethan, und jener Zielpunkt ist erreicht, von welchem aus die, von der Natur der Dinge abwärtslenkende Bewegung allmählich wieder rückläufig werden muß. Wer heute noch, wie vor zwanzig Jahren, mit dem unlösbaren Probleme der Ponderirung dreier, souverainer Staatsgewalten spielen, wer in diesen Theorien ernstlich das Heil der Welt suchen wollte, stünde hinter der Zeit. Die Welt ist praktischer geworden, und Weitling und seine Genossen haben das Verdienst, mit richtigem Tacte eine große Täuschung erkannt zu haben, welche fünfzig Jahre lang alle Stubengelehrten von Europa und Amerika beschäftigte. Praktischer als jene, die durch politische Formen die Freiheit auf die Gleichheit zu gründen, und die Gewalt der Regierung nach mathematischen Formeln zu theilen suchten, oder die das Wohl der Völker von der Art und Weise abhängig glaubten, wie die legislativen Körperschaften zusammengesetzt, und deren Berathungen geleitet würden, hat der Communismus das große Wort ausgesprochen: daß die Revolution, — als der consequente Kampf der Regierten gegen die Rechte der regierenden Klasse, — nicht vollendet sey, so lange es noch auf Erden ein Eigenthum irgend einer Art, und kraft desselben Arme und Reiche, Herren und Diener geben wird. Fromme Unschuld der Jakobiner von 1793, die sich mit Plünderung

der Güter und Rechte des Königs, des Adels und der Geistlichkeit begnügten! Weitling hat in Folge seiner Entdeckung jeglichem Besitze, ohne Ausnahme, den Fehdehandschuh hingeworfen, und einen Vorschlag zur Güte gethan. Um die Expropriation in Masse zu leiten, soll sie im Einzelnen und Kleinen beginnen. Dem zufolge will er die freie Jagd auf alle Uhren und Börsen, auf Mäntel, Lorgnetten und Taschentücher eröffnet wissen. — „Eine Kohorte von 20.000 pfiffigen und muthigen Kerlen“, — er hofft (gewiß mit Recht!) sie bald zusammen zu bringen, — soll den Feldzug beginnen, und also mit der Zeit ein „stehlendes Proletariat“ gegründet werden, dem es, wie begreiflich, an Mitgliedern und Candidaten nicht fehlen würde. Respect vor der Consequenz, auch wenn sie den Inhalt unserer Taschen gefährdet! Weitling hat den nicht zu beneidenden Ruhm, die letzte und höchste Spitze der revolutionären Theorie erreicht zu haben. Dort hat er die Fahne der „humanitären“ Grundsätze aufgepflanzt, und noch höher zu steigen, dürfte für alle Zeiten jedem seiner Nachfolger auf der Bahn des socialen Pseudophilosophismus schwer werden. Und zu dieser Folgerichtigkeit fügt der neue Spartakus eine Freimüthigkeit, die alle Buchgelehrten beschämt, welche seit drei hundert Jahren auf dasselbe Ziel lossteuerten. — Wohlauf und dran! Nur frisch die letzten und geheimsten Consequenzen des großen Mysterium iniquitatis aufgedeckt! Denn nur wenn der große Schaden offen da liegt, ist Heilung, — nur wenn die Krankheit ihre Krise erreicht hat, der Beginn einer Genesung möglich. Wie gesagt, heute erst kann man mit Zuversicht die Behauptung aussprechen: die Entwickelungsgeschichte der revolutionären Grundsätze hat ihren Kreislauf erreicht und die bethörte Menge kann es mit Händen greifen, wohin die Lügenpropheten der revolutionären Scheinfreiheit sie führen wollen,

Begreiflicherweise werden jedoch nur sehr Wenige unter unsern Lesern das so eben dargelegte Interesse an der Naturgeschichte der rechtszerstörenden Doctrinen theilen. Die Mei-

sten werden lieber unsre Ansicht über den Grad der Gefahr zu vernehmen wünschen, die ihrem Hause und Hofe, ihrem Ochsen und Esel, ihrem Hut und Rock und ihrer sonstigen fahrenden Habe droht. Und in diesem Betracht haben wir ihnen nachfolgende unvorgreifliche Ansicht mitzutheilen.

Zum Glück für die Menschheit fehlt der communistischen Tendenz bis jetzt die Zustimmung der Massen, und sie wird ihnen fehlen, weil sie mit der Natur der Dinge und dem natürlichen Bewußtseyn jedes Menschenkindes in offenem Kampfe liegt. — Erst wenn pseudomystischer Fanatismus sich mit dem Kampfe gegen das Eigenthum verschwistern sollte, — ein Fall, auf den wir weiter unten zurückkommen wollen, — wäre nahe und dringende Gefahr vorhanden. Sonst aber ist es tröstlich anzusehen, daß während ein Herwegh und Gutzkow mit den, dem Eigenthume feindlichen Tendenzen kokettiren, in den geheimen Gesellschaften der Arbeiter selbst, die Absurdität der weitling'schen Ideen gefühlt, und eine Polemik gegen dieselben eröffnet wird, die den hausbackenen Menschenverstand der deutschen Handwerker, selbst noch in diesen Verirrungen, erkennen läßt; während das Gegentheil desselben sich zur Schande der Afterbildung unsers Jahrhunderts in der Verblasenheit der jungdeutsch liederlichen Poesie hervorthut. „Wenn man", schreibt ein ungenannter Pariser Correspondent, ein Leiter der communistischen Verbindungen, an Weitling, „die Begier des Raubens und Stehlens anfacht — — ist die Begier nicht unzertrennbar von Heuchelei, Tücke, Lug, Trug, Neid? das sind verunreinigende Gefährten! weg damit! Und wenn die 20000 (runde Zahl Deines Briefes) in dieser Leidenschaft handeln: wer, was steht dafür ein, daß sie nicht auf die Dauer festwurzeln? Und dann wäre wieder die gute Sache gehemmt! — — Und wenn das erbauliche Leben vieler der 20000 an's Licht kommt, ihre Schlemmerei, Leichtsinn, Faullenzen: welch' infamirendes Licht wird das auf uns, redlich für das Wohl der Brüder thätige Cummunisten werfen? Denn jeder Einzelne, und der infamste von den 20000 wird sich mit lachendem

Munde Communist nennen, und uns bestehlen und todtschlagen, und wird kein Auskommen seyn mit den Barbaren. Man kann sich der unedeln Leidenschaften der unedeln Menschen bedienen, sie zu veredeln, das geben wir Dir zu. Aber wir beschwören Dich sammt und sonders, Dir klar zu machen, in welchem Falle solche Aufhetzung der noch unedlen Gemüthstriebe erlaubt ist? Offenbar lediglich dann, wenn ein genugsames Gegengewicht gegen diese Triebe vorhanden. Worin liegt das hier? In unserer Weisheit etwa? Meinst Du, die raubgierigen 20000 werden sich von unsern edeln Lehren veredeln lassen? Aber deren Kinder, sagst Du. So? wie wenn durch das Beispiel die Seuche der niedrigen, schmutzigen Begierden auch unsere Kinder anstecke? unsere Kinder, welche von Jugend auf sehen und hören, daß wir jene Diebe anfeuern. Nur keine Verwilderung! Im Volke? das meinst Du gewiß nicht, der Du ohnehin nicht viel auf Volksweisheit zählst. In der Furcht, in der Einsicht, im Interesse der Gutsbesitzer selber? Wenige, sehr wenige würden sich hiedurch bewegen lassen, die Mehrheit der Reichen verbände sich desto unauflöslicher, sie zöge die minder Reichen ins Interesse, und verbrüderte sich mit diesen noch fester gegen das stehlende Proletariat. Beim stehlen bliebe es nicht, Blut würde fließen. Denn es giebt Diebe, die zornig sind, während andere freilich Blut scheuen. Wir sind überzeugt, daß Du, lieber Bruder irrest, denn irren ist menschlich, je glühender das Herz, desto kälter soll aber der Verstand seyn". Noch eindringlicher führt derselbe räthselhafte Briefsteller dem fanatischen Bundesbruder die Thorheit und Abscheulichkeit der von ihm in Vorschlag gebrachten Mittel in einem andern Briefe zu Gemüthe. „Denke Dich nur einmal an die Spitze als Abenier oder Schinderhannes, einer Bande von 10000 Hallunken, und fange an im Geiste zu verheeren. — Denke Dich dann weiter, während Du einen Augenblick auf dem Schauplatze des Schreckens, der Rache, der Zügellosigkeit des Mordes und des Raubes verweilt hast, und sehe alles drunter und drüber, kurz in der

größten Anarschie (sic); jetzt, wo nun der Augenblick da ist, zu handeln, stehe auf und fordere von Deinen Helfershelfern ihren Raub auf den Altar der Vernunft und Gerechtigkeit zu legen, um das System der Gemeinschaft beginnen zu können. O, wie wird man dich auslachen, Dich todtschlagen und es sich wohl schmecken lassen. Du wirst Dich dann genöthigt sehen, Dir unter den Opfern eine neue Bande zu gründen, um gegen die alte das Schandensystem von Neuem zu beginnen und immer so fort. Die bösen Leidenschaften würden so schrecklich Wurzel fassen, daß Alles Wahre, Schöne und Gute aus der Gesellschaft gestoßen würde, und alles Gegenwirken wäre dann zu spät und fruchtlos. Halten wir deßwegen hier inne, und gehen nicht weiter, den der Kaos (sic) wird zu abscheulich und abschreckend, um sich wieder herauszufinden. O, Freund! in welchen Irrthum bist Du gerathen, willst mit den Furien der Hölle das Himmelreich gründen, gehe und schäme Dich eines solchen Gedankens. Die Wissenschaft ist ein roher Klotz ohne Moral, nur diese gibt ihr Geschmeidigkeit und Glanz; dieses scheinst Du aber noch nicht begriffen zu haben, denn sonst wären ähnliche Gedanken gleich von Dir, wie der Satan selbst zurückgestoßen worden". — Zum Schluß bemerkt der Correspondent: daß Weitling eben so wenig darauf rechnen könne: „eine Rotte tüchtiger Kerle" deßhalb zum Stehlen zu bewegen, daß aus dieser Unordnung die idealische Ordnung hervorgehe. Allein wer solcher aufopferndern Selbstüberwindung fähig sey, dem ständen auch sichere und bessere Mittel zu Gebote als das Stehlen. „Weg damit", ruft er, „wasche dein Gehirn davon rein, denn es ist Unrath, und rufe: Führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Uebel. Amen!" —

Von ähnlichen Ansichten geleitet, haben manche andere geheime Verbindungen in der Schweiz, deren Zwecke im Uebrigen selbst eben so verbrecherisch, als unerreichbar sind, die Lehre und die Schriften der Communisten geradezu unter sich verboten. Ein Communist selbst widerräth in einem

Briefe an Weitling mit vorurtheilsfreiem Verstande auf das entschiedendste jedweden Gedanken an Gewalt. „Eine einzige Kartätschenladung“, schreibt er, „wird im Stande seyn, Dein ganzes Kartenhaus zusammenzuschießen. Beim Frankfurter Krawall zählten wir auch 60000 bewaffnete Männer, aber wo waren sie, als es zum Klappen kam“? Allein dieß beweist zunächst nur, daß die von Weitling vorgeschlagenen Streitmittel gegen das Eigenthum keinen Anklang unter seinen Bundesbrüdern fanden. — Der eben erwähnte Communist hat, unstreitig klüger als Weitling selbst, das wirksamste Mittel zur Beförderung des großen Hauptzweckes der Gegner des Eigenthums in Vorschlag gebracht, ein Mittel, gegen welches Schutz und Vertheidigung bei weitem schwieriger sind, als gegen List und Gewalt der „pfiffigen und muthigen Kerle“ Weitlings. Die deutsche Nation soll in ihrer sittlichen Gesinnung demoralisirt, und dadurch ein allgemeiner Umsturz herbeigeführt werden, während dessen dann die beabsichtigte Plünderung freilich leicht vollzogen werden könnte. „Wir sind nicht im Stande, die Welt mit dem rohen Eisen in der Hand zu erobern. W i r m ü s s e n s i e e r s t m o r a l i s c h t o d t m a c h e n, u n d d a n n z u G r a b e t r a g e n. Wenn dann die Candidatin des Todes in einer letzten Fieberaufregung mit dem Messer auf uns losstürzt, dann sagen wir ihr: halt Kind! weißt Du nicht, daß Kinder mit den Messern nicht spielen dürfen, wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen, — u n d w i r s c h l a g e n i h r d e n K o p f a b. Dann sollst Du Dein Müthchen kühlen, denn Du bist von einer maliliösen Rache erfüllt. Das sollte nicht so seyn, lieber Junge! wenn wir Jemand todt machen, so darf das nur als Opfer gemeint seyn, nicht als Rache“. Aus allen diesen Abmahnungen läßt sich mit Gewißheit schließen, die Anwendung eigentlicher, offener Gewalt sollte, dem Plane der neuen Wiedertäufer gemäß, erst in dem zweiten Stadium des Kampfes eintreten, vor ihr herschreiten sollte immer erst, — und darin läge dermalen die nächste und die dringendste Ge-

fahr für Deutschland! — jene verbreitende, stillwirkende, langsam auflösende Pest der schlechten Grundsätze, die lautlos aber unfehlbar zu den gewaltsamen Revolutionen führt. In ähnlicher Weise sind auch bei allen gewöhnlichen, das Eigenthum gefährdenden Associationen, die der rohe Sprachgebrauch des Volkes Räuber und Diebsbanden nennt, nicht die eigentlich thätigen Mitglieder das gefährlichste Element, sondern jene zahlreiche Schichte von Helfern und Begünstigern, die sich, rings um den Kern der Gesellschaft ansetzend, durch Ausspähen der Gelegenheiten, Wachestehen, Unterbringen und Verschleppen des gestohlenen Gutes, Beherbergen der flüchtigen Verbrecher, falsches Zeugniß zum Behufe der Nachweisung des Alibi u. dgl. u. dgl. das Schandgewebe theils überhaupt erst möglich machen, theils erleichtern. So würden auch im vorliegenden Falle Weitling's „pfiffige und muthige Kerle", wenn sie allein ständen, schon nach den ersten, praktischen Schritten auf der von ihnen gewählten politischen Laufbahn in den sichern Hafen des nächsten Zuchthauses einlaufen, wenn nicht ihre Helfershelfer in der Sphäre der halb- oder scheinehrlichen Leute, — das Handwerk möglich und die Lage der Sache allerdings bedenklicher machten. Dieses sind die Wortredner des communistischen Systems, diejenigen, denen die Rolle zu Theil geworden, die öffentliche Meinung zu verwirren, die, welche das Unheil beim rechten Namen nennen, zu überschreien, der Diebsmoral eine mildere Seite abzugewinnen, die Hauptacteurs zu warnen und zu berathen, die unehrlichen Grundsätze in zeitgemäßer Form unter die gedankenlose Masse der Halbgebildeten zu bringen, den natürlichen Abscheu davor zu mildern, die grellen Uebertreibungen zu beschönigen, und durch alle diese Mittel unvermerkt Anhänger zu werben und den Sieg der neuen Lehre vorzubereiten. Ein Meisterstück in diesem Genre war die, durch drei Blätter des Telegraphen gehende Recension der weitlingischen „Garantien, der Harmonie und Freiheit" — (107. 108. 109. Juli 1843.), welche kurz vor dem Einschreiten der

Züricher Behörden erschien, und dermalen wohl wieder abgedruckt und commentirt zu werden verdiente. In dieser Verzweigung und Verflechtung des Communismus mit der absichtlich und bewußt auf Demoralisirung der Nation ausgehenden Schandliteratur liegt aber eine bei weitem größere Gefahr, als man beim ersten Anblicke des, bis zur Verrücktheit abentheuerlichen Systems glauben sollte. Deutschland nährt in seinem Schooße an jungdeutschen Poeten und literarischen Freibeutern eine zahlreiche Bande von sittlich tief verwahrlostem, gewerb- und eigenthumlosem, zuweilen talentvollem, immer aber für alle Zucht und Ordnung im Lande gemeingefährlichem und schädlichem Gesindel. Es ließ sich von vornherein vermuthen, daß diese saubere Gesellschaft, deren einzige Aussicht im Leben nur auf eine totale Umkehr aller socialen Verhältnisse gerichtet seyn kann, den communistischen Umtrieben verliederlichter Handwerksburschen bei erster Gelegenheit in der oben bezeichneten Weise die Hand reichen würde. — Den urkundlichen auf eigenhändigen Briefen der Theilnehmer beruhenden Beweis für diesen Verdacht hat jedoch erst Bluntschli's Bericht der Welt klar vor Augen gelegt. — Was Gutzkow dagegen im Telegraphen (Nro. 155. September 1843) sagt, ist ein praktischer Beleg für die oben bezeichnete Theorie der jungdeutschen Tactik. „Von wirklich Verbrecherischem liegt in Weitling's Papieren nichts Directes vor. Man lernt das, was an ihm zunächst strafbar, polizeilich gefährlich, criminell ist, nur aus einer Polemik seiner Correspondenten kennen. Diese schreiben ihm: wasch dein Gehirn rein vom Unsinn! Man erfährt dadurch, daß die Communisten im Allgemeinen friedfertige Menschen sind, die von einem Eldorado gleichmäßig vertheilter Lebensfreuden träumen, ohne daran zu denken, für die Verwirklichung desselben ihr Leben in die Schanze zu schlagen". — Daran denken freilich auch Herwegh und Gutzkow nicht; allein wenn je die Explosion der arbeitenden Klassen erfolgte, mit welcher Weitling droht, — so wäre die Rolle

der jungdeutschen Poesie schwerlich eine andere, als die, der lutherischen Prädicanten im Bauernkriege des sechszehnten Jahrhunderts. In keinem Falle dürften wir uns aber, wenn die Vorsehung Deutschland's Sünden durch eine ähnliche Katastrophe heimsuchen sollte, mit der trügerischen Hoffnung schmeicheln, daß unsere Umwälzung blutloser und friedlicher seyn würde, als die französische. Es würde uns in keiner Weise an Elementen zu einer Schreckenszeit in bester Form fehlen, und die merkwürdigen, oben angeführten Geständnisse der Verbündeten Weitling's zeigen klar, wie und durch welche Mittel heute schon das Feuer in dem Vulkane genährt wird, dessen Ausbruch Deutschland in einem Meere von blutigen, wilden Gräueln ersäufen soll.

Das bisher über die politische und sociale, polizeilich gefährliche Bedeutung des Communismus Gesagte betrifft aber nur dessen Außenseite. Seiner Grundidee nach ist derselbe nichts als der äußerliche, politische Rückschlag einer Bewegung auf dem religiösen Gebiete, die Wirkung einer neuen Phase in der großen Protestation gegen die eine, allgemeine, sichtbare Kirche Christi. Seit seiner Entstehung hat der Protestantismus sich für jede seiner zahllosen Entwickelungsstufen die entsprechende politische Form zu schaffen gesucht. So will auch heute der Pantheismus, der jeden Rest der christlichen Erinnerung von sich abzustreifen begriffen ist, sich im Communismus eine sociale und äußerliche Existenz bereiten, und umgekehrt haust im innersten Kerne des weitling'schen Systems ein häretischer Grundgedanke. Hat sich dieser in unserer Zeit zu seiner vollen Consequenz entwickelt, so ist es natürlich, daß der Communismus, rückwärtsgreifend nach den politischen Idealen der münsterischen Wiedertäufer, auch in Hinsicht der socialen Bildungen, die er ins Leben setzen will, consequenter seyn muß, als alle sonstigen revolutionären Bestrebungen der Gegenwart. — Es versteht sich daher von selbst, daß er mit den Mittelstufen der despotisch liberalen Staatslehre, wie des Protestantismus in mancherlei ernste, oder doch ernst schei-

nende Conflicte gerathen muß. Zu allen Zeiten haben die Widersacher der Kirche sich in Betreff dessen, was sie wollten, heftig widersprochen und bis auf's Blut befehdet. Nur darin waren sie auf allen Entwickelungsstufen und Durchgangspunkten eins und einig, daß sie die eine, unveränderliche, mit sich selbst einige katholische Wahrheit bis zur Besessenheit haßten, und diese mit vereinter Kraft vom Erdboden zu vertilgen strebten. Hengstenberg könnte sich die bekannte herwegh'sche Fluchformel gegen Rom aneignen, ohne ein Jota daran verändern zu dürfen. Diese antikirchliche Seite des Communismus setzt diesen mit allen sonstigen, der Kirche feindlichen Bestrebungen der Gegenwart in Rapport, und diese Seite desselben verdient ernstlich erwogen und beherzigt zu werden. Durch die ganze Stufenleiter aller Tendenzen, die mit Willen und Bewußtseyn außerhalb der Kirche stehen, läuft wie durch eine galvanische Kette ein und dasselbe negative Fluidum, und dieß gibt dem Communismus, in dem wie in einer der äußersten Spitze die Verneinung ausläuft, eine Macht und eine Bedeutung, die der gemäßigte, mit verbundenen Augen umtappende Protestantismus nicht ahnet, weil er nicht weiß, daß er durch das bloße Factum seines Widerspruches gegen die positive katholische Wahrheit auch die äußersten Negationen selbst wider seinen Willen stützen und tragen hilft. — Weitling's wüthende Declamationen gegen den Papst und die Pfaffen sind protestantisches Gemeingut, und die erbaulichen Betrachtungen über den Jesuitismus, „der dem schlechten Ziele des römischen Papstjoches" zustrebe, und dazu die „bösesten Leidenschaften" in Bewegung setze, werden sich stets im weiten Kreise, auch außerhalb der communistischen Verbindungen, freudiger Zustimmung versichert halten können. In der That kann diese Solidarität der protestirenden Tendenzen auch allein manche Erscheinungen erklären helfen, die außerdem völlig unbegreiflich sind. Gegen die historisch-politischen Blätter wird in Preußen fortwährend, aus „relativ guten Gründen" strenge Ausschließung geübt.

Gutzkow's literarischem Treiben dagegen ward, kurz nach der Entdeckung seines Verhältnisses zu Weitling, in eben demselben Lande durch Befreiung von den, gegen ihn angeordneten Censurmaaßregeln eine Art Ehrenerklärung und Achtungsbezeugung zu Theil. — Wer unbefangen über diese Verhältnisse denkt, wird zugeben, daß eben dieser Schriftsteller auf solche Hülfe in der Noth durch die, während des Kölner Streites geleisteten Dienste einen wohlerworbenen Anspruch hatte, und daß hier, wie so oft im Leben, billig eine Hand die andere waschen mußte.

Wenn wir oben übrigens darauf hindeuteten, daß der Communismus weniger gefährlich sey, so lange er sich auf dem Gebiete des kühlen, nüchternen Raisonnements bewegt, so ist damit keineswegs gesagt, daß er nicht über Nacht in den wüthendsten fanatischen Pseudomysticismus umschlagen könne. Wie nahe verwandt beide Richtungen sind, beweist, außer vielen andern Exempeln, die Geschichte des münsterischen Zion. — Spuren eines solchen Ueberganges aus der einen Temperatur in die entgegengesetzte finden sich bereits in den Papieren des Propheten Albrecht, aus welchen Bluntschli beherzigenswerthe Auszüge mittheilt. Schon ließ dieser Mystagog eine „Herausforderung der Priester" durch einen Bruder an alle Kirchthüren in Zürich nageln, wovon er sich mehrfachen „Effect" versprach. In der That ist hier ein Magazin von Verrücktheit vorhanden, welches zur rechten Zeit und Stunde mit Weitling's Planen in Verbindung gebracht, ganz Europa über seinen Bedarf hinaus versorgen könnte. Knipperdolling und Mattheison begannen in völlig ähnlicher Weise ihre Laufbahn.

LIII.

Aktenstücke, die preußische Censur in Sachen der historisch-politischen Blätter und der Coblenzer Zeitung.

Erste Eingabe an den königlichen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn von Schaper, Hochwohlgeboren, hier.

Euer Hochwohlgeboren erlauben wir uns die gehorsamste Bitte vorzutragen, Hochdieselben möchten gefälligst veranlassen, daß das Verbot, welches von der königlichen obern Censurbehörde gegen den Eingang der in München unter dem Titel: „Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland“ erscheinenden Zeitschrift in den preußischen Staaten erlassen worden ist, aufgehoben werden möge.

Wie die Allgemeine Zeitung vom 15. September 1839 in einem Correspondenzartikel von Berlin berichtet, so wurde das Verbot jener Zeitschrift dadurch herbeigeführt, daß dieselbe einen Artikel, der unrichtige Angaben über Verhältnisse der Diöcese Ermeland enthielt, aufgenommen hatte; indessen hat die nämliche Zeitschrift sich beeilt, die jenen Artikel berichtigenden Erklärungen des Hochwürdigen Domcapitels von Ermeland, so bald sie ihr zugekommen waren, abzudrucken, und so die Sache, so viel an ihr lag, wieder gut zu machen.

Des Königs Majestät haben bereits in dem §. 22 des Landtags-Abschiedes vom 17. November 1841 in Bezug auf das Censurwesen den rheinischen Ständen zu erkennen zu geben geruht: „daß ihre Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt werden sollen, in so weit dieß die über die Presse bestehenden Bundesschlüsse gestatten“, und im Gefolge dieser Allerhöchsten Zusage und der darnach am 10. December desselben Jahres an das königliche Staatsministerium erlassene königliche Ordre hat diesen hohen Behörden in ihrem Erlasse vom 24. December 1841 die freieren Grundsätze vorgezeichnet, welche den Censurbehörden zur Richtschnur dienen soll.

In welchem Maaße die Freiheit der Presse demzufolge geehrt wird, ergibt sich aus den Ministerialberichten vom 25. December 1842, auf welchen durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 28. December 1842 der Eingang der Leipziger Allgemeinen Zeitung in die preußischen Staa-

ten verboten ward, indem in jenen Berichten, um den Antrag auf dieses Verbot zu begründen, gesagt wird: „Wir bringen höchst ungern eine solche Maaßregel in Vorschlag, weil wir einerseits den freien Verkehr der Erzeugnisse im Gebiete des geistigen Lebens zwischen allen deutschen Staaten so viel als möglich zu fördern, und auch hierdurch dazu beizutragen wünschen, daß die Einheit deutscher Nationalität immer lebendiger und tüchtiger sich entwickle, andererseits nach den Maximen, die wir bisher verfolgt haben, und auch ferner zu befolgen gedenken, solchen Verboten überhaupt abgeneigt sind. Wir würden daher auch das Verbot der „„Leipziger Allgemeinen Zeitung““ nicht beantragen, wenn es sich um einzelne unwahre und feindselige Artikel derselben handelte. Hier aber liegt die exceptionelle Erscheinung eines Blattes vor, welches, während es die Angelegenheiten des eigenen Landes mit gebührender Achtung und Mäßigung bespricht oder unbesprochen läßt, die gesammten öffentlichen Zustände Eurer Königlichen Majestät Staaten zum Gegenstande zahlloser Artikel macht, durch unwahre Darstellungen derselben die Zeitgeschichte Preußens verfälscht, in böswilliger systematischer Tendenz Spott und Schmähungen darüber ausgießt, und so in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, zum Aergernisse aller wahren Freunde des Vaterlandes, die Gemüther aufzuregen trachtet. Hierin unterscheidet sich die „„Leipziger Allgemeine Zeitung““ von allen anderen Blättern des Inlandes und des Auslandes“.

Bei solchen Grundsätzen über die Freiheit der Presse kann es nur einem Uebersehen zugeschrieben werden, daß das vor Jahren gegen die „Historisch-politischen Blätter“ erlassene Verbot noch nicht zurückgenommen ist; Vorwürfe, wie sie der Leipziger Allgemeinen Zeitung gemacht werden, können sie in keiner Beziehung treffen; und es würde, wäre das Verbot nicht schon im Jahre 1839 erlassen worden, nun niemals mehr ein solches ergehen. Jene Blätter behandeln Gegenstände des höchsten Interesses für jeden gebildeten Katholiken; ihr Inhalt ist selbst von dem allgemeinsten Interesse für jeden, der erkennen gelernt hat, wie nothwendig es in der gegenwärtigen Zeit ist, daß erfahrene Vertheidiger des Positiven auf dem Gebiete von Kirche und Staat auftreten.

Kommen darin Aufsätze vor, die den Doctrinen der Lehrer der evangelischen Theologie und den Berichten evangelischer Geschichtschreiber entgegen sind, so ist das natürlich, da jene „Historisch-politischen Blätter“ eine katholische Zeitschrift bilden; aus solchen Aufsätzen kann aber der Grund zu einem Verbote nicht hergeleitet werden, und es

steht auch jedem frei, der sich dazu berufen glaubt, solche Aufsätze öffentlich zu widerlegen.

Durch diese Rücksichten, und da die Bundesschlüsse unserm Gesuche nicht entgegen stehen, indem es sich um eine Zeitschrift handelt, welche in München unter Censur erscheinet, auch in Oesterreich und dem übrigen Deutschland nicht verboten ist, sehen wir uns zu der Hoffnung berechtigt, bei Euer Hochwohlgeboren einen günstigen Eingang für unsere gehorsamste Bitte zu finden.

Coblenz, den 4. Januar 1843.

Folgen zwölf Unterschriften.

Erwiderung.

Die dem Censurwesen vorgesetzten Königlichen Ministerien haben auf die von Euer Wohlgeboren und mehreren hiesigen Einwohnern unterzeichnete Eingabe vom 4. Januar curr. durch Verfügung vom 19. v. M. entschieden, daß dem Gesuche um Aufhebung des Verbotes der in München erscheinenden „Historisch-politischen Blätter" nicht willfahrt werden könne, da diese Zeitschrift die Angelegenheiten der katholischen Kirche mit besonders feindlicher Absichtlichkeit gegen Preußen in einer den kirchlichen Frieden und die paritätische Stellung der Confessionen in den deutschen Bundesstaaten störenden Weise zu besprechen fortfahre, und demnach die das Verbot veranlassenden Gründe im Wesentlichen noch fortbeständen.

Im Verfolge der vorläufigen Mittheilung vom 17. Januar curr. setze ich Euer Wohlgeboren von dieser Entscheidung ergebenst in Kenntniß.

Coblenz, den 6. März 1843.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz. Gez. Schaper.

Zweite Eingabe an den königlichen Oberpräsidenten der Rheinprovinz Herrn von Schaper, Hochwohlgeboren, hier.

Hochwohlgeborner Herr Oberpräsident! Bei dem jetzigen Zustande eines großen Theiles der Presse, und dem allgemein gefühlten Bedürfnisse nach einer Verbesserung desselben, glauben wir nur den Pflichten gegen Kirche und Staat, ganz in Uebereinstimmung mit den mehrfach geäußerten Absichten Sr. Majestät: „daß der Presse jeder heilsame Einfluß zustehen solle", zu entsprechen, wenn wir die Gründung eines täglich erscheinenden, auf eine weitere Verbreitung berechneten politischen Blattes, von entschieden gesetzlichem und religiösem Charakter, in dem Geiste der Versöhnung und Duldsamkeit, mit strengstem Ausschlusse jeder gehässigen Polemik, beabsichtigen. Die Religion, das Christen-

thum, besonders unser katholischer Glaube sind bisher den leidenschaftlichsten Anfeindungen, den boshaftesten und niedrigsten Verläumdungen häufig ausgesetzt gewesen, frevelnde Zerstörungswuth rüttelte an den Grundlagen des Staates: wir bitten um die Befugniß, diese abwehren zu dürfen, indem wir uns dem Gesuche des hiesigen Buchhändlers Herrn Hölscher um die Concession für eine solche Zeitung anschließen.

Zahllose Wünsche in allen Theilen des Vaterlandes harren mit Sehnsucht der Verwirklichung derselben: die Wünsche der achtbarsten Bürger von erprobter Treue und bewährtem Charakter, die mit Schmerzen eine unabhängige, gesetzliche Gesinnung in dem größten Theile der erscheinenden Blätter vermißten, ihre Religion aber gar nicht vertreten sahen. Und wir werden in der Gewährung dieses unseres Gesuches nur einen neuen Ausdruck jenes Geistes erkennen, der nach trauriger Irrung den Frieden wieder gebracht hat, und dessen Schutz für unser Vorhaben wir jedem andern gerne vorziehen.

Lange haben wir gezögert, bevor wir uns zu diesem Unternehmen entschlossen, ob nicht von irgend einer Seite Abhilfe entstände, doch vergeblich. Wir suchten uns alsdann mit der hiesigen Rhein- und Moselzeitung in Verbindung zu setzen, was jedoch durch die beinahe unglaublich übertriebenen Anforderungen ihres Eigenthümers, trotz aller Bereitwilligkeit von unserer Seite unmöglich ward, obgleich dieses Blatt, nach der mehrfach wiederholten, auch nicht schwer nachweisbaren Versicherung seines Eigenthümers nur höchst unsicher den Betrag seiner Kosten erschwingen kann, wir ihm aber bedeutende Vortheile zusicherten.

Da es indessen nicht unmöglich wäre, daß von dieser Seite her nunmehr ein Entgegenwirken versucht würde, erlauben wir uns die gehorsamsten Vorstellungen:

1. daß die Rhein- und Moselzeitung die Zeitungsleser der Stadt Coblenz in dem Grade unbefriedigt läßt, daß, wie wir erbötig sind urkundlich nachzuweisen, regelmäßig eine beinahe gleich große Anzahl auswärtiger Zeitungen, als diejenige ihrer hier abgesetzten Exemplare beträgt, dem hiesigen Bedürfnisse nöthig ist.
2. Daß wir hingegen in sehr kurzer Frist nöthigen Falles eine größere Anzahl Zeitungsleser nachweisen können, als jenes Blatt je besessen hat, welche sich auf eine Zeitung, die in der von uns bestimmten Richtung gehalten würde, schon jetzt abonniren wollen.
3. Daß aber ein bloßes Lokalblatt, auch neben dem von uns pro-

jektirten wohl bestehen könne, da der Kreis des letztern ein weiterer und auf ein anderes Publikum berechneter seyn soll.

Endlich hat sich der hiesige Buchhändler Herr Hölscher bereitwillig finden lassen, in unsere Pläne einzugehen und zur Ausführung der von uns genau vorgezeichneten Tendenz für sich die gesetzlich erforderte Concession zur Herausgabe eines, nach den von uns ausgesprochenen Grundsätzen geleiteten Blattes nachzusuchen. So ist sein Gesuch, zugleich das Gesuch von uns Allen, von Allen, deren sehnlichste Wünsche in unseren Worten für jetzt ihr Organ finden; es ist kein Gesuch, dem Privatrücksichten zu Grunde liegen, sondern der Grundsätze, die zur Vertheidigung der kirchlichen und monarchischen Interessen in einer Zeit, die eine solche mehr als je nöthig macht, zu wirken hoffen, der Grundsätze, die in den Besten des Landes, die in vielen Tausenden von Bürgern entschiedenen Anklang gefunden.

Deßhalb richten Unterzeichnete nunmehr an Ew. Hochwohlgeboren das gehorsamste Gesuch, ihre Bitte, welche sie mit dem Gesuche des Herrn Hölscher um die Concession eines solchen Blattes, einen, bei einem hohen Ministerium geneigtest bevorworten zu wollen, indem sie mit Vertrauen einer hohen Entscheidung entgegensehen, und in tiefer Ehrfurcht verharren,

Ew. Hochwohlgeboren

Coblenz, den 25. April 1843.

Folgen sieben Unterschriften.

Programm der Coblenzer Zeitung.

Während ein sehr großer Theil der deutschen Zeitungen ohne entschiedene Gesinnung, in einem ängstlichen Schaukelsysteme, abwechselnd den verschiedensten Ideen huldigt, und nach der Gunst des Augenblickes oft durchaus unvereinbare Gegensätze verficht, streben andere, einer falschen philosophischen Richtung folgend, unermüdlich, jede Achtung vor dem Heiligen und Ehrwürdigen in Staat und Kirche auszurotten, und eine allgemeine Verwirrung aller Begriffe von Recht und Ordnung zu verbreiten. Indessen muß es die wichtigste Angelegenheit eines, der öffentlichen Belehrung bestimmten Blattes seyn, zur Belebung des religiösen und des Rechtsgefühles zu wirken, und, wo Halbheit und Gleichgültigkeit bereits so viel Unheil angestiftet haben, stets entschiedenen Ernst und Festigkeit des Charakters zu behaupten.

Eine große Anzahl politischer Blätter vertritt mit rastlosem Eifer die Interessen der protestantischen Confession, und selbst die Juden ha-

ben ihre besonderen Zeitungen; die Katholiken allein besitzen keine politische Zeitung, die von ihrem Standpunkte aus die Tagesereignisse bespricht und beurtheilt. Und doch ist Deutschlands größere Hälfte katholisch, und blos durch äußere Verhältnisse von einer würdigen Vertretung ausgeschlossen geblieben, obgleich es sich wahrlich nicht behaupten läßt, daß sie einer solchen niemals bedurft hätte.

Während die Anfeindungen alles desjenigen, welches den Katholiken heilig und theuer ist, auch in den verschiedensten Zweigen der Literatur sich täglich mehrten, geschah nur sehr wenig zur Widerlegung nichtiger Anschuldigungen und selbst boshafter Verläumdungen, zur Belehrung und Aufklärung der lesenden Menge.

Die Wahrheit, ohne Leidenschaft und Partheigeist immer darzubieten, sey die beständige Aufgabe eines katholischen Blattes. Ein solches, auch auf dem politischen Gebiete, ist ein großes und dringendes Bedürfniß nicht nur jedem Katholiken, sondern auch dem gebildeten und aufgeklärten Protestanten, dem an einem richtigen und unbefangenen Urtheile, einer klaren und ungetrübten Ansicht der Dinge gelegen ist.

Die katholische Kirche ist wesentlich erhaltend. Selbst auf heiligen historischen Ueberlieferungen beruhend, ehret sie alle wohlbegründeten Rechte, und lehret Treue und Gesetzlichkeit; alle Zerstörungen und gewaltsamen Umwälzungen sind ihr ein Gräuel. Wenn aber die Kirche allen Aufruhr und Unordnung verdammet, so vertheidigt sie doch niemals das Unrecht, welches Willkühr und rücksichtslose Gewalt des Einzelnen begeht: sie verdammet eben so entschieden die Tyrannei und die Uebergriffe des Absolutismus. Stets hat sie für die wahre Freiheit, die auf Recht und Gesetz, auf Ehrfurcht vor dem Hohen und Heiligen beruhet, standhaft gestritten.

Daher wird ein Blatt, welches von wahrhaft katholischem Geiste erfüllet ist, nie der Willkühr und dem Absolutismus das Wort reden, und eben so allen Umtrieben der Revolution und des Ultraliberalismus entgegen arbeiten. Wohlerworbene Rechte werden ihm heilig seyn, Wahrheit und Gerechtigkeit gegen Jeden ihm ewige Regel bleiben. Es wird unermüdlich zu gesetzlichem Fortschritte, zu wahrer Aufklärung, zu freier, geistiger Entwickelung des Volkslebens hinstreben.

Diese Grundsätze werden unveränderlich die „Coblenzer Zeitung" leiten. Dieselbe wird daher ohne Einseitigkeit allenthalben die Interessen des katholischen Glaubensbekenntnisses, zugleich aber auch die Entfaltungen bürgerlicher Freiheit und wahrer Aufklärung zu befördern suchen.

Vor allen Ländern soll dem deutschen Vaterlande ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet bleiben; aber in den Rheinlanden, von Rheinländern begründet und geleitet, wird sie mit vorzüglicher Sorgfalt auch alle rheinischen Interessen und Institutionen umfassen, keinerlei Art dieselben ausschließen und für deren gehörige Vertretung Sorge tragen.

Die „Coblenzer Zeitung" wird täglich in großem Formate mit angemessener Ausstattung erscheinen, die neuesten politischen Nachrichten schlennigst mittheilen, und durch Originalaufsätze berühmter Publicisten, welche ihre Mitwirkung derselben zugesagt haben, und die Verbindung mit den ehrenhaftesten Correspondenzen in den verschiedenen Staaten einen besondern Werth erhalten. Ein dem politischen Theile regelmäßig hinzugefügtes Feuilleton soll interessanten Aufsätzen und Notizen aus dem Gebiete der Geschichte und Literatur, der Kunst und Wissenschaft, mit steter Rücksicht auf die ganze Tendenz dieses Blattes, eine eigene Abtheilung der schnellen und pünktlichen Anzeige der Handelsnachrichten u. s. w. bestimmt werden.

Coblenz, den 7. April 1843.

Das provisorische Comite: Folgen neun Unterschriften.

Eingabe des Verlegers.

Hochwohlgeborner Herr Oberpräsident! Schon seit langer Zeit haben sich viele der achtbarsten Bürger, vorzüglich der Stadt Coblenz, verpflichtet gefühlt, der durch viele Schriften verbreiteten schlechten Gesinnung nach Kräften entgegen zu wirken. In den Worten Sr. Majestät, daß Entstellungen der Wahrheit durch die Darlegung der Wahrheit selbst begegnet werden, daß die Beamten durch Zeitungen gegebene Unrichtigkeiten öffentlich widerlegen, daß die Presse zur Belehrung und Aufklärung des Volkes gebraucht werden soll, wie auch in mehreren Verfügungen eines hohen Ministeriums, z. B. daß, dem Einfluße schlechter Bücher entgegenzuwirken, sich Vereine zur Förderung guter Lektüre bilden möchten u. a. m., ist aber eine deutliche Hinweisung auf das einzig förderliche Mittel, zur Verwirklichung ihrer Absicht zu finden.

Von denselben Grundsätzen geleitet, entschloß ich mich gerne zu ihrem Zwecke mitzuwirken. Diese Rücksichten allein bewegen mich, die Concession für die Herausgabe einer neuen politischen Zeitung in Coblenz bei einem hohen Ministerium gehorsamst nachzusuchen. In dem einliegenden Programme ist die Tendenz derselben entschieden ausgesprochen; sie würde sich selbst verläugnen und vernichten müssen, wollte sie jemals dieser untreu werden.

Da diese Zeitung nicht für eine einzelne Stadt, sondern für das ganze Vaterland bestimmt ist, wo allenthalben das gleiche Bedürfniß empfunden wird, und gleiche Theilnahme sich ausspricht, so kann auch keine Conkurrenz mit irgend einem bedeutungslosen, auf engen Raum beschränkten Lokalblatte eintreten, da hier die höchsten und allgemeinsten Interessen und deren würdige Vertretung in Rede stehen, die Stadt Coblenz aber nur wegen besonderer persönlicher Rücksichten unter den rheinischen Städten nothwendig gewählt werden mußte.

Im Bewußtseyn ganz in Uebereinstimmung mit den mehrfach ausgesprochenen Absichten Sr. Majestät und Seines Ministeriums zu handeln, in der Ueberzeugung von der Reinheit und Gesetzlichkeit einer Absicht, die aus dem deutlich sich kundgebenden Wunsche eines sehr großen Theiles eines treu gesinnten Landes hervorgegangen, darf ich voll Vertrauen der Entscheidung eines hohen Ministeriums entgegensehen. An Ew. Hochwohlgeboren richte ich aber die gehorsamste Bitte, dieses Gesuch höheren Ortes hochgeneigtest bevorworten zu wollen, indem ich in tiefer Ehrfurcht verharre. Ew. Hochwohlgeboren N. N.

Coblenz, 25. April 1843.

An den königlichen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Ritter 2c. 2c. Herrn von Schaper, Hochwohlgeboren in Coblenz. (Den Redacteur der Cobl. Zeit. betr.)

August Freiherr von Fürth geb. in Aachen 1812, seit vielen Jahren wohnhaft in Cöln, woselbst sein Vater Appellationsgerichtsrath ist, besuchte die beiden oberen Classen des Gymnasiums in Aachen, das er mit dem Zeugniß vorzüglicher Reife Nro. 1 verließ. Auf den Universitäten Bonn und Heidelberg studirte er Jurisprudenz, und löste im Sommer 1833 die juristische Preisaufgabe, wo ihm „unanimi consensu“ nach den Worten der Recension der Fakultät zuerkannt ward. Nach zurückgelegter akademischer Laufbahn, vorzüglich mit historischen, antiquarischen und philologischen Untersuchungen beschäftigt. Einzelne Aufsätze in Auffeß und Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, von der Gesellschaft „für rheinische Alterthümer, Geschichte und Recht“ durch übersandtes Diplom zum ordentlichen Mitgliede ernannt. Im Jahre 1835 bis 36 erschien, Cöln bei Bachem, das Werk: Die Ministerialen, welches die Entstehung eines großen Theils des Adels, das Ritterthum, die Verhältnisse des Lehnwesens, das innere Staatsrecht des Mittelalters besprach: großer Beifall von den Germanisten: Grimm, Phillips 2c. 2c., besonders belobt in dem Berliner polit. Wochenblatt als

„classische Schrift“, und von Leo in dem ersten Hefte der deutschen Vierteljahrschrift. Im Jahre 1836 juristisches Examen an dem Landgerichte zu Cöln; das Prädicat: sehr vorzüglich. Am Landgerichte lobende Zeugnisse bis 1838, wo Entfernung und 1839 erwirkte Entlassung höheren Ortes. Seit 1839 Besuch der Universitäten Würzburg, München, Berlin, besonders zur Benutzung der dortigen Bibliotheken, und Studien über Geschichte, Antiquitäten, Literatur, Philologie.

Bescheid.

Nach einem so eben erhaltenen Schreiben des Herrn Ministers des Innern Grafen von Arnim Excellenz, kann derselbe ein Bedürfniß zur Herausgabe einer neuen Zeitung für den hiesigen Ort nicht anerkennen, und nimmt daher in Gemäßheit der Bestimmungen der Wiener Conferenzbeschlüsse des Jahres 1834 Anstand, die von dem provisorischen Comite zur Gründung der Coblenzer Zeitung in der Eingabe vom 26. April d. J. nachgesuchte Concession zu ertheilen.

Im Auftrage Sr. Excellenz beehre ich mich, Ew. Wohlgeboren hievon ganz ergebenst in Kenntniß zu setzen.

Coblenz, den 28. August 1843.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz. Gez. Schaper. An das provisorische Comite zur Gründung der Coblenzer Zeitung hier.

Wir haben diese Actenstücke hier mitgetheilt, um factisch in authentischer Weise sonnenklar zu machen, wie man dort zu Lande sich das königliche Versprechen auslegt, und wie man die Preßfreiheit den Katholischen gegenüber versteht. Diese Katholischen haben gesagt: wir fühlen ein Bedürfniß auch Theil zu nehmen an dem öffentlichen Colloquium und unsere Ueberzeugung vertreten zu lassen von Einem, der unsere Vollmacht hat. Da wird ihnen vom Ministerium erwiedert: Freunde! ihr geht in der Irre; pure Einbildung ist es liebe Leute! es gibt kein Bedürfniß der Art, ein falscher Trieb euerer kränklichen Natur gaukelt euch das vor; die Einbildung mögt Ihr Euch abgewöhnen. Seht! wir haben auf der andern Seite auch die Schreier in den deutschen Blättern und anderwärts zum Schweigen gebracht; ihr Unglaube ist so störend gewesen wie euer Glauben; darum beruhigt Euch und laßt uns nur gewähren, wir werden Euch das gehörige Maaß

von gläubigem Unglauben und ungläubigem Glauben zumessen, und ihr werdet Euch wohl befinden, wenn die zur Rechten und die zur Linken sich einander nichts vorzuwerfen haben. Das Verbot der Blätter haben wir darum auch beibehalten, damit die Malcontenten ihr Gemurre nicht ins Ausland tragen, und das Stillleben stören mit mißtönigem Geschrei. Seht, das ist die wahre Parität, seyd ihr erst in die Sache eingewöhnt, ihr werdet Euch selbst in ihr wohl gefallen. Die Leute, die bedeutet worden, machen verwunderte Gesichter über die Demonstration, sie glauben sich noch zu erinnern, es habe im Worte des Königs anders gelautet; aber sie besinnen sich schnell. Sie erkennen immer wieder das alte Recept: die Einen glauben es gibt einen Gott, die Andern rufen nein du Narr! es gibt Keinen; der Vernünftige sucht die Wahrheit in der Mitte. Die Vernünftigen von Alters her, vor dreihundert und mehr Jahren haben dieß Suchen sich sauer werden lassen. Sie haben den Gott vor ihren Richterstuhl geladen, er mußte ihnen seine Papiere vorlegen, sich über seine Herkunft und seinen Nahrungszweig ausweisen, Seyn oder Nichtseyn galt nun die Frage; daß er gewissermaaßen sey, wurde ihm zuletzt zugestanden, in den Papieren wurde gestrichen was nicht taugte, von seinen Geboten annullirt, was nicht munden wollte, und so bildete sich die Mittelparthei, die mit der Vorderseite in der Position mit der Hintern in der Negation wohnhaft ist. Das war der erste Abschnitt. Zu ihm fand sich bald der zweite hinzu. Gibt es einen König, so recht was man einen König nennt, demüthig nach oben, nach unten die Mitte in der sein Volk sich auf sich selbst besinnt, und in der es handelt. Oder sind die Könige Rococco des Mittelalters, im Fabellande eingepfarrt, ist des Volkes Majestät aber über alle Majestät, sich selbst Gesetz und Hauscaplan. Mit Nichten! haben die Dritten nun gesagt, das Eine ist uns eine Thorheit, das Andere ein Aergerniß. Nur die Formel, die geschmeidige Formel herrsche, von uns auf rastrirtem Papier in schöner

Fracturschrift aufgeschrieben. Die Könige werden nun von den Fäden ihres Netzes umsponnen, daß sie in der Mitte unschädlich werden, und die Völker in den Maschen einrangirt, uniformirt, geschniegelt und civilisirt; und ist nun alles gut und fest gestellt und geschraubt, dann ist die beste Welt, das perpetuum stabile hergestellt, in der sich nichts bewegt, als wir und die Federspitze. Gesagt gethan, und so fort der Staat gebaut. Die Spinne schwebend an dem Faden, den sie gesponnen, schwenkt sich darauf in den Lüften zu dem Bau hinüber, den die Kirche in ihrer Weise über der Erde aufgebaut, und der Staat von drüben, wird nach Art jener Parität in sie hinüber fortgesetzt. So kam das zu Stande, was wir sehen, wie es aber in diesem Regimente mitunter gehalten wird, das hat das Buch, das sich nennt: „Dieß Buch gehört dem König“, in seiner Larifariverschwörung ausgelegt. Diese Auslegung ist Angesichts des Königs unter preußischer Censur erschienen, sie ist von unkatholischer Seite ausgegangen, wir können also ohne alle Sorgen, daß es den Frieden der Confessionen stören werde, hier wiederholen, was dies Buch über die Definition dieser Verschwörung so beredt, als wir es immer könnten, ausspricht: „Larifariverschwörung“, sagt die Frau Rath p. 266 „nenne ich die von jenen Thronstufenbeleckern kurzgefaßte Resolution, die ihnen so gemeinsam ist, daß ohne sich beredet zu haben, sie alle in einem Complotte sich vereinen. In dem Schlamm, worin der Landesvater den Staatskarren stecken sieht, erwacht er aus dem idealischen Traum, wo er die liebende Sprache des Hirten führte zu der Heerde, und meint, weil sie stumm ist, sie versteht ihn, über dem Hot und Haar, wohl einmal plötzlich, und ruft nun Einen und den Andern aus der Heerde an seinen Thron, um seinen sorgenvollen Geist in ihn zu ergießen. Denn das wollte er nicht, er wollte Keinen, auch den Geringsten nicht, in seinem Rechte gekränkt wissen, er hat ja noch eben den schönsten Belohnungstraum der Liebe seines Volks geschmeckt. Ist er nicht groß, nicht mächtig; was könnte

das Volk mehr verlangen, als er gewähren; er will die Volksstimme vernehmen, er fürchtet sich nicht vor der Oeffentlichkeit, ihren Mahnungen und Klagen. Ihn kann es nicht betreffen; zu tief noch durchdrungen von der einfachen väterlichen, patriarchalischen Würde des deutschen Fürsten, fürchtet er nicht, daß die Wahrheit vor ihn gelange. Wohl! er reicht den Gerufenen die Hände, indem er mit vollem Vertrauen ihre Betheurungen unterthänigster Treue empfängt: „„die nie — nie von dem Willen und dem Sinn ihres fürstlichen Herren abweichen wird““. Er hat ihnen ein aufrichtig Vertrauen zugewendet, sie aber auch haben ein charmant Vertrauen, nicht an den König, aber an sich selbst. Was der zu demüthig ist, sind sie zu hoffärtig. Sie explaniren ihre geistvollen Absichten vor ihm, sie berufen Propheten außerhalb Landes; sie denken schon fertig zu werden mit den Widerparthalten, sie werden schon das Eckigte runden, den Einfällen, den Begierden und Leidenschaften einen Damm setzen, die Sitten verfeinern, durch Vermahnen, Aufmuntern, durch Erlernung der Künste, Vorübungsschulen, durch Academien, Preisaustheilen, durch Begünstigen der Gehorsamen und Zurücksetzen der Widerspänstigen. Sie werden auf Kosten derer, die zu viel energischen Geist haben, um ihrer Quartanerklassenbehandlung sich zu fügen, jene die zu viel Fuchsnatur haben, um sich nicht zu fügen, befördern. Ihre Talente und Aufopferungen werden das Unmögliche überwinden, ja selbst das Schlechte, das Lächerliche wollen sie nützlich machen, ja! der Staat soll liebenswürdig werden. Ueberglücklich sind sie, ein solch Theater für ihren Gemeinsinn gefunden zu haben; ja alle Schleußen ihres Hochgenies öffnen sich, um Tugend und Kultur auszuströmen. Was ist aber das Alles gegen den tiefen Bückling, mit dem sie dem Herrn Landesvater ihren unaussprechlichen, tiefgerührten Dank für sein Vertrauen ausdrücken. Er nun ahndet wohl mitunter, daß nichts hinter ihnen und ihrem hochtrabenden Vortrag steckt, es wird ihm wohl schon ganz bang, er möchte sich ver-

griffen haben; es ist ihm schon ein paarmal geschehen, daß er das Beste gewollt hat, der Unheilsstifter aber hat ihm das Wort im Munde herumgedreht. Aber, aber, größer ist sein argloses Vertrauen, er schämt sich, einen Augenblick gewankt zu haben, er will keinen Zweifel setzen in Ihre Betheurungen, wenn sie auch noch so albern aus ihrem verrückten Hoffart heraussprossen; er würde sich schämen, Mißtrauen zu hegen — und so wirft er einen Mantel der Gnade nach dem andern um sie. Während die Abgehenden aber noch ganz betäubt von dieser Gnadenwahl sich zurückziehen, so denken sie auf der Treppe: Larifari! das heißt in's Deutsche übersetzt: Nein, lieber Landesvater, du irrst, wenn du meinst, wir wollten deinen Willen achten, wir wollten in die Fußstapfen treten deiner Allgüte, deiner Gerechtigkeit, wir wollten dein Regiment dem Volke lassen angedeihen, oder dir mittheilen unsere Absichten? Nein, das wäre uns ein schön Regiment. Da müssen wir bei Zeiten dich versorgen mit — Zeitvertreib — da müssen wir verhüten, daß nichts in öffentliche Blätter kommt, was das alberne Volk uns zur Last legen könnte; da müssen wir gleich jede Wahrheit mit Majestätsverbrechen belegen, und jeden Schritt des Vertrauens müssen wir durchaus verhindern, ja da muß auch kein Schelmenliedchen hinterm Strauch ungestraft gepfiffen werden! Ach armer Fürst, hörst du das? Ums Vertrauen deines Volkes wollen sie dich bringen; das ist schon auf der Treppe beschlossen, da sie eben aus deiner Umarmung hinabsteigen. Das ist die Larifariverschwörung, zu der augenblicklich übergeht, wer im Staate eine Amtswürde überkommt, und nun mit gleichen Füßen in diese Corporation der Katzenfreundschaft springt, in der sie zwar Zwickmühlchen spielen gegeneinander, aber nie die Larifariverschwörung verrathen".

So die Frau Rath. Sie hat sich, wie man sieht, gegen den Herrn Pfarrer Gerngroß etwas zu sehr ereifert, der Tokaier spricht mitunter aus ihr, auch konnte sie in ihren lamentablen Zeiten ohnmöglich die glänzenden Ausnahmen voraus wissen, die in unseren Tagen die Staatsstühle zieren. Darum ist sie so ausschließlich geworden und wegwerfend in ihrer reichsstädtischen Entrüstung; jetzt mag jeder zusetzen und wegnehmen nach Belieben, um die Universalgeschichte dieser Tage sich einzurichten. Was inzwischen den vorliegenden Fall betrifft, so werden die Katholischen ihr Recht in der Brust beschließen, bis eine bessere Exegese durchgesetzt ist.

LIV.

Bemerkungen über den IV. und V. Band der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ von Leopold Ranke.

Es ist in diesen Blättern schon öfters auf die historiographischen Künste aufmerksam gemacht worden, welche die Feinde der katholischen Kirche bei Schilderung und Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen anzuwenden pflegen. Allerdings könnten wir längst an diese Phantasmagorien gewöhnt seyn. Die ordinäre protestantische Auffassungs- und Darstellungsweise der Geschichte kömmt uns wie eine Art von Gasbeleuchtung vor, in welcher sich, vom neblichten Halbdunkel an bis zur Verklärung durch bengalisches Feuer, eine Menge künstlicher Nuancirungen bemerken lassen; nur Eines fehlt: das helle Sonnenlicht der Wahrheit.

Einer der keckesten und gewandtesten Meister in jenen Taschenspielerkünsten ist offenbar der berühmte preußische Historiograph Leopold Ranke, der Verfasser der beiden vorliegenden Bände, über welche wir uns einige kritische Bemerkungen erlauben wollen. Wir beabsichtigen keineswegs eine ausführliche Beurtheilung dieser Bände; dazu müßte man Bücher schreiben, so dick wie die zu beurtheilenden selber; einige Punkte nur wollen wir hervorheben, und dabei zeigen, wie der Verfasser, trotz aller Entschiedenheit und Sicherheit, mit der er über die Dinge abspricht, es mit der historischen Wahrheit — ob absichtlich oder leichtsinnigerweise, oder beides zugleich, mag vor der Hand dahingestellt bleiben — nicht immer sehr genau zu nehmen pflegt.

Was nun im Allgemeinen den Eindruck betrifft, den diese zwei Bände hervorrufen, so läßt sich unmöglich verkennen, daß der Verfasser sich hier weniger Mühe gegeben, seine eigentliche Gesinnung zu verbergen, als in den drei vorhergegangenen; er hat allmählig in den breitgetretenen Weg der gewöhnlichen protestantischen Geschichtschreibung eingelenkt; man vermißt immer häufiger und fühlbarer jenes tiefere Eindringen in das Verständniß der Vergangenheit, jenes scharfe Auseinanderlegen gleichzeitig wirkender Momente, welches seinen früheren Arbeiten allerdings großen Reiz verliehen. Dagegen fühlen wir uns beinahe auf jeder Seite durch die zunehmende vornehmabsprechende Manier verletzt, welche gar oft mit Worten und Redensarten die Sache abzuthun glaubt, ohne daß sich dabei eben sonderlich viel denken ließe. Was soll man z. B. zu folgenden Sätzen sagen: „Um sie (die Reformatoren) her erhoben sich — längst in der Tiefe wirksam, und nun durch die gewaltige Erschütterung plötzlich entbunden — destructive Tendenzen in einer für das Jahrhundert besonders verführerischen Vermischung religiöser und politischer Formen, und bedrohten die gebildete Welt mit allgemeiner Auflösung und Umkehr. Die Reformatoren hatten Besonnenheit und Selbstbewußtseyn genug, um sich denselben vom ersten Augenblick an zu widersetzen“. Wen begreift denn der Verfasser unter dem Ausdruck: die Reformatoren? Es scheint, er unterscheidet zwischen solchen Neuerern, welche seiner Ansicht nach wirklich destructive Tendenzen hatten, und solchen, welche die „vielnamigen, Kirche und Staat zugleich antastenden Secten“ bekämpften und „überwältigten“. (?) Wo ist aber die Gränzlinie zwischen denselben? Mögen wir die Abgränzung auch noch so eng ziehen, und uns zuletzt auf Luther allein beschränken, so passen doch jene Sätze nicht; denn es ist bekannt, daß selbst der „große Reformator“ seine Augenblicke hatte, in welchen er offen Empörung und Aufruhr predigte. Zu andern Zeiten hat er freilich auch wider gegen die Aufrührer geschrieben, und heftig gegen jene Reformato-

ren gepoltert, welche in ihrem Neuerungseifer weiter gingen, als er. Ihn aber deßhalb „einen der größten Conservativen" nennen, „welche je gelebt haben", muß doch sogar Hrn. Rankes eigenen Glaubensgenossen einigermaaßen schamlos erscheinen. Mit gleichem Rechte könnte man auch Mirabeau, Lafayette und die Girondisten Conservative nennen, weil sie ihre eigenen destructiven Tendenzen von den noch destructiveren der Jacobiner überholt sahen, und deßhalb mit ihnen in Conflict geriethen.

Wir erinnern uns, daß in den früheren Bänden der Verfasser stets die Glaubenstrennung als eine wesentlich aus germanischen Elementen hervorgegangene Bewegung darzustellen bemüht war. Hier aber erkennt er mit einer gewissen Naivetät an, welche Stütze der deutsche Protestantismus gleich in den ersten Zeiten seines Bestehens an Frankreich, dem Erbfeind der deutschen Nation, wie man es damals nannte, und an den Türken, diesem Erbfeinde der ganzen Christenheit, fand. „Ein Unfall der Osmanen hatte ihnen (den deutschen Protestanten) im Jahre 1532 den ersten Frieden verschafft"; . . . „ohne den Rückhalt von Frankreich wäre nicht an die Restitution von Würtemberg und an den Frieden von Cadan zu denken gewesen". (Bd. IV, S. 9.)

Ganz im Einklange hiemit wird (ebend. S. 38) als ein großer Fortschritt gepriesen, daß Frankreich, alle Scham überwindend, durch seine offene Allianz mit den Türken „sich von dem System der lateinischen Christenheit, das bisher vorgewaltet, lossagte". Der Verfasser sieht hierin eine Art von „militärisch-politischem Protestantismus — es mag seyn, einseitig, egoistisch und gehässig, aber darum doch auch unvermeidlich (?) und von allgemeiner Bedeutung". Weil Franz I. diesen Schritt wagte, erscheint er unserm Verfasser als „eine der großen Gestalten der neueren Geschichte". Diese Ansicht ist allerdings neu; aber wir könnten nicht sagen, daß wir Hrn. Ranke darum beneideten.

Von Frankreich wird auf England übergegangen. „Wie

lebhaft man auch die moralische Haltung Heinrichs VIII. in den meisten seiner Angelegenheiten verurtheilen mag, so muß man doch gestehen, daß seine Politik — welche England von dem Papstthum losriß, die Einheit der nationalen Gewalten erhielt, und die Krone mit einem Zuwachs von Streitkräften, der ihrer alten Macht gleich kam, verstärkte — für England von unberechenbarem Vortheil gewesen ist". Man sieht, daß auch hier der Verfasser sich bemüht, den Dingen eine neue Gestaltung abzugewinnen. Bisher wußten wir nicht anders, als daß Heinrich VIII., der bei seiner Thronbesteigung einen Schatz von zwei Millionen Pfund Sterling vorgefunden, bei seinem Tode die Finanzen Englands in großer Zerrüttung hinterließ, obgleich die Einziehung der Klöster ihm ungeheure Summen eingetragen hatte, welche aber auf unglaubliche Weise wieder verschwanden. Dieß gab bekanntlich Carl V. Veranlassung zu der Aeußerung, der König von England habe die Henne getödtet, welche die goldenen Eier gelegt. Hr. Ranke hingegen meint — ohne jedoch irgend eine nähere Nachweisung beizubringen — den Ursprung des commerciellen und maritimen Aufschwungs, den England nahm, in eben diese Zeiten setzen zu müssen.

Der ganze Abschnitt ist eine Art von Apologie Heinrichs VIII. *). Auf eine wirklich empörende Weise wird dessen

*) Es sey uns erlaubt, zur Vergleichung das Urtheil eines unbefangeneren Protestanten über die Reformation Heinrichs VIII. hieher zu setzen: „Von sittlichen Trieben und dogmatischen Interessen ist bei diesen Anfängen keine Rede. Die Leidenschaft und Herrschsucht des Königs; die Aussicht der Bischöfe des Landes, bei der Losreißung von Rom an Freiheit und Autorität zu gewinnen; die schon vorhandene Hoffnung des Adels, besonders der Hofleute, man werde bei diesen ersten Schritten nicht stehen bleiben, sondern Hand an das Güterwesen der Klöster legen, und der Adel dabei auch bedeutend gewinnen; — dieß sind die Hebel, welche bei der ersten Trennung Englands von Rom thätig gewesen sind". (Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte

zügellose Wohllust, Grausamkeit und Herrschsucht beschönigt. Nicht ein Wort der Theilnahme finden wir für jene tugendhaften Männer, welche für ihre Ueberzeugung das Blutgerüst bestiegen. Thomas Morus und Bischof Fisher „mußten sterben“, weil sie sich der herrschenden Bewegung widersetzten. „Mit den Waffen des Gesetzes ausgerüstet, kannte der König kein Erbarmen“. Vergessen wir nicht, daß dieß Gesetze waren, welche der König selbst, mit Hülfe eines ihm servil ergebenen Parlaments, gemacht hatte. So zeigt sich hier die Repräsentativverfassung als eine schwache Schutzwehr gegen Willkühr und Unterdrückung.

Wenn das Schicksal Mores und seiner Gesinnungsgenossen unsern Verfasser ohne Theilnahme läßt, so fühlt er dagegen das innigste Mitleid mit dem „armen Tyndall“, der zu den „redlichen Männern“ gehörte, die mit Uebersetzung der Bibel beauftragt waren, und der in den Niederlanden von einem Ketzergerichte zum Tode verurtheilt wurde, obgleich der kaiserliche Procurator sich überzeugt hatte, daß der Angeklagte ein „frommer und gelehrter Mann sey“.

Indem Hr. Ranke sonach wieder auf die deutschen Angelegenheiten zu sprechen kömmt, findet er vor allem den Widerstand der protestantischen Fürsten gegen das Reichskammergericht ganz in der Ordnung; die Anarchie, welche durch die Hemmung der Reichsjustiz entstanden, hat für ihn nichts Anstößiges. Wenn aber katholische Stände den kirchenräuberischen Eingriffen der Protestanten mit Repressalien begegnen, so ist dieß unerlaubte Selbsthülfe, welche gleichsam die Gestalt des „Faustrechts“ annimmt. In gleicher Weise verargt er es den letzteren höchlich, daß sie dem schmalkaldischen Bunde, nachdem derselbe bereits sechs Jahre bestanden, endlich ein katholisches Bündniß von rein defensivem Charakter entgegen-

---

Bd. III, S. 529.) Wem es um eine klare Einsicht in das innere Getriebe der englischen Kirchenumwälzung zu thun ist, dem empfehlen wir Rudharts Thomas Morus, Nürnberg 1829.

setzten. „Zu verkennen ist nicht, daß doch auch hiemit eine große Gefahr eintrat“.

Dieses vom Vicekanzler Held zu Stande gebrachte Gegenbündniß der katholischen Fürsten ward (wie schon von Stumpf in seiner politischen Geschichte Bayerns dargethan ist, und von Aretin im ersten Bande der Geschichte Maximilians I. näher erörtert wurde), vom Kaiser am 20. März 1539 förmlich ratificirt, und erst einen Monat später (den 19. April) schloß der als kaiserlicher Generalorator nach Deutschland gesandte Erzbischof von Lund jenes Frankfurter Abkommen mit den Schmalkalder Bundesgenossen, welches man in Rom mit Recht einen „impium recessum“ nannte. Ranke stellt jedoch die Sache dar, als wenn die Ratification der christlichen Einung von Seite des Kaisers erst lange nach dem Frankfurter Vertrage erfolgt wäre. „Der Kaiser bestätigte jetzt wirklich jenen Nürnberger Bund, dem freilich sein Stachel bereits genommen war. Aber so weit ging er doch nicht, die Frankfurter Abkunft zu widerrufen“. (Bd. IV. S. 172.) Wir wollen nicht glauben, daß diese Versetzung der Daten absichtlich geschehen, sondern sie lieber einer gewissen Flüchtigkeit der Forschung zuschreiben, vor welcher, wie es scheint, unser Verfasser sehr auf seiner Hut seyn darf.

Wenn wir indessen denselben in dem vorliegenden Falle von aller Absichtlichkeit freisprechen, so vermögen wir ein Gleiches nicht bei seiner Darstellung des Regensburger Religionsgespräches vom Jahre 1541. Nachdem er zuerst den päpstlichen Legaten Contarini beinahe als halben Protestanten geschildert, wird doch zuletzt dessen Anwesenheit als die Klippe bezeichnet, an welcher der ganze Versöhnungsversuch gescheitert. „An eine weitere Vereinigung war nicht zu denken, so lange ein Abgeordneter der römischen Curie, die von dem Herkömmlichen nicht ablassen wollte, daran Theil nahm“. Wir bitten Hrn. Ranke, uns zu sagen, wie denn ein Vergleich zwischen den Neuerern und der alten Kirche mit Umgehung des sichtbaren Oberhauptes der letztern überhaupt möglich

gewesen wäre. Wenn die deutschen Katholiken ohne Einwilligung dieses Oberhauptes eine Vereinigung mit den Protestanten eingingen, so hätten sie ja eben dadurch aufgehört, Katholiken zu seyn, es wäre ein Abfall, kein Vergleich gewesen. Wahrhaft lächerlich klingt aber — S. 220 — die Klage: die päpstliche Gewalt habe „in Deutschland viel zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß ihr ohne den entschlossensten Gegensatz etwas abgewonnen werden konnte". Fünfzehn Jahrhunderte lang war diese Gewalt als legitim anerkannt worden; seit mehr als sieben Jahrhunderte wirkte sie in Deutschland; das war doch eine hübsche Zeit, um ihre Wurzeln erstarken zu machen.

Ueberhaupt ist dieser ganze Abschnitt über den Reichstag von 1541 höchst mangelhaft, und wir stoßen auf eine Menge Reticenzen. Warum erzählt uns denn der Verfasser gar nichts von den Einwirkungen Luthers *) auf das Religionsgespräch? warum nichts von der eiligen Sendung Amsdorfs? C. A. Menzel sagt geradezu, daß die von Amsdorf mitgebrachten neuen Verhaltungsbefehle auf den weiteren Gang der Unterhandlung den nachtheiligsten Einfluß hatten. (N. Gesch. d. D. Bd. II. S. 223.) Schon früher hatte Plank (Gesch. der Entst. d. protest. Lehrbegriffs, Bd. III. Th. II. S. 126) anerkannt, daß die Schuld auf protestantischer Seite war. „Desto mehr" — setzte er hinzu — „ist es aber Pflicht, und ist es Zeit, daß einmal die Ungerechtigkeit wieder gut gemacht, oder doch als Ungerechtigkeit anerkannt wird, welche bei dieser Gelegenheit von der protestantischen Parthei und noch so lange nachher von der partheiischen Geschichte immer auf's Neue begangen wurde". Freilich wäre gerade in diesem Punkte gar viel Unrecht gut zu machen. Wenn aber ein Autor, der unter den Koryphäen der heutigen protestantischen Geschichtschreibung einen der ersten Plätze einnimmt, auf solche Weise offen dem Geiste der Unwahrheit huldigt, so muß allerdings

*) „Dem diese Friedensstiftung schon wegen des dabei thätigen Bucer doppelt verhaßt war". C. A. Menzel, Bd. II. S. 231.

jede Hoffnung schwinden, daß Billigkeit und Unpartheilichkeit sich auch unter den größeren Massen einmal Bahn brechen werden.

Nur noch *eine* Probe sophistischer Darstellungskunst wollen wir aus diesem Abschnitte aufführen. Carl V. war mit dem Herzog Wilhelm von Cleve über das Geldernsche Erbe in Streit gerathen. Die protestantischen Fürsten unterstützten den Herzog von Cleve; um ihm diese Hülfe zu entziehen, schloß der Kaiser nicht nur besondere Verträge mit Brandenburg und Hessen unter Zusicherung bedeutender Vortheile, sondern er ertheilte auch den gesammten protestantischen Ständen *ohne Vorwissen der Katholischen*, eine mit dem Reichsabschied in Widerspruch stehende Declaration, durch welche er die Hemmung der Reichsjustiz und somit die Fortdauer der Anarchie im Reiche sanctionirte, namentlich aber hinsichtlich der *geistlichen Güter* den Neuerern große Concessionen machte. So brachte er es auch dahin, daß die protestantischen Fürsten *um der eigenen Vortheile willen* das Interesse ihres Verbündeten, des Herzogs von Cleve, Preis gaben.

Wie aber stellt Ranke die Sache dar?

„Man hat den Protestanten oftmals vorgeworfen, daß sie die geistliche Reform um weltlicher Vortheile willen unternommen. Hier wenigstens, im Verhältniß zum Kaiser, zeigt sich das gerade Gegentheil. Für alle Opposition im Reiche, für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt, gab es nie eine wichtigere Angelegenheit, als die clevische. (?) Sie gaben ihre Theilnahme daran auf, um der geistlichen Concessionen willen, die ihnen gemacht wurden“.

Eine so offenbare, absichtliche Verdrehung der Wahrheit ist wohl hinreichend, das ganze Buch und dessen Verfasser zu charakterisiren. Wir wollen daher unsere Leser mit mehreren anderen Stellen gleicher Kategorie nicht behelligen.

Wenn in dem bisher Angeführten der befangene Protestant sich unverholen ausspricht, so gibt sich an anderen

Orten auch der königlich preußische Historiograph kund. So z. B. bei Schilderung des Kurfürsten Joachim II., von welchem ein vorurtheilsloser protestantischer Geschichtschreiber (Gfrörer, Gesch. Gustav Adolphs, S. 348) erzählt, daß er „eine Menge Buhlerinnen gehalten, nebenher mit seinen Juden Wucher getrieben, und auf Kosten der hartgedrückten Bauern eine gute Anzahl Lustschlößer gebaut, auf denen er seine Orgien feierte". Hr. Ranke versteht es, die Sache in schönerem Lichte darzustellen. Nach ihm war Kurfürst Joachim „eine von Grund aus friedfertige Natur: er hätte mit jedermann in der Nähe und Ferne in gutem Vernehmen zu stehen gewünscht. Auch in seinem Hause wollte er nur vergnügte Gesichter sehen; er liebte es, sich äußerlich wohl zu befinden, fürstlich zu wohnen, eine gute Tafel zu führen; gern veranstaltete er ritterliche Festlichkeiten, prächtige Bankette; zu den Reichstagen begab er sich mit zahlreichem Gefolge, dessen Kosten seine Mittel bei weitem überstiegen, wie es denn überhaupt nicht sein Talent war, Geldgeschäfte zu führen. Unaufhörlich finden wir ihn bauen, Schlößer in den Städten, Jagdhäuser in der Tiefe der Gehölze, an den breiten Gewässern, die hie und da dem Lande eine gewisse Anmuth verleihen, Kirchen und Dome mit hohen Thürmen und weitschallenden Glocken darauf" u. s. w.

Neben den so eben gelieferten Beispielen von protestantischer Befangenheit des Verfassers müssen wir doch zugeben, daß er hin und wieder auch eine wahrhaft bewundernswerthe Unbefangenheit zum Besten gibt. Unter anderm ist die Art und Weise, wie er die scandalose Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen bespricht, wahrhaft köstlich, und wir können es uns nicht versagen, zur Ergötzung unserer Leser die ganze Stelle hier einzuschalten.

„Wir kennen den freudigen Landgrafen, seine unermüdliche von innerem Leben getragene Thätigkeit, wie in seinem Lande, so in den allgemeineren Angelegenheiten, die Kühnheit seiner Entschlüsse, die rasche Entschiedenheit, mit der er

sie ausführte; wir wissen, wie er sich von der Wahrheit der neuen Lehre fast mit theologischer Gelehrsamkeit durchdrungen hatte, wie fest er daran hielt, wie gewaltig er derselben dann nach allen Seiten hin Bahn eröffnete. Allein wir erinnern uns auch, daß er der Genossenschaft des Glaubens und der Politik, der er angehörte, durch übereiltes Zufahren, z. B. in den packischen Händeln, zuweilen auch Schaden gethan, üble Nachrede zugezogen hat. Etwas weit Schlimmeres aber, ganz persönlicher Art, ereignete sich jetzt. Von sinnlich derber Natur, häufig auf Reisen und in Gesellschaften, wo man zu spielen und zechen liebte, niemals geübt sich selbst zu beherrschen, ohne Zweifel religiös ergriffen, aber darum noch nicht moralisch gebildet wie er war, verfiel er dann und wann in grobe Ausschweifungen. Seine Gemahlin, mit der er sich in sehr frühen Jahren vermählt, erweckte ihm durch körperliche Uebelstände und unangenehme Gewohnheiten eher Widerwillen. Indem er ihr nun aber untreu wurde,*) fühlte er sich als ein guter evangelischer Christ (!) in seinem Gewissen bedrängt: er glaubte sich der höchsten Versöhnung, die ihm die Kirche darbot, — des Genußes der Eucharistie — enthalten zu müssen, wie sehr er auch in seiner Seele darnach Verlangen trug; aber diese Entsagung machte seinen Zustand nur ärger. Er dachte oft, indem er das Schwert für die evangelische Kirche, für das Wort Gottes zog, wenn ihn eine Kugel treffe, fahre er doch zum Teufel".

„In diesem Zustand lernte er am Hofe seiner Schwester zu Rochlitz ein junges Fräulein kennen, Margaretha von der Saal, die seine ganze Neigung fesselte, aber von ihrer Mutter geleitet seinen ungesetzmäßigen Bewerbungen so vielen Widerstand leistete, daß er auf einen höchst außerordentlichen Gedanken gerieth".

*) Er gestand übrigens selbst, daß er ihr die eheliche Treue nicht drei Wochen gehalten. Die Gewissensbedrängniß dauerte also ziemlich lange.

(Wäre nur dieser Widerstand nicht gewesen, so dürfte sich der „gute evangelische Christ" mit den erwähnten Bedrängnissen seines Gewissens zuletzt wohl abgefunden haben, wie er es seit sechszehn Jahren gewohnt war, und er wäre nicht auf den „höchst außerordentlichen Gedanken" gerathen.)

„Wir erinnern uns", fährt Hr. Ranke fort, „wie bei dem ersten Wiederbekanntwerden des alten Testamentes" (war es denn vorher unbekannt?) „von Einigen die Verbindlichkeit der Monogamie bezweifelt würde. Luther sprach sich dahin aus, daß diese Verbindlichkeit kraft der bürgerlichen Gesetze bestehe, wenn er sie auch allerdings durch keinen Spruch der Schrift als ein göttliches Gebot nachzuweisen vermöge. An einer Stelle in der Erklärung der Genesis, worin dieß besonders mild ausgedrückt war, hielt jetzt der Landgraf fest. Sein Prediger und Beichtvater Dionysius Melander, der selbst manche ungewöhnliche Verhältnisse durchgemacht *), bestärkte ihn darin, statt ihn abzuhalten. Genug, Philipp faßte den Gedanken, Margarethen in aller Form zu seiner zweiten Gemahlin zu machen".

„Die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit (!), mit der er in dieser Sache verfuhr, mildert doch den Fehler wieder, den er beging".

„Vor allem kam es auf die Einwilligung seiner Gemahlin Christine an. Sie gab dieselbe auf dem Schlosse Spangenberg, am 11. Dezember 1539, in einer förmlichen Urkunde, mit Vorbehalt wie sich versteht aller ihrer übrigen Rechte und der Rechte ihrer Kinder, die ihr denn Philipp feierlich gewährleistete".

---

*) Unter diesem Euphemismus ist die Thatsache verborgen, daß er drei lebende Eheweiber hatte.

. . . „Dionysius, cum jam tres uxores viventes habeat, quarum duae primae ab eo relictae et nullo jure repudiatae sunt". *Fueslin*. Epist. ab eccles. Helv. reformatoribus scriptae. Tiguri 1742, p. 205.

„Nicht weniger aber lag ihm an der Billigung seiner Glaubensgenossen; erst durch die Beistimmung Luthers und Melanchthons, in deren Urtheil nach dem göttlichen Worte er die dispensirende Gewalt der alten Kirche sah, glaubte er in seinem Gewissen vollkommen sicher zu werden. Sie erschracken, wie man denken kann, als dieser unerwartete, unerhörte Antrag geschah: wohl sahen sie voraus, welch böser Ruf ihnen und ihrer Lehre aus einem solchen Zugeständniß entspringen werde; aber so dringend waren die Aufforderungen des Landgrafen, mit so ernstlichen Betheurungen einer ganz unabänderlichen Nothwendigkeit verknüpft, und so gut berechnet auf Gesinnung und Stimmung der beiden Gelehrten, (?) daß diese sich endlich, wiewohl nicht als vor der Welt, sondern als vor Gott, und nur unter der Bedingung des tiefsten Geheimnisses, zu einem Beichtrath entschlossen, in welchem sie zwar mehrmals alle ihre Gegengründe wiederholten, so daß ihre Schrift wie eine Abmahnung aussieht, aber zuletzt doch ihre Einwilligung nicht versagten".

Nach dieser Erzählung ging Alles so einfach und so natürlich zu, daß man sich nur wundern muß, wie es nicht schon längst allgemeiner Brauch geworden, zwei und mehrere Weiber zu nehmen. Bekanntlich reute es Luthern später, seine Einwilligung zu diesem Scandale gegeben zu haben, und er drohte sogar, sie wieder zurückzunehmen, oder vielmehr sie abzuläugnen, unter dem Vorwand, daß er sie nur insgeheim ertheilt habe. Da Hr. Ranke hievon nichts meldet, so wollen wir Luthers Erklärung, wie sie bei Seckendorff steht, vollständig hier einrücken:

„Man kann unmöglich diese Sache öffentlich behaupten. Wenn aber der Landgraf dennoch zum Nachtheil und Beschwerung der ganzen Confession oder unserer Kirche zu Ausbreitung derselben schreiten will, so ist nöthig, daß er mit allen Ständen zuvor communicire, sonst kann er mit Recht von ihnen weder Hülfe noch Beistand begehren. Ich und Melanch-

thon können nichts thun, und ehe ich diese Sache wollte öffentlich vertheidigen, eher wollte ich läugnen, daß ich und Melanchthon die Antwort gestellet (denn sie ist in Geheim gegeben, wo sie dennoch auskömmt, so wird sie nichts seyn); oder wenn dieses Läugnen nicht bestehet, und unsere Antwort nicht für einen Beichtrath, wie sie in Wahrheit ist, sondern für ein Bedenken gehalten wird, so will ich lieber bekennen, daß ich geirret und genarret habe, und will um Gnade bitten, denn das Aergerniß wäre ganz unleidlich. Der Landgraf sollte sich genügen lassen, daß er die Metze heimlich mit gutem Gewissen haben kann, laut seiner fürstlichen Gnaden Beicht und unsers Beichtrathes. Dabei bleibe ich".

Eben so äußert sich der „große Reformator" in einem zu dieser Zeit an Eberhard von der Tann erlassenen Schreiben: „Ich will auf das heimlichste halten, was mir der Landgraf durch Butern beichtweise entdeckt, auch meiner eigenen Schande wegen. Es ist besser, man sage, der Luther habe närrisch gehandelt, als daß ich die Ursachen kund mache, um deren willen wir dem Landgrafen nachgegeben. Denn dieß brächte ihm viel größere Schande, und machte die Sache viel ärger".

(Schluß folgt.)

LV.

Den 23. October *).

Zeitläufte.

In Irland ist erfolgt, was jeder nüchterne Beobachter der Weltereignisse schon seit Monaten als unvermeidlich voraussehen mußte. — Die Regierung hat endlich den Handschuh aufgehoben, den lange verschobenen Kampf mit der Repealagitation begonnen. Eine Proclamation des Lord-Lieutenants von Irland untersagte am 7. October Nachmittags um halb vier Uhr eine jener riesenhaften Volksversammlungen, die in der Frühe des nächsten Morgens bei dem Siegeshügel von Clontarf, zwei englische Meilen von Dublin, gehalten werden sollte. Eine Viertelstunde später erließ Daniel O'Connell eine Gegenproclamation, in welcher er auch seinerseits jene Versammlung zurückbestellt, weil ein Papier, versehen mit den Unterschriften von sieben Personen, deren Eigenschaft als Mitglieder der Landesregierung er mit Stillschweigen übergeht, „als wirkliche oder seynsollende Proclamation“ erschienen sey, und mittelst augenfälliger Entstellung von Thatsa-

*) Die hier mitgetheilten Betrachtungen über die neuesten Welthändel werden diesen folgen, können jedoch aus Gründen, die in Zeit und Raum liegen, häufig nicht so schnell zur Kenntniß unserer Leser gebracht werden, als die Ereignisse vorwärts schreiten. Wir bitten daher bei den unter dieser Rubrik entwickelten Ansichten jedesmal billige Rücksicht auf das Datum des Artikels zu nehmen.

chen die bevorstehende Zusammenkunft zu verbieten trachte. Diese zu unterlassen erscheine rathsam, „denn übelgesinnte Personen könnten dadurch Anlaß erlangen, unter dem Deckmantel besagter Proclamation Friedensbrüche zu begehen, oder gegen Personen Gewaltthätigkeiten zu verüben, welche friedlich und gesetzlich zu der erwähnten, beabsichtigten Versammlung sich zu begeben gedenken“. Die Regierung hatte am Morgen des entscheidenden Tages in der Nähe des Versammlungsortes bedeutende kriegerische Streitkräfte und zahlreiches Geschütz aufgestellt. Allein auf das Wort des Mannes, der, wie durch magischen Einfluß, thatsächlich Irland regiert, blieb Alles ruhig. Die Versammlung fand nicht statt, die von allen Seiten herbeiströmenden Massen der Repealer kehrten ruhig in ihre Wohnungen zurück; desgleichen die Truppen, als ihnen keine Gelegenheit geboten ward, von ihren bereits gezückten Waffen Gebrauch zu machen. — O'Connell aber erklärte bald darauf feierlich, daß er die Agitation erst aufgeben werde, wenn ein irisches Parlament in Collegegreen sitze. Dieß werde Irland erreichen; aber ein unerläßliches Mittel dazu sey Unterwerfung unter jeden Act der Regierung, der auch nur die äußere Form und den Schein der Gesetzlichkeit an sich trage. Bleibe das irische Volk auf diesem Wege, so verpfände er sein Wort, daß sein Zweck erreicht werden solle.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, uns in den Kampf der Sympathien und Antipathien zu mischen, der über die eben berichteten Thatsachen in England entbrannt ist, und sich nun in herkömmlicher Weise auf dem Continent abspinnt. Es bedarf der Bemerkung nicht: wer für seine Parthei nichts als lobende Bewunderung, und selbst für die bedenklichsten Uebergriffe, für die gefährlichsten Drohungen, die bekannten milden Auslegungen und beschönigenden Wendungen in Bereitschaft hält, wird auf den Gegner die Rache des Himmels herabrufen, wenn dieser seinerseits auch von seinen Streitmitteln Gebrauch machen will, oder gar die Absicht an

den Tag legt, sich nicht wehrlos abschlachten zu lassen. Es kann bei jener Weise der Erörterung leicht geschehen, daß man heute an seinen Freunden billigt und rechtfertigt, was man gestern noch an den Gegnern für ein abscheuliches Verbrechen erklärte, und vorkommenden Falls morgen wieder als hassenswerthe Treulosigkeit an ihnen zu bekämpfen gedenkt. So weit die, auf dem Continent immerhin mangelhafte Kenntniß der irischen Verhältnisse es gestattet, wollen wir uns vielmehr einer objectiven Würdigung des großen, politischen Kampfes befleißigen, [illegible] [illegible] durch die erwähnte Proclamation und die ihr folgenden Schritte der Regierung augenscheinlich einen großen Wendepunkt erreicht hat.

Wir nennen diesen Kampf einen politischen. Und in der That ist dieß heute sein Grundcharakter, denn er wird um Seyn oder Nichtseyn der brittischen Weltmacht geführt. Damit soll in keiner Weise geläugnet werden, daß der durch die politischen Parteien sich hindurchziehende kirchlich-religiöse Gegensätze die Erbitterung vermehrt, das ein nationales Element, die auch in Wales hervortretende, celtische Reaction gegen das sächsische Uebergewicht die Entwickelung gesteigert, daß eine sociale Frage: das Verhältniß der irischen Pächter zu ihren Grundherren, den Conflict in einen Kampf auf Leben und Tod ganzer Völkerklassen verwandelt hat. Allein die specielle Frage, welche O'Connell durch den Repeal angeregt hat, ist an sich weder kirchlich, noch national, noch social, sondern wesentlich und im eminenten Sinne politisch. Englands Souveränetät concentrirt sich nicht in der Person des Monarchen, sondern in den beiden Häusern seines Parlaments. Dort ist seine Einheit und deßhalb seine Kraft. Theilung des Parlaments heute und unter diesen Umständen ausgesprochen, ist Theilung des Landes. An dem Tage, wo wirklich die oft wiederholte Weissagung O'Connells wahr würde, und ein irisches Parlament in College-green seine Sitzungen hielte, hätte der politische Begriff: England, —

dieß Wort in seinem dermaligen, publicistisch-statistisch-diplomatischen Sinne genommen, — sein Gewicht und seine bisherige Geltung verloren. Irland wäre dann aber ein Nachbar, dessen Treue sich erst erproben müßte.

Kein billig denkender Beobachter der Zeitverhältnisse wird also in Abrede stellen, daß das Verlangen einer Auflösung der Union sich keinem englischen Minister, welcher politischen Farbe er immer auch seyn möge, anders als in dem oben bezeichneten Lichte einer Lebensfrage für Englands politische Existenz darstellen könne.

Allein gerade der entgegengesetzte Standpunkt ist es, — auf den sich der Mann stellt, in welchem Irlands besondere Interessen ihren rücksichtslosesten und energischsten Vertreter finden. Ein Jahrhunderte lang mißhandeltes und zertretenes Volk, dem der Sieger mit der Spitze des Schwertes das Gesetz vorschrieb, fordert, wie einst die Bundesgenossen dem alten Rom gegenüber, gleiches Recht mit den Ueberwindern. Die Emancipation der Katholiken gewährte den Vertretern der früher politisch rechtlosen, katholischen Irländer Sitz und Stimme im Parlament, d. h. in der, über die drei vereinigten Reiche herrschenden und regierenden Körperschaft. — Allein diese neugewonnene Stellung war eben nur der erste Schritt zur Rechtsgleichheit. Sie verschaffte ihnen zunächst nur das Mittel, ihre Klagen desto eindringlicher vor Großbrittaniens Senat zu bringen. Abhülfe derselben, und thatsächliche Gleichstellung beider Nationen ward nicht gewährt, vielleicht wohl nur von den Wenigsten unter den Machthabern redlich beabsichtigt. — Da griff derselbe Mann, der einst die Freigebung seiner Glaubensgenossen siegreich durchgesetzt, zu einem Mittel, welches wenn auch nicht die Frage rasch zur Entscheidung bringen, so doch diejenigen, die im Namen Irlands den Angriff machten, in den entschiedensten Vortheil setzen mußte. Die Drohung mit Aufhebung der Union traf auf den lebendigen Nerv der englischen Macht. Gelang es O'Connell durch den Repeal seinem Vaterlande eine beson-

dere, gesetzgebende und regierende Behörde zu verschaffen, so war diese nicht mehr, wie vor der Union, eine bloße Delegation des englischen Parlaments. Konnten jetzt, in Folge der Emancipation auch Katholiken Sitz und Stimme im irischen Parlament haben, so war damit die Pforte für eine neue Zeit geöffnet, und der erste Schritt zu einer Veränderung des jetzigen Zustandes der grünen Insel gethan, die von dem gesammten, kirchlich-politischen Gebäude, welches die englische Macht dort gegründet, auch nicht ein Stein auf dem andern gelassen hätte. Die Wahlen für das zukünftige, irische Parlament und die Berathungen desselben, — beide vorgenommen unter dem Einflusse derselben Agitation, die den Repeal durchgesetzt, würden in kurzer Frist das Werk vollendet haben. Gelang aber entgegengesetzten Falles der Anschlag nicht, — ließ sich vor der Hand die Trennung nicht durchsetzen, so blieb die Drohung mit dem Repeal ein Schwert über dem Haupte jedwedes Ministeriums, und die Tactik: fortwährend in ganz legalen Formen, aber an der Spitze von fünf Millionen Menschen die Aufhebung der Union zu fordern, mußte auf die Dauer der englischen Regierung unerträglich werden. Gerade dieß war dann ein Mittel, einen guten Theil der Concessionen, die das dereinstige irische Parlament erwirken sollte, auf Abschlag von der Regierung des unirten Reiches selbst zu erzwingen. Genug, O'Connell hatte in dem Worte: Repeal ein Negociationsmittel gefunden, welches er, wie ein zweischneidiges Schwert, in dem Kampfe für die Vollendung der politischen Emancipation seines Volkes, mit einer Meisterschaft zu führen verstand, die ihn als einen der ersten politischen Köpfe aller Jahrhunderte characterisirt.

In dem eben Ausgeführten liegt zugleich im Wesentlichen unsere Ansicht über den Kampf der beiden Schwesterinseln. Es wird dort in diesem Augenblicke nicht um den Glauben, auch nicht um die Freiheit der Kirche gestritten. Aber der erste Schuß, der in einem irischen Bürgerkriege fiele,

wäre zugleich das Zeichen zum Religionskriege. Der dermalige Streitpunkt zwischen Irland und England ist die politische Gleichstellung eines schwerbedrängten, durch Waffengewalt unterworfenen Volkes mit seinen Besiegern. Für diese letztern spricht das geschriebene Recht, für ersteres die natürliche Billigkeit, so entschieden, wie vielleicht niemals für ein unglückliches, bis auf's Blut gepeinigtes Volk. — Ist Irland noch dazu in seiner überwiegenden Mehrheit katholisch, so ist dieß ein Grund mehr, ihm unser Mitgefühl zuzuwenden. Wir ehren seine standhafte Treue während der blutigen Verfolgung, die ein heuchlerischer Despotismus Jahrhunderte lang über die Kirche Irlands verhängte, und wünschen nur: daß es, vielen unglücklichen Zeichen zum Trotz, dieselbe Treue nun auch, nachdem die Kirche frei geworden, bewahren möge. Wir erkennen O'Connell's große Verdienste um die Emancipation der Katholiken, aber wir beabsichtigen nicht jeden einzelnen Schritt des „Liberators", und noch weniger das celtisch irrationale Element in seinen Aeußerungen zu vertreten, oder gar seine, oft von Woche zu Woche nach momentanen Einwirkungen und Interessen wechselnden, politischen Theoreme zu den unsrigen zu machen. Sonach erblicken wir überhaupt in dem irisch-englischen Kampfe nicht auf der einen Seite glänzend weiße Engel des Lichts, auf der andern rabenschwarze Nachtgeister, sondern auf beiden eben nur zwei, im Kampfe begriffene politische Partheien, jede mit ihrer höchst bedenklichen Schattenseite behaftet, aber auch jede, der andern gegenüber, in ihrem relativen Rechte. Wir wünschen von ganzen Herzen den katholischen Irländern Abhülfe ihrer nur zu gerechten Beschwerden, — aber wir wünschen auf der andern Seite weder den Untergang, noch irgend etwas, was unvermeidlich zu diesem Untergange führen würde, und dieß zwar, um unser Geheimniß mit einem Worte zu sagen, weil Englands Verderben der Triumph des östlichen Zarenreiches, und die Theilung der brittischen Macht der erste Schritt zur Herrschaft

der griechischen Cäsareopapie über ganz Europa wäre, in der der Freiheit der Kirche eine größere Gefahr droht, als in den letzten, ohnmächtigen Zuckungen einer sterbenden Häresie.

Nach dieser allgemeinen Darlegung unserer leitenden Principien kehren wir zur Betrachtung der Proclamation des Lordlieutenants von Irland und ihrer muthmaßlichen Folgen zurück. Auf dem Schlachtfelde der Repealfrage stehen O'Connell und Sir Robert Peel einander, wie zwei große Meister des Schachspiels gegenüber. Augenscheinlich hat die Regierung mit dem Verbot der Riesenversammlungen gezaudert, bis sie zum Bürgerkriege vollständig gerüstet war. Dann führte sie den Schlag mit kluger Berechnung in einer Weise, die den Gegner überraschen und ihn, ohne ihm eine Frist zur Vorbereitung oder auch nur zur Ueberlegung zu gestatten, innerhalb weniger Stunden entweder zur förmlichen Schilderhebung, d. h. zum offenen blutigen Kampfe, oder zum Rückzuge nöthigen sollte. Die Proclamation des Lord de Grey erging, sicher nicht ohne Absicht, erst am Vorabende vor dem Meeting zu Clontarf. — Die Regierung war zur Schlacht (nicht bloß im figürlichen Sinne!) gerüstet; — ihre Gegner durften auf des Agitators eignen Befehle nur unbewaffnet in die Versammlung kommen. Der Erfolg war keinen Augenblick zweifelhaft, wenn der Zusammenstoß geschah. — Allein O'Connell hat diese an sich richtige Berechnung durch seinen unmittelbar darauf gethanen Gegenzug vereitelt. Er hat den Meeting abgesagt, seine Landsleute zur Unterwerfung selbst unter den Schein des Gesetzes ermahnt, die Form der Riesenversammlungen für die Zukunft aufgegeben, und die Agitation auf ein neues Feld gestellt. Jede katholische Kapelle soll jeden Sonntag ein Mittelpunkt für die Sammlung von Unterschriften zu Petitionen um Aufhebung der Union werden. Darüber haben die Blätter der Gegenparthei mit großem Jubel den Agitator der Feigheit angeklagt, und seine Niederlage verkündigt. — Uns scheint dieser Triumph nicht begründet

und jedenfalls zu voreilig. O'Connell ist einer großen Gefahr, die seiner Sache drohte, glücklich entgangen, und hat außerdem aus dem Nachtheil, in den ihn der rasche Angriff der Regierung versetzte, nach besten Kräften Vortheil gezogen. Augenscheinlich hatten die Minister ein Interesse: den Agitator auf ein Feld zu locken, wo der Krieg nicht mehr mit den subtilen Argumenten des englischen, constitutionellen Rechts, in denen O'Connell Meister ist, sondern mit Pulver und Blei mit Lanciers und Kanonen geführt wird, und wo alle moralischen und physischen Vortheile auf ihrer Seite gewesen wären. Umgekehrt will O'Connell nur die Agitation, nicht den Bürgerkrieg. — Verlor er also der späten Kundmachung vom 7. October gegenüber, wo es sich nicht mehr um Stunden, sondern um Augenblicke handelte, auch nur eine Minute lang den Kopf, so konnte ein Sieg von unermeßlichen Folgen seinen Gegnern nicht entgehen. Diesen Schlag hat der alte kluge Volksführer trefflich abgewendet, und die Sache Irlands ist jetzt im Wesentlichen durch die Proclamation nicht anders geworden, als sie vorher war. In gewisser Hinsicht ist O'Connell sogar durch den Angriff der Regierung stärker geworden. Drohte die Aufregung zu mächtig zu werden, stand zu besorgen, daß der Grimm des Volkes, wider O'Connell's Gebot, in offene Gewalt umschlagen könne, so hat ihm die Regierung durch ihre Demonstration das Mittel in die Hand gegeben, jene gefährlichen Riesenversammlungen, deren Ausgang niemals mit Sicherheit zu berechnen war, nun auch seinerseits zu verbieten. O'Connell steht hier durchaus als der Mann vor den Augen des Volks, der durch seine Mäßigung und Klugheit den Frieden erhielt, und gränzenlosem Unheil vorbeugte. Umgekehrt hat er nicht versäumt, in vorsichtigen Formen, auf die Regierung den Schein zu werfen, sie habe gerade mit Absicht und Vorbedacht den Ausbruch des Bürgerkriegs herbeiführen, und das Trauerspiel mit einem Blutbade eröffnen wollen. Die Hoffnung der Toryblätter: daß O'Connell durch diese Wendung der Dinge an

seiner Popularität verlieren werde, dürfte schwerlich in Erfüllung gehen. Eben so wenig läßt sich behaupten, daß eine friedliche, mit bloßen Petitionen und gesetzlichen Mitteln geführte Agitation völlig unbedeutend und gefahrlos für das Ministerium sey. — Die Stimmung von fünf Millionen Menschen ist mit nichten gleichgültig; im Hintergrunde steht stillschweigend dennoch immer, als letztes und äußerstes Mittel, gewaltsame Losreißung. Und diese Schilderhebung kann, wenn keine Versöhnung erfolgt, in einem Augenblicke geschehen, wo innerer Zwiespalt dem großbrittanischen Reiche rettungslos den Untergang brächte.

Täuscht uns daher nicht Alles, so bezeichnet die Proclamation des Lordlieutenants, welcher wahrscheinlich noch mehrere Demonstrationen gegen die Häupter des Repealvereins folgen werden *), nur die eine Seite des von der Regierung ergriffenen Systems. Wahrscheinlich sind diese negativen Maaßregeln nur genommen um das, durch die Agitation zum höchsten gefährdete Ansehen der Regierung wieder herzustellen, und eine Macht zu zersprengen, die hart daran war, sich unter fortwährenden Betheurungen ihrer Loyalität in die Stelle von Königin und Parlament zu setzen. Der positive, ungleich wirksamere Theil der Regierungsmaaßregeln dürfte dann darin bestehen: daß gleich bei Eröffnung des Parlaments eine Bill eingebracht würde, um ganz oder größtentheils den Beschwerden abzuhelfen, um derentwillen gerade die Agitation auf den Repeal dringt. Die sogenannte anglicanische Kirche, welche das Gesetz errichtet hat, durch das Gesetz wieder in ihr Nichts zurückzukehren zu lassen, und ihre Güter, nach dem Ableben der Pfründner, zur Ausfüllung des Risses zu verwenden, der Irland für immer von England zu trennen droht, wäre ohne Zweifel der nächste und ersprießlichste Schritt. Uns würde dieser Ausweg eben so vernünftig als nothwendig er=

*) Von dem bereits erlassenen Verhaftsbefehle gegen O'Connell wird im nächsten Artikel der Zeitläufte die Rede seyn.

scheinen. Jedenfalls ist er das einzige Mittel zur Vermeidung des Bürgerkrieges. Diesen aber können wir nur für ein namenloses Unglück halten, nicht bloß für die brittische Monarchie, sondern für ganz Europa, und dieß zwar zunächst, weil die Unredlichkeit der Feinde unsers Glaubens es aller Orten nicht an Versuchen fehlen lassen würde, den traurigen Fall zum Nachtheile der Kirchenfreiheit nach besten Kräften auszubeuten.

Damit dem Ernste nicht die Erheiterung fehle, wollen wir, zum Schlusse unserer Betrachtungen über Irland, auch den sächsischen Rationalismus sprechen lassen, der sich in der Unschuld seines Herzens in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 19. October vernehmen läßt. „O'Connell ist ein großer Demagog; allein dießmal scheint er doch ohne den Wirth gerechnet zu haben. Die Vorspiegelung mit dem Widerrufe der Union konnte nicht lange täuschen; man sah bald ein, warum es sich handelte: um eine Wiederholung der belgischen Ereignisse. Es wäre nicht gerade richtig, zu behaupten, O'Connell wäre als Kämpfer der katholischen Kirche aufgetreten — denn wo kann sich dieselbe größerer Unabhängigkeit rühmen, als eben in Irland? Allem Anscheine nach diente ihm als Hauptstütze der Orden der Jesuiten. Ich gehöre nicht zu Denen, welche diesen Orden blindlings verdammen; er wirkt wunderbar, unter der Erde, im Verborgenen; aber so bald er an das Tageslicht tritt, so mischt er sich in Dinge, die er nicht versteht, ins Fechten. Auf diese Weise führten die Jesuiten mit lobenswerther Ausdauer und Feinheit das Christenthum in Japan und China ein. Dagegen tragen sie aber auch die Schuld, daß ihre Bemühungen zerstört und beide Länder sogar dem Verkehr mit Christen verschlossen wurden. Was sie in Europa gethan, ist bekannt, und endete mit der augenblicklichen Aufhebung des Ordens. In seinen Ansichten über fremde Länder zeigte O'Connell bisher, zum offenbaren Nachtheil seiner politischen Stellung, Jesuitenansichten. Er fiel über Espartero her, und schüttete die leidenschaftlichsten Aus-

drücke über sein Haupt, weil er, nach seiner Ansicht, die Kirche in Spanien verfolgt hatte. Espartero jedoch war nur Soldat, und wenn die Kirche eine „„streitende““ wird, ganz zuwider dem Befehle, der an Petrus erging, als er dem Malchus das Ohr abgehauen, so muß sie sich eben auch Soldatenglück gefallen lassen: Niederlage. Eben so vertritt nur eine Fraction der katholischen Kirche in Frankreich streng legitimistische Ansichten; O'Connell brach den Stab über Ludwig Philipp, und setzte dem Herzoge von Bordeaux die Krone auf, der allerdings der einzige legitimistische Nachfolger auf dem französischen Thron ist; allein, muß man immer fragen, was gehen O'Connell die französischen Angelegenheiten an, und welchen Einfluß darauf haben seine Worte? Die Minister sahen diese Unklugheiten mit Freuden, denn gegen einen O'Connell ohne europäische Popularität kann man sich leichter etwas erlauben, als gegen einen Mann, der als Weltbürger betrachtet und verehrt wird. Uebrigens, um keinen Zweifel in der Sache übrig zu lassen, ist es bekannt, daß O'Connell, ehe er seine Repealbewegung begann, zuerst mehrere Tage in einem irischen Jesuitenkloster verweilte, um Raths zu pflegen". Was soll man von der politischen Bildung der protestantischen Hälfte unsers Volks halten, die es geduldig hinnimmt, daß diese Philisterzunft alle göttlichen und menschlichen Dinge, die Gott auf einer oder der andern Hemisphäre geschehen läßt, Tag für Tag über den dürftigen Leisten einiger wenigen, längst abgedroschenen Partheivorurtheile schlägt, und dieses, bis zum Unglaublichen abgeschmackte Geschwätz als Discussion, Meinung oder Urtheil feil bietet *)!

---

*) Wir verweisen in Betreff des vorstehenden Artikels auf unsere Note zu dem früheren Aufsatze von derselben Hand in diesem Bande S. 129.

LVI.

Literatur.

Der Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa. Von Franz Anton Scharpff. Erster Theil. Mainz 1843.

In dem zweiten Bande unserer Zeitschrift befindet sich ein Aufsatz, welcher die Ueberschrift: „Reformation" führt. In demselben ist der Grundsatz aufgestellt und ausführlicher entwickelt worden, daß die kirchliche Disciplin des vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sehr dringend einer Reformation bedurft habe; es sind ebendaselbst die Gebrechen, an welchen jene Zeit litt, mit großer Offenheit hervorgehoben worden, und es konnte dieß um so mehr geschehen, als das Concilium von Trient sich keines derselben verhehlt, sondern sie alle selbst in lebhaften Farben in seinen Decreten geschildert, zu gleicher Zeit aber auch diejenigen Mittel angeordnet hat, die es zur Heilung des Uebels in seiner Weisheit für geeignet hielt. Nach dieser Lage der Dinge kann es nur Beschränktheit seyn, wenn man die Nothwendigkeit der Reformation in Abrede stellen will, und das Verhältniß des Conciliums zu Trient zu der von der katholischen Kirche im sechszehnten Jahrhunderte sich abwendenden Neuerungspartei ist nur das, daß man über das Object, worauf die Reformation sich zu beziehen habe, nicht gleicher Meinung und verschiedenen Willens war. Das Concilium schnitt schonungslos in die krankhafte, ja faul gewordene Disciplin ein, mit eben so großer Entschiedenheit aber hielt es an der ewigen und unwandelbaren

Glaubenslehre der Kirche fest, während der Protestantismus ein Dogma nach dem andern anfocht, der Kirche in der Glaubenslehre Irrthümer vorwarf, und auf solche Weise ihr bis auf den heutigen Tag feindselig gegenübersteht. So wie also den Vätern des Concils die Gebrechen der kirchlichen Disciplin keineswegs verborgen und unbekannt waren, so fehlte es auch im fünfzehnten Jahrhunderte nicht an wahrhaft katholisch gesinnten Männern, welche dieselben vollständig erkannten und betrauerten. Zu diesen gehört namentlich der Bischof von Brixen, Nicolaus von Cusa, einer der Väter des Basler Concils, dessen eigentliche Bedeutung und Zweck ebenfalls die Reformation der Disciplin seyn sollte. Menschlichem Dafürhalten nach wäre es ein großes Glück gewesen, wenn das erwähnte Concilium mehr seiner Aufgabe entsprochen hätte; man sollte glauben, daß wenn damals solche heilsame Maaßregeln, wie späterhin durch das Concil von Trient, getroffen worden wären, Deutschland nicht das Unglück der Glaubenstrennung erlebt hätte. Doch in der Geschichte hat einmal das „Wenn" keine Geltung, und der Mensch hat sich in Gottes Willen und Zulassungen zu fügen. Es ist aber von großem Interesse, gerade diejenigen Männer näher kennen zu lernen, welche schon in jener früheren Zeit als die wahren Vorläufer der wahren Reformation aufgetreten sind, und somit hat sich der Verfasser des vorliegenden Werkes, welches uns in seinem bisher erschienenen ersten Theile das kirchliche Wirken des Cardinals und Bischofs, Nicolaus von Cusa, darstellt, und in seinem zweiten eine ausführliche Erörterung der Schriften dieses Mannes verheißt, ein wahres und dankenswerthes Verdienst um die Geschichte Deutschlands, so wie der Kirche überhaupt, erworben. Seine Arbeit ist durch eine zu der Zeit, wo unser unvergeßlicher Freund Möhler noch zu Tübingen lehrte, von der katholischen Facultät gedachter Universität gestellte Preisaufgabe veranlaßt worden, und mit Dankbarkeit bekennt sich der Autor als den Schüler jenes der Kirche und der Wissenschaft zu früh entrissenen Mannes. Jetzt

erscheint die damals gelieferte Dissertation ausführlich, mit allen dem Verfasser zu Gebote stehenden Hülfsmitteln, bearbeitet.

Die Darstellung des kirchlichen Wirkens des auch für die Wissenschaft so ausgezeichneten Nicolaus von Cusa bedurfte nun auch zunächst einer Schilderung des Zeitalters, dem derselbe angehörte. In gedrängter Kürze und — wodurch sich ohnehin das ganze Buch vortheilhaft empfiehlt — in sehr angenehmer Diction gibt der Verfasser eine Darstellung der damaligen Verhältnisse des Papstthums, nimmt dabei auf die Aeußerungen mehrerer ausgezeichneter, von der Nothwendigkeit der kirchlichen Reformation überzeugter Männer, wie namentlich Nicolaus de Clemenge, d'Ailly und Gersons Rücksicht, und leitet auf diesem Wege zugleich auch die Lebensgeschichte des zu Cues, unweit von Trier gebornen deutschen Mannes ein, dem es aufbehalten war, auf dem Concilium von Basel eine so große Rolle zu spielen. So wollen wir uns denn von dem Verfasser das anziehende Bild des Nicolaus von Cusa mit dem Lichte seiner ruhigen, leidenschaftslosen Geschichtsforschung beleuchten lassen, indem wir seine Ueberzeugung vollkommen theilen, daß durch eine solche auch confessionelle Verständigung ganz besonders gefördert werden kann. Indem wir hiermit auf die von ihm in der Vorrede bezeichneten Gesichtspunkte hinweisen, welche er bei seiner Arbeit zu Grunde gelegt hat, müssen wir jedoch bekennen, daß wir es nicht verstehen, welch eine andere Verständigung der Verfasser mit seinem Buche beabsichtigt und gemeint hat, wenn er sagt: „die Vertreter der zwei, jetzt schroffer als je einander gegenüberstehenden Ansichten über kirchliches Leben und Verfassung mögen hier einen kirchlich hochgestellten Mann kennen lernen, in dessen tiefer Betrachtungsweise über kirchliches Leben so Vieles noch friedlich vereinigt ist, zu dessen Verfechtung sich jetzt Ultra und Liberale in zwei feindliche Heerlager getheilt haben; sie mögen nicht ohne Bewunderung

einen päpstlichen Legaten betrachten, der nichts Besseres für Deutschland anzuordnen wußte, als die Wiedereinführung der Provinzialsynoden und die Zurückführung des christlichen Cultus auf seine wesentlichen Bestandtheile; einen Cardinal der römischen Kirche, der sich berufen fühlte, in den letzten Jahren seines Lebens noch einmal am Sitze der Curie den fast verklungenen Ruf nach Reform in Haupt und Gliedern mit lauter Stimme ertönen zu lassen; endlich einen warmen und treuen Verehrer der christlichen Religion, der dabei der freiesten philosophischen Forschung huldigte und in Manchem, wie auch Johann von Müller gesteht, über seine Zeit hinwegsah". Also kennt der Verfasser ebenfalls heute zu Tage Ultra und Liberale auf dem kirchlichen Gebiete, welche sich, seiner Meinung nach, in zwei feindliche Heerlager getheilt hätten. Diejenigen Leute, welche in neuerer Zeit in Deutschland eine entschiedene katholische Richtung eingeschlagen haben, sind allerdings von den Protestanten und manchen ihnen beistimmenden Katholiken als Ultra und Ultramontane bezeichnet worden, wir selbst, die wir mit unserer Zeitschrift lebhaft jene Richtung eingehalten, d. h. die Rechte der katholischen Kirche vertheidigt, niemals aber, wie der zu Eingang erwähnte, im Jahre 1838 bereits geschriebene Aufsatz beweist, die vielen Gebrechen in der Disciplin verkannt, sondern mit Freimüthigkeit und Unbefangenheit diese geschildert haben, sind freilich eben deshalb der Bezeichnung: Ultras theilhaftig geworden. Befremdend aber muß es erscheinen, wenn ein Schriftsteller, welcher die Partheilosigkeit als das Hauptaugenmerk bei seiner Arbeit im Auge haben will, in solche Aeußerungen mit einstimmt, und dergleichen politische Partheinamen auf das Gebiet der katholischen Kirche überträgt. Er würde aber sicherlich in eine große Verlegenheit kommen, wenn er die Stimmführer der von ihm als liberal bezeichneten Parthei namhaft machen sollte; er würde finden, daß diese nicht mehr den Namen Katholiken verdienen. Indessen wir wollen nicht weiter mit ihm darüber rechten, im Gegentheile fühlen wir uns gedrun-

gen, seinem sehr wohlgeschriebenen, äußerst lehrreichen und tüchtigen Buche unsere Anerkennung zu zollen. Dasselbe liefert einen vortrefflichen Beitrag zur Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, und wenn wir auch nicht in Allem und Jedem den Ansichten des Verfassers beistimmen können *), so hindert uns dieß doch keinen Augenblick, sein Buch als eine

*) Einzelne Aeußerungen des Verfassers hängen unstreitig mit einer auch bei Katholiken weit verbreiteten protestantischen Auffassungsweise zusammen, und wir zweifeln nicht, daß die ehrenwerthe Gesinnung, welche in dem Buche sonst sich überall kund gibt, dem Verfasser auch bald hierüber hinweghelfen wird. — So bemerkt er S. 183 „hätten die spätern Reformatoren historisch Gegebenes, hätten sie die Einheit der Kirche zu schätzen gewußt, sie hätten in Holland, wenn sie von Cusa hörten, durch ihn zur katholischen Kirche zurückkehren müssen, da sie, in seinem Geiste (?) wirkend, mit Bewahrung der Einheit, dasselbe, was sie wollten, nur viel segensreicher hätten ausführen können". Hier setzt der Verfasser in der That bei den „Reformatoren" eine Reinheit und Redlichkeit des Willens voraus, der durch die Geschichte nicht bewahrheitet wird. — An einer andern Stelle, an welcher er zu Cusa's Aeußerung: „Ein Rest des Heidenthums ist die Sitte, für diese oder jene Dinge diesen oder jenen Heiligen anzurufen" eine Note macht (S. 181), hat er vollkommen recht, wenn er sagt, daß das Heil und der Glanz des Katholicismus nicht in Wallfahrten, geweihten Bildern und Medaillen besteht, allein nicht gerechtfertigt erscheint der Vorwurf, welchen er der Gegenwart in so fern macht, als er sagt: „viele Mitglieder der katholischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts mögen sich über ihre allzusehr auf Aeußerlichkeiten dringende Ansichten durch approbirte Katholiken eines Besseren belehren lassen, und nicht mehr jenen unchristlichen Geist heraufbeschwören, der in Wallfahrten, geweihten Bildern und Medaillen das Heil und den Glanz des Katholicismus sucht". Sollte der Verfasser wirklich so vielen in ihren Ansichten auf Aeußerlichkeiten dringenden Katholiken begegnet seyn, so fragen wir ihn, ob denn er den Werth der Wallfahrten, geweihten Bilder und Medaillen, den die Kirche anerkennt, ganz und gar verwirft?

verdienstvolle Arbeit und als eine dankenswerthe Gabe zu bezeichnen.

Die Tendenz des Buches ist vorzüglich auf den schon vorhin von uns angedeuteten Punkt gerichtet, zu zeigen, welche ernstliche Versuche im fünfzehnten Jahrhunderte zum Zwecke einer Reformation der kirchlichen Disciplin gemacht worden sind. In dieser Beziehung erscheint als eine Hauptperson der aus der Deventer Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens hervorgegangene Nicolaus von Cusa, ein Mann, der die ganze Fülle seiner geistigen Kraft auf das Werk der Reformation verwendete, und dessen Schuld es nicht war, wenn ein Zeitgenosse sagen konnte: „O du angeregte Reformation, wo bist du so bald hingekommen? wer hat dich so bald zurückgeführt? warum bist du nicht weiter für sich gegangen und hast deine Reise zur Besserung und Ergötzung des verfallenen Standes der Geistlichen vollstrecket? Wie kommt's? Bist du unterdrückt und vertilget? oder bist du verarrestirt worden"? (S. 224). Cusa's Eifer für die Reformation, freilich auch der große Kummer über die Angelegenheiten seiner ihm von Papst Eugen IV. übertragenen Diöcese Brixen, zehrten seine Kräfte auf, und er starb, nach einer kurzen Krankheit, vier Tage vor Papst Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini), dessen Nachfolger er wahrscheinlich geworden wäre. Wie ganz anders hätten sich die Dinge gestalten müssen, wenn damals ein mit den Verhältnissen Deutschlands so ganz vertrauter, und zu gleicher Zeit von dem ernstesten Willen beseelter Mann den päpstlichen Stuhl bestiegen hätte! Doch da ertappen wir uns wieder auf dem historisch nicht duldbaren Wenn! Der Verfasser hat, unserer Ueberzeugung nach, den Charakter des Nicolaus Cusanus sehr richtig gezeichnet; er hat ihn liebgewonnen, hat aber auch seine Schwächen, namentlich die Heftigkeit, zu welcher sich derselbe hin und wieder verleiten ließ, nicht übersehen; um so mehr hatte er auch ein Recht gegen die Verunglimpfungen mancher neueren Historiker ihn in Schutz zu nehmen. So hat man Nicolaus, wie dieß bereits von ein=

zelnen Zeitgenossen geschah, den Vorwurf gemacht, daß er in dem Streite zwischen Papst Eugen IV. und dem Basler Concilium die Rolle vertauscht habe, und aus einem Anhänger der Kirchenversammlung ein Ueberläufer zu der Sache des Papstes geworden sey. Es begreift sich leicht, daß Nicolaus, wie alle mit Ernst eine Reformation wünschenden Männer, in der Berufung des Conciliums gerade das geeignete Mittel zu jenem Zwecke erkannte, und daher seine ganze freudige Hoffnung auf die von den versammelten Vätern zu treffenden Reformationsbeschlüsse setzte. Es begreift sich daher ebenfalls leicht, daß es ihn schmerzlich berührte, als der Papst das kaum eröffnete Concilium von Basel fortrief. Als aber die Mehrzahl der versammelten Bischöfe in eine offene Opposition gegen das Oberhaupt der Kirche trat, erklärte er sich entschieden gegen das schismatische Concil, und handelte gerade hierin fest und ehrenwerth; er handelte, wie es einem Christen geziemte, daß er unerschütterlich an dem Mittelpunkte der Kirche festhielt, ubi Petrus, ibi Ecclesia. Allein man könnte einwenden, es habe Nicolaus von Cusa zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Grundsätze, je nach den Umständen, aufgestellt; er habe namentlich dem Papste theoretisch früher nicht die Stelle angewiesen, als später, und da hat es denn auch wirklich nicht an Solchen gefehlt, welche überhaupt den Ehrgeiz, das Streben nach der Tiara und nach dem Cardinalshut, als das eigentliche Motiv seiner Handlungsweise, wornach er auch seine Denkweise eingerichtet habe, angesehen haben. Aber warum soll man bei einem sonst in jeder Beziehung so ehrenhaft erscheinenden Manne so niedrige Motive annehmen? stellte Nicolaus von Cusa in seinem Buche de concordia catholica über das Papstthum eine Theorie auf, welche sich von der des Johannes Gerson nicht weit entfernte, so muß man bei aller Anerkennung des zuletzt genannten bedeutenden Mannes doch zugestehen, daß dessen Theorien in vieler Beziehung irrthümlich waren; das Papstthum war durch das unglückliche Schisma erschüttert, die Päpste hatten, viel

durch ihre Schuld, die Christenheit von sich entfremdet, und somit ist es auch allen jenen für die Kirche und die Reformation eifernden Männer zu verzeihen, wenn sie über das Verhältniß des Papstes zum Concilium eine etwas gewagte Theorie aufstellten. Nicht zu verzeihen wäre es ihnen aber gewesen, wenn sie sich dadurch zu einer wirklichen Opposition gegen das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche hätten verleiten lassen, und eben so wenig zu verzeihen, wenn sie hartnäckig bei einer Theorie verharrt hätten, während ihre bessere Erkenntniß sie dieselbe verwerfen hieß. Das Verfahren des Basler Concils öffnete gerade in dieser Beziehung Nicolaus von Cusa die Augen, er sah, zu welchem Abgrunde man gelangte, wenn man den Papst dem Concil unterordnen wollte, und somit erklärte er sich, ohne eigentlich ein Freund der römischen Curie im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu werden, entschieden für den Primat des Papstes. Wenn ihn dann das Oberhaupt der Kirche zum Cardinal erhob, indem er ihm die *schöne Basilika der Eudoria, welche die Ketten des heil. Petrus aufbewahrt,* als Titel gab, so gereicht dieß Beiden, dem Verleiher und dem Empfänger, zur Ehre, denn Nicolaus war und blieb der Mann, welcher mit ehre[illegible] Freimüthigk[illegible] Mängel in der kirchlichen Disci[illegible] in Rom rüg[illegible] Weit weniger erfreulich mußte es aber für [illegible] seyn, als [illegible] der Papst zum Bischofe von Brixen machte. Die Um[illegible] waren sehr ungünstig; eben war von Nicolaus V. die Wahlfreiheit der Capitel anerkannt, kaum machte das von Brixen den ersten Gebrauch dieser Concession, als der Papst — freilich aus sehr hinreichenden Gründen — diese Wahl verwarf, und nun einen Andern in der Person Nicolaus einsetzte. Es war ein dornenvoller Weg, den derselbe hier zu wandeln hatte, seine ganze Verwaltung der Diöcese war theils wegen der Feindseligkeit seines Capitels, so wie wegen des Benehmens des Herzogs Sigmund eine durchaus freudenlose. Der Verfasser hat diese Verhältnisse, namentlich auch den bekannten Ueberfall von Bruneck sehr anziehend geschildert. Von größerem Inter-

esse für uns ist Cusa's Thätigkeit als päpstlicher Legat, welche er auf mehreren Visitationsreisen, die ihn auch nach Holland führten, entwickelte. Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Beschlüsse, welche auf den verschiedenen Provinzial-Concilien, denen der Cardinal präsidirte, gefaßt wurden; hier fehlte nur die strenge und gewissenhafte Vollziehung. Insonderheit hebt der Verfasser auch hervor, wie Nicolaus in Betreff des Ablasses sehr weise zu Werke gegangen sey, und gegen die damit verbundenen Geldspeculationen geeifert habe. Ein Zeitgenosse sagt von ihm, er habe sich auf der Synode zu Magdeburg über den richtigen Begriff des Ablasses verbreitet, und der Verfasser entwickelt in einem besondern Paragraphen die Ansichten des Cardinals über diesen Punkt. Jener Zeitgenosse, der Verfasser des Chronicum Belgicum, läßt den Cardinal sagen: „der Ablaß ist eine volle Nachlassung der Sünden, aber keine Tilgung von Schuld und Strafe; der päpstliche Stuhl kann wohl das Erstere, aber nicht das Letztere. Zur Tilgung der Schuld ist wahre Buße die einzige Bedingung. Da aber der Sünden des Einzelnen so viele sind, als daß er für dieselben vollkommene Buße thun könnte, so kommt die Kirche dem Sünder durch ihren Ablaß zu Hülfe, den man durch ein bußfertiges Herz sich verdienen muß". Der Verfasser bemerkt: „es ist auf den ersten Blick einleuchtend, daß auch dieß nicht der alte kirchliche Begriff des Ablasses war", und es „konnte dieser (Cusa's) Begriff allerdings zu manchen Mißdeutungen führen". Der belgische Chronist konnte freilich irrig berichtet haben, auf jeden Fall ist aber diese Definition falsch, und wir verstehen es nicht, warum der Verfasser diesen Begriff vom Ablasse jedenfalls in zwei Beziehungen als einen Fortschritt und eine Verbesserung bezeichnet (S. 205). Er sagt: 1) „durch die strenge Unterscheidung zwischen dem Aussprechen der Sündenvergebung und den ewigen, der Gerechtigkeit Gottes vorbehaltenen Strafen für den, der die ihm durch die Kirche gewordene Vergebung unwürdig anwendet". Aber wir vermö-

gen auf keine Weise diesen Sinn in die Worte des Chronisten hineinzutragen, und bei aller Hochschätzung für Nicolaus von Cusa könnten wir die angegebene Unterscheidung seinen Verdiensten nicht beizählen, denn gerade umgekehrt, der Ablaß ist kein Nachlaß der Sünden, sondern dieser wird nur durch das Bußsacrament erworben, und dieses befreit auch zu gleicher Zeit von den ewigen Strafen, der Ablaß aber ist der Nachlaß von den zeitlichen Strafen. Indessen wir wiederholen, der Aussage des belgischen Chronisten ist wohl kein so unbedingtes Zutrauen zu schenken.

Höchst interessant sind sodann noch in der Darstellung des Verfassers die Schilderungen einzelner Personen, welche damals neben Nicolaus von Cusa auf dem Schauplatze der Geschichte auftraten. Zu ihnen gehört vorzüglich Aeneas Sylvius Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II. Ferner der den Cardinal in seinem Reformationswerke so thätig unterstützende Johann Busch, dessen Leben aus der Verborgenheit hervorzuziehen des Verfassers besonderes Verdienst ist, endlich Gregor von Heimburg, der entschiedene Gegner des Nicolaus.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß der Verfasser bald den zweiten Band seines Werkes folgen lassen möge.

LVII.

Der rheinische Provinziallandtag und der Liberalismus der Berliner Zeitungen.

Der jetzt geschlossene rheinische Provinziallandtag hat sich durch mehrere Beschlüsse ausgezeichnet, welche den Beifall der Liberalen erlangt haben. Wir nennen darunter die Anträge auf Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, die Verwerfung des Strafgesetzbuches, den Antrag auf Emancipation der Juden. Gleichzeitig brachte der Landtag auch Wünsche der katholischen Bevölkerung zur Veröffentlichung, und das gefiel den protestantischen Liberalen nicht; in Zeitungsnachrichten „vom Rheine" wurde daher angedeutet: den Anträgen der Abgeordneten liegen vorzugsweise katholische Interessen zum Grunde, sie sollten aber nicht meinen, daß sie dafür die öffentliche Stimmung gewinnen würden.

Aus der 45sten Sitzung erfahren wir, daß in der Provinzialarbeitsanstalt zu Brauweiler, inmitten eines ganz katholischen Landestheiles, für 251, sage 251 katholische und 46 evangelische Kinder — — ein protestantischer Lehrer mit einem coordinirten Lehrer angestellt ist. Früher, wurde hiebei angeführt, habe ein Lehrer und ein Unterlehrer bei der Anstalt fungirt. Im Jahre 1841, als der Lehrer abgegangen, haben sich viele Candidaten, darunter auch mehrere katholische, gemeldet; jedoch sey der evangelische Lehrer Franz für den tüchtigsten erklärt worden. Da der katholische Pfarrer gegen die Anstellung eines evangelischen Lehrers protestirt habe, so sey die Sache vor die Commission gekommen, in welcher er, der Referent, überstimmt worden. Auf den von ihm eingelegten Recurs habe der Oberpräsident den Beschluß der Commission wegen Anstellung des Lehrers Franz bestätigt, weil die Confession auf die Anstellung ohne Einfluß sey, und der Religionsunterricht durch die betreffenden Pfarrer ertheilt werde. — Ein Abgeordneter der Städte findet durch diese Auskunft die Frage erledigt, wenn aber das Princip aufgestellt werden soll, daß der Lehrer an

der Anstalt katholisch seyn müsse, so würde er sich für verpflichtet halten, auch auf die Anstellung eines besondern Lehrers für die evangelischen Kinder anzutragen.

Hiemit ist die Sache erledigt. Solche Thatsachen sprechen nicht, nein, sie schreien laut, und wir können uns daher weiteren Bemerkungen enthalten; nur die Bemerkung können wir nicht unterdrücken: wenn Aehnliches in umgekehrter Weise in Bayern vorkäme?

In der 50sten und einigen folgenden Sitzungen wurde über die Provinzialirrenanstalt zu Siegburg bei Bonn verhandelt. Der frühere Landtag hatte einige Mitglieder mit Untersuchung des Zustandes dieser Anstalt beauftragt; diese kamen, nach wiederholtem Besuche der letztern, in dem Wunsche überein, die Anstalt den barmherzigen Schwestern zu übergeben. Sie zogen demnach Zeugnisse von bewährten Aerzten und Männern über die Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern in Anstalten dieser Art ein, und nicht blos von Katholiken, sondern auch von Protestanten; sie überzeugten sich an Ort und Stelle selbst von der Einrichtung und Wirksamkeit solcher Anstalten, und nachdem sie die Angelegenheit von allen Seiten geprüft hatten, entwarfen sie den Bericht an den Landtag. Aber auch diesen theilten sie vorher dem Director der Siegburger Anstalt zu dem Zwecke mit, daß dieser etwaige Berichtigungen der Ständeversammlung zugehen lasse, damit solche bei Erörterung des Gegenstandes die gebührende Berücksichtigung finden.

Ueber die Bemerkungen des Directors, Dr. Jacobi, erstattete ein Abgeordneter der Ritterschaft in einem Vortrage, der ein Muster von Beredsamkeit ist, Bericht.

Ehe wir auf den Inhalt desselben eingehen, müssen wir uns einige Bemerkungen erlauben.

Die Abgeordneten, bevor sie ihren Vorschlag machen, prüfen denselben erst von allen Seiten. Aehnliches finden wir auch anderwärts, z. B. als die Behörden des Cantons Luzern die Krankenanstalten den barmherzigen Schwestern, als sie die Erziehungsanstalten dem Jesuitenorden übergeben wollten. Daß diejenigen, welche mit ihrem Urtheil gegen solche Anstalten so eilig sind, daß diejenigen Behörden, welche solche Anstalten aufheben wollen, vorher gleich gründlich zu Werke gehen, daß man, bevor Hr. Strauß zum Professor berufen wurde, erst gleich sorgfältige Untersuchung über den Erfolg seiner bisherigen Wirksamkeit angestellt habe, davon ist Nichts zu unserer Kunde gelangt.

Der Dr. Jacobi, um auf den Vortrag des Abgeordneten zurückzukommen, war mit dem Vorschlage der Commission nicht einverstanden, und scheint so weit gegangen zu seyn, daß er seine Entlassung beantragte, wenn die Anstalt dem Orden übertragen werde. Er hatte, wie die Commission erst jetzt erfuhr, mehrere Werke geschrieben und unter Anderm behauptet, zur Verpflegung männlicher Irren seyen die Schwestern zunächst aus dem Grunde nicht geeignet, weil sie ihnen für die Nacht ihre Dienste entziehen, nicht mit ihnen im Felde arbeiten, nicht mit ihnen turnen, über Hecken und Gräben setzen, überhaupt aber sich krankhafter Zügellosigkeit nicht aussetzen, und den männlichen Wärterdienst nicht gänzlich entbehrlich machen. — Dieser Behauptung stellte der Referent die auf eigene Anschauung gegründeten Zeugnisse bewährter Aerzte, Katholiken und Protestanten, entgegen.

Weiter behauptete Jacobi, die barmherzigen Schwestern würden sowohl in Deutschland wie in Frankreich ihrer Herrschsüchtigkeit wegen aus den Wohlthätigkeitsanstalten entfernt, auch aus Mareville seyen sie entfernt worden. Dieser Angabe stellt der Referent gegenüber: die statistischen Nachrichten über die Wohlthätigkeitsanstalten in Frankreich, Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer, die Uebergabe der Verpflegungsanstalt zu Stephansfelde im Elsaß an die barmherzigen Schwestern, und die amtliche, in einer 1842 zu Mainz erschienenen Schrift gesammelten Zeugnisse. In Bezug auf Mareville konnte Referent endlich selbst das vollgültigste Zeugniß ablegen, denn die Commission hatte sich dort an Ort und Stelle von der Einrichtung und Wirksamkeit überzeugt, und ihr Antrag ging gerade dahin, Schwestern wie die zu Mareville zur Leitung der Siegburger Anstalt zu berufen.

Wie dieser Thatsache gegenüber behauptet werden konnte, in Mareville seyen die barmherzigen Schwestern nicht mehr, ist in der That unerklärlich, gleichwohl stellte bei der nachfolgenden Discussion wieder ein Abgeordneter diese Behauptung auf.

Das letzte Bedenken schöpfte Dr. Jacobi aus der Confession; er glaubte durch die Mitwirkung der barmherzigen Schwestern das Seelenheil seiner Confessionsgenossen gefährdet zu sehen. Durch die Thatsachen, daß der Vorstand der israelitischen Cultusgemeinde in München den barmherzigen Schwestern für ihre, ohne Rücksicht auf Glaubensverschiedenheit bewiesene Fürsorge gedankt, daß eine Krankenanstalt in dem protestantischen Fürstenthum Neufchatel den katholischen barmherzigen Schwestern übergeben worden, daß die protestantischen Diaconissinnen in Kaiserswerth, jetzt auch in Berlin, auch katholische Kranke

verpflegen, daß der König selbst die Uebergabe des Krankenhauses zu Bonn an die Schwestern gebilligt habe, wurde dieses Bedenken siegreich widerlegt. Der Redner brachte aber, da einmal von Dr. Jacobi die Confession zur Sprache gebracht war, — später warf man dem Redner vor, er habe zuerst die Confessionsverschiedenheit berührt, — einige Thatsachen vor, welche wir nicht unbemerkt lassen dürfen. In der Rheinprovinz verhält sich die katholische Bevölkerung zur protestantischen wie 76 zu 23; die katholischen Abgeordneten verhalten sich dagegen zu den protestantischen wie 45 zu 35; die in die Irrenanstalt zu Siegburg während zwanzig Jahren aufgenommenen Kranken verhielten sich der Confession nach zu einander wie 63 zu 35. Daß dieses Mißverhältniß zur Bevölkerung, führt der Redner an, während eines so langen Zeitraumes ein zufälliges sey, wird Hr. Dr. Jacobi eben so wenig behaupten wollen, als er die Möglichkeit zugeben kann, daß dasselbe in dem Unterschiede der Confession selbst begründet sey; es bleibt ihm also nichts anderes übrig, als zuzugeben, daß er die Irren seiner eigenen Confessionsgenossenschaft zur Aufnahme geeigneter gefunden hat. Und Angesichts einer so schreienden Thatsache wagt Hr. Dr. Jacobi, nachdem er von Humanität und Liberalismus gefaselt, auch noch den unsaubern Geist der modernen Toleranz herauf zu beschwören, und zwar da, wo es sich um die Aufnahme der barmherzigen Schwestern handelt?

In der, dieser Rede folgenden Discussion erwähnte ein Abgeordneter: er habe sich in der Mareviller Anstalt persönlich nach dem Zahlenverhältniß der in Pflege befindlichen Katholiken und Protestanten bei den Schwestern erkundigt. Ganz erstaunt über seine Frage habe die Vorsteherin geantwortet: es sey ihnen niemals eingefallen, darnach zu fragen; die Confession ihrer Pfleglinge sey nur Gott bekannt. Für sie genüge es, daß ein Mensch unglücklich sey, um ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu können, die denn auch jedem, wessen Standes oder Religion er auch seyn möge, im vollsten Maaße zu Theile werde.

Bei der Abstimmung wurde der Antrag der Commission mit 36 gegen 27 Stimmen angenommen; dem Anscheine nach haben alle katholischen Abgeordneten für, alle protestantischen gegen die Einführung der barmherzigen Schwestern, durch welche der Provinz beiläufig jährlich 23379 Thlr. erspart werden, gestimmt. Die Entlassung des Dr. Jacobi, mit Beibehaltung seines vollen Gehalts, wurde gleichfalls genehmigt, und es hängt also nun von der Entscheidung des Königs ab, ob

die Anstalt in Siegburg den barmherzigen Schwestern übergeben werden soll.

Aus den Verhandlungen geht hervor, daß für diese Irrenanstalt zwei Geistliche, ein katholischer und ein protestantischer angestellt ist. Der letztere versieht zugleich die Seelsorge für die Protestanten in Siegburg, ist aber seit einiger Zeit als Pfarrer angestellt. Die Versammlung beschloß, künftig für die Anstalt nicht mehr zwei Geistliche zu besolden, sondern den Geistlichen in Siegburg die Seelsorge der Angehörigen der Anstalt zu übertragen.

Es kommt oft vor, daß bei Einrichtung solcher Anstalten in katholischen Landestheilen für die Protestanten ein ständiger Prediger angestellt wird. Möchte nur auf gleiche Weise auch bei solchen, in protestantischen Landestheilen errichteten Anstalten für die Katholiken gesorgt und es nicht für genügend erachtet werde, daß für diese nur zweimal im Jahre Gottesdienst gehalten wird. Letzteres ist z. B. bei der Straf- und Besserungsanstalt in Lichtenberg der Fall, und man sollte meinen, Verbrecher bedürften nicht minder eines ständigen Geistlichen, als Irren.

Die allgemeine preußische Zeitung hat die Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtags mit rühmenswerther Ausführlichkeit mitgetheilt. Dieses Blatt sucht sich seit seinem Erscheinen, den 1. Juli d. J., vor dem Vorwurfe eines einseitig protestantischen Blattes zu bewahren; an der Redaction müssen aber wohl keine Katholiken Antheil haben, sonst dürften Aeußerungen, wie in Nro. 58: „die Verehrung der Person des Pater Mathew in Irland gehe bis zu den äußersten Gränzen untergeordneten **Gottes**dienstes", und bald darauf: „in Galway in Irland sey ein feister geheiligter Fisch der Gegenstand inbrünstiger **Anbetung** für die Bevölkerung", Aeußerungen, die jedem katholischen Ohre mindestens lächerlich vorkommen, und wohl verdienten zurückgehalten zu werden.

Von den übrigen in Berlin erscheinenden Zeitungen gilt die Haude Spenersche für conservativ, die Voßische für liberal. Die letztere ist aber nur protestantisch liberal, und theilte in demselben Blatt (Nro. 200) aus Stuttgart mit: „Der König von Würtemberg sey von einer großen Anzahl Unbetheiligter gebeten, die gegen drei Mörder ausgesprochene Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß umwandeln. Die Bitte sey nicht aus Rücksicht auf die verurtheilten Verbrecher ꝛc. begründet; und auch dieses", setzt das Blatt hinzu, „ist eine Eroberung des Friedens, der Blutvergießen immer mehr zum Gegenstande allgemeinen Gräuels

macht". Und aus Rom: „wenn wir vor einiger Zeit meldeten, daß die Sache des bekannten Priesters Abbo entschieden, und sein Todesurtheil einstimmig vom Gerichtshofe ausgesprochen sey, so hatte es freilich damit seine Richtigkeit"; leider aber fügten wir mit weniger Recht hinzu, „daß die Revision des Papstes sicher dasselbe Resultat geben, und in Kurzem beendigt seyn werde. Wir bedauern vielmehr, jetzt anzeigen zu müssen, daß nach Allem, was man hört, der alte Grundsatz Roms, keinen Priester blos zu stellen, wieder geltend gemacht werden dürfte".

Bekannt ist es, welch eine verächtliche Rolle die Vossische Zeitung in jüngster Zeit dem Vorstande der katholischen Gemeinde zu Berlin gegenüber gespielt hat. Die Augsburger Postzeitung hat darüber bereits mehrere Aufschlüsse geliefert, welche wir noch etwas zu vervollständigen im Stande sind. Der ehrenrührige Artikel führte die Ueberschrift Fanatismus, und erzählte nach einer Einleitung über geheime hierarchische Umtriebe zum Belege dafür zwei Geschichten. Eine fromme katholische Wittwe, welche in gemischter Ehe gelebt und ihre Kinder protestantisch habe erziehen lassen, sey „zum ersten Vorstande ihrer Kirche" krank und schwach gekommen, und habe um eine Badeunterstützung gebeten. Er habe sie schnöde und ungefähr mit den Worten abgewiesen, wie sie, die ihre Kinder habe protestantisch erziehen lassen, die nicht einmal eine Christin sey, von ihm Unterstützung begehren könne; er könne ihr wohl helfen, aber er wolle nicht. Bei einer zweiten Unterredung mit einer andern in gemischter Ehe lebender Person sollte derselbe Geistliche sich noch weit beleidigendern Aeußerungen und Schimpfreden erlaubt haben. Da früher schon ähnliche Invectiven vorgekommen waren und diese neuen Angriffe bereits die Folge gehabt hatten, daß den Geistlichen Koth in die Fenster geworfen worden, und Schlägereien unter katholischen und protestantischen Fabrikarbeitern statt gefunden hatten, so trug der Propst Brinkmann beim Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten auf Einleitung der Untersuchung gegen den Einsender jener Schmähungen und Verläumdungen an, und übersandte zugleich der Vossischen Zeitung die bekannte Erklärung zu, deren Aufnahme unter dem elenden Vorwande verweigert wurde, daß er nicht persönlich angegriffen sey. Ein zweiter Artikel wurde an die Spener'sche Zeitung gesendet, aber ebenfalls nicht aufgenommen. Man hat also in Berlin eine Erscheinung, die vielleicht in der ganzen gebildeten Welt nicht ihres Gleichen hat, daß ein allgemein geachteter und von seiner Gemeinde hochverehrter Mann in einer Stadt von

400000 Einwohnern kein Blatt findet, welches einer einfachen Entgegnung auf eine öffentlich ausgesprochene Beleidigung seine Spalten öffnete. Daran ist nun freilich an sich wenig gelegen, denn es leuchtet ein, daß Bestrebungen dieser Art schon an der einfachen Gewalt der Wahrheit scheitern müssen, auch wenn sie nicht öffentlich ausgesprochen werden kann. Aber die Folgerung, die man aus jener Erscheinung ziehen muß, ist um so verletzender. Man muß nämlich annehmen, daß jene Blätter nicht wagen würden, sich so partheiischer Ungerechtigkeit hinzugeben, wenn sie nicht in der Gesinnung des größeren Publikums für ihr Verfahren eine stets bereite Rechtfertigung fänden. Bisweilen aber überbietet die Ungebärdigkeit dieser Preßgeister sich selbst. Da sie weder in sich Maaß haben, noch Gegner vorhanden sind, die sie darauf zurückführen und deren Zurechtweisung sie zu fürchten haben, so treiben sie nicht selten es so weit, daß man hoffen darf, sie werden mit der Zeit sich selbst und andere auf homöopathischem Wege von ihrem Vernunftübel heilen. So ist die Vossische Zeitung seit Jahr und Tag mit Ameisenfleiß beschäftigt, alle Nachrichten zusammenzustellen und zu verarbeiten, die sie über Jesuiten und deren Thätigkeit auftreiben kann. Dennoch war die Ausbeute, von den Zuthaten der Redaction abgesehen, unendlich gering. Jetzt bekommt man auf einmal einen leitenden Artikel, worin sie ihr eigen mühsam Werk verdammt. Die Herrschaft der Vernunft, heißt es, sey jetzt so mächtig weit gediehen, daß man das widervernünftige Treiben der Jesuiten unbeachtet lassen könne, es werde schon in sich selbst zerfallen. Natürlich! Herr Voß hat sich selbst überzeugt, daß die Trauben für ihn zu hoch hängen, und darum findet er sie sauer. Um sich übrigens einen Begriff von der Vernunft zu machen, welche jene Leute den Jesuiten absprechen, muß man wissen, daß diese Vernünftigen auf Paulus, Bretschneider und Consorten, als auf die „gewöhnlichen" Rationalisten sehr vornehm und geringschätzig herabsehen, und sie als Leute betrachten, die schon unendlich weit hinter der Zeit zurückgeblieben sind. So wird die neuere Vernunft schon von der allerneuesten aus dem Felde geschlagen, und die Jesuiten können sich also füglich trösten, wenn sie, an der Kirche und ihrer alten Weisheit festhaltend, den Unvernünftigen beigezählt werden. — Noch ein anderer Angriff war gegen den Cardinal-Erzbischof von Bonald auf Veranlassung seines bekannten Briefes an den Rector der Lyoner Universität gerichtet. Der Cardinal bekennt sich darin zu dem Princip der völligen Freiheit des Unterrichts, erklärt aber zugleich, daß, wenn bei der Universität, wie er Grund habe zu fürchten, ein dem Pantheismus und

Materialismus huldigender Lehrer der Philosophie angestellt werde, er dem Collegium, um ihm nicht den Schein der Katholicität zu geben, und die Eltern, welche dort ihre Kinder zu katholischen Christen erzogen zu sehen wünschten, nicht über die Beschaffenheit des Unterrichts zu täuschen, den geistlichen Religionslehrer entziehen werde. Die Berliner Zeitung entstellt nun zuerst das Factum, und behauptet, der Bischof fordere in seinem Briefe die Ernennung des Lehrers der Philosophie als sein Recht, theilt dann ein Stück des Briefes mit und schließt damit: der Cardinal müsse der Lehre seiner Kirche wenig Kraft zutrauen, wenn sie vor den sophistischen Angriffen eines skeptischen oder materialistischen Philosophen zusammensinken sollte. Im Gegentheile solle er die Angriffe herausfordern, um durch deren Zurückweisung die Unerschütterlichkeit der katholischen Lehre desto überzeugender hinzustellen. So lange die Kirche eine Prüfung ihrer Lehren zurückweise, könne sie bei dem heutigen Standpunkte des „Bewußtseyns" keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit machen.

LVIII.

Der Cardinal Odescalchi.

Am 6. December 1838 klopfte an die Pforte des Novizenhauses der Jesuiten zu Verona der Cardinal Carlo Odescalchi, und begehrte Einlaß, um in seinem drei und fünfzigsten Jahre als Noviz in den Orden des heil. Ignatius von Loyola aufgenommen zu werden. Gewiß eine der auffallendsten Erscheinungen unserer Zeit, daß ein mit den höchsten kirchlichen Ehren bekleideter, und von Allen ohne Unterschied in seiner Stellung höchst geachteter Mann plötzlich den Purpur von sich wirft, um als ein einfacher Zögling in einen Orden aufgenommen zu werden, der wohl mehr als irgend ein anderer die größte Aufopferung alles eigenen Willens in Anspruch nimmt. Rom, Italien, ja das Ausland staunte über diesen unerwarteten Entschluß des Kirchenfürsten, und Mancher

mochte wohl Anstoß nehmen und glauben, diese Resignation sey nur die Folge einer schnellen Gefühlsaufwallung. Allein so verhielt es sich damit nicht. Bereits als Papst Pius VII. die Gesellschaft Jesu wieder hergestellt hatte, hegte Odescalchi diesen Wunsch, ja er erreichte bereits die Zusage der Aufnahme, und in dem Ordenshause der Jesuiten bei S. Andrea al monte cavallo, wo einst der heil. Stanislaus Kostka gelebt hatte und auch gestorben war, hatte man schon ein Zimmer für ihn eingerichtet; ein naher Verwandter von ihm wußte aber damals seine Absicht zu verhindern, und alle seine spätern Bemühungen, seinen heißen Wunsch zu erfüllen, blieben ohne Erfolg. Erst in dem Jahre 1838 erlangte er auf eine neue dringende Vorstellung beim heil. Vater die Bewilligung, und während in dem zu einer geheimen Sitzung versammelten Cardinalscollegium durch den gegenwärtigen Erzbischof von Ferrara, Card. Cadolini, der Austritt des ausgezeichneten Mannes kund gegeben wurde, hatte dieser bereits Rom verlassen, um die ewige Stadt niemals mehr wieder zu sehen. In Modena angelangt, wartete er die Nachricht von dem Ausgange der Consistorialsitzung ab, und als er in Form eines Breves von Sr. Heiligkeit die ausdrückliche Bestätigung seines Austrittes erhielt, brach er in die Worte aus: Dirupisti Domine vincula mea: tibi sacrificabo hostiam laudis. Gleich darauf legte er die Insignien der Cardinalswürde ab, und erschien in der Kleidung eines einfachen Priesters; einige Tage nachher begleitete ihn der Rector des Hauses von Modena nach Verona, wo Odescalchi sein Noviciat begann. Sein ganzes Streben hatte hier nur ein Ziel, aufs strengste allen Pflichten des Ordens nachzukommen, dafür haltend, daß gerade dieß für ihn der Weg sey, um zum wahren Heile seiner Seele zu gelangen. Er wies daher auch Alles und Jedes von der Hand, was nur irgend an die hohe Würde erinnerte, welche er bisher in der Kirche bekleidet hatte, ja selbst solche Rücksichten, welche auf die Schwächlichkeit seines Körpers genommen wurden, duldete er nur im Gehorsam, wußte

aber doch im Laufe der Zeit durch seine dringenden Bitten es dahin zu bringen, daß auch der leiseste Unterschied zwischen ihm und den übrigen Novizen in dieser Beziehung beseitigt wurde. Darin aber wurde er doch vor allen Uebrigen ausgezeichnet, daß, mit Rücksicht auf seinen musterhaften Lebenswandel, für ihn die Zeit des Novizlates durch eine ausdrückliche Verfügung des Pater Generals abgekürzt wurde. Das Fest Mariä Reinigung des Jahres 1840 wurde als derjenige Zeitpunkt bestimmt, an welchem Odescalchi Profeß ablegen sollte. Wenige Tage zuvor wurden die Novizen des Hauses von Verona zusammengerufen, worauf dann Odescalchi in ihrer Mitte erschien und knieend sie also anredete: „Die Gesellschaft pflegt von denjenigen, welche zur Profeßablegung gelangen, zu fordern, daß sie die drei letzten Tage zuvor von Thür zu Thür gehen, um Almosen zu sammeln. Mit Rücksicht auf Zeit und Ort haben aber die Obern auch mir, wie andern Novizen, diese meine Pflicht erlassen, welche, in dem rechten Geiste erfüllt, für mich eine heilsame Vorbereitung zu dem bevorstehenden Opfer gewesen wäre. Statt dessen, ehrwürdige Väter und geliebte Brüder! habe ich von den Obern die Erlaubniß erhalten, ein anderes Almosen, welches für mich vielleicht noch nöthiger ist, zu begehren, und dieses Almosen begehre ich von Euch, und Ihr dürfet es mir nicht abschlagen. Das Almosen, um welches ich Euch herzlich bitte, ist ein geistiges, und besteht darin, daß Jeder von Euch auf einen Zettel diejenigen Fehler und Mängel angebe, die er an mir bemerkt hat, und jenes Papier sodann in die Hände des P. Rector oder des P. Novizenmeister niederlegen wolle, die dann die Liebe haben werden, mir es zuzustellen. Glaubet mir, ehrwürdige Väter und geliebte Brüder, es würde mir zur Betrübniß gereichen, glauben zu müssen, daß Einer von Euch aus irgend einer Rücksicht nicht dasjenige aufschriebe, was er denket. Hätte aber Jemand solche Rücksichten, so braucht er nicht seinen Namen darunter zu setzen; dieß verlange ich nicht, denn es kommt mir nur darauf an, meine

Fehler zu wissen, damit ich mit Gottes Gnade sie bei dieser Gelegenheit verbessere, denn das darzubringende Opfer soll rein von allem Makel seyn. Ich schließe damit, Euch zu versichern, daß auch ich für Euch beten werde, und das um desto mehr, je reichlicher Ihr mir das Almosen spendet". Er küßte darauf die Erde und ging stillschweigend, wie er gekommen war, hinaus. Eine unermeßliche Menschenmenge strömte zu dem Acte der Profeßablegung des in einen demüthigen Zögling verwandelten Cardinals herbei, so daß die große Kirche von S. Sebastian zu Verona nicht im Stande war, sie zu fassen. Alle Anwesenden wurden durch die Eigenthümlichkeit und das Rührende der Handlung aufs tiefste bewegt, Niemand aber war fröhlicher als Odescalchi, der, nachdem die Function vorüber war, freudig ausrief: „Jetzt, Herr, entlasse deinen Diener in Frieden"! In dieser heitern Stimmung brachte er auch den Abend im Garten mit den Novizen zu. „Welch ein großer Tag ist dieß für mich gewesen", rief er aus; „in Wahrheit in meinem ganzen Leben bin ich nicht so froh gewesen, wie heute. Ueberließe ich mich ganz dem Zuge meines frohlockenden Geistes, so würdet Ihr mich vor dem Herrn tanzen sehen, wie einst der königliche Sänger David es vor der Bundeslade that". Einen großen Eindruck aber mußte es natürlich auf die jungen Leute machen, als sie die Verachtung der Welt so praktisch von einem Cardinal gelehrt sahen, und dieß war ihnen gegenüber auch das Thema seines Gespräches, daß alle Freuden der Welt nichtig, und nur diejenigen, die von Gott kämen, rein und mit keinerlei bitteren Tropfen gemischt seyen. — Wie Odescalchi sprach, so lebte er auch; sein auferbaulicher Lebenswandel machte ihn, in Gemeinschaft mit seinen Talenten, ganz besonders geschickt, auf Andere zu wirken. So sehr er auch in seiner Bescheidenheit sich dagegen sträubte, schon so bald nach seinem Eintritte in den Orden die Leitung der geistlichen Exercitien zu übernehmen, so mußte er sich doch derselben im Gehorsam unterziehen, und in dem Hause sowohl, als wo er diese Uebungen

öffentlich hielt, waren sie stets von dem größten Erfolge beglückt. Ueberall wurde er hinbegehrt, namentlich von mehreren Bischöfen, um in ihren Seminarien den Alumnen die Exercitien zu geben. Wohin er kam, gewann er sich die Herzen, Vornehme und Niedere strömten ihm zu, seine Demuth, Liebe und Freundlichkeit machte sein ganzes Wesen so einnehmend, daß Manche sich gar nicht von ihm trennen konnten. So fuhr er einstmals mit einem Vetturin von Cremona nach Verona, der erst, nachdem Odescalchi eingestiegen war, erfuhr, wer sein Passagier sey. Von da an hatte der gute Mann kaum mehr ein Auge für seine Pferde, und um nur irgend ein Paar Worte aus seinem Munde zu hören, kam er alle Augenblicke an die Kutsche, um zu fragen, ob er nicht mit irgend etwas dienen könne. Eine Strecke vor Verona hielt der Vetturin still, zog den Hut ab und sagte, tief aus der Brust aufseufzend: „O würdiger Vater, ehe ich Sie von mir lasse, müssen Sie mir Ihren heiligen Segen geben. Wenn Sie mich segnen, bin ich sicher daß der Herr mich vor Unglück schützen und mich und meine Pferde gesund erhalten wird, damit ich Brod für mich und meine Familie erwerben kann“. Er kniete darauf hin, empfing den Segen und mit sanften Worten sprach Odescalchi ihm Vertrauen zu Gott zu. Ein andermal, als er in dem Seminar zu Cremona die Exercitien beendet hatte, gab ihm der Vorstand der Anstalt einen Diener mit, der ihn nach dem bischöflichen Palais und nach einigen andern Orten, wo er Besuche zu machen hatte, hinführen sollte. Es mußte Odescalchi allerdings bald auffallen, daß er durch eine Reihefolge der engsten und schmutzigsten Gäßchen geführt wurde dieß konnte indessen dazu dienen, um den Weg abzukürzen; allein nach einem langen Marsche langte er nicht etwa an dem bischöflichen Palais, sondern in einer abgelegenen Gegend der Stadt vor einem dürftig aussehenden Hause an, in welches der Diener ihn einzutreten bat. Odescalchi folgte gutmüthig; über drei Stiegen trat ihm eine Frau mit fünf Kindern, eines auf dem Arme, entgegen, der Die-

ner aber rief diesen zu: Seht, das ist der Cardinal, von dem ich euch erzählt habe; darauf fielen sie Alle auf ihre Knie nieder, und baten um seinen Segen, er gab ihnen denselben und sprach dann Allen aufs freundlichste zu. Nun erst brachte ihn der Diener zu dem Bischofe hin. Nichts war aber dem einst in Purpur Gekleideten unangenehmer, als irgendwo die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen, was ihm freilich, wo er sich blicken ließ, begegnete; indem Alles auf ihn zeigte und ihm Ehrfurcht erwieß. Er enthielt sich daher aller Spaziergänge, und ging nur dann aus, wenn es ihm von den Obern anbefohlen wurde. Er bemühte sich daher immer, unbekannt zu bleiben, und wich jeder Ehrenbezeugung aus, besonders wenn er erfuhr, daß ihm etwa bei seinem Aufenthalte in einer Stadt eine feierliche Aufwartung von der Behörde gemacht werden sollte; alsdann entwich er einige Stunden zuvor. Unangenehm war es ihm, die freilich nahe liegende Aeußerung der Anerkennung seines Schrittes, der ihn aus der Welt hinaus in den Orden geführt hatte, zu vernehmen; er selbst betrachtete sich nur als eine, der Gesellschaft Jesu aufgebürdete Last, und sprach öfters gegen die jungen Leute es aus, wie er sie beneidete um das Glück, vielleicht noch in auswärtigen Missionen der Kirche dienen zu können. Ueber seinen Unwerth sprach er oft in scherzenden Ausdrücken; als z. B. einstens Oberin eines Klosters ihm eine Kutsche, unter der in der Lombardei üblichen Bezeichnung legno (Holz) zur Disposition stellte, antwortete er mit dem in deutscher Sprache nicht wiederzugebenden Wortspiel: „Si un legno, ma un legno sulle spalle, ecco quello che mi conviene“. Seine Demuth ließ es ihn gar nicht begreifen, warum die Leute sich darnach drängten, ihn zu sehen, und so sagte er einst zu dem ihn auf einer Reise begleitenden Pater: „wenn man nach mir fragt, so sagt nur, ja; das niedliche Thierchen ist drinnen, und wer es sehen will, hat einen Bajoccho zu zahlen“, „auf solche Art“, fügte er dann ernsthaft hinzu, „hätte die Gesellschaft doch wenigstens

einen kleinen Vortheil von mir“. — Während Odescalchi gegen Alle freundlich und liebevoll war, war er gegen sich außerordentlich strenge. Das Gelübde der Armuth vereinigte sich bei ihm mit der größten Abtödtung seines Körpers, für ihn selbst war ihm Alles an Kleidung, Speise und Trank zu gut, insonderheit nahm er auf Reisen, die er zum Zwecke der Missionen und Exercitien machte, außerordentlich wenig zu sich, und nicht Viele würden dieß so gut als der ihn begleitende Pater ausgehalten haben, da öfters die Nahrung für den Tag in Nichts mehr, als in etwas Brod und zwei weichgesottenen Eiern bestand. Für seinen Körper scheute er keine Strapatzen, er unterwarf ihn harten Züchtigungen und den schwersten Abtödtungen.

So wie das Leben des ausgezeichneten Mannes Allen, die das Glück hatten, ihn kennen zu lernen, zur Auferbauung diente, so auch sein Tod. Ein früheres Leiden an der Lunge machte sich schon im Jahre 1840 wieder bemerkbar; in Folge dessen wurde eine Veränderung des Wohnorts vorgenommen und Modena, wegen seiner milden Luft, von ihm selbst gewählt. Bald trat auch eine Besserung ein, Odescalchi selbst hatte indessen keinen Zweifel, daß er sich dem Ende seines Lebens nahe. Auf die Glückwünsche, die man ihm wegen jener momentanen Besserung brachte, antwortete er freundlich dankend, doch: „ich bin ein Mensch für vier und zwanzig Stunden“. Das Uebel griff auch bald wieder um sich, aber während der ganzen, oft sehr schmerzhaften Krankheit zeigte Odescalchi die größte Freundlichkeit, Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, die man ihn oft mit den Worten: fiat Domine, fiat voluntas tua aussprechen hörte. In dem Collegium selbst, wie außerhalb desselben, herrschte natürlich die größte Theilnahme, die ausgezeichnetsten Aerzte wurden herbeigeholt, aber ihre Kunst vermochte nur Linderung der Schmerzen zu schaffen. Da trat der P. Rector an das Bett des Kranken, mit der Bitte, sich ihrer neuntägigen Andacht, zu Ehren des venerabeln Cardinals Bellarmin, anzuschließen und,

zwar in der Intention und mit dem Versprechen, daß, wenn es Gott gefallen sollte, ihm durch die Verdienste jenes seines Dieners die Gesundheit wieder zu schenken, er allen seinen Einfluß bei dem heiligen Stuhle anwenden wolle, um dessen Canonisationsproceß zu befördern. Nach kurzem Stillschweigen sagte er: „wenn Ew. Hochwürden es so wünschen, so will ich die Novene halten". Mit jedem Tage wurde der Zustand bedenklicher, dessen ungeachtet empfing der Kranke freundlich manche Besuche, verwendete aber alle übrige Zeit zum Gebete. Als ihm eines Tages einer der Väter den Schlußvers der Non vorsagte: Vivet anima mea et laudabit te, und dabei bemerkte, dieser Vers passe auf ihn, erwiederte er: O nein, nicht dieser, aber der darauf folgende: „Erravi sicut ovis, quae periit, aber durch deine Barmherzigkeit, o mein Jesu", sagte er zu einem Crucifix sich hinwendend, „mandata tua non sum oblitus". Allen sagte er dann seinen nahe bevorstehenden Tod voraus, empfing die heiligen Sterbsacramente, und erklärte an dem neunten Tage der Noven, an diesem Tage werde er sterben, nahm dann von seinen Freunden und den beiden Aerzten, alle segnend, rührend Abschied, bestimmte um drei Viertel auf neun Uhr genau, daß er noch drei Viertelstunden zu leben habe, und mit einem sanften Lächeln entschlief er um halb zehn Uhr. Die Trauer war allgemein, die Kirche, in welcher der Seelengottesdienst gehalten wurde, so gedrängt voll, daß es fast unmöglich war, den Leichnam hineinzubringen, und als derselbe eingesargt wurde, der Andrang und die Begierde noch irgend etwas von dem im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Manne zu besitzen so groß, daß, trotz aller Abwehr, man ihn seines Haupthaares fast ganz beraubt und die Kleider ihm an vielen Stellen zerrissen hatte. Vielleicht gefällt es Gott, diesen seinen Diener auch noch nach dem Tode zu verherrlichen!

LIX.

Beiträge zur Geschichte Irlands.

Siebenter Artikel.

Eine große Epoche in der Geschichte Irlands macht die französische Revolution, sie hatte für das unglückliche Volk die schrecklichsten Folgen. Die Iren hatten, als die Engländer sie zuerst mit Waffengewalt angegriffen, so gut sie konnten, sich gewehrt; es war vergeblich. Sie hatten, nachdem der grausame Sieger ihnen den Fuß auf den Nacken gesetzt, in Gemeinschaft mit den Schotten, der Fremdherrschaft sich zu entledigen gesucht; umsonst. Sie hatten beim Ausbruche des anglicanischen Schisma's und der darauf folgenden Häresie treu den Glauben der Kirche bewahrt; dafür wurden sie aufs grausamste verfolgt. Die Hand war dem Glaubensfeinde ermüdet, da wurden sie durch Gesetze auf eine noch peinigendere Weise verfolgt. Kaum schöpften sie etwas Athem, kaum ließ der Druck nur ein wenig nach, kaum begannen sie zu hoffen, daß sie endlich aus dem Stande der Heloten erlöst werden würden, als das arme Irland von neuem der Schauplatz der fürchterlichsten Metzeleien und wieder geknechtet wurde. Dürfen wir hiebei aber die Iren selbst völlig von aller Schuld freisprechen? Hören wir erst die Dinge, die sich begaben.

Nirgend wurden vielleicht die Ereignisse, die sich in Frankreich seit dem Ausbruche der Revolution zutrugen, mit größerer Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgt, als in Irland. Man feierte mit Begeisterung die Triumphe der französischen Freiheit, man beging die Jahresfeste der Stürmung

der Bastille, man nannte sich Weltbürger, man declamirte von der Souverainetät des Volkes, von den allgemeinen Menschenrechten, man illuminirte die Städte bei der Kunde von einem Siege der französischen Truppen, man sang: „Erwachet ihr Kinder Erins, der Tag des Ruhms ist da“! man ließ die französische Lilie sich um die irische Harfe schlingen; Washington und Lafayette, Franklin und Mirabeau waren die großen Männer, deren Namen in jedes Iren Munde waren. Ganz Irland war einig, man wollte Freiheit von dem englischen Joche; die bisherigen Freiwilligen, unter welchen es verhältnißmäßig wenige Katholiken gab, verwandelten sich in „vereinigte Iren“, und es machte in dieser Schaar die Confession keinerlei Unterschied, so wie man auch bei öffentlichen Gastmälern die Eintracht dadurch an den Tag legte, daß man am Tische so zu sagen eine bunte Reihe machte, indem immer abwechselnd ein Katholik und ein Protestant neben einander saßen. In Folge dessen sah sich die englische Regierung genöthigt, auch die noch übrigen Strafgesetze gegen die Katholiken aufzuheben, so daß es fortan nur noch einzelne wenige Stellen gab, welche von Katholiken nicht bekleidet werden konnten.

Mit dem Fortgange der französischen Revolution nahm auch die Bewegung in Irland immer mehr zu, und man befand sich hier damals schon offenbar auf gutem Wege, eine Revolution zu machen; diese kam aber erst viel später, und zwar zu einem Zeitpunkte zum Ausbruche, wo die Verhältnisse in Irland sich wesentlich geändert hatten, wozu vorzüglich die berüchtigten Septembertage das Ihrige beitrugen. Diese flößten einer großen Zahl von Personen einen Schrecken vor den Consequenzen der Revolution ein, und dieß gab sehr bald die Veranlassung zu Spaltungen unter den vereinigten Iren. Die englische Regierung wußte diese Stimmung sehr geschickt zu benützen; Irland wurde mit einer hinlänglichen Truppenzahl besetzt, die öffentlichen Zusammenkünfte wurden verboten, und es fanden auch diese Maaßregeln nur geringen

Widerstand. Allein damit war doch der Geist, der sich in Irland kundgegeben hatte, keineswegs beschworen, sondern die revolutionäre Wirksamkeit vieler der bisherigen Volksführer dauerte, jedoch im Verborgenen, fort; die angeknüpften Unterhandlungen mit der französischen Republik wurden nicht abgebrochen, und der Ausbruch der Revolution war für den Fall, daß die französischen Truppen landen würden, verabredet. Allein zum großen Glücke für England waltete ein sonderbarer Unstern über den verschiedenen Expeditionen, welche die Franzosen zu Gunsten der Iren unternahmen, und so geschah es auch, daß die Revolution in Irland früher, als anfänglich bestimmt war, im Jahre 1798 eclatirte. Es entzündete sich nunmehr jener fürchterliche Kampf, in welchem beide Partheien gegen einander gleiche Gräueln verübten, Gräuel, die den früheren, wovon die irische Geschichte so angefüllt ist, wenigstens gleich stehen.

Es wird Niemanden einfallen, zu glauben, daß wir die Revolution überhaupt oder auch nur diese irische Revolution billigten; ja es haben diejenigen, welche den Aufstand herbeiführten, namenloses Unglück über ihr eignes Vaterland gebracht. Indessen wundern dürfen wir uns nicht, daß der französische Freiheitsschwindel auch die Iren ansteckte; wir, die wir nach einem halben Jahrhunderte das ganze Drama der französischen Revolution mit all ihren scheußlichen Ausgeburten vor Augen haben, sind auch wohl nicht so gut im Stande, uns in jene Zeit hineinzuversetzen. Die Menschen, welche sich mitten im Strudel der schnell auf einander folgenden Ereignisse befanden, hatten freilich nicht den Blick so sehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit gerichtet. Wenn nun die Franzosen — so verwerflich auch das Princip der Revolution ist, — einen Haß gegen das Königthum, den Adel und die Geistlichkeit gefaßt hatten, so sind Umstände genug vorhanden, die diesen zwar nicht rechtfertigen, aber doch erklären. In Frankreich war aber auch zu gleicher Zeit das Volk zum großen Theile durch und durch ver-

derbt, und es wird die Theilnahme an den Leiden, durch welche dasselbe durch schlechte Regierungen heimgesucht worden war, deßhalb um ein bedeutendes vermindert. An der französischen Revolution nahm von Anfang an ganz Europa Theil, und wenn auch das deutsche Reich seine Heere wider Frankreich aufbrechen ließ, es war nur eine kurze Zeit, daß man wirklich daran dachte, die Revolution in ihrem Princip zu bekämpfen. Im Gegentheil, Deutschland huldigte den nämlichen Theorien, darum wurde auch der Krieg so lahm geführt, und im Rücken der Armee klaschten Tausende der großen Nation ihren Beifall zu. Die allgemeine Stimmung in Europa war die Bewunderung der Franzosen, man freute sich über die Triumphe, die sie über ihre legitime Herrschaft davon getragen hatten. So waren die Meinungen in Deutschland, so drangen die französischen Theorien bei uns durch, wundern wir uns daher nicht, daß sie sich leicht in den Ideenkreis der Iren übersetzen ließen. Hier lautete die Sache ganz einfach so: „Seit sechs Jahrhunderten ist Irland auf eine grausame und schändliche Weise unterdrückt (— und wer konnte dieß läugnen, die Thatsachen sprechen zu laut —), jetzt ist der Zeitpunkt, wo unrechtmäßige Gewalt zerstört werden soll, gekommen". Wir wiederholen, daß wir, bei aller Mißbilligung des Princips der Revolution, unter den gegebenen Verhältnissen, die Hoffnung der Iren, endlich einmal des wahrhaft tyrannischen Druckes der Engländer los zu werden, außerordentlich natürlich finden, und auch begreifen, wie viele edle Charaktere sich für die Realisirung dieser Ideen begeistern konnten.

England siegte in dem Kampfe gegen die irische Revolution vollkommen ob, aber die Waffen wurden nicht niedergelegt, sondern auch für die nächste Zeit das Schicksal Irlands in die Hände der Armee gelegt. Die nunmehr auftretenden Kriegsgerichte haben mit der größten Ungerechtigkeit das ihnen aufgetragene Amt versehen. Die unbedeutendste Aeußerung über Politik konnte einen Menschen aufs Schaffot

bringen, wie dieß namentlich das Beispiel des Sir Eduard Crosby beweist. Dieser hatte sich zu Gunsten einer Parlamentsreform geäußert; man stellte ihn als Hochverräther vor Gericht. Schaarenweise kamen die unverdächtigsten Personen, Katholiken wie Protestanten, um Zeugniß für ihn abzulegen, man nahm sie nicht an, mit Bajonetten wurden sie zurückgetrieben. Dagegen bemühte sich der vorsitzende Richter andere Personen, welche im Gefängnisse saßen, unter dem Versprechen, daß ihnen das Leben geschenkt werden sollte, zum Zeugnisse gegen Crosby zu bewegen, aber weder auf diese Weise, noch durch Torturen konnte ein Zeuge wider ihn gewonnen werden. Sein Loos war aber schon vorher entschieden, er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Binnen Kurzem starben auf solche Art an zweihundert Schlachtopfer unter den Händen des Henkers. Dabei vollstreckte man die Todesstrafe selbst auf die grausamste Weise; man schnitt mehrmals die eben Aufgehängten ab, ließ sie wieder zu sich kommen, um sie von neuem zu hängen, und auf alle Weise die Todesqualen zu vermehren. — Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, kam eine Hungersnoth hinzu, welche zwei Jahre lang dauerte, und mindestens an dreißigtausend Menschen das Leben raubte.

England hatte außerdem aber noch eine große politische Strafe für Irland vor; dieß war die Union, welche die nochmalige vollständige Unterwerfung Irlands unter die englische Herrschaft zum Zwecke hatte, eine Maaßregel, die nur in dem Verfahren Rußlands gegen Polen seit der Besiegung der Revolution ein Gegenstück hat. Kaum hatte Irland einige Jahre politische Freiheit genossen, als diese wiederum von England zerstört wurde. Als zuerst die Absicht dieser Maaßregel bekannt wurde, protestirten die meisten Grafschaften auf das Heftigste, das Parlament selbst erklärte sich entschieden dagegen, und Dublin nahm dessen Beschluß so freudig auf, daß die ganze Stadt illuminirt wurde. Allein England scheute kein Opfer, um seinen Plan durchzusetzen. Zu

den sechs und siebenzig Votanten im irischen Unterhause, welche im Solde der Regierung standen, gesellten sich noch zwei und vierzig andere, welche man zu gewinnen gewußt hatte, und diese bildeten eine Majorität von 118 Stimmen gegen 73. Um nun auch noch die reichen Grundbesitzer zufrieden zu stellen, die durch die Union beeinträchtigt zu werden drohten, warf England eine Entschädigungssumme von einer Million und 260,000 Pf. St aus. So wurde mit Gewalt und Bestechung — über beide unten ausführlicher — diese Union ausgeführt; als Lord Castlereagh, der damalige Statthalter, die formelle Ausfertigung der Bill forderte, rief ein Mitglied: „ich fordere, daß die Bill verbrannt werden möge“, worauf ein anderes: „Ja verbrannt! durch die Hand des Henkers“.

Mit dem Namen Union sind in der Geschichte schon mancherlei wunderliche Dinge bezeichnet worden; dieß Wort enthält oft eine bittere Ironie! So auch die Union Irlands mit England, die wir nunmehr etwas näher betrachten wollen. Sie ist es, wie eine Zeitung sich sehr treffend ausdrückt, die jetzt in Dublin vor den Assissen steht, nicht O'Connell.

Ein englisches Parlament erklärte einst König Karl I. für abgesetzt, ein richterliches Erkenntniß verurtheilte ihn zum Tode, wiederum schaffte ein anderer Beschluß jenes Parlaments das Oberhaus gänzlich ab, und somit sprechen die Facta deutlich genug dafür, daß das Parlament die Macht habe, solche Dinge zu thun. Als aber Karl II. den Thron seiner Väter einnahm, als das Oberhaus von Neuem ins Leben trat, fiel es keinem Menschen ein, zu verlangen, daß besondere Parlamentsbeschlüsse das Eine oder Andere erst noch zu decretiren hätten; das Recht von König und Oberhaus war durch die ihnen zugefügte Gewalt nicht untergegangen. So erfreute sich auch Irland — freilich nicht ohne Unterbrechung durch Gewaltthaten Englands — des Rechtes, ein eigenes Parlament zu besitzen; es theilte dieses Recht mit den amerikanischen Colonien, wie namentlich auch mit Canada und Jamaica, und in dem Jahre 1782 wurden durch das sogenannte

final adjustment die Verhältnisse so geordnet, daß Irland die Zusicherung erhielt, es solle sein eigenes Parlament für ewige Zeiten haben. Allein dieß „for ever“ hat keine zwanzig Jahre gedauert; das irische Parlament von England dazu aufgefordert, erklärt diese irische Verfassung für aufgehoben, und beraubt das eigne Land auf einmal des kostbarsten Privilegiums. Woher hatte diese Versammlung dazu das Recht? das Recht dazu war nicht größer, als das des englischen Parlaments, seinen König enthaupten zu lassen und sein Oberhaus abzuschaffen. Das haben damals auch vor ganz Europa Männer der verschiedensten politischen Partheien ausgesprochen, namentlich Plunkett und Saurin, von denen der Erstere ein Whig, Oberrichter, dann Lord Canzler von Irland und britischer Pair wurde, der Andere ein Tory, das Amt eines Attorney general unter den Ministerien von Perceval, Castlereagh und Peel bekleidete. Plunkett äußerte sich in dem Parlamente wie folgt: „Ich leugne in den allerbestimmtesten Ausdrücken die Competenz des Parlaments, diese Handlung vorzunehmen. Ich warne Euch, waget nicht die Hand an die Constitution zu legen. Ich sage Euch, daß wenn Ihr, unter den obwaltenden Einflüssen, diese Bill durchgehen laßt, so begeht Ihr eine Nullität, und kein Mensch in Irland ist verpflichtet, zu gehorchen. Ich stelle diesen Satz mit gutem Vorbedacht auf, und fordere Jedermann, der mich hört, dazu auf, mich zu widerlegen. Ihr seyd nicht zu diesem Zweck erwählt worden. Ihr seyd da, um Gesetze, nicht aber gesetzgebende Körperschaften zu machen. Ihr seyd da, um der Constitution gemäß zu verfahren, nicht aber sie zu zerstören. Ihr seyd da, um die Functionen von Gesetzgebern auszuüben, nicht, um sie auf andere zu übertragen, und wenn Ihr also handelt, so ist das eine Auflösung der Regierung, und Niemand ist verpflichtet, Euch zu gehorchen“. — „Ihr selbst könnet untergehen, aber das Parlament kann nicht untergehen. Es hat seinen Sitz im Herzen des Volks, es ist eingefügt in dem Heiligthum der Constitution, es ist unsterblich, wie die Insel

es beschützt. Eben sowohl mag der Wahnsinnige hoffen, daß die Handlung, welche seinen elenden Leib zerstört, auch seine ewige Seele vernichten werde. Waget nicht die Hand an die Constitution zu legen, sie ist über Eurer Macht". Saurin aber sagte: „Ihr mögt wohl die Union in der Weise bewerkstelligen, daß sie wie ein Gesetz bindet, aber Ihr könnt sie nicht im Gewissen verbindlich machen. Man wird ihr gehorchen, so lange England kräftig ist, aber Widerstand gegen sie wird in abstracto eine Pflicht bleiben, und die Geltendmachung dieses Widerstandes wird eine bloße Frage der Klugheit seyn".

Wenn demnach dieser politische Selbstmord, den das irische Parlament an sich beging, ganz außerhalb des Bereiches seiner Befugnisse lag, so waren auch die Mittel, die dazu angewendet wurden, um es zu dem Beschlusse der Union zu bewegen, so schändlich, daß selbst ein an sich gültiger Beschluß wegen derselben ganz seine Verbindlichkeit verlieren mußte. Wir haben oben gesehen, daß die Revolution in Irland ganz vorzüglich der englischen Regierung die Veranlassung bot, hier mit despotischer Gewalt einschreiten zu können. So wie sich die gegenwärtige Regierung den Vorwurf machen lassen muß, ihr sey Nichts erwünschter gewesen, als einen Aufstand ausbrechen zu sehen, und daß nur O'Connells Umsicht und Besonnenheit ihn verhindert habe, so hat die damalige wirklich das Ihrige gethan, um den Aufstand zu provociren. Dieß ist nicht etwa ein vager, hingeworfener Vorwurf, sondern erwiesenermaaßen war einer der Anführer der Presbyterianer in Ulster ein Spion in dem Solde der Regierung, der dieser eilf Monate lang Bericht erstattete; es wäre der Regierung eine Kleinigkeit gewesen, jedem Ausbruche vorzubeugen. Zu gleicher Zeit that Castlereagh Alles, um Katholiken und Protestanten in Irland gegen einander aufzuhetzen. „Ihn beschuldige ich", sagte Plunkett, „die Keime einer sich vorbereitenden Revolution genährt, die Protestanten gegen die Katholiken und die Katholiken gegen die Protestanten aufgeregt,

und auf hinterlistige Weise die häuslichen Zwiste zum Zwecke der Unterjochung stets im Feuer erhalten zu haben“. Während der Zeit aber, daß über die Union berathen wurde, regierte in Irland das Kriegsgesetz; alle ordentliche Justiz, alle politische Freiheit hatte aufgehört, 175000 britische Bajonette waren genug, um jede Versammlung, die etwa gegen die Union sich erklären wollte, auseinanderzutreiben. Hören wir auch hier jenen ausgezeichneten Redner: „Ich bin so kühn, zu sagen, daß selbst das gottlose und ausschweifende Frankreich in all den ungezügelten Excessen, zu deren Entstehung Anarchie und Atheism die Veranlassung gab, gegen seine Feinde keine solche hinterlistige Handlung begangen hat, als es jetzt der bekannte Kämpfer für das civilisirte Europa gegen Irland — seinen Freund und Genossen in der Stunde des Unglückes und der Noth — im Sinne hat. In einem Augenblicke, wo unser Land mit brittischen Truppen angefüllt ist, wo die Habeas Corpus Acte aufgehoben ist, während auf verschiedenen Punkten des Königreiches Kriegsgesetze ihr Tribunal aufgeschlagen haben, während man das Volk glauben macht, daß es kein Recht zu Zusammenkünften und Berathungen habe, und während dasselbe durch Furcht erschreckt wird; in dem Augenblicke, wo wir durch innern Zwist zerrissen sind, Zwistigkeiten, die zum Zwecke der jetzt beabsichtigten Unterjochung und zum Zwecke der Anfertigung der Urkunde für unsere künftige Sclaverei stets wach erhalten werden — in diesem Augenblicke da bringt man die Union zum Vorschlag“! In der That wurde auch alles zu diesem Zweck verwendet; nicht blos creirte man neue Pairs, sondern auch die Bischofswürde wurde mehrmals gegen das Votum für die Union verkauft, so auch das Richteramt, nicht minder wurde eine Menge von Generälen, Admirälen, Obristen, Seecapitains u. s. w. bloß für dieses Votum gemacht; die Stimmen hatten bald ihren Preis, entweder 8000 Pfund ein für allemal, oder eine Stelle mit einer jährlichen Revenüe von 2000 Pfund, und Lord Castlereagh scheute sich nicht, in dem Parlamente zu sagen:

eine halbe Million sey bereits zu dem Zwecke, die Opposition zu brechen, verausgabt worden, die nämliche oder vielleicht eine etwas größere Summe würde wohl noch nöthig seyn. Und trotz aller dieser Anstrengungen konnte die Regierung es nicht hindern, daß das erste Mal die Union in dem Parlamente verworfen wurde, daß mehr als 700000 Personen gegen dieselbe petitionirten, während es ihr nicht gelang, mehr als 5000 Unterschriften zu Petitionen für die Union zusammenzubringen.

So kam im Jahre 1800 die Union zu Stande; sie trat ins Leben durch Gewalt und Bestechung, sie wurde gemacht im Widerspruche zu den gegebenen Verheißungen, sie verletzte die Constitution Irlands, sie war von vornherein eine unrechtmäßige Handlung. Doch wenn dem auch so war, wenn nur die von den Iren nicht gewollte Union, wenigstens eine wahre Union gewesen wäre. Hier aber müssen wir unsere obige Bemerkung wiederholen; diese Union ist eine bittere Ironie auf den Begriff, den man mit dem Worte Union zu verbinden hat. Wäre wirklich das irische Volk dem englischen Volke gleichgestellt worden, so könnte man zwar immer sagen, den Iren sey wider Willen diese Einigung aufgedrungen worden, allein sie müssen darin den Engländern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß diese auch nicht mehr Rechte für sich in Anspruch nahmen, als jenen bei der Union zu Theil geworden sind. Stände wirklich der Bewohner von Meath dem von Hertfordshire als ein gleich berechtigter Bruder zur Seite, so wär's denn doch eine Union, allein so ist es nicht. Während kein Engländer und kein Schotte verpflichtet ist, Abgaben für eine Kirche zu zahlen, zu welcher sich die Minderzahl der Einwohner des Landes bekennt, ist dieß in Irland der Fall; eben so steht auch die Berechtigung zur Parlamentswahl, wenn man Irland und England vergleicht, außer allem Verhältniß. In Hertfordshire ist die Bevölkerung männlichen Alters 95777, und darunter befinden sich 5013 Wähler, in Galway beläuft sie sich auf 381564, auf

welche jedoch nur 3061 Wähler kommen; in Wales beträgt die ganze Bevölkerung 800000, darunter 36000 Wähler; in Cork hingegen zählt die ackerbautreibende Bevölkerung allein 750000, und darunter finden sich nur 3000 Wähler. Irland sollte nach den in dieser Beziehung in England angenommenen Principien zu den 658 Mitgliedern, aus welchen das Unterhaus gebildet wird, wenigstens 170 schicken, und sendet deren nur 105. Schon nach Lord Castlereaghs Berechnung hätte Irland 108 Mitglieder zu wählen gehabt, nach der spätern Berechnung von Newenham 169, ferner nach dem im Jahre 1821 angelegten Maaßstabe der Bevölkerung und des Einkommens hätte Irland 176, nach dem vom Jahre 1831: 178 Parlamentsmitglieder zu senden gehabt, so daß es also durch die Reformbill auch noch um 73 Mitglieder verkürzt ist. So zeigt sich bei Allem, und so auch bei der letzten Parlamentsreform, daß man Irland immer mit einem andern Maaßstabe, als England gemessen hat, und eben so wenig, als im Jahre 1800 eine wahre Union vorhanden war, eben so wenig ist sie es auch im Jahre 1843.

Nun aber gut, auch diesen Mangel an Gleichstellung könnten sich die Iren in Resignation gefallen lassen, wenn die Union ihnen wenigstens keinen Nachtheil gebracht hätte. Seit dem Zeitpunkte, wo das irische Parlament unabhängig geworden war, hatten Handel und Industrie, überhaupt der Wohlstand der Insel außerordentlich schnell, und in einem solchem Grade zugenommen, daß das ganze Land wie verändert erschien. Dabei verlor sich der Partheigeist und die den Iren angeborne Fröhlichkeit fing an, ihre Herrschaft geltend zu machen. Diese günstige Umänderung fand Statt trotz dessen, daß das verzweifelte Zehntsystem auf dem Lande lastete. Es ist daher begreiflich, wie die Bankiers von Dublin in einer Anti-Union-Versammlung im Jahre 1799 folgende Resolution fassen konnten. „Beschlossen: daß seit Großbritanien an Irland das Recht der eigenen Gesetzgebung überlassen hat, Handel und Wohlstand dieses Königreiches auf eine bedeu-

ende Höhe gestiegen sind. Beschlossen: daß wir diese Segnungen, nächst der Vorsehung, der Weisheit des irischen Parlaments zuschreiben". Einen ähnlichen Beschluß faßte die Kaufmannsgilde von Dublin. Die Union beraubte Irland dieser Selbstregierung, und machte die Insel zu einer abhängigen Provinz. Nun ist es aber eine an sich klare Sache, daß Niemand ein größeres Interesse daran haben kann, daß gute Gesetze in Irland gelten, als die Iren selbst, so wie es auch diesen an Verstand und Herz nicht fehlt Da es nun aber gerade dem englischen Parlament, in welchem die Iren nicht einmal ein Sechstel der Stimmen haben, wie die Geschichte nur zu häufig gezeigt, eben so wohl an der erforderlichen Kenntniß irischer Angelegenheiten, als auch an dem guten Willen fehlt, den Iren wohlzuthun, so ist leicht ersichtlich, daß gerade dieß ein großes Unglück für eine Nation ist, von einem gesetzgeberischen Körper abhängig zu seyn, dem eine der nothwendigsten Bedingungen zur Erfüllung seiner Obliegenheiten fehlt.

Die Union hat aber Irland noch einen andern sehr wesentlichen Schaden zugefügt. Als sie bewerkstelligt wurde, hatte Irland eine Schuld von etwa 20 Millionen Pfund, während die Englands 446 Millionen betrug. Die seitdem eingeführte Besteuerung hat sich aber nicht etwa nach diesem Verhältnisse gerichtet, sondern man hat, wovon Irland durch sein einheimisches Parlament bewahrt worden wäre, beide Schuldenmassen als eine gemeinschaftliche zusammengeworfen. Das ist freilich eine Gütergemeinschaft, wo von der zur Ehe gezwungenen Frau mehr als von jeder andern gesagt werden kann: „die dem Manne trauet, die trauet der Schuld". Lord Castlereagh versprach aber vor der Union, daß Irland keinen Theil an der englischen Schuld haben solle.

Außer diesen ließ sich eine Menge von andern Uebelständen aufführen, welche Irland allein der Union verdankt; wir haben bereits die meisten früher besprochen. Dahin gehört namentlich der, daß die Emancipation der irischen Katholiken,

die durch das einheimische Parlament hinlänglich vorbereitet worden war, um ein Viertel Jahrhundert verzögert worden ist, daß das schreckliche System, nach welchem die Iren den protestantischen Clerus bezahlen müssen, noch fortdauert, ferner, daß für das Land das sehr große Uebel des sogenannten Absentism auf eine schreiende Weise zugenommen hat. Von diesem Uebel ist Irland schon von jeher heimgesucht worden, es hat aber natürlich dadurch, daß es seit der Union kein eignes Parlament in College-Green hatte, bedeutend zunehmen müssen. Nicht minder ist Irland in seinem Handel durch die Union benachtheiligt worden; dieß zeigt sich namentlich auch in seinen Manufacturen. So zählte Dublin im Jahre 1800 nicht weniger als 91 große Wollenmanufacturen, durch welche 4938 Menschen beschäftigt wurden, vierzig Jahre darauf nur 12 solcher Manufacturen, in welchen 682 Menschen ihr Brod erwerben. In Cork gab es im Jahre 1800 41 Wollenmanufacturen mit 2500 Arbeitern, vor kurzer Zeit wurde die letzte in einen Bleichergarten verwandelt; zur Zeit der Union zählte Limerik 1000 Wollenweber, jetzt nicht mehr als 70. Im Allgemeinen gaben die Wollen- Leinwollen- und Seidenfabriken zu Anfang dieses Jahrhunderts mehr als 150000 Menschen ihre Nahrung, während die Bevölkerung sich auf 4 Millionen belief; jetzt übersteigt diese 7 Millionen und nicht mehr als 8000 werden jetzt noch durch die erwähnten Fabriken ernährt. Daher auch die schrecklichen Resultate der Untersuchungen, die in Betreff der Armuth in Irland angestellt worden sind. Gräßlich ist es, wenn man vernimmt, wie die armen Leute in vielen Grafschaften von nichts Anderem als Kartoffeln und Kohl leben, wie sie, wenn die Kartoffeln ausgehen, ihr Vieh zur Ader lassen, das Blut kochen und mit Mehl vermischt essen u. s. w. Bei solchem Unglück, welches über ein Land gekommen ist, da mag man es wohl mehr als verzeihlich finden, wenn ein Ire von der Hoffnung begeistert ist, daß die Aufhebung der Union den Uebeln steuern werde, man wird daher auch die Hoffnung verzeihlich

finden, die O'Connell am Schlusse seines Buches über die Korngesetze in folgenden Worten ausspricht: Grattan erklärte, daß er gewacht habe an der Wiege Irlands, und daß er seinem Leichenzuge gefolgt sey. Er wird den erhabenen Todten beigezählt. Ich aber lebe, um in die Posaune von Irlands Auferstehung zu stoßen".

Dem ungesetzlichen und schmählichen Verfahren bei der Union gegenüber ist es gewiß versöhnend, wenn zu dem gewünschten Widerruf derselben nur gesetzliche Mittel angewendet werden.

LX.

Der heilige Philippus Neri und der Cardinal Baronius.

Es ist bekannt, daß wir das große Werk der Annales Ecclesiastici, mit welchem Cäsar Baronius die kirchliche Wissenschaft beschenkt hat, vorzüglich der unablässigen Aufforderung des heil. Philippus Neri verdanken. Sein großer Eifer zur Verbreitung des Glaubens trieb den Heiligen dazu an, auch von fernher den Irrthum zu bekämpfen, und als Vorbereitung dazu diente es, daß er in seinem Oratorium sich Baronius dazu auswählte, um die Ausbreitung der Kirche, die Bewahrheitung der unveränderlichen Lehre derselben in allen Zeiten und bei allen Völkern, in mündlichen Vorträgen darzustellen. Baronius war ein Mann von dem größten Eifer, wohl unterrichtet in den kirchlichen Wissenschaften, beider Rechte Doctor; mehr aber als durch seine Kenntnisse leuchtete er durch seine Tugenden, insonderheit durch seine Nächstenliebe. So wenig er hatte, gab er doch Alles an die Armen, selbst seine Kleider und Wäsche; so wie er auch, um einem Armen

mit Brod helfen zu können, ein schönes Reliquarium verkaufte. Ihm trug nun Philippus das große Werk der Kirchengeschichte auf, und Baronius gesteht selbst in der Vorrede zum achten Bande seiner Annalen ein, daß das Werk weit mehr durch das Gebet des Heiligen, als durch seine Arbeiten zu Stande gekommen sey. Noch kurz vor seinem Tode rief Philippus den Baronius zu sich und sagte ihm: „Wisse, Cäsar, du mußt dich noch recht demüthigen, und denken, daß deine Schriften nicht von deinem Wissen herrühren, sondern Alles ist ein offenbares Geschenk Gottes“.

Ueberhaupt liebte es der heil. Philipp, die Seinigen zu demüthigen, und vorzüglich war es Baronius, dem er in dieser Hinsicht manche harte Probe auferlegte. So hatte dieser einstmals eine Predigt gehalten, die außerordentlich viel Beifall fand; die Kirche war gefüllt gewesen, und Alles war entzückt. „Am nächsten Sonntag halte die Predigt noch einmal“ sagte Philippus zu Baronius. Dieser folgte im Gehorsam, mußte aber zu seiner Mortification wahrnehmen, daß seine Zuhörer sich öfters befremdlich ansahen und von seiner Predigt nicht sehr ergriffen schienen. „Am nächsten Sonntage halte die Predigt noch einmal“, schrieb ihm Philippus vor. Baronius bestieg im Gehorsam die Kanzel, als er aber die seinen Zuhörern bekannte Predigt begann, gingen sie alle davon. Ein anderes Mal gab Philippus an Baronius ein Goldstück und eine jener großbauchigen, römischen Flaschen, welche mehrere Maaß fassen, und schickte ihn dann nach dem Corso zu einem, wegen seiner Unfreundlichkeit bekannten Wirth, um für zwei Bajock Wein zu kaufen. Baronius ging, wenn auch durch einige Winkelsträßchen, mußte sich von dem Wirthe viele Schimpfreden, ja Drohungen mit Schlägen gefallen lassen, und kam dann heim. Der heil. Philippus lobte ihn, wußte aber doch, daß er aus Scham nicht den geraden Weg nach dem Corso gegangen war.

LXI.

Blicke auf den gegenwärtigen Standpunkt der staatswissenschaftlichen Theorie.

Bautain.

Der als geistvoller Schriftsteller und Gründer einer neuen philosophischen Schule berühmte Abbé Bautain, ehemals Professor der Philosophie zu Straßburg, dermalen Vorsteher eines Erziehungshauses zu Juilly in der Nähe von Paris, einer der verdienstvollsten Kanzelredner dieser Hauptstadt, hat vor einigen Monaten seine Moralphilosophie veröffentlicht. Eine Würdigung dieses ausgezeichneten Werkes, welches in Frankreich von Clerus und Layen mit fast ungetheiltem Beifall aufgenommen ist, liegt nicht in unserer Absicht. Nur das siebente Capitel des zweiten Bandes, welches von den Pflichten gegen die Gesellschaft (wie wir Deutsche sagen würden: „gegen den Staat") handelt, soll hier näher beleuchtet werden, weil wir berechtigt sind, daraus einen Schluß auf den dermaligen Standpunkt der politischen und staatsrechtlichen Doctrin vieler heutigen Franzosen überhaupt zu ziehen.

Der Verfasser behandelt in diesem Abschnitte eine der interessantesten und wichtigsten Fragen der Gegenwart, und wir dürfen die Anforderung an ihn machen, daß er, einer der wenigen französischen Gelehrten, die mit deutscher philosophischer Literatur und Wissenschaft gründlich vertraut sind, gleichmäßig die Resultate der neuern Theorie und die der Erfahrung gekannt, und für seine Arbeit benutzt habe. Beide sind in der That nicht für ihn verloren gewesen, und wir

sind ihm von vornherein das Zeugniß schuldig, daß seine Ansicht die Extreme der entgegengesetzten Partheimeinungen nach besten Kräften zu vermeiden sucht, können jedoch andrerseits nicht in Abrede stellen, daß wir von dem Geiste und den Kenntnissen dieses Verfassers, nach den in unserer Zeit schon vorhandenen Elementen einer bessern Doctrin, eine ausgezeichnetere Leistung erwartet hätten.

Wir verlangen zuvörderst von jedem Schriftsteller, der sich in unserer Zeit an diesen Stoff wagt, daß er vollständig orientirt sey. Alle Pflichten, die der Mensch gegen den Menschen haben kann, sind entweder Rechts- oder Liebespflichten. Daß ich meinem Nachbar, der in Noth ist, zehn Gulden leihe oder seine Schuld erlasse, kann unter gewissen Voraussetzungen eine Liebespflicht seyn, daß ich ihm weder durch List noch durch Gewalt seine Uhr entfremde, ist strenge Pflicht der Gerechtigkeit. — Die Menschen zur Erfüllung ihrer Liebespflichten anzuhalten, ist das Amt der Kirche, Gerechtigkeit zu handhaben, Pflicht und Beruf der Staatsgewalt, — *gleichviel*, ob sich diese in den Händen eines Einzelherrn (Fürsten) befindet, oder einer unabhängigen, freien Corporation, einem Gemeinwesen zusteht (d. h. einem Collectivfürsten, wie Haller sagt.)

Nun liegt es am Tage, daß jedes menschliche, gesellige Verhältniß unleidlich wäre, wo neben den Rechtspflichten nicht auch die Pflichten der Liebe gelehrt und geübt würden. Die Milderung des strengen Rechts durch Rücksichten der Liebe nennt man Billigkeit, so wie die äußern Formen der Liebe im geselligen Umgange Höflichkeit heißen. Diese drei Sphären sind im praktischen Leben mannigfach in einander verschlungen und verwebt. Ein geselliger Zustand ohne alle Billigkeit, Höflichkeit und wirkliche, aufopfernde, mittheilende Liebe, böte nicht bloß eine öde, freudenlose Existenz, sondern machte auf die Dauer das Leben geradezu unmöglich. Jedweder von uns streiche in Gedanken aus unserm öffentlichen oder sogenannten Staatsleben Alles weg, was der Liebe

angehört, und frage sich dann: ob er unter dem alleinigen, unbedingten und absoluten Despotismus des isolirten, abstracten Rechts auch nur eine Stunde würde leben wollen? Umgekehrt wäre aber auch ein bloß auf der Liebe beruhender, geselliger Zustand, ohne individuelle Freiheit, ohne ein, die Andern ausschließendes, unverletzliches Privatrecht, mithin ohne Ehe und Eigenthum, nicht blos ein Utopien, sondern das Streben zur Verwirklichung dieses Zustandes müßte nothwendig zum scheußlichsten Despotismus führen, den jemals die Geschichte gesehen hat.

Der Unterschied zwischen Rechts- und Liebespflichten ist also nichts weniger als eine pedantische Subtilität und Schuldistinction, sondern so praktisch wie jemals eine, dem Gebiete der moralischen Doctrinen angehörende Frage gewesen ist. Noch mehr! — der ganze politische Kampf der Gegenwart rührt aus der Störung des Gleichgewichtes und richtigen Verhältnisses zwischen Rechts- und Liebespflichten her.

Der falsche Liberalismus will die Heiligkeit des Rechts nicht anerkennen, und überträgt Grundsätze, die auf dem sittlich-christlichen Gebiete ganz wahr und richtig sind, auf den Grund und Boden des Staates. Das, was allein der christliche Glaube und die Kirche in's Leben rufen kann: Daß ich dem Hungrigen mein Brod breche und den Nackten kleide, will er durch politische, weltlich sociale Institutionen verwirklichen; ein Bestreben, welches, sobald es seine Ideale mit Schwert und Keule in's Leben zu rufen sucht, unvermeidlich die Welt im Blute ersäufen muß. — Die Revolution von 1789 mit ihren Töchterrevolutionen war ein solcher Kampf für die politische Gleichheit aller Menschen, gegen die sogenannte privilegirten Stände, Adel und Geistlichkeit und deren Besitz. — Heut ist dieser geschichtliche Prozeß entschieden, — die alten privilegirten Stände, das heißt die politischen Unterschiede der Geburt sind verschwunden oder im Verschwinden begriffen. — Ist damit die Gleichheit realisirt? die große Brüderschaft aller Menschen begründet?

Mit nichten! der wichtigste, schneidendste, das Gefühl am meisten verletzende Unterschied, der des Eigenthums und Vermögens der Armen und Reichen ist geblieben, und durch das Wegreißen aller Zuthaten und Umhüllungen, durch die Herabwürdigung von Rang und Stand, durch die Aufhebung aller andern, die Geldmacht in Schranken haltender Unterschiede nur um so drückender geworden. Der Despotismus des Geldes ist nackt und craß vor aller Augen gestellt. Die Entwickelung des Liberalismus zum Communismus, die dermalen unter unsern Augen vor sich geht, ist eben dadurch unvermeidlich geworden. Hiermit ist aber ein Hauptabschnitt der großen europäischen Revolution zu Ende gegangen; der zweite Act beginnt, und das Drama schreitet vor zu seiner Peripatie. Wer heute noch im frischen Mannesalter steht, mache sich gefaßt, seltsame Dinge auf der Weltbühne an sich vorüberziehen zu sehen.

Im Gegensatze zu der eben geschilderten falschen Richtung behandelt der politische Ultraismus *) das Recht als das schlechthin Absolute und Ewige. — Nicht, daß er die Nothwendigkeit der christlichen Liebe theoretisch in Abrede stellte, nicht daß der Ultra, wie er uns hier vor Augen steht, nicht auch in manchen, vielleicht selbst in vielen Fällen mild und barmherzig wäre. — Der eingefleischteste Tory, der dem unglücklichen Irland gegenüber kein Erbarmen kennt, wird vielleicht, wenn ein nackter Bettler ihn persönlich antritt und sein Herz zu rühren weiß, durch eine Hand voll Gold sein Elend zu lindern, oder beim Festmahle für wirklich oder scheinbar wohlthätige Zwecke fürstlich steuern. — Aber als politischer Partheimann, dort, wo er den Buchstaben des Rechts für sich hat, dort, wo vielleicht noch gar der Sectengeist sein Herz unglücklichen, katholischen Pächtern gegenüber

*) Wir wählen dieses französische Wort in Ermanglung eines bessern, und weil es kein andres gibt, um die hier gemeinte Geistesrichtung zu bezeichnen.

versteint, — da will er, wie Shylock, „sein Recht“, und wer sich an seine Billigkeit oder an sein christliches Gefühl wendete, wer ihn im Parlamente ermahnte, „zu haben als ob er nicht hätte“, der würde, nach des Dichters Worten, lauter fremde Götter anrufen. Der Ultra von ächtem Schrot und Korn ist in seiner politischen Doctrin und in seiner parlamentarischen Praxis „hart wie ein Araber“.

Geschieht es einem solchen Manne des strengen Rechtes nun, und der Fall hat sich bekanntlich in Frankreich ereignet! daß eine Revolution ihm (freilich wider göttliches und menschliches Gebot!) sein gutes Recht, seinen Besitz, sein Eigenthum geraubt hat, und daß seit dieser Besitzentsetzung Jahre, Jahrzehnte, Generationen verstrichen sind! — so ist der Standpunkt, auf welchen er sich dem rechtsverletzenden Factum gegenüberstellt, einfach der, daß er das Jahr, in welchem die Besitzentsetzung begann, als Normaljahr annimmt, und Alles, was seit jener Zeit dem Rechte zuwider erfolgte, für ungültig und nicht geschehen erklärt. Die einfache Forderung: daß Alles in den frühern Stand zurückgestellt (restaurirt) werde, versteht sich von diesem Gesichtspunkte aus von selbst. — Alle Vorstellungen: daß keine menschliche Gewalt zu einer solchen Wiedereinsetzung mächtig genug, daß diese in vielen Fällen hart, in andern geradezu ohne neues Unrecht unmöglich sey, daß auch die Klugheit Versöhnung, die christliche Liebe das Aufgeben des (freilich wohlbegründeten!) aber ohne neue Umwälzung nicht realisirbaren Anspruchs gebiete, prallen von diesen beharrlichen Gemüthern ab. Der Ultra stellt sich der gesammten Gegenwart als Feind gegenüber; alle Thatsachen, die Gott seit dem Normaljahre hat geschehen lassen, sind naturwidriger Gräuel, die Welt wird nicht eher wieder ruhig und geordnet seyn, bis sein verletztes Recht ihm restituirt worden ist, bis dahin scheidet er aus allen Beziehungen des öffentlichen Dienstes aus, zieht sich in die Verborgenheit zurück, wartet auf die Restauration, wie jene portugiesische Secte auf die Rückkehr des Königs Sebastian, und

... wie ein kostbares Kleinod
...
... der eben geschilderten, von der
... Richtungen muß sich jedweder
... der in heutiger Zeit ein Buch über die
... den Staat zu schreiben unternimmt. — Ein
... den Extremen ihr Recht wiederfahren lassen,
... ihre gefährliche und unwahre Seite zeigen.
... er nachweisen, daß es sich hier nicht um
... sondern um Versöhnung des Gegners
... daß diese nicht durch den Staat und dessen For-
... allein in der Kirche und durch die Kirche erfol-
... —

... Moralphilosophie des Abbé Bautain hat diese Auf-
... gelöst; nicht, weil er seinen Standpunkt mit Wil-
... Absicht auf einem der eben getadelten Extreme nähme,
... weil er die Frage nicht scharf und klar gefaßt, und
... er den zu behandelnden, geschichtlichen Stoff nicht, wie
... sollte, durchdrungen hat. So geschieht es ihm, daß er in
manchen Stücken gar nicht genugsam den heutigen Stand
der Discussion kennt, in Beziehung auf andere Fragen aber
in den allergewöhnlichsten Modeansichten und oberflächlichen
Tagesmeinungen seiner Landsleute befangen ist. Wer über
die leitenden Ideen der Politik schreiben will, müßte sich fer-
ner, außer der oben erwähnten, noch eine andere Präliminar-
frage einfach und klar beantwortet haben. Sind jene geselli-
gen Verhältnisse, die wir Staaten nennen, und in denen wir,
vom Augenblicke unserer Geburt an, ohne unser Darzuthun
leben, indem wir uns in dieser geselligen, wie in einer phy-
sischen Atmosphäre bewegen, — sind diese Verhältnisse ein
Werk der Natur, (d. h. der Vorsehung) oder der Menschen?
Sind die Staaten aus der Beschaffenheit der irdischen Dinge
überhaupt und der Menschen insbesondere hervorgegangen? sind
sie durch das bloße Factum des Vorhandenseyns, und kraft
der Ausbreitung des Menschengeschlechts, nothwendig, und

folglich immer da gewesen, auch ohne daß dazu eine Beschlußnahme oder Verabredung der Menschen nöthig gewesen wäre? und haben die einzelnen Staaten ihre im Laufe der Zeit wechselnden Formen, wiederum nicht durch die Pläne und den Willen von Individuen, sondern durch die Schicksale der Völker erhalten, bei welchen der Mensch zwar ein mit freiem Willen begabtes Werkzeug in den Händen der Vorsehung war, die aber kein Sterblicher machte, ja die keine menschliche Weisheit auch nur voraussah? haben Myriaden von Umständen und Thatsachen, die Niemand in ihrer Gesammtheit auch nur kennt, und viele Millionen Menschen, die unter sich von einander nichts wußten, in vielen hundert Jahren und Geschlechtsfolgen, unbewußt einander die Hand gereicht, um in diesem Lande, in dem ich lebe, diesen politischen Moment, den ich Gegenwart nenne, gerade so wie er ist und nicht anders, gestalten zu helfen? und ist mithin dieser heutige Zustand für mich die Summe und das Resultat einer Reihe von Ursachen und Wirkungen, die rückwärts reicht, bis auf die Erschaffung des ersten Menschenpaares? oder sind umgekehrt die Staaten ein Werk der menschlichen Willkühr, Ueberlegung und Berathung, dergestalt daß etwa ein oder mehrere Individuen diesen bestimmten Staat, wie er ist, zu einer bestimmten Zeit erdacht, und ihn mit freiem Willen und Entschlusse nach einem vorher entworfenen Plane und Risse in's Werk gerichtet, erbaut und gegründet haben, wie man ein Haus aufführt, oder einen Garten anlegt?

Bei einigem Nachdenken wird jeder Unbefangene zugeben, daß sich die Pflichten der Menschen gegen die Gesellschaft anders gestalten, je nachdem wir von dem einen oder andern obersten Gesichtspunkte ausgehen. — In dem einen Falle werden Klugheit, Liebe und Gerechtigkeit es uns gleichmäßig auferlegen: uns in die gegebenen, staatsgesellschaftlichen Verhältnisse zu fügen, wie in alles Andere, was ohne unser Darzuthun für uns besteht, und uns als unabänderliches Factum eine Schranke zieht, oder eine Regel gibt; wie Wind und

Wetter, Sitte und Sprache unsers Volkes, die natürlichen Bedürfnisse unsers Körpers mit ihrem Gefolge von Krankheit und Tod u. s. w. Auch diesen Thatsachen gegenüber werden wir freilich Manches thun können: unangenehme Einwirkungen von uns abzuhalten, Uebelstände zu beseitigen, unsre Lage erträglich, und in so weit es möglich ist, angenehm zu machen; aber wir können nie und in keinem Falle über den Boden wegfliegen, auf dem wir stehen. — Wer im Norden friert, der möge dafür sorgen, daß sein Zimmer geheitzt werde, — was er aber nicht kann, auch wenn er sich mit allen seinen Nachbarn und Freunden darüber verständigte und seine Zeit, sein Vermögen, sein Leben daran setzte, das ist die Verpflanzung des neapolitanischen Klima's nach Dresden oder Berlin. — Die Summe aller unserer Pflichten in Beziehung auf alle jene politischen Thatsachen, die wir nicht ändern können, oder ohne Sünde nicht ändern dürfen, ist also Geduld. Eine richtig geleitete Beschäftigung mit Staats- und Welthändeln, eine wahre und ächte politische Aufklärung lehrt uns aber, daß Fürsten und Minister diese nicht minder nöthig haben, als der Bauer und der Taglöhner. Gerade wer den Höhepunkten der Gesellschaft nahe steht, lernt am tiefsten die Ohnmacht des menschlichen Willens und die Allmacht der Thatsachen empfinden, und sich vor der Ueberschätzung der Macht des Menschen hüten. Wohl dem, der zeitig gewarnt, nicht seine Kraft daran verschwendet in der Politik Unmögliches zu wollen, und Unerreichbares zu erstreben, sondern sich mit weisem Maaße beschränkend, den gegebenen äußern Verhältnissen sich unterwirft, die er nicht ändern kann, und seine Thätigkeit auf das Erreichbare beschränkend, als Glied der Kirche, der Familie, der Gemeinde, so viel unzweifelhaft Gutes thut, als in seinen Kräften steht. — Gott regiert die Welt, der Mensch soll in der seiner Freiheit anheim gegebenen Sphäre handeln; meistens aber wird er nur den Saamen für die kommende Zeit ausstreuen können; Frucht und Erndte sind nicht mehr das Werk seiner Willkühr.

Sehen wir dagegen die Staaten und ihre Zustände als Werk und Erfindung der Menschen an, so waltet kein Hinderniß ob, den maaßlosesten Plänen, den ausschweifendsten, utopischen Hoffnungen Gehör zu geben, die uns die Erfindung immer vollkommenerer und noch vollkommenerer Staatseinrichtungen vorspiegeln. Denn warum sollten nicht in der Politik, wie in der Mechanik und Chemie, im voraus nicht zu berechnende Erfindungen möglich seyn? Dieß einmal zugegeben, heißt dann die Losung: Fortschritt ins Unendliche, und auf die Verdrängung des Alten durch neue, kühne Entwürfe, auf die Erzielung eines bisher noch nicht geahneten Glückes mittelst neuer, überraschender Staatseinrichtungen ist eine Prämie gesetzt. Auf diese „Verbesserungen" der politischen Gesellschaft all sein Sinnen und Trachten zu richten, ist dann die höchste und vornehmste Pflicht jedes Einzelnen, woraus sich weiter in unabweisbarer Folge ergibt, was die französische Gesellschaft seit fünfzig Jahren thatsächlich an ihrem eigenen Leibe zu erfahren Gelegenheit hatte.

Mit wahrem Bedauern müssen wir gestehen, daß die politische Moral des Abbé Bautain stark nach der letztern Seite hinüberneigt. „In dem Maaße", sagt er, „als das Menschengeschlecht sich vermehrt und auf der Erde ausbreitet, sind besondere Gesellschaften entstanden, und die Civilisation hat sich entwickelt. Diese aus mehreren Familien zusammengesetzten Gesellschaften konnten nicht durch die Natur allein entstehen. Es bedurfte mehr oder weniger ausdrücklicher Verträge, um Regierung und Gesetze einzurichten. Der Zweck dieser Vereinigung ist, wie der der Familie, das Wohlseyn derer, die daran Theil nehmen, und die Vollkommenheit der Gesellschaften, oder ihr moralischer Werth muß nach der Art und Weise beurtheilt werden, wie sie zur Entwickelung des Menschen und zum Fortschritt der Menschheit beitragen". — Dieß ist, etwas neu aufgestutzt, der alte, längst gewürdigte und bei Seite gelegte contrat social, und wir würden daraus mit Recht den Schluß ziehen, daß alle

gen erfüllt werden, welche der Verfasser angibt, und die er für die nothwendigen, allgemein gültigen Voraussetzungen und Bedingungen eines auf Freiheit und Gerechtigkeit beruhenden Staates erklärt. — Wir enthalten uns, dieselben mitzutheilen; der geneigte Leser würde in ihnen nur die längst bekannten Dogmen des allergewöhnlichsten, ältern liberalen Constitutionalismus wieder finden. Der Verfasser sagt selbst, daß die politische Gleichheit, die er in Anspruch nimmt, „mit der Zeit unter den Völkern das Reich der allein legitimen Demokratie herbeiführen werde, jener nämlich: die allein auf dem gemeinsamen Interesse beruht, und wo die Gewalt, für jeden zugänglich nach seinem Verdienste und auf seiner Stufe, zum Wohle Aller durch eine mehr oder weniger ausdrückliche Uebertragung eines Jeden ausgeübt wird". — Das Königthum soll in diesem Systeme nicht das Eigenthum einer Familie oder eines Geschlechtes seyn, „sondern bloß ein Vortheil, den die Gesellschaft in ihrem Interesse und für ihre Dauer einräumt". — Dieses Alles enthält aber nicht bloß die Beschreibung eines Factums, wie es auf einem bestimmten Punkte der Entwickelung der Gesellschaft, etwa gegenwärtig in Frankreich besteht, in welchem Falle sich gegen die Richtigkeit dieser Schilderung in der That nichts Erhebliches einwenden ließe, — nein! dieses Programm tritt recht eigentlich mit dem Anspruch auf, die Constitution des allein vernünftigen und gerechten Staates zu seyn. Der Verfasser sagt wörtlich: „dieß ist das Ideal einer, auf freie Weise gebildeten, politischen Verfassung. Die wesentlichen Bedingungen, die wir hier auseinandergesetzt haben, fließen nothwendig aus der Idee eines freien Staates, und diese geht hervor aus der Anwendung der ewigen Gerechtigkeit auf die vernünftige und freiwillige Gründung einer Gesellschaft". —

Ergibt sich hieraus nun zu unserer wahren Betrübniß, daß der geistreiche und berühmte Verfasser noch so weit hinter der, heute schon in ziemlich weitem Kreise verbreiteten, richtigeren Auffassung zurück ist, daß er 1) doch immer einen

Normalstaat in petto hat, und daß er 2) mit einer besondern, längst schon durch die Erfahrung gewürdigten Form, Freiheit und Gerechtigkeit noch immer für absolut identisch erklärt, so darf andererseits nicht verschwiegen werden, daß er selbst doch wieder an andern Orten diese Behauptung durch entgegengesetzte Aeußerungen aufhebt oder bedingt, woraus dann freilich mancherlei Widersprüche entstehen, die der Verfasser keineswegs befriedigend löst. Die absolute Regierung, sagt er, könne, gut geleitet, für die Gesellschaft eine Quelle von Größe, Kraft und Wohlseyn werden. Dann wiege sie die politische Freiheit auf, die nichts als ein Mittel zur Erreichung dieses Zwecks sey. Eben so könne es Zeiten geben, wo die Menschen das Bedürfniß der Freiheit weder fühlen noch begreifen, eben so wie die Kinder noch keine Erfahrung vom bürgerlichen Leben haben. Man dürfte daher kein Volk in die Freiheit hineintreiben, welches keine Sehnsucht danach spüre. Inzwischen sey der freie Staat zwar kostspieliger, aber auch sicherer, weil die Gewalt in den Händen der Bürger ist, und alle besondern und öffentlichen Rechte seine Aufrechthaltung zu verbürgen scheinen. Zu dieser gewagten Behauptung fügt er indessen sofort die Beschränkung: „dieß ist wahr in der Theorie; — aber in der Praxis werden Regierungen dieser Art eben so sehr durch den Geist der Opposition bedroht, der ohne Aufhören in ihrem Schooße arbeitet, und dort Partheien und Spaltungen erzeugt, wie die andern durch den Despotismus und die Tyrannei. Denn zuletzt ist Alles hienieden unbeständig, und unsere festesten Stützen, unsere sichersten Bürgschaften, von welcher Art sie auch seyen, können nicht verhindern, daß das, was irdisch und menschlich ist, durch die Bewegungen der Erde und die Leidenschaften der Menschen vergehe“. — „Die am schlechtesten eingerichtete, die am erbärmlichsten regierte Gesellschaft bietet immer noch weniger Uebelstände, als die Anarchie und der Zustand der Wildheit. Deshalb ist eine Gesellschaft allein dadurch ehrwürdig, daß sie besteht, und es ist die Pflicht jedes Bürgers, sie an-

[illegible]

jeder Katechismus, — daß aber das irdische Heil vorzugsweise an eine gewisse Staatsform gebunden sey, ist wenigstens nicht Lehre des Christenthums. Dadurch ist andererseits keineswegs ausgeschlossen, daß das Christenthum die wahre, rechtliche Freiheit begünstige, ja daß diese erst im christlichen Staate möglich geworden sey, während die heidnischen Despotien, wie die Republiken des Alterthums nur Herren und Knechte kannten, und die freie Gemeinde, nach den Aussprüchen ihrer Staatsweisen auch über die Ehre und die politische Existenz der freien Bürger schaltete, die auf diese Weise wiederum Knechte der omnipotenten Staatsidee waren. Der Ostracismus des freien Athen's wäre in einem christlichen Staate nicht möglich. — Allein um dieß Alles in seiner innern Bedeutung und Nothwendigkeit zu verstehen, muß man von dem richtigen Begriff der wahren, rechtlichen Freiheit ausgehen, und daß wir diesen in der Darstellung des Abbé Bautain durchweg vermissen, und statt seiner auf ganz gewöhnliche, aber nicht minder verderbliche Verwechselungen und Mißverständnisse stoßen, ist ein Grundfehler in der Basis seines Systems, der dem ganzen Gebäude eine schiefe Stellung gibt.

Freiheit ist nichts als Herrschaft über die eigene Rechtssphäre. Sie setzt voraus, daß der Freie, so lange er kein anderes Recht verletzt, im Kreise seiner Befugniß thun kann, was er will; sie ist also mit unantastbar heiligem Rechte gleichbedeutend. Wenn ich über mich selbst und meine Habe entscheide und bestimme, bin ich frei; in so weit ein Anderer, gleichviel ob ein Fürst, oder ein Grundherr, oder ein Hausvater, oder auch die Majorität einer Volksversammlung über meinen Leib oder mein Eigenthum nach seinem Ermessen zu verfügen hat, bin ich nicht frei. Politische Freiheit ist also nichts anders als eine rechtlich gesicherte Stellung gegenüber der Staatsgewalt, deren Formen insofern also wenigstens nicht nothwendig mit der Freiheit zusammenhängen, als ei-

nerseits Unfreiheit und Despotismus, und andererseits Freiheit und Recht unter jedweder äußern Form des Staates möglich sind.

Das Recht (oder was dasselbe ist: die Freiheit), des Einzelnen und das Wohl oder den Vortheil Aller können aber nach Ausweis der Erfahrung in tausend Fällen collidiren, und in sofern sind Nutzen und Recht einander entgegengesetzt. — Wo Recht und Freiheit unbedingt dem Gemeinwohl geopfert werden, da ist begreiflicherweise von Freiheit überhaupt keine Rede mehr, und das Recht eine Beute dessen, der über das Obwalten des Gemeinwohls zu entscheiden hat. Umgekehrt, wo rein und lediglich Privatrecht und Freiheit des Einzelnen gilt, da wird das Gemeinwohl in vielen Fällen Schaden leiden, und dieses absolute Zurücktreten des gemeinschaftlichen Interesse kann dann freilich den Bestand des gesammten, rechtlichen Zustandes (des Staates) in Frage stellen, oder ganz unmöglich machen. So kämpfen auch auf diesem Gebiete der falsche Liberalismus und der Ultraismus auf Leben und Tod, und die Schlichtung dieses Conflicts, die Stiftung eines Vergleichs zwischen beiden Gegensätzen wird eben die Aufgabe für die Kunst der Regierung seyn. Dafür läßt sich weder eine algebraische noch eine juristische Formel angeben. Gelingen kann aber dieses Amt der Friedensstiftung zwischen dem Rechte der Einzelnen und dem Nutzen der Mehrheit nur da, wo ein christlicher Geist beide Partheien durchdringt. Sind die Herzen durch ein gemeinschaftliches, höheres Princip der Liebe geeinigt und verbunden, so wird auch über die irdischen Interessen leicht ein, aus wechselseitiger Nachgiebigkeit hervorgehendes, freies Verständniß zu bewirken seyn. Entgegengesetzten Falls kann zwar der eine oder andere Anspruch besiegt, überwältigt, zu Boden geschlagen werden — aber der Sieg wird sich über kurz oder lang an den Siegern rächen, und Friede und Freiheit, und das Gefühl des Wohlseyns, welches beide begleitet, werden sich, wo jener Geist der Liebe fehlt, durch keine äußerliche Vorrichtung, durch keine

äußerliche Vorrichtung, durch keine politische Institution irgend einer Art jemals erzwingen lassen.

Das System des Abbé Bautain geht von ganz andern, als den eben aufgestellten Grundsätzen aus, und neigt entschieden auf die Seite des oben charakterisirten, falschen Liberalismus. — Mit dürren Worten verwechselt er den Nutzen mit dem Rechte. Die Nationalität, lehrt er, bestehe in der freiwilligen Vereinigung der Menschen, die frei zusammentreten, um auf übereinstimmende Weise an ihrem gemeinschaftlichen Wohlseyn und ihrer gegenseitigen Vervollkommung zu arbeiten. Dazu bedürfe es eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes. Dieß sey die Gerechtigkeit für Alle: d. h. „die Oberherrschaft (*prédominance*) des öffentlichen Interesse über die Sonderinteressen". Der Patriotismus der alten Republiken sey bis zum Fanatismus gegangen, das Vaterland dort der Gegenstand eines gewissen Cultus gewesen, der dem Bürger das Opfer seiner Person, seiner Familie, seiner Güter auferlegt habe. Der moderne Patriotismus sey dagegen aufgeklärter, ruhiger, gemessener. Er fordere nicht eine absolute Hingabe, „sondern bloß den beständigen Vorzug des Gemeinwohls vor dem Privatinteresse". — Daß aber diese Gränzlinie zwischen dem antiken und modernen Patriotismus so gut wie gar keine sey, liegt so klar vor Augen, daß man sich wundern muß, wie ein großer Denker sich darüber habe täuschen können. Der Unterschied zwischen dem modernen und dem antiken Patriotismus liegt in dem christlichen Prinzip. Das legt allerdings dem Einzelnen die Liebespflicht auf, sein Privatinteresse in vielen Fällen dem Wohle seiner Brüder zum Opfer zu bringen, schärft aber diesen zugleich die Rechtspflicht ein, sich nicht um ihres Nutzens willen an dem Rechte des Einzelnen zu vergreifen. — Dieses sich gegenseitig ergänzende Verhältniß von Recht und Liebe hat das Alterthum freilich nicht gekannt, aber auch der Abbé Bautain hebt nur die eine Seite des sittlichen Gebotes hervor und übersieht die andere.

Eine weitere Folge dieser Einseitigkeit ist die Verwechselung von Recht und Gesetz. Das erstere verschwindet ihm nach der eben mitgetheilten Definition der Gerechtigkeit unter den Händen, und geht im gemeinen Nutzen unter. Daher ist auch von der Pflicht der Obrigkeit: das Recht zu schützen, in seinem Systeme gar nicht einmal die Rede. Wohl aber soll es die erste Pflicht der Regierung seyn, sich streng an das Gesetz zu halten, und nach dessen Inhalt und Geist zu regieren. Dieß führt dann, ohne Rettung, zum despotisme de la loi und da die Meinung der Mehrheit das Gesetz macht, zur Omnipotenz der Majorität, im Sinne des allergewöhnlichsten Pseudoliberalismus, der eben nichts anderes ist, als der Absolutismus der Mehrheit einer deliberirenden Versammlung, die, ohne das Gegengewicht einer Nothwendigkeit einer Heilighaltung bestehender Rechte anzuerkennen, über jeden Besitz und jede Privatfreiheit hinwegschreitet. Es ist eins der unbegreiflichsten Mißverständnisse: diese Form der Willkührherrschaft deßhalb für Freiheit zu halten, weil sie von mehreren ausgeübt wird. — Der Abbé Bautain sagt selbst: vor Allem handle es sich darum, das öffentliche Interesse zu erkennen, festzustellen, und Allen als Gesetz vorzulegen. Nun sey es unmöglich bei einer großen Menge Menschen Uebereinstimmung der Gesinnung und des Willens zu zielen; deßhalb müsse das Interesse oder die Meinung der Mehrheit entscheiden, die Mehrheit mache also das Gesetz. Dann spricht er von der Pflicht der Minderheit: sich dieser Majorität zu unterwerfen, weil sonst der Staat nicht bestehen könne. Er erwähnt aber nicht der Pflicht der Majorität: die Rechte der Einzelnen zu schützen, und ihre Macht nur zur Verwaltung der gemeinschaftlichen, nicht zur Vernichtung der Sonderinteressen zu verwenden. — Daher ist auch von jenen Collisionsfällen, wo Aufopferung eines einzelnen Rechtes nothwendig wird, um andere wichtigere Rechte zu schützen, bei ihm gar nicht die Rede. — Die Expropriation steht in diesem Systeme gewissermaaßen als Regel fest, „denn

die Mehrheit macht das Gesetz", und dem Gesetze gegenüber gibt es gar kein Recht. — Diese bedenkliche Seite des heutigen Repräsentativsystems ist dem Verfasser entgangen. Dagegen hebt er ganz richtig hervor: daß die Regierung, wenn es ihr gelinge die Majorität für sich zu haben, mit ihrer Hülfe nach ihrem Gutdünken regiere. „Sieht man den Dingen auf den Grund, so liegen in diesem Allen viele Fictionen, und selbst viele Täuschungen. Denn wenn die Regierung die Majorität hat, — und ohne dieselbe kann sie nicht bestehen, so läßt sie sich durch die Majorität die Gesetze votiren, die sie nöthig hat, und sagt dann: sie sey durch das Gesetz gebunden, welches sie dictirt hat. Sie ist also durch sich selbst gebunden; mit andern Worten: sie thut zum öftersten nur das was sie will". Zugleich deutet der Verfasser auf die bekannten, unter den meisten Repräsentativregierungen unumgänglich nothwendigen Mittel hin, der Regierung eine Majorität zu verschaffen; „Mittel, welche dazu beitragen, diese Regierungsform in sich selbst zu verfälschen, und sie in den Augen der Völker herabzuwürdigen". — Ja, er geht so weit zu behaupten: daß die Praxis immer sehr weit von der Theorie entfernt sey, „besonders unter den Repräsentativregierungen, wo es mehr Fictionen und Täuschungen gibt, wie bei allen andern". — Wir beschränken uns darauf, aus diesen unbestreitbaren Behauptungen den Schluß zu ziehen: daß es ein lächerlicher Wahn sey, diese Regierungsform für eine absolute Garantie der Freiheit und der Ordnung zu halten. Eine solche gibt es aber überhaupt auf Erden nicht. Die einzig wirksame Bürgschaft liegt allein in der rechtlichen und milden Gesinnung beider, der Regierung und der Regierten, und wer diese außerhalb der Kirche und dem christlichen Glauben für möglich hielte, würde dadurch an den Tag legen, daß er weder die Menschen noch die Geschichte kennte.

Je mehr in dem Systeme des Abbé Bautain die Gerechtigkeit in den Hintergrund tritt, eine desto mehr wichtige Rolle spielt der Patriotismus. — Wir sind erstaunt, die für je-

den französischen Tagesschriftsteller obligaten, ziemlich abgegriffenen Phrasen, in der Moralphilosophie eines so ausgezeichneten Denkers wieder zu finden. Statt dem Grundfehler seiner Landsleute, dem Moloch jener verderblichen Eitelkeit, dem sie Recht, Sitte, Glauben und Gewissen schlachten, mit der ganzen Schärfe seines Geistes entgegenzutreten, wirft er Aeußerungen hin, die von dem Verdachte: der französischen Schooßsünde schmeicheln zu wollen, schwerlich ganz frei zu sprechen sind. „Zur Zeit unseres Unglücks, als manche der getheilten Franzosen ihr Vaterland in Frankreich, andere es im Könige erblickten, trösteten selbst Jene, welche die treue Ergebenheit oder der Irrthum, oder oft auch beide zugleich gegen ihr Land bewaffnet hatte, sich über ihre Niederlagen damit: daß sie dieselben durch Franzosen erlitten hätten; und selbst in den Reihen unserer Feinde waren sie stolz darauf, besiegt zu seyn: so tief ist die Nationallehre in den großmüthigen Seelen gewurzelt, so sehr ist sie den französischen Herzen angeboren". — Wirklich ist es bekannt, daß der, jedes edlere, sittliche Element im französischen Charakter vergiftende, wahnsinnige Hochmuth dieses Volkes so weit ging, daß die Emigranten, welche in Oesterreich eine gastliche Freistätte gefunden, frohlockten, als ihre Wohlthäter bei Marengo eine Niederlage erlitten hatten. Allein selbst diese und ähnliche Verirrungen, sind zur größeren Hälfte Lüge und Affectation, und die Uebertreibungen dieser sogenannten Vaterlandsliebe, auf ihren wahren Werth zurückgeführt, nichts als verkapptes Partheiinteresse. Bekanntlich schickten die großmüthigen französischen Seelen im Jahre 1815 in's Hauptquatier der gegen Paris ziehenden Verbündeten, um sich irgend einen fremden Prinzen zum Könige auszubitten; theils weil sie dieß für das einzige Mittel hielten, einer wohlverdienten Züchtigung zu entgehen, theils weil sie dadurch eine zweite Wiederherstellung des nationalen Thrones abwenden zu können hofften. — Jeder Verständige wird wissen, was er davon zu halten hat; was aber mit tiefem Schmerze erfüllen muß, ist die Thatsache,

daß selbst Franzosen, wie Abbé Bautain, solche Ansichten, wenn auch nicht selbst hegen, so doch als Aushängeschild gebrauchen müssen, um bei ihren Landsleuten Eingang zu finden. Dieß ist ein sehr übles Zeichen.

LXIII.

Ein Beitrag zum Staatskirchenrecht.

Unter vielen andern Schriften, welche der kölnischen Angelegenheit ihre Entstehung verdankten, erschien im Jahre 1839 auch eine Schrift unter dem Titel: „Preußen in seinen religiösen Verhältnissen. Beiträge zu einem Staatskirchenrecht einer christlich=evangelischen Monarchie von Ph. Ludw. Wolfart". Die Histor.=polit. Blätter haben damals von dieser Schrift keine Notiz genommen; wir werden aber neuerdings auf absonderliche Weise aufmerksam darauf gemacht, und es lohnt wohl der Mühe, auch den Lesern dieser Blätter an diesem Beispiel zu zeigen, von welchen corrupten Ansichten selbst Männer, die in hohen Staatsämtern gestanden, noch hin und wieder beherrscht werden, und wie sie die Anfechtung solcher Ansichten verwegen mit dem Schild königlicher Autorität abzuwehren sich nicht entblöden mögen. Von dem Verfasser obiger Schrift weiß man, daß er mehrere Jahre als Regierungspräsident in Arnsberg fungirte, von dort aber in Folge eines Conflicts mit den eben sich constituirenden Stadtverordneten unfreundlichen Abschied nahm, und einige Zeit später in Pensionsstand versetzt wurde, welcher ihm zur theoretischen Ausarbeitung der Grundsätze, die er wohl früher praktisch geltend machen mochte, die Muße gegeben hat, der Grundsätze nämlich, „nach welchen ein in sich geschlossener evangelischer Staat sein jus circa sacra auszuüben hat". Von wel=

cher Art diese Grundsätze sind, möge der geneigte Leser aus einigen Proben entnehmen.

Das herrschende Princip ist dem Verfasser die Gewissensfreiheit. „Ohne diese furchtlos auszusprechen, darf sich jetzt kein Staat mehr rühmen, ein civilisirter zu seyn“. Das scheint kein den Katholiken in Preußen gefährliches Princip zu seyn. Aber, wohl zu merken, es gehört dazu nicht: „Allen Confessionen ohne Unterschied eine gleiche Geltung zu geben“; vielmehr muß ein Unterschied zwischen herrschender, geschützter und geduldeter Religion bestehen. Herrschend ist die Religion, „die der Staat die seinige nennt, und von deren Grundsätzen aus die Regierungsmaaßregeln genommen werden“. Eben so wenig wie ein Individuum, kann der Staat mehrere Religionen in sich aufnehmen; daher ist es Pflicht des Staats, „seine weltlichen Gesetze den Grundsätzen der herrschenden Religion anzupassen“, er muß dafür sorgen, „daß keine Conflicte mit derselben vorkommen dürfen, noch ohne Staatsversündigung vorkommen können“. Dagegen bei der geschützten Religion „kennt und bewacht die Staatsgewalt nur die Confessionsgrundsätze zu dem doppelten Zweck des Schutzes der Glaubensfreiheit und der Erhaltung äußerer Ordnung. Darüber hinaus ignorirt sie jene Grundsätze, mißt die weltlichen Gesetze nur nach dem Staatswohl ab, und überläßt es den geschützten Confessionsverwandten, sich zu fügen, oder der Verhältnisse sich zu enthalten, die sie mit ihren Grundsätzen nicht vereinigen können“.

Man sieht, wie freundlich gesichert nach des Verfassers Grundsätzen die Stellung der geschützten Religion ist: das Staatswohl, d. i. was diesem oder jenem Lenker der Regierung gut dünkt, schlägt alle Einwendung nieder; von Rechten der geschützten Confession, diesem sogenannten Staatswohl gegenüber, ist keine Rede; es bleibt den geschützten Confessionsverwandten überlassen, sich zu fügen.

Man wird sich nun auch von selbst denken, welche Stel-

lung Hr. Wolfart der katholischen Kirche in Preußen zuerkennt. „Die evangelische Religion ist die herrschende“; nur sie ist dazu geeignet, denn „die Manchfaltigkeit in der evangelischen Religion gewährt eben das ewig Bestehende und die alleinige Beruhigung, sie ist der Hafen für das Gewissen“, ja wohl, sie ist der Hafen, in welchen ohne Gewissensbisse, ohne sich den Vorwurf der Heuchelei zu machen, ein Jeder sich retiriren kann, und mit desto größerer Beruhigung, je leichter er sich des Glaubens Bürde gemacht hat, denn „die Reformation hat ja“, wie unser geistreicher Denker sagt, „dem Gedanken freie Bahn gemacht, und das Christenthum in seiner Würde gezeigt, wie es ist, fähig, die Bekenner von verschiedenen Farben in sich aufzunehmen“. Die Verschiedenheit der Farbe soll für die Kirche kein Hinderniß seyn, alle als Bekenner aufzunehmen, aber die evangelische Religion des Herrn Wolfart nimmt auch Bekenntnisse von verschiedener Farbe, wie sie einem jeden beliebt, gütig in sich auf; und eben deshalb, weil sie Niemanden abstößt, Niemanden ausschließt, er mag da glauben, was er wolle, ist sie allein geeignet, die herrschende Religion zu seyn.

Die römisch-katholische Religion aber ist nur die geschützte. Die katholische Kirche mit ihrer positiven Erblehre, „die sichtbare, allein seligmachende Kirche muß sich begnügen, wenn nur der Schein gewahrt wird“. Im evangelischen Staate ist die christliche Religion in der höchsten Potenz herrschend; daher kann er aus seiner herrschenden Religionsgemeinschaft keine Confession ausscheiden, „die sich nicht selbst ausscheidet, und auch dann nur so weit, als sie sich ausscheidet, indem sie Grundsätze aufstellt, welche sich mit der Reinheit und Untheilbarkeit der innern Staatsverwaltung nicht vertragen“. Dahin aber gehört nun ganz besonders die katholische Kirche; sie hegt eine kirchliche Ordnung in sich, die nicht überall mit der allgemeinen Ordnung des Landes sich verträgt, und statuirt insbesondere eine fremde geistliche Obergewalt, welche, so weit sie das Gebiet des in-

nern Glaubens überschreiten will, von der Staatsgewalt nicht anerkannt werden kann, und mindestens ignorirt werden muß, da es mit dem Wesen eines in sich geschlossenen souverainen Staats in völligem Widerspruch steht, eines Theils seiner Macht sich zu entschlagen, und denselben in das seinem eignen Hause fremde Ausland verpflanzen zu wollen".

Das sind die allgemeinen Principien, von welchen der ehemalige Regierungspräsident ausgeht. Man erkennt darin schon jene servile Verehrung einer unumschränkt waltenden weltlichen Landesordnung, die nicht den bestehenden Verhältnissen, über welche sie waltet, sich anzupassen hat, sondern diese beugen und brechen mag, wo sie ihr widerstreben, welche daher die katholische Kirche sofort des Landes verweisen mag, wenn sie sich als sichtbare Kirche, in den ihr eigenen verfassungsmäßigen Organen, geltend machen will. Ihr Oberhaupt, das, o Entsetzen! im Auslande thront, soll sich nur nicht rühren und etwas unternehmen, was sich äußerlich wirksam erweiset; es beschränke sich auf das Gebiet des innern Glaubens, aber auch da wolle es nur nicht die Gewissen beunruhigen, denn der Schutz der Glaubensfreiheit ist ein Hauptzweck des Schutzes, welchen der evangelische Staat der geschützten Religion angedeihen läßt.

Noch plumper aber und crasser treten die Grundsätze des Wolfart'schen Kirchenstaatsrechts in der besondern Anwendung auf Preußen hervor, verbunden mit der nicht selten gehörten albernen Borussolatrie, die eine kriechende Ehrfurcht vor jeder Cabinetsordre heuchelt, und zugleich mit blinzelnder Geringschätzung auf die politischen Institutionen anderer Staaten schielt, in denen ein gestabter körperlicher Eid, nicht blos eine Huldigungsrede, den König bindet, nach Recht und Verfassung zu regieren. „Preußen", sagt Hr. Wolfart, „stellt das Bild der reinsten christlichen Monarchie dar", in ihr ist „kein anderes weltliches Gesetz, als der Wille des Königs" vorhanden. „Der getreue Unterthan erblickt unter der Cabinetsordre mit Ehrfurcht die Namenszüge seines Herrn,

auch wenn der Inhalt ihn selbst schmerzlich und gegen seine eigene Ueberzeugung berühren sollte". Er wird dulden und schweigen, oder im Nothfall seine Stimme durch alle umgebenden Instanzen hindurch zum Ohre des Monarchen dringen lassen, der freilich eben derselbe ist, welcher vorher die verletzende Cabinetsordre erlassen hat. Darin, in dieser innigen Verbindung des Herrschers und der Unterthanen, erkennt der Verfasser einen höhern und festern Schirm, als den Schutz beschränkender Verfassungen! Und wenn nun denjenigen, die etwa ihre Stimme erheben, geboten wird, zu schweigen, so müssen sie duldend und schweigend die Namenszüge unter der schweigengebietenden Cabinetsordre mit Ehrfurcht betrachten. So erging es denen, welche gegen die verschiedenen Cabinetsordres, die die Union geboten, ihre Stimme erheben wollten; denn das Staatswohl gestattete es nicht, auf sie zu hören; durch das Unionswerk mußte „der unseligen Trennung der Partheien ein Ende gemacht werden". Leider ist es noch nicht ganz zu seinem Ziele gekommen; denn nach Angabe unseres Canonisten war es bestimmt, alle in sich aufzunehmen, „auch die Bekenner der römisch-katholischen Lehre", und daran fehlt zur Zeit noch Einiges. Aber wenn nun das Staatswohl nach der Einbildung eines künftigen Staatsmannes geböte, auch die Katholiken zur Union einzuladen, und denjenigen, welche der Einladung nicht Folge leisten und den Unionsgeistlichen nicht annehmen wollten, die Kirchen zu nehmen, wie den Lutheranern in Schlesien, oder durch Executionstruppen sie zum Kirchenbesuche zu treiben, so bliebe den Katholiken ja immer noch die Zuflucht unter den hohen und festen Schirm des Hrn. Wolfart, unter welchem sie, „beklagend nur den trüben Gang der Begebenheiten, dulden und schweigen" könnten.

Doch mögen auch die Protestanten nicht zu sicher seyn. Zwar hat der Staat sich einmal die evangelische Religion als Staatsreligion angeeignet; aber dies könnte auch einmal umgestaltet werden, wenn gleich nicht eher, „als bis die ober-

ste Staatsgewalt ein Anderes erklärt hat". — „Wer aber wollte es sich als möglich denken, daß unser evangelisch-christlicher König seinen evangelischen Staat in einen römisch-katholischen, oder auch nur (wenn es an sich möglich wäre) in einen gemischt katholischen und evangelischen verwandeln könnte, weil ihm Länderparzelen zuwuchsen mit einer ganz oder gemischt katholischen Einwohnerschaft? Nimmermehr! und war der Zuwachs auch das Erzbisthum Köln, und wäre es auch der Kirchenstaat selbst gewesen"!!

So kommt dieser Herr auf den alten Satz zurück, cujus regio ejus est religio; ad nutum regis kann in einem Lande eine Religion heute nur eine geschützte (d. h. im Sinne des Verfassers eigentlich: eine dem Willen der Landesregierung preisgegebene) werden, die gestern die herrschende war, und umgekehrt; bestehende Rechtsverhältnisse, grundgesetzliche Zusicherungen kommen nicht in Betracht. Es wird dieses auch sofort recht handgreiflich und einleuchtend angewandt. „Preussen ist und bleibt ein evangelischer Staat . . . Welche Ländertheile ihm zuwachsen, und wenn in solchen bis dahin auch zum kleinern oder größern Theile, oder wenn auch ganz die römisch-katholische Religion die einheimische war, ja wenn auch keiner der neuen Unterthanen bis dahin sich zu anderm Glauben bekannte, dennoch verwandelt sich durch die politische Landeseinverleibung und ohne Weiteres die katholische Religion in eine geschützte, und die evangelische wird die herrschende auch dieses Landestheiles". Ja, dieser Grundsatz ist ein so unerschütterlicher Fundamentalsatz dieses Staatskirchenrechts, daß „selbst ein unbewachter, zweifelhafter Ausdruck der Legislation in berichtigender Declaration so ausgelegt werden muß, daß der Grundsatz stehen bleibt".

So wüßten denn die Rheinlande und Westphalen, wie sie eigentlich daran sind. „Man thut Unrecht, wenn

man die Rechte der evangelischen Religion mit denen der römisch-katholischen Religion in Vergleich stellt; oder gar von Gleichheit der Rechte beider spricht". Man darf sich nicht wundern, daß sich hiernach auch „Preußens evangelische Staatsreligion in der Verwaltung bewährt", man muß es z. B. ganz natürlich finden, daß unter andern wohl auch unter der Verwaltung des jetzigen Expräsidenten, zur Gründung von protestantischen Pfarreien und Schulen für wenige zerstreute Protestanten in ehemals ganz katholischen Gegenden das Mögliche gethan wurde, damit die theoretisch herrschende Religion auch factisch einigermaaßen als solche sich darstelle, während der Errichtung oder Wiederherstellung katholischer Pfarreien (wie in Mettenberg, das zum Regierungsbezirk des Verfassers gehörte, wie in Görlitz, Mühlhausen u. a.) die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Man müßte es ganz angemessen finden, wenn der Vorschlag des Verfassers in Erfüllung gegangen wäre, daß, um nicht eine gänzliche Vernichtung der landesherrlichen Sanction der Bulle de salute animarum auszusprechen, eine der innern Gesetzgebung angehörende, berichtigende Declaration erlassen werden möge: „daß die oberste Gewalt unseres Staates eine christlich-evangelische ist, welche mit gleicher Fürsorge ihre christlichen Unterthanen aller Confessionen umfaßt.... mit gleichzeitiger und gleichmäßiger Beachtung der Gewissensfreiheit und des Staatsrechts". Wenn dann aber wider Erwarten diese Erklärung nicht ausreichte, die katholischen Unterthanen über den Begriff einer Regierungsweise im evangelischen Sinne aufzuklären, dann — möge der Pferdefuß sich deutlicher zeigen, und „zur Beruhigung der Getreuen, wie zur Verzweiflung der Fremdgesinnten" die weitere berichtigende Erläuterung geben: „daß, wenn in einem römisch-katholischen Staate die Anerkennung aller Dogmen dieser Kirche sich von selbst verstehen, und die Ausübung des juris circa sacra wenigstens präsumtiv dieselben zur Basis haben sollte, doch in einem evangelischen Staat, bei allem sonst zu-

gesagten und gewährten Schutz, diejenigen Dogmen zu irgend welcher Anwendung, und zu irgend welcher Verkündigung ausscheiden und verworfen werden müssen, welche die Grundwahrheit der evangelischen Lehre verletzen", z. B. „die staatsverderblichen Sätze von der Alleinseligmachung, von der Unfehlbarkeit und von dem blinden Gehorsam"!! Also versteht Herr Wolfart die Glaubens- und Gewissensfreiheit, deren Schutz die Hauptaufgabe der die „geschützte Religion" schützenden Staatsgewalt ist. Den blinden Gehorsam wollten wir schon preisgeben, wir kennen blinden Gehorsam in der katholischen Kirche nicht. Aber auch das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche dürfte nach jenem Staatskirchenrecht nicht verkündet und ausgelegt werden, und es wäre daher vollkommen in der Ordnung gewesen, daß man die Bekanntmachung eines Breve des Papstes, worin darauf Bezug genommen wurde, verhinderte; ja auch den Glaubenssatz an die Unfehlbarkeit der lehrenden Autorität der Kirche dürfte man nicht mehr lehren, das heißt, man müßte die wesentlichste Grundlage der katholischen Kirche mit Stillschweigen zudecken, und in Wahrheit die Existenz derselben in dem Glauben und Bewußtseyn ihrer Angehörigen vernichten. Diejenigen aber, welche sich von solchen staatsverderblichen Glaubenssätzen nicht lossagen wollen, d. h. diejenigen, welche wirklich römisch-katholische Christen bleiben wollen, dürften nach den Insinuationen unsers Autors den übrigen Unterthanen in ihren Rechten nicht gleichgestellt werden. Die Bestimmungen des westphälischen Friedens und der deutschen Bundesacte, die gerechteren Aussprüche des preußischen Landrechts und die feierlichsten Zusicherungen, die den neuerworbenen Landestheilen gemacht worden, stehen nicht im Wege, denn diese sind nach dem Princip der berichtigenden Declaration so zu deuten, daß sie das alles zulassen.

In welchem Irrthum also haben wir Arme uns befunden! Wir waren der Meinung, es gebe nach jetzigem deut-

schen Rechte in Deutschland einen protestantischen oder katholischen Staat eigentlich nicht mehr; es seyen die drei Confessionen als politisch vollkommen gleich berechtigte anerkannt, und so habe auch die katholische Kirche, mit ihrer unverfälschten Lehre und ihrem ganzen verfassungsmässigen Bau, überall in Deutschland eine durch die Grundgesetze des deutschen Bundes rechtlich gesicherte Existenz; wir haben in diesen Blättern schon einmal ausgesprochen, daß, wenn Morgen der Regent Preußens sich zur katholischen Kirche bekenne, dieses in der rechtlichen Stellung der Confessionen in Preußen keine Aenderung bewirke. Alles dieses ist grundfalsch, nach dem Staatskirchenrecht des Herrn Wolfart, das sich mit edler Freimüthigkeit über alle bestehenden Rechte hinwegsetzt, und den Zustand der rechtlichen Parität der Confessionen, worauf der Friede unseres Vaterlandes beruht, freventlich in seinen Grundlagen erschüttert.

Es war wohl begreiflich, daß ein solches bodenloses und verkehrtes Machwerk auch von protestantischen Juristen Mißbilligung erfahren mußte, und so wurde es denn auch in einer Recension, deren Verfasser sich als dem protestantisch-evangelischen Lehrbegriff von Herzen zugethan bezeichnet, geradezu für ein Staats-Kirchen-Unrecht erklärt und für ein Glück angesehen, daß jene Schrift nach der Angabe des Verfassers nicht mit zeitigen Amtsverhältnissen desselben in Verbindung stehe. Aber es ist schon auffallend genug, daß ein Mann, der viele Jahre in höchst einflußreichen Aemtern gestanden, und in einem theils aus rein katholischen, theils aus gemischt katholischen Landestheilen bestehenden Regierungsbezirk das Ruder der Regierung führte, mit so corrupten Ansichten hervortreten mochte, und dieß noch mit der Erklärung, daß er sich zur Veröffentlichung des Werks nicht würde berechtigt gehalten haben, wenn er nicht vorher die Ueberzeugung erhalten hätte, die höchste Staatgewalt finde nichts darin, dessen offene Verhandlung mit ihrem Interesse im Widerspruch stände; und leider haben wir nur zu viel

Ursache, zu glauben, daß der Verfasser durch die Beistimmung vieler Gleichgesinnten seines Kreises in dieser Ueberzeugung bestärkt werden mochte. Noch auffallender aber ist, was sich nachher begeben und auch uns zunächst veranlaßt hat, auf diese Schrift jetzt noch zurückzukommen.

In der allgemeinen Preßzeitung vom 18. März d. J. erschien folgende Entgegnung auf oben erwähnte Recension:

Recensentenanmaßung.

„Durch freundschaftliche Mittheilung des Verfassers, eines hochgestellten preußischen Beamten, ist dem Leiter dieser Blätter die Einsicht in ein Manuscript gestattet worden, welches seiner Veröffentlichung durch die Presse demnächst entgegensieht, und auf welches er die Aufmerksamkeit der Leser der Preßzeitung schon vorläufig zu lenken für angemessen hält... Die Schrift wird den Titel führen: „Das geheiligte Wort des Monarchen" von Ph. L. Wolfart u. s. w., und sich an seine gediegene Abhandlung „Preußen in seinen religiösen Verhältnissen u. s. w." anschließen. Von diesem Buche enthält das X. Heft des VI. Jahrg. der krit. Jahrb. für Kirch. eine Beurtheilung, deren Verfasser sich vieler Ungehörigkeiten schuldig macht; hauptsächlich aber, — ein Fall, der wohl noch nicht vorgekommen seyn dürfte — sich nicht entblödete zu insinuiren, die Theorie des Herrn Wolfart sey eine nicht zu begründende Privatmeinung, die mit der preußischen Gesetzgebung und Praxis in Widerspruch stehe. Von dieser Voraussetzung ausgehend suchte er dessen Versicherung in der Vorrede, „daß er sich zur Veröffentlichung seines Werks nicht würde für berechtigt gehalten haben (u. s. w., wie oben angegeben)", in Zweifel zu ziehen. Man muß gestehen, daß dieses eine seltene Anmaaßung eines anonymen Kritikers, einem sich nennenden und mit seinem Amtscharakter für seine Behauptung Gewähr leistenden hohen Staatsbeamten gegenüber, ist. Glücklicher Weise bedarf es zur Widerlegung des unvorsichtigen Angreifers keiner andern Maaßregel, als des

einfachen Abdrucks der Cabinetsordre, welche der hochselige König Friedrich Wilhelm III. über die fragliche Schrift an den Verfasser erlassen hat, und welche wörtlich also lautet:

„Für die mir von Ihnen eingereichte Denkschrift: „Preußen in seinen religiösen Verhältnissen, die mancherlei interessante Darstellungen enthält und in einem ehrenwerthen Sinne geschrieben ist, gebe ich Ihnen hiermit meine Zufriedenheit und meinen Dank zu erkennen".

Berlin, den 4. April 1839.

Friedrich Wilhelm.

An den Geh. Oberfinanzrath Wolfart.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß den Herrn Geheimerath ein überschwengliches Gefühl der Ehrfurcht überwältigte, als er die Namenszüge seines Herrn unter einem Schreiben erblickte, dessen Inhalt ihn „nicht schmerzlich und gegen eigne Erkenntniß und Ueberzeugung berühren" sollte, sondern den Glanz königlicher Anerkennung über seine schriftstellerische Leistung ergoß. Es ist daher auch erklärlich, daß er trunken von solcher Wollust noch jetzt durch das Organ der Preßzeitung in die Welt posaunte: „Durch wen wird in Preußen die höchste Staatsgewalt wohl repräsentirt, als durch seinen König? Und gibt es bei öffentlicher Besprechung so zarter Angelegenheiten, als der Gegenstand des fraglichen Buches zu berühren nöthig machte, wohl ein Verfahren, das den Verfasser gegen jede Mißdeutung hätte sicher stellen können, als den König selbst zum ersten Critiker seines Werkes zu berufen?"

Die Leser dieser Blätter, für welche wir von diesem literarischen Phänomen aus ihnen größtentheils weniger zugänglichen Zeitschriften Akt genommen haben, werden hoffentlich mit uns es höchst indiscret finden, daß ein geheimer Oberfinanzrath seinen König und Herrn auf solche Weise vor dem großen Publikum gewissermaßen als Mitschuldigen seiner ju-

ristischen und politischen Schriftstellersünden und Albernheiten darzustellen sucht, und sie werden es mit uns billigen, daß der Recensent ein solches Manoeuvre mit wenigen Worten nur der Verachtung der literarischen Welt preis gibt. Wir aber erlauben uns zum Schluß noch die bescheidene Frage: ob wohl jemals die Historisch-politischen Blätter in einer den kirchlichen Frieden und die paritätische Stellung der Confessionen in den deutschen Bundesstaaten so verwegen gefährdenden Weise, wie die oben erwähnte Schrift des Herrn Wolfart es thut, die Angelegenheiten der katholischen Kirche besprochen haben? ob sie nicht vielmehr immer die positiv rechtlichen Grundlagen jener paritätischen Stellung, welche dieser leichtfertig überspringt und mißachtet, festgehalten und nur auf deren praktische Geltendmachung gedrungen haben? ob es daher gerecht, ob es politisch sey, unter Vorschützung eines solchen Vorwurfes ein Gesuch loyaler Unterthanen um Aufhebung des Verbots der Hist.-polit. Blätter zurückzuweisen, dort, wo Herrn Wolfart Gelegenheit gegeben ist, gegen eine wissenschaftliche Anfechtung seiner verderblichen, den kirchlichen Frieden feindseligst bedrohenden staatskirchenrechtlichen Grundsätze mit dem Schilde der höchsten Autorität im Staate sich zu schirmen?

LXV.

Zeitgedichte von Wilhelm Wackernagel mit Beiträgen von Baltasar Reber. Basel, Schweighauserische Buchhandlung 1843.

Es war eine Zeit in Deutschland, wo unsere Poesie, ja unsere ganze Wissenschaft, mit dem Leben keine besondere Gemeinschaft hatte, und wir nahe daran waren, ein Volk pedantischer, unpraktischer Stubengelehrten, das Gelächter fremder Nationen zu werden. Mochten außen die Stürme der

Zeit unser baufälliges Dach fortzutragen drohen, mochten Fäulniß und Moder an seinen Fundamenten nagen, die Spinnen die Fenster mit ihren gewebten Vorhängen verhüllen und der angehäufte Auskehricht Thor und Thüren sperren: wir saßen in größter Gemüthsruhe drinnen, eingehüllt in die Staubwolken unseres Studirzimmers; wir dichteten Schäfergedichte, die nicht kurzweilig, und Heldengedichte, die sehr langzeilig und langweilig zugleich waren; wir schrieben Commentare über die alte Baukunst des Vitruv, über die Taktik des Vegetius, die Landwirthschaft des Columella; wir lernten die Titel der Pandekten auswendig und konnten die aristotelischen Syllogismen an den Fingern herzählen.

Es war das eine selige Zeit kosmopolitischer Philisterei und farbloser Langweile, die kein Vaterland und keine Zeit kannte; nur Schade, daß wir so unsanft aus unseren Betrachtungen aufgeweckt wurden.

Die Fremden nämlich, die unruhigeren Blutes sind als wir, waren auf ihren militärischen Promenaden und Handelsreisen oft des Weges an unserem alten rotten borrough vorüber gekommen; sie konnten keine menschliche Seele in dem gelehrten Fledermausneste wahrnehmen, und hatten darum mit steigender Zutraulichkeit, indem sie kein Arg von dem Sitze friedlicher Musen fürchteten, das Federvieh uns vom Hofe getrieben und das Obst von den Bäumen des Gartens geschüttelt. Es waren dieß Dienste uneigennütziger Freundschaft, wodurch sie uns zu ewigem Danke verpflichtet hielten, und uns auch gelegentlich die Rechnung machten. Das Krähen und Schnattern der Gänse und Kapaunen konnte ja die gelehrten Hennen da innen in der Ausbrütung ihrer philosophischen Systeme stören; der gute deutsche Biedermann durfte sich nun auch nicht die Mühe geben, die übervollen Bäume zu stützen; die frische Luft und die ungewohnte Anstrengung hätten ihm vielleicht gar einen Rheumatism oder Rothlauf zugezogen, und Hippokrates würde seine Hypothesen über den Inhalt der verschwundenen Bücher der Sibille

von Kumä unterbrochen haben. Ein nie zu ersetzender Verlust für die Wissenschaft des Einzigen, was Noth thut! Einer ehrlichen Alten, einem Erbstück unserer Väter, die sich Sorglosigkeit nannte, und blind und taub war, überließen wir unterdeß getrost die Sorge unseres Haushaltes. Um Kleider und Heitzung zu sparen, verließen wir auch selbst am Tage nicht das Bett, und während die Alte schlief, wachten wir bei der Studirlampe über unseren Folianten, und lasen und und schrieben Tag und Nacht in ungestörter Gemüthsruhe fort, auf dem besten Wege, ein schreibendes und lesendes Mandarinen-Volk, nach Weise der Chinesen, zu werden, in hergebrachten todten Formen und Formalitäten das Leben erstickend.

So nahm die Vertraulichkeit der fremden Gäste immer zu, und da auch wir zu gleicher Zeit uns immer enger in unserem abstracten Spinnengewebe einspannen, so gewöhnten sie sich daran, von unserer theoretischen Existenz in concreto ganz zu abstrahiren, und über unser Hab und Gut, wie über herrenloses Eigenthum, nach ihren Gelüsten zu schalten.

Nachdem sie rundum Alles abgeweidet, machten sie sich zuletzt über unser altfränkisches Kastell selbst, den Sitz unserer menschenbeglückenden Theorien, her. Sie kamen überein, das ehrwürdige alte Haus, das ohnehin jeden Tag, zum Schrecken der Vorübergehenden, den Einsturz drohte, abzutragen, um sich in die Baumaterialien zu theilen. Da begann denn, was gibst du? was hast du? ein Schaufeln und Wühlen, ein Einreißen und Einstürmen, ein Abbrechen und Abdecken, daß man in kurzer Frist, bei ungestörtem Fortgange des Werkes, kaum die Stätte mehr würde erkannt haben, wo das tausendjährige heilige römische Kaiserschloß deutscher Nation, mit seiner schlafenden Ritterschaft und seiner sorglosen Klerisei gestanden hatte.

Allein endlich und endlich, als das Krachen des alten Baues unser Schnarchen übertäubte, als es uns durch das abgedeckte Dach in das warme Federbett schneite und regnete,

als der Sturmwind durch die zerbrochenen Fenster uns die Schlafmütze, wie sehr wir sie auch mit beiden Händen festhielten, vom Kopf riß, und mit den staubigen, verwelkten Blättern unserer papierenen Weisheit über Berg und Thal dahinfuhr, als Frost und Hunger uns nicht länger schlafen ließen und die zitternde alte Haushälterin, vom Schlag getroffen, auch fürter keinen Rath mehr wußte: erst da rafften wir die schlafmüden Glieder zusammen, und traten seit langem wieder einmal auf eigene Füße.

Mit Entrüstung den Gräuel der Verwüstung und des Raubes wahrnehmend und vergangener Herrlichkeit gedenkend, übermannte uns einen Augenblick der Zorn; wir nahmen das alte eingerostete Schwert Karls des Großen von der Wand und trieben damit die Verwüster und Räuber von unserem Haus und Hof.

Seit dieser Zeit haben wir das Dach für den Augenblick wieder nothdürftig hergestellt und gehen mit großen Projekten von Neubauten um. Vor allem aber haben wir den festen Vorsatz gefaßt, dem abstrakten Traumleben zu entsagen, und uns im praktischen Leben umzusehen, damit es uns nicht noch einmal, wie dem schillerischen Poeten bei der Theilung der Erde ergehe, und Zeus, oder vielmehr unsere Fahrlässigkeit, uns auf den Himmel vertröste.

Wie man daher von den übrigen Wissenschaften verlangt, daß sie dem Leben und einer lebendigen Bildung zum Heil und Frommen gereichen sollen, und die Jugend nicht in dem todten Bücherstaube ertödten: so hat dasselbe Bestreben auch bei den Poeten die sogenannte politische Poesie hervorgerufen; an dem Kampf der Zeit theilnehmend singen sie selbst einander zu:

„Setzt vom Munde nun die Flöten,
Legt die Lauten aus der Hand,
Seht ihr nicht den Himmel röthen,

Wechselstreitend Blut und Brand?
Worte ziemen euch, die wettern
Wie ein Schwert im Schlachtengang;

Töne ziemen euch, die schmettern,
Wie der Kriegsdrommeten Klang".

Wenn es nun aber, die Eisenbauten allenfalls ausgenommen, doch im Ganzen mit unseren Neubauten langsam von Statten geht: so können wir dieß, neben unserer inneren Zerrissenheit, lediglich nur dem Mangel an eigentlichem politischen Geiste, dem Mangel an öffentlichem Leben und Weltverstande, die uns in den letzten Jahrhunderten, über unserem kleinstädtischen Stubenleben, gänzlich abhanden gekommen sind, zuschreiben. Das Uebel aber äußert sich auf eine zweifache Weise. Da sind nämlich die Einen, die Ruhigeren, Friedlicheren, auf das Erhalten Bedachte, die jeden Augenblick in die alte Schlafsucht zurückzufallen drohen, und nicht eher ein Glied rühren, bis ihnen das Wasser in den Mund geht. Ihnen gilt Wackernagels Sonett:

O könnt ich tausendzüngig, tausendkehlig
Dirs in die Ohren, dirs zu Herzen klingen,
Du sollst empor, empor vom Schlummer springen,
Dem du in Armen ruhst so sanft und selig.

Rings um dich steht der Feinde Schaar unzählig
Der Angeln, Franken, Reußen, Transalbingen,
Die manchen Theil schon deines Kleids empfingen,
Und gerne holten manchen noch allmählig.

O könnt ich tausendstimmig, tausendtönig
Durchschreien dich vom Fuß, bis auf zum Gipfel,
Damit der Schlaf dir flöh vom Augenliede,

Damit du sähst die Laurer stehn, mein König,
Und dir geschnitten rings vom Rock die Zipfel,
O du ein Saul, sie aber nicht Davide.

Ihnen steht ein Geschlecht zügelloser Buben zur Seite, die, ohne Schaam und Zucht aufgewachsen, den müden Alten, die ihnen zu lange leben, den Tod geschworen, und sie am liebsten unter dem Schutte des alten Vaterhauses begraben möchten, um dann Alles gleich nach eigenem Sinne neu zu bauen. Haben die Einen, nur an den Augenblick denkend,

und um den Frieden des Tages besorgt, après moi le deluge zum Wahlspruch ihrer conservativen Politik genommen, so setzen die Andern Alles auf Erden und im Himmel in Bewegung, um ihnen das welterlösende deluge noch während ihrer Lebzeiten auf den Hals zu beschwören. Es sind dieß die neuen Olympier, die dem Geschlechte der alten Titanen es nachthun möchten, die namentlich in den Schweizer Alpen ihren Thron aufgeschlagen haben, und denen der zürnende Dichtergruß gilt:

> Noch sitzt ihr frevelhaften Spötter,
> Noch sitzet, jeder selbst ein Gott,
> Und trotzet ihr dem Gott der Götter,
> Auf eurem Thron von Trug und Spott.

Als Zeugen dieses eben nicht erfreulichen Schauspieles stehen dann die wenigen patriotischen Seelen da, die jugendlichen Muth mit der Mäßigung gereifter Erfahrung vereinigen, und das Erbtheil der Vergangenheit und die Bedürfnisse der Zukunft zum Heile des Vaterlandes aussöhnen möchten, antreibend die Einen, und mäßigend und warnend die Andern, und ihren Zwist im Namen des gemeinsamen Heiles beschwörend.

Eine Stimmung dieser Art ohngefähr hat die obengenannten Gedichte von Wackernagel und Reber an Deutschland gerichtet. Sie wurden zunächst veranlaßt durch den Brand Hamburgs und seinem Wiederaufbau, als einer wahrhaft deutschen Stadt und Mutter einer neuen künftigen Hansa, die da die Flagge mit den achtunddreißig Sternen deutscher Fürsten und Völker auf das offene Weltmeer zur Gewinnung des goldenen Vließes aussenden möge.

Von der Schweiz gehen diese Zeitgedichte aus. Ist aber ein Land geeignet, in dem Gemüthe jene mittlere, oben angedeutete, gemäßigte Stimmung hervorzurufen, so ist es gewiß vor allen andern die Schweiz. Welchen Ekel, welchen Ueberdruß mußte nicht hier die energielose Philisterei, die blödsinnige Schlafsucht, die schaafherzige Geduld der Conservativen, und namentlich der Katholiken, erwecken, wenn sie

sich von einer handvoll Buben an allen Gliedern binden, und das Fell scheeren und über die Ohren ziehen ließen. Was sie bei Zeiten mit einem geringen Opfer und mäßiger Rührigkeit hätten abwenden können, sehen sie sich später genöthigt, mit den Thränen einer feigen Mattherzigkeit, als ein fait accompli, unter dem kalten Hohngelächter ihrer Gegner, die Alles wagen, weil man sich Alles gefallen läßt, nutzlos zu beklagen. Wie oft aber mußte das gekränkte Rechtsgefühl eines männlichen Gemüthes nicht zornig aufwallen über das schamlose Treiben dieser radicalen Wühler selbst, über ihre brutale Leidenschaftlichkeit, ihren hartherzigen, hochmüthigen Verfolgungsgeist, ihr freches, übermüthiges Spiel mit geschworenen Eiden, ihr Verhöhnen jeder Ehre, jeden Rechtes und jeder Freiheit, ihr eigennütziges, ehrgeiziges Schalten und Walten nach den Launen und Gelüsten ihres kleinlichen Despotensinnes, ihr Prunken und Renommiren mit einem hohlen Unglauben und philanthropischer Gottlosigkeit, die ihre habsüchtige Diebeshand nach jedem Gut ausstreckt, über ihre unermüdete, wühlerische Emsigkeit, ihre gleisnerische Tücke und scheinheilige Hinterlist, die sich auch der Kanzel und des Katheders bemächtigen möchte, um die Herzen der Jugend mit ihrer eigenen Verderbniß zu vergiften, damit sie alsdann unter den Gleichgesinnten, jeden Widerstandes überhoben, unumschränkt herrsche.

Der energielosen, an abgestorbenen Formen hängenden Mattherzigkeit sogenannter Conservativen gegenüber gelten folgende Losungsworte Wackernagels ihren radicalen Widersachern:

Mir schwillt das Herz von Trauer und von Zorne,
Gewahr' ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig sich erlaben,
Den Frevler schöpfen aus der Frevel Borne;

Wahnsinn'ge, die mit frech erhöhtem Horne
„Werft um das Kreuz! werft um!" gepredigt haben,
Und aber nun ein giftig Korn vergraben,
Und Freiheit prophezein aus solchem Korne.

Ihr Thun ist Sünde, Sünd' ist ihre Rede,
Sünd' auf dem Blatte, das sie umgeschlagen,
Und auf dem Blatt von heute Sünde, Sünde!

Mit Liebesworten, und bewehrt zur Fehde,
Wohl thät' ein Eckard Noth in diesen Tagen,
Der warnend vor dem Venusberge stünde.

Ihren wilden bacchanalischen Sturmschritt begleitet sein Gesinnungsgenosse Reber mit den Worten:

„Ihr rollt wie die Lawine fort,
Und reißt hinab
Des Glaubens und der Treue Hort
Ins finstre Grab.

Ihr rollt wie die Lawine fort
Zermalmt die Welt,
Bis ihr an Gottes Felsen dort
Selbst liegt zerschellt".

Daß übrigens das Grundübel unseres deutschen Wesens, unserer geistigen Zerrissenheit und unserer politischen Schwäche gegenüber fremden Nationen, in dem Mangel an Eintracht und innerlicher Einheit liege, dieses konnte den Dichtern nicht entgehen; der Erinnerung an diesen verlorenen Hort, dessen Verlust so unsägliches Weh über unser Vaterland gebracht, ist das Gedicht von den beiden Schwertern gewidmet.

„Zwei Schwerter pflagen manches Jahr
Die ganze Welt zu richten,
Und was zu krumm dem einen war,
Das half das andre schlichten:
Des Kaisers Schwert, des Pabstes Schwert;
Vom Himmel fielen beide:
Kein Schmied auf Erden ist gelehrt
Zu schaffen solch Geschmeide.

Wo sind sie nun zu dieser Frist
Die hochgepreisten Wehren?
Verrostet und zerbrochen ist
Das ein' und arm an Ehren;

Verloren und vergraben liegt
Das andre tief im Sande,
Seit sich ein Kaiserhaupt geschmiegt
Ins harte Joch der Schande.

Doch hoffet, hofft! der Himmel fügt
Noch ihren Lohn der Treue,
Und aus der Erde wird gepflügt
Das alte Schwert aufs neue.
Schon Einer kam und fand den Ort,
Schon sprühten helle Funken;
Er sah sich um: da war der Hort
Nur tiefer noch versunken".

Freilich sind Deutschland als solchem beide Schwerter verloren gegangen: das Band eines gemeinsamen Glaubens unter der schirmenden Hut eines sichtbaren Oberhaupt und das Band eines deutschen Kaisers. Und keine Phrasen, keine Festmahle, keine Toaste, keine Monumente und keine Rheinlieder werden uns das Verlorene wiedergeben; nicht dieß, sondern ein männliches, ernstes Handeln thut Noth, Thaten und keine Phrasen. Allein unsere Zeit ist eine wahrhaft schreib- und redselige, wir werfen den Franzosen das leichte Strohfeuer ihrer Champagner-Begeisterung vor, während wir selbst in den jüngsten Jahreen nichts so sehr ausgebildet haben, als die Champagner-Beredsamkeit über unsere deutsche Vortrefflichkeit, wie die es so erstaunlich weit gebracht habe: An diese eitele Ruhmredigkeit, an diesen leeren Wortprunk toastirender Thatenlosigkeit ist das Gedicht gerichtet, welches die Ueberschrift führt:

An die Redseligen, zur Feier des Vertrags zu Verdun.

„Singen, Klingen, Schwätzen,
Monumente setzen,
Das in deutschen Landen
Geht euch flink von Handen:
Meinet ihr als Gottes Affen
Mit des Wortes Klang,

Meinet ihr mit Sing und Sang
Eine Welt zu schaffen?

Auf und unterm Throne,
Mit der Kron und ohne,
Könnt ihrs denn nicht lassen,
Reden abzufassen,
Nun, so bleibt doch bei der alten
Deutschen Mannsnatur,
Nicht zu halten Reden nur,
Nein, auch Wort zu halten!

Solls euch wohl gerathen,
Auf, versuchts mit Thaten!
Laßt einmal in Handeln
Sich das Wort verwandeln!
Denkt des Vaters und der Väter,
Machts wie der und die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Darum, mein lieber treuer
Deutscher, wenn du heuer
Gehst am grünen Rheine
Hin zur Volksgemeine,
Die von Liedern überbrausend,
Redensarten voll,
Feierlich begraben soll
Deutschlands erst Jahrtausend:

Dich und All' und jeden
Bitt' ich, macht dem Reden
Endlich dann ein Ende,
Brauchet Herz und Hände
Alte Schulden heimzuzahlen;
Nicht, daß ihr erkennt
Etwa gar ein Monument
König Karl dem Kahlen:

Um dem schlauen Franken
Heute noch zu danken,
Daß er uns entschlüpfte,
Frei den Nacken lüpfte,

Von sich warf den deutschen Zügel,
Und für tausend Jahr
Unserm Rhein, dem Felsenaar,
Brach den linken Flügel:

Nein, du Ludwigsenkel,
Nimm das Schwert vom Henkel,
An des Feindes Gränzen
Geh und laß es glänzen;
Geh und denke neu zu schlingen
In der Kette Rund
Das verlorne Glied Burgund,
Elsaß, Lotharingen!

Fordre heim die Länder,
Deutscher Schande Pfänder!
Heische wieder, heische
Fleisch von deinem Fleische!
Sag' es kurz, und denk der Väter,
Mach's getrost wie die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter".

Denselben Gedanken, daß es Deutschland vor Allem noth thue, seine Gränzen zu wahren, und den Fremden gegenüber eine seiner würdige Stellung einzunehmen, bevor es sich einer freieren, inneren Entwickelung ungestört hingeben könne, spricht auch ein anderes Gedicht aus, wo es heißt:

„Schickt erst die Zottelbären heim,
Und heim die welschen Hahnen!
Dann unterm Siegesbogen hin,
Dann mögt ihr auch der Königin,
Der Freiheit Straße bahnen.

Allein diesen Gedanken eines kriegerischen Patriotism stehen die Männer der unsere Zeit beherrschenden Geldaristokratie gegenüber. Ein Gedicht, in welchem Feder und Schwert, Frieden und Krieg einander den Vorrang streitig machen, erkennt zuletzt jenen in mißmuthiger Ironie die Hegemonie

zu; es ist der Dichter Chamisso, der als erwählter Schiedsrichter sein Urtheil also spricht:

„Das Geld ist Macht und Herrlichkeit,
Ein Freiherr Rothschild ist der Heros unsrer Zeit.
Verderblich sind die Schuld nur und die Schulden,
Das Geld schafft Frieden nur und Krieg.
Das Geld, das liebe Geld allein bedingt den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend sich gedulden.
Und ist euch, meine Herrn, an meinem Urtheilsspruch gelegen:
Wer mich am besten honorirt,
Das mehrste Geld mir gibt, behält, wie sichs gebührt,
Bei mir auch Recht, und das von Rechtswegen".

Indessen verzagt der Dichter nicht an einer glorreichen Zukunft, er spornt das Roß mit guten und scharfen Worten, seinen kriegerischen Muth zu wecken, und dazu läßt er ihm den Trompetenton heroischer Sonette erklingen, wie sie zuerst Rückert angestimmt. Die deutsche Flotte ist es, die seiner Phantasie vorschwebt, und ihr ist mehr als eines der zunächst an Hamburg gerichteten Mahnrufe geweiht; wir lassen nur zur Probe zwei folgen:

„Geschmeidig Eisen wächst in Bergesgrüften,
Und auf den Bergen dir wie schlanke Tannen!
All überall im Land' o welche Mannen
Von starker Faust und breit an Brust und Hüften!

Und dort im Thal, an sonnenhellen Lüften,
Seh' ich die Weiber breite Linnen spannen,
Derweil am Rain daneben her und dannen
Der zähe Hanf sich streckt, mit scharfen Düften.

Mein Vaterland! so wächst dir in die Hände,
Was tüchtig wäre Flotten auszurüsten
Vom Mund der Schelde bis zur Kur'schen Nehring.

Du aber zäumst das Pferd am falschen Ende:
Du gibst das alles weg an fremde Küsten,
Und stappelst an den deinen Butt und Hering".

Das zweite lautet:

„Germania, du große Völkerscheide,
Daraus ein Schwert durch alle Welt gefahren;

Du Felsenhorst, aus dem ein Heer von Aaren
Gen Süden flog auf neue Wonn' und Weide:

Germania, wohnt dir im Eingeweide
Kein Saame mehr blondhaariger Barbaren?
Du sitzest da, ein Weib mit greisen Haaren,
Und faltest in den Schooß die Hände beide.

Hast gänzlich du, Germania, vergessen,
Daß deines Blutes ist der kühne Ferge,
Normannenvolk und Volk der Angelsachsen?

Es macht sich auf, die Meere zu durchmessen,
Dein Enkelsohn, auf Bäumen deiner Berge:
Du bleibst und sorgst, wie neue Bäume wachsen.

Hat übrigens der antichristliche Radicalism in der Schweiz die beiden Dichter mit Zorn wider eine zügellose, kein Recht achtende Frechheit, die sich Freiheit nennt, erfüllt, so haben sie doch nichts destoweniger ihren Protestantism wohl bewahrt, den sie uns Katholiken an einigen Stellen eben nicht auf die freundlichste Weise entgelten lassen. Diesem Hasse macht ein geistloses Gedicht: „Das Gebet eines Katholiken" Luft; daß die Jesuiten dabei nicht gut weg kommen, versteht sich von selbst; da heißt es:

Weh? was ist das für Saamenwaare?
Halbtodte Klöster bringt ihr um,
Und aus der jämmerlichen Bahre
Steigt frisch das Jesuitenthum.

Eines von den Sonetten schließt sogar kategorisch:

Kurzum, die Junker, Pfaffen, Radicalen,
Schafft fort die alle nach den Chataminseln.

Solche Ausfälle, deren die Sammlung allerdings nur wenige enthält, haben uns um so überraschender geschienen, da die, welche ihren Bannspruch so schonungslos über uns aussprechen, von dem Gefühl der eigenen Armuth vollkommen durchdrungen sind. Oder wessen Bild malen uns die folgen-

den Verse, mit denen wir wohl am treffendsten diese Anzeige beschließen:

> Du arme Welt, bist nie so arm gewesen!
> Du arme Welt, und träumest dich so reich;
> Noch nie so krank! und träumest dich genesen;
> Träumst dich so rosenroth, und bist so bleich!
> Kein Blümchen ist auf deiner Brust zu lesen!
> Und träumst dich einem Paradiese gleich.
> Greif in dein Herz! da drin: wie todesstille;
> Ein Fünklein nur: ein fieberhafter Wille.

LXIV.

Bemerkungen über den IV. und V. Band der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ von Leopold Ranke.

(Schluß.)

Wir wenden uns jetzt zum Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, in welchem der Landgraf eine so bedeutende, wenn auch gerade nicht glänzende Rolle spielte. Da fällt es denn gleich in die Augen, wie der Verfasser die Einverständnisse der protestantischen Bundesgenossen mit dem Auslande, namentlich mit Frankreich und England, möglichst zu ignoriren sucht. Bd. IV, S. 445 gibt er zwar zu, daß Unterhandlungen mit ersterer Macht Statt fanden, bei welchen sogar von einer neuen Kaiserwahl gesprochen wurde. Allein die Sache wird so gedreht, als wenn diese Unterhandlungen erst im Spätjahre 1546 angefangen und sich gleich wieder „zerschlagen“ hätten. Dem ist aber nicht so. Wir wissen durch Hrn. v. Rommel (Philipp der Großmüthige, Bd. I. S. 516), daß der Landgraf unmittelbar nach dem Frieden von Crespi

seine alten Verbindungen mit beiden Mächten wieder hervorgesucht hatte, und auch die bei Ribier (am Ende des I. Bandes) abgedruckten Actenstücke, welche leider erst mit dem Januar 1547 beginnen, zeigen, daß wichtige Verhandlungen vorhergingen. (Eben so erwähnt v. Langenn, Moritz von Sachsen, Bd. I, S. 481, Capita und Artikel, worauf mit Frankreich gehandelt worden, October 1546.) In einer Depeche Königs Franz I. vom 26. März 1647 ist selbst die Rede von einer „ligue dernierement faite", und die französischen Gesandten am sächsischen und am hessischen Hofe erhalten wiederholte Weisungen, dahin zu wirken, daß der Krieg in Deutschland fortdauere. („Le principal est d'entretenir ce peuple-là en guerre". *Ribier*, I, 609.) Dabei wird nicht versäumt, den Widerstand der deutschen Protestanten durch die Aussicht aufzumuntern, daß die Türken — von dem französischen Cabinet aufgereizt — neuerdings einen Einfall in die kaiserlichen Erblande machen würden. Von all diesem erfahren wir in dem Buche des Herrn Ranke kein Wort; so wie er auch die bereits von Sleidan gemeldete Thatsache mit Stillschweigen umgeht, daß die Schmalkaldner Verbündeten von Frankreich die Summe von 200000 Reichsthalern wirklich erhielten, und ihnen monatlich weitere 40000 Reichsthaler zugesagt wurden, — eine Thatsache, welche die bei Ribier abgedruckten Actenstücke bestätigen. Gleichfalls ersehen wir aus diesen Correspondenzen, — was Hr. Ranke ebenmäßig verschweigt, — daß Churfürst Johann Friedrich von Sachsen sich erbot, seinen ältesten Sohn an den Hof Königs Franz I. zu senden, „pour y estre en sa tuition et garde, afin qu'aduenant quelque grandein fortune audit Duc, sondit fils son vray et naturel heritier ne tombast ès mains d'un Tiran son ennemy". (*Ribier*, I, 629.) Alle diese Dinge mögen freilich zu der von Hrn. Ranke beliebten Darstellungsweise nicht passen; wie es aber bei einem solchen Verfahren um die historische Gewissenhaftigkeit aussieht, überlassen wir unsern Lesern zu beurtheilen.

Die bisher gewöhnliche Auffassung, daß Carl V. als der eigentliche Urheber des schmalkaldischen Krieges anzusehen sey, wird auch von Ranke beibehalten. Deßhalb erfahren wir nichts von den Verabredungen, welche schon zu Anfang des Jahres 1546 zwischen Landgraf Philipp und dem berühmten Sebastian Schärtlin von Burtenbach, dem Feldhauptmann der oberdeutschen Bundesglieder, getroffen wurden, — nichts von den Rüstungen, welche in Folge dieser Verabredungen Statt fanden, — nichts von der drohenden Stellung, welche die protestantische Versammlung zu Frankfurt im Januar 1546 einnahm, und welche so weit ging, daß Schiff- und Wagentransporte aufgefangen wurden, einzig auf den Verdacht hin, daß sie Kriegsbedürfnisse enthielten, vom Papste dem Kaiser zugesendet.

Uebrigens geräth der Verfasser mit sich selber in Widerspruch, indem er S. 418 zugibt, daß die Protestanten zuerst bereit waren, loszuschlagen. „Sie hatten den Vortheil, daß sie zuerst gerüstet waren". Daraus geht wohl unläugbar hervor, daß sie auch die ersten waren, welche ernstlich begonnen hatten, sich zu rüsten.

Hr. Ranke sieht einen „Meisterstreich der Politik" Carls V. darin, daß es ihm gelang, Moritz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen, und doch hat der Erfolg die Kurzsichtigkeit dieser Politik gezeigt. Die Vergrößerungs- und Machterweiterungspläne, welche Carls Benehmen um diese Zeit bestimmten, veranlaßten ihn, sich nach solchen Verbündeten umzusehen, von welchen er keinen Widerstand bei Verwirklichung jener Plane befürchtete. Darum suchte er sie auch nicht auf katholischer Seite, sondern er opferte im Gegentheil das katholische Interesse diesen Bündnissen auf, indem er z. B. dem Herzog Moritz die Stifte Halberstadt und Magdeburg Preis gab. Bei solcher Gesinnung kostete es ihn auch keine so besonders große Mühe, den sächsischen Herzog zu gewinnen, als Hr. Ranke glauben machen möchte. Moritz sah für den Augenblick größeren Vortheil darin, sich auf Seite des Kaisers zu schlagen,

und darum that er es. Alles Andere war für ihn von untergeordneter Bedeutung; am wenigsten hielt ihn das Lutherthum zurück; und es macht uns wirklich lächeln, wenn der Verfasser S. 400, den Tod Luthers beklagend, ausruft: „Ein Zusprechen dieser Stimme, welche die Autorität eines Propheten des alten Testamentes über das Volk und die Zeit besaß, würde den jungen Herzog an den großen Zusammenhang der Dinge erinnert und auf der Seite, der er angehörte, zurückgehalten haben". Der Charakter Moritzens liegt jetzt so klar vor den Augen der Nachwelt, daß wir an dem vielfach gerühmten Scharfsinne des Verfassers sehr irre werden müßten, wenn wir annehmen wollten, er habe an die Wahrheit obiger Worte geglaubt, als er sie niederschrieb.

Wie verlässig die mit solchen Mitteln gewonnenen Alliirten waren, sollte der Kaiser binnen wenigen Jahren in schmerzlicher Weise erfahren. Doch ehe wir davon sprechen, haben wir uns vorher ein wenig mit der Gefangennehmung Landgraf Philipps zu beschäftigen.

Man kennt die Fabel vom „einig" und „ewig", welche so lange durch alle Geschichtsbücher gelaufen, und welcher selbst noch Rommel (dem es doch ein leichtes gewesen wäre, sich bessere Information zu verschaffen) mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit ihre Autorität zu bewahren sich abmüht. Auch Hr. von Langenn, welchem es wohl nicht leicht ein Anderer in der Kunst zuvorthun wird, aus höchst interessantem Material ein in jeder Beziehung schlechtes Buch zusammenzuschreiben, hat mit offenbarer Verläugnung der ihm actenmäßig vorliegenden Wahrheit sich nicht entblödet, die alte Brühe wieder aufzutischen. Hr. Ranke sah nun wohl ein, daß diese Fabel, nachdem — zum Theil früher durch Buchholtz und zum Theil neuerdings durch Duller — die entscheidenden Actenstücke bekannt gemacht worden, in keiner Weise mehr haltbar sey; — wenn auch die gewöhnliche protestantische Geschichtschreibung von diesen Berichtigungen keine Notiz nehmen, und wir in dem nächsten populären Geschichts-

werke die alte Lüge von dem einig und ewig, gewürzt mit einigen obligaten Variationen über das Thema: Haereticis non est servanda fides, wieder aufgefrischt sehen werden. (Geht es doch mit der Tilly'schen Blutphrase von Magdeburg eben so; ungeachtet schon längst zur Genüge nachgewiesen ist, daß Tilly die berüchtigten Worte weder gesagt habe, noch überhaupt gesagt haben könne, sind sie doch in der neuesten Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Sporschill wieder wörtlich so angebracht, wie sie einst in dem Schiller'schen Damenkalender standen.)

So weit konnte Ranke aber doch nicht gehen, daß er die bei Buchholtz und Duller abgedruckten Urkunden vollkommen ignorirt hätte; man sieht jedoch, wie viel es ihn gekostet, eine allgemein so lieb gewonnene Sache aufgeben zu müssen. „Daran ist zwar nicht zu denken, daß jene Erzählung, nach welcher in der Urkunde die Wörter einig und ewig verwechselt seyn sollen, wie sie lautet, richtig wäre: die Sache im Ganzen angesehen, ist sie aber doch so irrig nicht". Das heißt mit andern Worten: es ist zwar nicht jener oft erzählte Betrug mit dem einig und ewig gespielt worden, aber doch ein Betrug, der nicht viel besser ist, als jener. Worin besteht nun aber dieser vermeintliche Betrug, oder diese Täuschung, wie Bd. V, S. 195 mit milderndem Ausdrucke gesagt wird? Nach Rankes eigener Erzählung trafen die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg mit dem Kaiser das Uebereinkommen, daß gegen den Landgrafen weder körperliche Strafe noch immerwährendes Gefängniß angewendet werden solle, (ne tournera à peine corporelle ou perpetuel emprisonnement,) und sie erkannten auch später an, daß der Kaiser in dieser Beziehung keine andere Verpflichtung übernommen habe. Hierauf wurden auch die übrigen Bedingungen der Unterwerfung des Landgrafen abgemacht; endlich erfolgte die Ceremonie des Fußfalles, bei welcher der kaiserliche Canzler die Versicherung wiederholte, der Landgraf solle über die getroffene Abrede nicht mit ewigem Gefängniß und Confiscation seiner

Güter bestraft werden; der Kaiser, von dem Churfürsten von Brandenburg angegangen, ob er dem Landgrafen die Hand reichen werde, verweigerte dieß, und setzte bei, daß er sich solches vorbehalte bis zu dessen gänzlicher Freilassung. Alles dieses ist wahrlich deutlich genug, und es scheint kaum erklärlich, wie die Churfürsten erst jetzt, als der Landgraf nun wirklich in Haft behalten wurde, Beschwerde darüber erheben und sagen konnten, sie hätten es nicht so verstanden. Die ganze Täuschung, welche von kaiserlicher Seite allenfalls Statt fand, reducirt sich zuletzt darauf, daß Alba den Landgrafen nicht unmittelbar nach der Fußfallsceremonie in das Gefängniß führte, sondern daß er erst nach dem Abendessen, wozu er ihn eingeladen, ihm ankündigte, er müsse die Nacht auf dem Schloße zubringen.

Um die Motive zu beurtheilen, welche den Churfürsten Moritz bei diesen Begebenheiten geleitet, müßte man sie kennen. Wie ist dieß aber möglich bei einem so versteckten, so durch und durch absichtlichen Charakter, der, wie Ranke selbst sagt, so „ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht" war. Als das Wahrscheinlichste dürfen wir immer annehmen, daß es für den Augenblick Moritzen selbst gelegen erschien, wenn sein Schwiegervater für einige Zeit der politischen Bühne entrückt wurde. Hienach wäre die eigentliche Täuschung nicht von kaiserlicher Seite, sondern von Seite des Churfürsten ausgegangen.

Daß aber der Kaiser sich vor dem unruhigen, kriegslustigen Landgrafen sicher stellen wollte, können wir ihm jetzt um so weniger verargen, wenn wir in der Sammlung von Ribier lesen, wie Philipp während der Verhandlungen mit dem Kaiser auch fortwährend mit Frankreich unterhandelte, und sich sogar bemühte, den bereits gedemüthigten Herzog Ulrich von Würtemberg wieder aufzuhetzen, der ihm aber antworten ließ, er könne nicht schreiben, da ihm die Hände gebunden seyen, und nicht reden, da er einen Knebel im Munde habe.

Es kann wohl jetzt kein Zweifel mehr darüber obwalten,

daß den weiteren Planen Moritzens nichts so förderlich war, als die fortgesetzte Gefangenhaltung des Landgrafen durch den Kaiser. Die geheimen Verhandlungen zwischen Moritz und dem König Heinrich von Frankreich begannen schon im Jahre 1550, wie Ranke dießmal ganz richtig anführt. Ueberhaupt gibt er die Geschichte dieses verhängnißvollen Bündnisses, welches Deutschland die drei lothringischen Bisthümer kostete, als ziemlich getreuer Berichterstatter; nur wenn er auf die „Gewissenhaftigkeit des älteren protestantischen Bundes“ (in Bezug auf dessen Verbindungen mit dem Ausland) zu sprechen kömmt, können wir ihm nach dem, was wir oben beigebracht, nicht zustimmen.

Auch mit der Charakterschilderung des sächsischen Kurfürsten, wiewohl sie noch etwas bestimmter und kräftiger gehalten seyn dürfte, können wir im Ganzen einverstanden seyn. Wenn aber der Verfasser Band V, Seite 219 zur Entschuldigung Moritzens eine harte Nothwendigkeit, gegen die herrschsüchtigen Plane des Kaisers französische Hülfe anzurufen, als vorhanden annimmt, so hat er offenbar die im Reiche bestehende katholische Parthei, an deren Spitze sich Bayern gestellt, zu wenig in Anschlag gebracht, so wie auch die Uneinigkeit, welche Carls V. Successionsplane im Innern des österreichischen Hauses erzeugt hatten. Der heidelberger Fürstenverein — welchen auch König Ferdinand unterstützte — bewies, daß im Reiche selbst sich Elemente des Widerstandes mit ansehnlicher Kraft fanden.

Mit ganz besonderem Wohlgefallen verweilt Hr. Ranke bei Schilderung des „freudigen“ Markgrafen Albrecht von Kulmbach, dieses deutschen Würgengels, der jeden seiner Schritte mit Mord und Brand bezeichnete. Geläugnet wird zwar dessen Grausamkeit nicht: „Furchtbar anzusehen ritt er an der Spitze seines Haufens daher; . . . er nahm wohl selbst eine Fackel zur Hand, um das nächste Dorf seiner Feinde anzuzünden“. Der Zusatz aber: „Das war nun einmal auch der barbarische Gebrauch dieser Zeiten“ — ist eine offenbare

Unwahrheit; denn kein anderer Kriegsfürst jener Zeit vergaß sich so weit, selbst den Mordbrenner zu machen.

Es ist eben die Historiographie des brandenburgischen Hauses, die sich hier wieder geltend macht. Uebrigens bildet die Naivetät, mit welcher der Seelenzustand dieses fürstlichen Abentheurers besprochen wird, ein würdiges Gegenstück zu der oben mitgetheilten Stelle über die Doppelehe des Landgrafen Philipp.

„So bald sein Alter es zuließ, finden wir ihn bei den Kriegszügen des Kaisers. Er ficht so gut gegen die protestantischen Fürsten, wie gegen die Franzosen. In einer Eingabe an den Kaiser soll er sich wieder als gut katholisch bezeichnet haben“.

„Wer aber glauben wollte, daß er sich hiebei beruhigt hätte, würde die Kraft verkennen, mit welcher die evangelische Lehre in diesen Zeiten die Gemüther ergriff. Die Unterweisung eines guten Lehrers, die er in erster Jugend genoß, hatte ihren Samen tief (!) in seine Seele gesenkt“.

„Sichtbare Wirkung brachte es zwar auf den Fürsten nicht hervor, daß ihn der Hofprediger Körber bei dem Beginne des schmalkaldischen Krieges vor allem Antheil daran warnte, denn derselbe würde wider die evangelische Lehre gemeint seyn; aber ohne Eindruck blieb es nicht: „wider mein Gewissen“, sagt er, „zog ich fort“. Als er gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein Krieg dieser Art nicht ohne Nachtheil des Leibes und der Seele geführt werden könne. Es ist eine wunderliche Mischung von Hohn und Glauben, wenn Albrecht ihm entgegnete: „fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst du mit uns fahren“, und den Mann, der ihm ins Gewissen redete, wirklich als Feldprediger bei sich behielt. Einem andern, der ihn an die jenseitigen Strafen erinnerte, soll er gesagt haben, er werde seine Seele auf die Zäune setzen, die Himmel und Hölle scheiden, wer dann von beiden der stärkere sey, der möge sie zu sich herüberziehen, Gott oder der Satan“.

„Das sehen wir wohl: über die großen Fragen war er nicht zur Klarheit gekommen: übrigens aber zeigte er Geist und Thatkraft“.

Wahrlich, eine vortreffliche Folgerung! Was uns betrifft, so können wir in dem Mitgetheilten nur die Manifestationen einer auf das höchste gesteigerten Rohheit und Verwilderung erblicken.

Doch eilen wir zum Schluße! Auch des Verfassers Darstellung wird immer gedrängter, je näher er dem Ziele rückt, das er seiner Arbeit gesteckt, nämlich dem Augsburger Religionsfrieden und der Abdankung Carls V. Ueber die Verhandlungen zu Augsburg werden aus dem Dresdner Archiv einige noch unbekannte Einzelheiten beigebracht.

Das letzte Capitel enthält eine magere und unvollständige Uebersicht des Zustandes der deutschen Literatur um diese Zeit. Wenn wir darin hauptsächlich nur protestantische Namen finden, und die gewöhnlichen Phrasen über den wohlthätigen Einfluß der Reformation auf die Entwicklung des menschlichen Geistes wiederholt sehen, so wird hiedurch eben nur wieder das Urtheil bestätigt, welches wir im Eingange unseres Aufsatzes gefällt. Somit darf es uns auch nicht befremden, daß der Verfasser, ganz am Schluße einen Blick im Voraus auf die zunächst folgenden Zeiten werfend, den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges auf Rechnung des Katholicismus als angreifender Parthei schreibt. Es ist dieß zwar eine offenbare Entstellung der Geschichte, denn jeder besser Unterrichtete weiß, daß die politisch-revolutionären Pläne der calvinistischen Parthei den Ausbruch jenes verheerenden Krieges herbeiführten. Allein man bleibt so gern bei einer einmal angenommenen Meinung; es wäre ja auch lieblos, die größere Masse des lesenden Publikums in den Illusionen zu stören, in denen sie sich bisher gefallen hat. Hat uns doch erst kürzlich noch ein Kritiker in der Augsburger Allgemeinen Zeitung belehrt, es komme bei der Geschichtschreibung nicht so sehr auf die Thatsachen, auf ihre Wahrheit oder Un-

erfreulichen königlichen Versicherungen aufgenommen, auch jetzt noch haben wir dieses Vertrauen nicht aufgegeben; fortwährend leben wir der Ueberzeugung, daß der König von dem Bestreben, auch den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, beseelt werde; allein die Zeiten sind, wie es scheint, vorüber, in denen der gute Wille des Monarchen den Unterthanen allein hinreicht. Ihm steht die Bureaukratie gegenüber, und wenn auch die letzte Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten vom Throne ausgeht, so ist damit nur wenig gewonnen, da der König von den Berichten und gutachtlichen Aeußerungen der Beamten abhängig ist. Wo sie ihr Ideal erreicht hat, da bildet die Beamtenhierarchie ein durch das doppelte Band einer blinden Subordination und der Maurerei zu einer compacten Masse eng verbundenes Chor, so daß im Voraus leicht mit Gewißheit zu bestimmen ist, wer die Oberhand behalten wird, wenn dort der königliche Wille mit den Gelüsten der Bureaukratie in Widerspruch tritt. Erst in jüngster Zeit haben wir in Preußen gesehen, wie stark die Macht der Bureaukratie ihren Willen geltend zu machen weiß. Die Heiligung des Sonntags, die Rectificirung der Ehegesetze lag dem Monarchen gewiß so sehr am Herzen, als der kirchliche Heilungsproceß. Aber was geschah? Keines der beiden Projecte ward durchgesetzt; an dem Widerspruche, den die Beamtenhierarchie einlegte, sind sie gescheitert. Dazu kommt noch, daß Alles ihren Decreten unterworfen ist; ohne ihre Genehmigung darf kein Pfarrer creirt, keine Nonne eingekleidet, keine Collecte gehalten, kein öffentliches Gebet angestellt werden; selbst einen großen Theil der Diener der Kirche stellt sie an, und wohin sie bis jetzt mit ihrem directen Einfluße nicht hat dringen können, da sucht sie auf indirecte Weise zu wirken, sey es durch Verheißungen oder Drohungen. Nur durch ein Wunder kann es geschehen, daß etwas aufkommt, was mit ihren Tendenzen nicht harmonirt. Nach unten hin wirkt sie durch ihre Mandate; und hat man selbst in Berlin dem Widerstande derselben mehr als einmal die besten Absichten aufopfern müssen, so kann man sich

leicht denken, was einem Oberpräsidenten gegenüber ein Bischof, was gegen eine Verfügung eines Landraths ein Pfarrer vermögen wird. Wird nun der Geistliche thun, was er soll, und unterlassen, was er nicht darf, auch wenn tausend Erlasse vorliegen, die von ihm eine Handlungsweise verlangen, die seinen Pflichten entgegen ist? allein er weiß auch, daß er, wenn er auch nur einen ignorirt, nicht blos den einzelnen Beamten, sondern die ganze Kaste gegen sich aufbringt, und dadurch sich in ein Meer von Verdrießlichkeiten stürzt, aus dem ihn oft nur der Tod befreien kann.

Welches nun aber der Geist sey, von dem die Beamtenkaste geleitet wird, ist wohl hinlänglich bekannt. Angefüllt, wie sie ist, mit überschwenglichen Begriffen von der Unübertrefflichkeit der Staatsintelligenz, als deren Repräsentantin sie sich betrachtet, prätendirt sie für alle ihre oft genug sich durchkreuzenden Mandate jene Unterwürfigkeit, die nach dem katholischen Glauben nur den Offenbarungen Gottes gebührt. Die preußische hat hierin den Culminationspunkt erreicht. In Preußen will jeder ächte Bureaukrat seinen Untergebenen die Gottheit repräsentiren; der Glaube an eine übersinnliche Welt gilt ihm dann natürlich als ein seine Würde beeinträchtigender Wahn; denn für ihn hat reales Daseyn nur, was er nach der bureaukratischen Regel: quod non est in actis, non est in mundo, in seinen Acten und Tabellen findet, und es ist daher begreiflich, wenn er in der Berufung auf die Rechte des Gewissens eine Auflehnung gegen die Majestät der Staatsomnipotenz findet, jede seiner Controle sich entziehende Bewegung mit scheelen Augen ansieht, und die Kirche in soweit protegirt, als nöthig ist, um die Unterthanen zur prompten Zahlung der Abgaben anzuleiten. Besonders ist es der kleine Rest kirchlicher Selbstständigkeit, den sie haßt. Der Widerstand, den sie der projectirten Einführung einer den christlichen Ideen sich nähernden Sonntagsfeier und Ehegesetzgebung entgegenstellte, beweißt genugsam,

wie ihr nicht blos die Achtung vor dem spezifisch Katholischen, sondern auch vor den im Protestantismus sich findenden christlichen Fragmenten abhanden gekommen ist. Begreiflicherweise muß aber die katholische Kirche einer Kaste, die von einem solchen Geiste beseelt wird, ein Dorn im Auge seyn, da sie die christlichen Lehren vollständig bewahrt; ein Umstand, der die Abneigung aller ächten Bureaukraten gegen sie nur vergrößern muß, während selbst in der orthodoxen Section protestantischer Fractionen immer wenigstens noch einige, dem bureaukratischen Geiste verwandte, eine Amalgamirung mit demselben verheißende Elemente sich vorfinden. Dazu kommt noch, daß die katholische Kirche dem ächten Bureaukraten schon deßhalb ein Gegenstand der Abneigung seyn muß, weil er einsieht, daß er von ihr für seine Tendenzen um so mehr zu fürchten hat, als sie auf einen Felsen gebaut ist, auf dessen Daseyn die Gunst und Ungunst seiner Decrete keinen Einfluß hat, während die Wurzeln des Protestantismus in dem von der Beamtenhierarchie beherrschten Terrain liegen, und daher jeden Augenblick, sobald man des Beistandes der protestirenden Doctrin entbehren zu können glauben wird, ohne große Mühe durchschnitten werden können; ein Umstand, durch den sich der bureaukratische Geist ganz besonders aufgefordert fühlen muß, seinen Einfluß zur Destruction der Kirche geltend zu machen. Es gibt allerdings Beamte, denen der so eben bezeichnete Geist fremd ist; aber sie sind nur Ausnahmen, und ihre besseren Gesinnungen bleiben, da sie isolirt dastehen, ohne Einfluß. Mit welchen Plänen man umgeht, haben wir aus dem Entwurfe des neuen Strafgesetzbuches gesehen. Während man die Deutschthümelei so weit treibt, daß man für die Feier des Andenkens an einen Vertrag, der auf die deutschen Verhältnisse nur einen vorübergehenden Einfluß ausgeübt hat, die Glocken der Kirchen requirirt, scheut man sich nicht, einem deutschen Könige, deutschen Landständen zuzumuthen, Bestimmungen Gesetzeskraft zu geben, die dem französischen Sansculottenthume

entsprungen, auf die Niedertretung des letzten Restes kirchlicher Selbstständigkeit berechnet sind, selbst in Frankreich nie zur Ausführung kamen, Zusätze enthalten, die ein Verfahren legalisiren sollen, vor dem selbst den gallischen Freiheitsschwindlern schwindelte.

Unter den preussischen Provinzen ist es nun gerade Schlesien, das den Gelüsten und Bestrebungen der Beamtenhierarchie den gesegnetsten Erfolg zu versprechen scheint. In Brandenburg, Sachsen, Pommern und Preußen ist nicht viel zu ärndten, da dort die katholische Kirche nur wenige Mitglieder zählt, oder bereits so geschwächt ist, daß sie alten Bäumen gleicht, deren Mark ausgeschält worden, und daher ohne große Mühe zerstört werden kann, sobald es ohne Gefahr für die Reputation des bureaukratischen Geistes wird geschehen können. In den neuen Provinzen wehrt man dem bureaukratischen Geiste; mit Sorgfalt wird das Heiligthum vor drohender Profanation von treuen Geistlichen, von einem Adel katholischer Gesinnung beschützt und bewacht. Hier ist also vor der Hand nichts auszurichten; dagegen Schlesien! Eine Million Katholiken! Welch eine Aussicht! Haben sich auch in den letzten Zeiten mehrere Archipresbyterate, wie das Ratiborer, Frankensteiner und Neisser rühmlichst ausgezeichnet; so ist es doch den Bureaukraten kein Geheimniß, daß ein großer Theil des Clerus selbst durch die erschütternden Ereignisse der letzten Jahre aus dem Schlummer nicht hat aufgerüttelt werden können. Und der Adel! Nun ja, es gibt in Schlesien noch einige adeliche, katholische Familien; allein bis auf wenige Ausnahmen huldigen sie dem Indifferentismus, und nehmen bei jeder sich ihnen darbietenden Gelegenheit auf leidenschaftliche Weise gegen die Religion ihrer Ahnen, denen sie ihre adeligen Titel verdanken, Parthei. Die Birne ist, wie es scheint, reif; warum sollte also nicht zugegriffen werden! Viele Hüter des Heiligthums schlafen, und die da wachen, werden zu Boden gehalten, warum sollte nicht der Versuch gemacht werden, es zu

occupiren? Und in der That hat sich jener unheimliche Geist, der am Rheine am 20. November seine Verklärung feierte, und in den „Personen und Zuständen" seinen Lorbeerkranz sich aufsetzte, Schlesien zum Schauplatze seiner Thätigkeit gewählt, und sucht sich hier durch ein energisches Verfahren für die Verluste zu entschädigen, mit denen er seinen Abzug von den Ufern des Rheins hat nehmen müssen. Kaum war zu den Ohren der Bureaukraten die Kunde von Eingangs erwähnten Maaßregeln, die ein Verlassen des bisher beobachteten Systems zu verheißen schienen, gelangt; so zeigte sich unter ihnen eine große Rührigkeit, und sie verkündigten mit vollster Zuversicht, daß nach Verlauf eines Jahres die Katholiken zu jubeln aufgehört haben würden. Ein hoher Staatsbeamter der Provinz Schlesien übernahm es, alle üblen Gerüchte, die sich über einzelne Geistliche verbreiteten, zu sammeln, und sie am gehörigen Orte vorzulegen, ohne sie vorher untersucht zu haben. Wie die Berichte desselben ausgefallen seyn mögen, kann man daraus entnehmen, daß der vom Kapitel rechtmäßige gewählte Bisthumsadministrator nicht bestätigt, daß eine Cabinetsordre erging, in welcher die von demselben erlassene Instruction hinsichtlich der Behandlung der gemischten Ehen als eine Anmaaßung bezeichnet wurde, obwohl sie nur die Beobachtung der katholischen, in allen übrigen Provinzen mit Staatsgenehmigung beobachteten Vorschriften einschärfte, daß diese Cabinetsordre in die Amtsblätter eingerückt wurde, die in jeder Schenke ausgelegt, von den Schulzen den Dorfbewohnern vorgelesen werden mußten. Wollen wir auch annehmen, daß Ritter durch manchen seiner Schritte die Gegner gereizt haben könnte, so kann man dieß keineswegs von dem als Priester, Domprediger und bischöflichen Rath ausgezeichneten, von allen schlesischen Katholiken hoch verehrten Domherrn Förster sagen, der, wie wir erfahren haben, von dem Hrn. Fürstbischofe zu einer Beförderung vorgeschlagen, aber wegen seiner kirchlichen Entschiedenheit in Berlin ver-

worfen worden ist. Sein Schicksal theilen sehr viele verdienstvolle Geistliche.

Es läßt sich nun leicht denken, daß die Bureaukratie ihren Einfluß zum Nachtheile der katholischen Sache geltend machen wird, wo es ihr nur irgend möglich ist. Gewissenhafte Geistliche sind ihr natürlich ein Gräuel, Alles wird den Geistlichen verziehen, nur nicht grundsätzliche, aufrichtige Katholicität; diese findet keine Gnade. Dieses zeigt sich deutlich bei Besetzung geistlicher Stellen. Leichtsinnige, indifferente Priester werden hervorgezogen, und auf die einträglichsten und einflußreichsten Stellen befördert; die besseren werden auf eine auffallende Weise zurückgesetzt. Das Traurigste für sie ist, daß ihnen nicht einmal die Privatpatronate eine Aussicht gewähren, indem die Inhaber derselben, auch wenn sie Katholiken sind, meist denselben Maximen huldigen. Begreiflich ist es, daß man jeden Plan zu hintertreiben sucht, der im Interesse der katholischen Sache gefaßt wird. Vor einigen Jahren schon wollte sich in Breslau ein Verein zur Verbreitung guter Bücher bilden. Der Oberpräsident wurde um die Genehmigung ersucht; noch bis heute sind die Mitglieder nicht einer Antwort gewürdigt worden. Selbst Werke der Barmherzigkeit sollen nicht ohne bureaukratische Controle geschehen; wagt es Jemand, ohne die polizeiliche Erlaubniß nachgesucht und erhalten zu haben, barmherzig zu seyn, so muß er wahrnehmen, daß auch die Humanität der Maurer ihre Gränzen hat. Es ist zur öffentlichen Kunde gekommen, daß in Neisse einige fromme Damen sich vorgenommen hatten, verlassene Kranke unentgeltlich zu pflegen, und ihnen Essen zu reichen. Mit profanen Augen die Sache angesehen, erscheint sie gewiß zum mindesten sehr unschuldig; allein die dortigen, als Polizeibeamten fungirenden Maurer urtheilten anders. Kaum war das Wagstück ruchbar geworden; so setzte sich, als wäre eine Bande Rebellen oder gar Jesuiten im Anzuge, die gesammte Bureaukratie in Bewegung; die edlen Damen wurden wie Inquisiten vor die Schranken

der Polizei citirt; Berichte über Berichte wurden gewechselt, und wenn auch den Damen nicht geradezu die Alternative gestellt wurde, entweder von der Krankenpflege abzustehen, und die Verlassenen dem Elende preis zu geben, oder sich bezahlen zu lassen; so fand man doch Mittel genug, ihnen ihre Aufopferung zu verleiden.

(Schluß folgt.)

LXVI.

Eine gelegentliche Probe von den Fortschritten der Freiheit im neunzehnten Jahrhundert.

Zur Zeit des heiligen, römischen Reiches hatten wir in Deutschland keine Verfassungen, welche den Grundsatz der persönlichen Freiheit und der Gewissensfreiheit an der Stirne trugen; unsere Fürsten betrachteten ihre Landeshoheit als einen Ausfluß des Eigenthumsrechts, dessen Wirkungen sich auch auf die landesangehörigen Unterthanen erstreckte, und das jus reformandi, das sie sich im westphälischen Frieden wechselseitig zuerkannten, machte sie gewissermaßen zu Herren selbst über das Gewissen ihrer Unterthanen: dennoch konnte der wackere J. J. Moser in seinem Buche von den deutschen Unterthanenrechten und Pflichten (I. Buch, 6. Capit. §. 9) ohne Furcht eines zu befahrenden Widerspruches schreiben: „Deutsche Unterthanen, so keine Leibeignen sind, haben ordentlicher Weise das freie Zugsrecht, das ist, daß sie nach vorgängiger Anzeige bei ihrer Landesobrigkeit, anders wohin, wo es ihnen beliebt, ja auch (in so weit es nicht gegen die Reichsschlüsse und kaiserlichen Edicte lautet) gar aus dem deutschen Reiche ziehen dürfen. Und der westphälische Frieden setzte (J. P. O. Art. V. §. 35 sq.) ausdrücklich fest, daß die Unterthanen, katholische sowohl als der Augsburger Confession verwandte, der Religion wegen nicht verachtet, noch von Zünften, Erbschaften 2c. 2c. oder anderen Rechten 2c. 2c. ausgeschlossen, sondern nach gleichem Rechte mit ihren Mitbürgern behandelt werden, und gleichen Rechtes und Schutzes genießen sollten. Wenn aber ein Unterthan der Religion wegen auswandern wollte, oder mußte, so

sollte er frei ziehen, und so oft es seine Interessen forderten, zur Besorgung seiner Geschäfte wieder das Land betreten können. Ueberhaupt sollte (nach J. P. O. Art. IX. §. 2) den Vasallen, Unterthanen, Clienten und Einwohnern volle Freiheit zum Gehen, Kommen und Besorgen ihrer Geschäfte allerseits gestattet seyn. Das Reisen war also, wenn auch nicht durch Eisenbahnen und Dampfmaschinen von Regierungswegen gefördert und begünstigt, doch wenigstens frei, und es gehörte nach J. J. Mosers Zeugniß, gleich dem Studiren, Heurathen u. dgl. zu den an sich unverwerflichen, auch in andern Ländern nach der natürlichen Freiheit erlaubten Handlungen, worin die Unterthanen nur in außerordentlichen Fällen, wo das gemeine Beste in besonderer Gefahr stand, oder doch dessen großer Nutzen es erheischte, auch die ordentlichen Mittel zu dem beabsichtigten Zwecke nicht ausreichten, mit Zurathziehung, oder auch Genehmigung derer, welche bei Regierungssachen etwas zu sprechen hatten, von ihren Landesherrn beschränkt werden konnten. (J. J. Moser von der Landeshoheit in Ansehung der Unterthanen Personen und Vermögens, 15. Capitel.) Erst Kaiser Joseph II. hat in seinen Erblanden, der Aufklärung zu lieb, diese Grundsätze der düstern, alten Perückenzeit nicht bloß hintansetzen, sondern die Sache geradezu umkehren zu müssen geglaubt, indem er nur um wichtiger und wohl erwiesener Ursachen wegen mit einer nach Umständen bei der höchsten Landesbehörde einzuholenden Erlaubniß seinen Unterthanen ins Ausland zu reisen gestattete. (Schopf, das gesetzliche Verfahren in Auswanderungsfällen, aus dem Allerh. Patente vom 24. März 1832 und den früher erlassenen Verordnungen, wie auch den Paßvorschriften dargestellt. Wien 1834.) Zu Reisen nach Rom, wie überhaupt zu Wallfahrten außer Landes durfte aber fortan in Oesterreich gar keine Erlaubniß gegeben werden. Diese Grundsätze wurden nun zwar in den übrigen deutschen Staaten nicht angenommen; vielmehr galt es als allgemeine Regel, daß den Unterthanen das Reisen in das Ausland nicht untersagt werden könne, außer 1) wegen Pflichten, die selbe vorgängig erst noch gegen das Vaterland zu erfüllen hätten, oder 2) wegen Unrechtlichkeit des Reisezweckes selbst. (Mohl, präventive Justiz oder Rechtspolizei. Tübingen 1834, S. 147 fg.); aber man hielt rücksichtlich der Bestimmungen über die Fälle der Anwendung dieser Regel nicht, wie der alte J. J. Moser, die Zuratheziehung oder Genehmigung derer, welche bei Regierungssachen etwas zu sprechen haben, für nöthig; sondern diese, die persönliche Freiheit so nahe berührende Sache blieb lediglich dem willkührlichen Ermessen der Polizeibehörden anheimgestellt.

Diesen genügte natürlich, statt der Unrechtlichkeit, schon die bloße Verdächtigkeit des Reisezweckes als genügend, um die Reiselicenz zu verweigern; und der Ort allein, wohin die Reise gehen sollte, konnte dieselbe in ihren Augen schon verdächtig machen. So wurden denn gewisse Länder für die Unterthanen gewisser Staaten völlig unzugänglich, und ihnen so fremd, als ob sie jenseits der Linie gelegen wären. In Preußen ist z. B. die Reise nach Italien zwar nicht verboten, aber nicht anders, als mit besonderer Erlaubniß des Ministeriums des Innern und der Polizei gestattet. (Kuhn, die Fremden- und Paßpolizei in den preußischen Staaten (1839) §. 29.) In andern deutschen Staaten hat man die Absicht, aus welcher diese Bestimmung hervorgegangen zu seyn scheint, nicht in Verordnungen ausgesprochen; aber sie wird in der That nur um so wirksamer und rücksichtsloser geltend gemacht, da man sich bei Verweigerung der Reiselicenz nicht einmal zur Angabe der Gründe herablassen zu müssen glaubt.

Ein Geistlicher aus einer Diöcese der oberrheinischen Kirchenprovinz hatte in diesem Jahre das Gelübde gemacht, die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus zu besuchen, und dabei durch Autopsie die Materialien zur Beendigung eines für die deutsche katholische Literatur erwünschten Werkes zu sammeln. Sein Bischof hatte ihm dazu nicht bloß die Erlaubniß, sondern auch die üblichen Empfehlungsschreiben gegeben, und das Ordinariat amtlich die zur Vicarirung seiner Pfründe erforderlichen Maaßregeln, in Rücksicht seines Reisezweckes treffen zu wollen erklärt, sobald er sich von der Landesregierung den vorgeschriebenen Reiseurlaub verschafft haben würde. Gehorsam den Landesverordnungen und dem Auftrage seiner Obern suchte er also, unter Angabe seines Zweckes und Reisezieles, bei der Landesregierung um Urlaub nach, erhielt aber statt dessen nur den trockenen Bescheid: „Dem Gesuche des Pfarrers N. zu N., um Bewilligung eines Urlaubs von einem halben Jahre behufs einer Reise ins Ausland ist nicht willfahrt worden. N.... dem N....

Um diesen Bescheid seiner ganzen Bedeutung nach zu würdigen, müssen wir bemerken, daß in dem Lande, wo er erfolgte, die Pfarrer nicht, wie bei uns, Civilstandesbeamten sind, denen man von Staatswegen, um ihrer im öffentlichen Dienst ihnen obliegenden Verpflichtungen willen, einen Urlaub zu geben oder zu verweigern hätte. Es kann also die Versagung der Reiselicenz nur als der Ausfluß einer der weltlichen Behörde nicht zustehenden, anmaaßlichen Ueberwachung der geistlichen Amtsführung des Gesuchstellers, oder aus einer die Gewissensfreiheit hier in doppelt ärgerlicher Weise beeinträchtigender Absicht der Beschränkung des Verkehrs mit Rom, oder aus purer reiner launenhafter Willkühr erklärt werden. Wir stellen jedem die Wahl zwischen den möglichen Erklärungsweisen anheim, und hoffen, daß man uns bei der Gelegenheit den bescheidenen Rückblick auf die Zustände der früheren Zeit zu Gute halten werde.

LXVII.

Die Kirche und die Kirchen.

Das nahende Ende dieses Jahres scheint uns ein geeigneter Zeitpunkt, einen prüfenden Blick auf die gegenwärtige Lage der christlichen Bekenntnisse zu werfen, und die innere Entwicklung der katholischen Kirche mit den Wegen, auf welchen die protestantischen Kirchen ihrem Ziele entgegengeführt werden, zu vergleichen. Nicht in allen Beziehungen, auch nicht einmal in den wichtigsten, wollen wir die Parallele ziehen; dazu würde ein Buch erfordert; wir beschränken uns daher, hauptsächlich das Princip, auf welchem alle Kirchenbildung beruht, das der Einheit, als Maaßstab anzulegen, und das Verhältniß, in welchem einerseits die katholische Kirche, andererseits der Protestantismus zu demselben gegenwärtig steht, nachzuweisen.

Wir sehen die Kirche offen verfolgt und mißhandelt in Rußland und Spanien; wir sehen sie vielfach gedrückt, beraubt ihrer Freiheit, und gehemmt in ihren wichtigsten Lebensfunctionen in einem großen Theile von Deutschland; wir sehen endlich hier und da Erschlaffung, Lethargie und Verweltlichung am Clerus, so wie Gleichgültigkeit und Unglauben in den höhern Regionen des Laienstandes. Aber nicht leicht wird wohl Jemand den Grund solcher Erscheinungen in den Lehren oder Institutionen, in dem Geiste und Charakter der Kirche suchen. Druck und Verfolgung gehört zum Erbtheile, fast möchte ich sagen zu den Lebensbedingungen der Kirche. Sie, deren Herr und Meister am Kreuze gestorben ist, darf und soll hienieden nicht auf Rosen gebettet seyn, und die Zeiten, in welchen sie am wenigsten von fremder Tyrannei und Mißhandlung zu leiden hatte, waren nicht die besten für die Kirche.

Das ist der glänzende Vorzug, das herrliche Privilegium der katholischen Kirche, daß sie Alles schon besitzt, dessen sie bedarf, daß sie für jedes Uebel, für jeden Mißbrauch, den die Ungunst der Zeit oder die Gebrechlichkeit und Fehlerhaftigkeit der Menschen erzeugen mag, das sichere Heilmittel schon in ihrem Schooße trägt. Für uns, die wir der Kirche angehören, gibt es keine Veranlassung, neue Rettungsmittel von der Zukunft zu erwarten, an den bestehenden kirchlichen Einrichtungen zu verzweifeln, und wie Tausende sonst wohlgesinnter Männer auf protestantischer Seite zu thun, welche sich über den elenden Zustand ihres Kirchenwesens mit der Hoffnung zu trösten suchen, daß schon zur gehörigen Zeit irgend etwas Neues und Besseres als ein noch unbekanntes x an die Stelle des unhaltbar Gewordenen treten, und daß dann der Leichnam, von neuer Lebenskraft durchströmt, die erstarrten Glieder wieder rüstig regen werde. Ganz anders Wir. Wer bei uns, wie so viele auf der andern Seite jetzt thun, sich damit abgäbe, papierne Entwürfe zu einer neuen Kirchenverfassung zu machen, oder gar über die ersten Grundfragen der gesellschaftlichen Ordnung, über die Rechte und Pflichten des Volkes und der Geistlichkeit und degleichen zu streiten, der würde, wo nicht als verrückt, doch mindestens als sehr lächerlich erscheinen. Nein! wir haben etwas Besseres zu thun, als in dieses Danaidenfaß zu schöpfen! wir haben unser canonisches Recht, dieses Erzeugniß der Collectiv-Erfahrungen von achtzehn Jahrhunderten, wir besitzen die legitimen Organe der neuen Gesetze, wie sie das Bedürfniß der Zeit erheischen mag; vertrauensvoll fühlen wir uns getragen durch jenen wundervollen und unverbesserlichen Bau unserer Kirchenverfassung, dessen unzerstörbare Festigkeit schon so vielen Stürmen der Zeiten getrotzt hat, der jedes Glied in seiner Wirkungssphäre stützt und beschirmt, jedem das rechte Maaß und die harmonische Mischung von Freiheit und Gebundenheit zutheilt, und der auch in der neuesten Zeit wieder und in den bedenklichsten Lagen seine Zweckmäßigkeit erprobt hat. Wenn wir da-

gegen sehen, wie protestantische Theologen und Juristen sich abmühen, Constitutionen für eine von Grund aus neu zu erbauende protestantische Kirche zu entwerfen, und wie unter den Mitredenden und Schreibenden auch nicht drei gefunden werden, die nur über die Hauptfragen sich zu verständigen vermöchten, dann können wir uns eines mitleidigen Gefühls nicht erwehren, und es dünkt uns, als sähen wir einen Haufen von Knaben mit Kartenhäusern spielen, von denen der eine immer, während er das seinige baut, das des Nachbarn umzublasen droht, der eine die Karte zum Dach verwandelt, die der andere als Hausthür gebraucht, und umgekehrt.

Welche Seite des kirchlichen und religiösen Lebens wir auch ins Auge fassen mögen, immer sehen wir in der katholischen Kirche eine Entwicklung, welche das grade Gegentheil von der gleichzeitigen protestantischen Bewegung ist. Wenn dort — im protestantischen Deutschland — das Sectenwesen mehr und mehr überhand nimmt, und die Zersplitterung der Lehre, wie die Literatur des Tages zeigt, stets neue Nahrung erhält und neue Fortschritte macht, so zeigt uns die Kirche durchaus die entgegengesetzte Bewegung einer engern Zusammenschließung, und durch alle Abstufungen der kirchlichen Stände, von den höchsten bis zu den niedrigsten herab, ein bewußtes, wenn auch an vielen Orten durch die mißgünstigen Einmischungen und Hemmungen der Staatsgewalten gestörtes und aufgehaltenes Streben nach Einheit. Mehr vielleicht als seit langer Zeit ist jetzt wieder das Bewußtseyn verbreitet, daß das Gedeihen der Kirche wesentlich durch die engere und stetige Verknüpfung der einzelnen Glieder mit ihrem Haupte, dem römischen Stuhle, bedingt sey, daß Rom fort und fort eine hohe Sendung zu erfüllen habe, und daß auch in den schwierigsten Lagen, in welchen andere wanken und fallen, dieser Apostelstuhl feststehe, und alle an sich ihn Anlehnenden stütze und trage. Wo die Kirche am freiesten ist, da wendet sie sich am häufigsten und liebsten nach Rom, und nicht leicht wird dort ein hohes Fest begangen, an welchem der Nachfolger

Petri nicht einen Kreis von Bischöfen aus allen Gegenden der Erde um sich versammelt sähe. Dieser Geist der Einheit im Glauben und im Leben wirkt so kräftig und unwiderstehlich, daß Spaltungen, Secten und Häresien in der Kirche entweder gar nicht aufkommen können, und schon in ihren Keimen und Ansätzen wieder erlöschen, oder daß sie doch nach einem kurzen, kümmerlich gefristeten Daseyn schnell und von selbst wieder zerfallen, und von der Kirche, ohne daß diese einer besonderen Anstrengung dazu bedürfte, aufgesogen werden. Der Jansenismus, die gefährliche Häresie des vorigen Jahrhunderts vegetirt nur noch in einigen wenigen Anhängern, ist wissenschaftlich gar nicht mehr repräsentirt, und wird nach wenigen Jahren förmlich als verschollen erklärt werden können. Die dem Jansenismus verwandte schismatische Kirche von Utrecht, die Herr Augusti in Bonn vor ein Paar Jahren noch für so bedeutsam hielt, daß er lächerlich genug meinte, eine Regierung dürfe nur den Namen dieser Kirche nennen, um Rom sofort mit Schrecken zu erfüllen, ist gegenwärtig auf etwa dreitausend, höchstens viertausend Köpfe zusammengeschrumpft, und würde sich bereits völlig aufgelöst haben, wenn nicht der aus früheren Zeiten her datirende Besitz reicher kirchlicher Stiftungen das kleine Häuflein noch zusammenhielte.

Vor vierzehn Jahren hatte kein Name einen mächtigeren Klang in der Kirche, als der Name La Mennais, und als die Grundsätze dieses Mannes von der höchsten kirchlichen Autorität verworfen wurden, da fürchteten selbst viele Katholiken, daß eine gefährliche Spaltung die Folge seyn würde; aber er hatte, wie Antäus, seine Kraft und die Herrschaft über die Gemüther nur, so lange er auf dem mütterlichen Boden der Kirche stand; er, dem fast die ganze jüngere Generation des französischen Clerus mit Begeisterung ergeben war, zog in seinem Falle auch nicht einen Priester nach sich. Noch ist auch in frischem Angedenken, welche phantastische Erwartungen von der Secte der Saint-Simonisten gehegt wurden. Protestan-

tische Schriftsteller meinten hier schon einen mächtigen Nebenbuhler der katholischen Kirche sich erheben zu sehen, und beschäftigten sich viel mit Vermuthungen über dessen künftige Erfolge; darüber zerplatzte die Seifenblase, und der Saint-Simonismus ist spurlos verschwunden. Nun sollte die neue französische Kirche des Abbé Châtel eine viel versprechende, und für die katholische Sache bedrohliche Erscheinung seyn; allein die Komödie sank bis zur pöbelhaften Farce herab und die pariser Polizei mußte endlich einschreiten, um dem unsittlichen Unfuge ein Ende zu machen.

In Deutschland wurde die Bildung der hermesischen Schule oder Secte von den Feinden der Kirche als ein willkommenes Ereigniß begrüßt, und in diesem Sinne vielfach ausgebeutet. Zwar hatte die evangelische Kirchenzeitung früher, bevor das System noch von der kirchlichen Autorität verurtheilt war, die Tendenz desselben als eine höchst bedenkliche, den christlichen Glauben an der Wurzel angreifende bezeichnet und gerügt; aber seit dem Anathem der Kirche und seit den Begebenheiten von Köln fand man, daß der Hermesianismus als ein Werkzeug zur Spaltung und Zerrüttung der Kirche gute Dienste leisten könne, und nun wurde auf einmal derselbe von denen, die sonst auf dem positiv-christlichen, altprotestantischen Standpunkte zu stehen behaupteten, in sorgsame Pflege genommen, und ein System, dessen klägliche Gedankenarmuth und leerer Formalismus kurz vorher verspottet worden war, sollte jetzt im Interesse der selbstständigen Würde freier Wissenschaft gegen hierarchischen Zwang aufrecht erhalten werden. Inzwischen haben schon jetzt die Hoffnungen, die man auf diese Parthei gesetzt hatte, sich als trügerisch erwiesen. Der Hermesianismus ist sichtlich im Absterben begriffen, und wird um so leichter und früher erlöschen, als er, wie ehemals die pelagianische und später die berengarische Lehre, keinen Anklang im Volke gefunden, sondern nur in einem Theile des Clerus sich verbreitet hat.

Außer dieser Schule wäre nur noch jene Parthei, wel-

cher ein Theil des älteren würtembergischen, vorzüglich aber des badischen Clerus verfallen ist, als ein Giftschwamm an dem sonst gesunden oder doch in der Genesung begriffenen Stamme der deutschen Kirche namhaft zu machen. Doch auch dieser Haufe, der seine Bildung größtentheils an einer verderbten und verwilderten Hochschule empfing, und dann durch die Schlaffheit und geistige Ohnmacht oder auch durch die Connivenz kirchlicher Oberen in den Kirchen sich eingenistet hat, ist nicht mehr gefährlich; nur durch das gemeinsame Interesse des Fleisches, der Zuchtlosigkeit, der theologischen Ignoranz und geistigen Trägheit zusammengehalten, besitzt er nicht einmal so viel ethische Kraft, als zur Bildung einer Secte gehört. Das katholische Volk ist seiner ohnehin herzlich satt, und würde mit Freuden den Tag begrüßen, an welchem es, von dem Joche dieser Miethlinge befreit, wieder ächte Priester erhielte; und selbst der Herausgeber desjenigen Organs, welches nach dem Tode anderer von gleicher Farbe seine kümmerliche Existenz noch fristet,*) hat beim Beginne dieses Jahrganges es nicht verhehlt, daß seine Parthei, die bereits alt und kindisch geworden, dem Grabe zuwanke, und daß der völlige Sieg der Ultramontanen, wie er die Katholischen nennt, sich nicht mehr verzögern lasse.

So sehen wir gegenwärtig Einen großen und mächtigen Zug der Einheit im Glauben und in der Lehre, wie in der Ordnung und Verfassung durch die ganze Kirche gehen. Alles, was Secte, Parthei, Spaltung heißt, wird immer schwächer, und geht vor unseren Augen in Auflösung und Fäulniß über; die Kirche aber gelangt hiedurch freilich noch nicht zur Ruhe, den sie soll fort und fort hienieden die streitende bleiben, und erst jenseits die triumphirende werden; der Kampf aber, den sie zu kämpfen hat, vereinfacht sich immer mehr, es ist nur noch der Unglaube, in wie mannigfaltige Formen er sich

*) Die freimüthigen Blätter über Theologie und Kirchenthum, herausg. von B. A. Pflanz. Stuttgart.

auch hüllen mag, gegen den sie zu streiten hat. Dieser Feind aber ist nicht so gefährlich, nicht so schwer zu bezwingen, als Irrlehre und Sectenwesen, denn er vermag nie so tiefe Wurzeln zu schlagen, nie eine so unumschränkte Herrschaft über ganze Nationen zu erlangen, wie die Häresie. Der Unglaube kann zwar die Gewissen Vieler betäuben, und das tiefe Bedürfniß des menschlichen Herzens nach positivem Glauben eine Zeit lang zum Schweigen bringen, aber er läßt immer eine durch nichts Anderes auszufüllende Leere: so bleibt der wahren Religion doch immer eine Pforte geöffnet, durch welche sie Eingang finden, und den ihr gebührenden Platz im Geiste und Herzen des Menschen früher oder später wieder einnehmen kann. Die Häresie dagegen hält ihre Anhänger in den schwer zu zerreißenden Banden eines Wahnes gefesselt, der für geoffenbarte Wahrheit geltend und zugleich den menschlichen Leidenschaften fröhnend und schmeichelnd, scheinbar das Bedürfniß eines positiven Glaubens befriediget, und der ächten Lehre den Eingang versperrt.

Dem kraftvollen Zuge nach Einheit, der das ganze Leben der Kirche gegenwärtig beherrscht, entspricht die engere Anschließung an den Mittelpunkt und sichtbaren Träger kirchlicher Einheit, an den apostolischen Stuhl zu Rom. Es wiederholt sich hier, was in allen Zeiten, in denen ein erhöhtes kirchliches Leben, eine regere Thätigkeit statt gefunden, wahrgenommen worden, und es ist der durch die Natur und Grundverfassung der Kirche selbst vorgezeichnete Gang, wenn dann und da, wo die Kirche mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und neue Gefahren zu bestehen hat, Alles sich vertrauensvoll nach Rom wendet, um von dort Rath, Hülfe und Entscheidung zu holen. Nur in jener Zeit, in welcher durch einen Zusammenfluß von Umständen, die hoffentlich nie wiederkehren werden, Rom in alle Kreise des kirchlichen Lebens oft mehr störend als fördernd einzugreifen, und statt mit der obersten Leitung des Ganzen und der Entscheidung der wichtigsten Fälle und Fragen sich zu begnügen, auch das

Kleinste und Individuellste vor sein Forum zu ziehen pflegte, da trat eine Reihe ganz natürlicher Reactionen ein. Es war dieß jene Zeit der Päpste von Avignon und ihrer spätern Nachfolger im fünfzehnten Jahrhundert, wo an den bloßen Namen der römischen Curie sich auch schon die Ideen von Usurpation und Gelderpressungen knüpften, wo man zu Rom oder Avignon statt, gleich den frühern Päpsten, die Kirche gegen weltliche Eingriffe und Mißhandlungen zu schirmen und zu beschützen, den Fürsten stillschweigend die bedenklichsten Eingriffe gestattete. Damals setzte sich in den Gemüthern Geistlicher und Weltlicher jener Argwohn und jene bittere Stimmung gegen Rom fest, auf welche die Synode zu Basel bei ihren unkirchlichen und revolutionären Schritten gegen Papst Eugen IV. mit richtiger Berechnung zählte, und welche nachher zu den ungeheuern Erfolgen des Protestantismus nicht wenig beitrug. Doch diese Zeit ging vorüber, die Kirche war stark und lebenskräftig genug, sich selber zu reformiren, und gerade der Protestantismus und die in Folge desselben eingetretenen Verhältnisse waren es, welche in den Gemüthern der katholisch gebliebenen Völker das Vertrauen zu den Nachfolgern Petri wieder herstellen halfen.

In den drei ersten Jahrhunderten nahmen die römischen Bischöfe die Stellung ein, welche ihnen an der Spitze der leidenden und verfolgten Kirche gebührte, d. h. sie wurden die ersten und ausgezeichnetsten Opfer der Verfolgung, und der Bischof, der zum Ersatz eines durch das Martyrerthum verklärten Vorgängers erwählt wurde, trat mit dem Bewußtseyn ein, daß ihm nach wenigen Monaten, ja vielleicht schon nach wenigen Tagen, denselben blutigen Weg zu wandeln, beschieden seyn werde. Selbst in dieser Zeit, in welcher der Erhebung auf den Stuhl Petri nach kurzer Frist der Tod durch des Henkers Hand zu folgen pflegte, machte sich bei jenen Partheien, die aus einer Irrlehre oder einer Spaltung hervorgingen, das Streben bemerkbar, sich entweder des römischen Stuhles zu bemächtigen, oder doch im Mittelpunkte

er Christenheit einen eigenen Bischof und Nachfolger Petri
u besitzen — ein Versuch den die Theodotianer, die Nova-
tianer und zuletzt die sonst bloß auf Nordafrika beschränkten,
Donatisten machten.

In den drei folgenden Jahrhunderten war es die große Aufgabe der Kirche, die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, die Trinität, die Gottheit des Erlösers und seine gottmenschliche Persönlichkeit gegen die immer sich erneuernden Angriffe und Entstellungen der Arianer und Macedonianer, der Nestorianer, der Monophysiten und Monotheleten, zu retten; der Schauplatz dieser Kämpfe war vorzugsweise der Orient; die abendländischen Kirchen verhielten sich dabei größtentheils leidend, und wurden namentlich von den spätern Streitigkeiten nur wenig berührt; dort aber, zu Konstantinopel, strebte der kaiserliche Hof durch gewaltthätiges Eingreifen die Kirche auch im Gebiete der Lehre zu beherrschen und die letzte Entscheidung an sich zu reißen, die Mehrzahl der Bischöfe pflegte nur allzu fügsam sich diesen Ansprüchen zu unterwerfen. Dennoch war der ferne römische Stuhl zuletzt immer der Fels, an welchem die noch so hoch gehenden Wogen der Häresie sich brachen, in der, ohne sich auf die Wendungen und Irrgänge griechischer Dialektik und Sophistik einzulassen, durch klare und einfache Entscheidungen, durch den moralisch mächtigen Schutz, den er den oft verfolgten und unterdrückten Rechtgläubigen gewährte, und durch die Lenkung der großen Kirchenversammlungen, die Lehre der Kirche unverfälscht wahrte.

Im siebenten und achten Jahrhunderte war die Bekehrung, die christliche und kirchliche Durchbildung der Völker germanischen Stammes, das Hauptthema der Kirchengeschichte, und auch hier erblicken wir den römischen Stuhl als ordnenden Mittelpunkt der ganzen Thätigkeit so vieler verschiedenartiger Kräfte und Personen; fränkische, italische, irische, angelsächsische Missionäre lassen sich in Rom ihre Sendung ertheilen und ihren Wirkungskreis anweisen, die neu gegrün-

Kleinste und Individuellste vor sein Forum zu ziehen pflegte, da trat eine Reihe ganz natürlicher Reactionen ein. Es war dieß jene Zeit der Päpste von Avignon und ihrer spätern Nachfolger im fünfzehnten Jahrhundert, wo an den bloßen Namen der römischen Curie sich auch schon die Ideen von Usurpation und Gelderpressungen knüpften, wo man zu Rom oder Avignon statt, gleich den frühern Päpsten, die Kirchen gegen weltliche Eingriffe und Mißhandlungen zu schirmen und zu beschützen, den Fürsten stillschweigend die bedenklichsten Eingriffe gestattete. Damals setzte sich in den Gemüthern Geistlicher und Weltlicher jener Argwohn und jene bittere Stimmung gegen Rom fest, auf welche die Synode zu Basel bei ihren unkirchlichen und revolutionären Schritten gegen Papst Eugen IV. mit richtiger Berechnung zählte, und welche nachher zu den ungeheuern Erfolgen des Protestantismus nicht wenig beitrug. Doch diese Zeit ging vorüber, die Kirche war stark und lebenskräftig genug, sich selber zu reformiren, und gerade der Protestantismus und die in Folge desselben eingetretenen Verhältnisse waren es, welche in den Gemüthern der katholisch gebliebenen Völker das Vertrauen zu den Nachfolgern Petri wieder herstellen halfen.

In den drei ersten Jahrhunderten nahmen die römischen Bischöfe die Stellung ein, welche ihnen an der Spitze der leidenden und verfolgten Kirche gebührte, d. h. sie wurden die ersten und ausgezeichnetsten Opfer der Verfolgung, und der Bischof, der zum Ersatz eines durch das Martyrerthum verklärten Vorgängers erwählt wurde, trat mit dem Bewußtseyn ein, daß ihm nach wenigen Monaten, ja vielleicht schon nach wenigen Tagen, denselben blutigen Weg zu wandeln, beschieden seyn werde. Selbst in dieser Zeit, in welcher der Erhebung auf den Stuhl Petri nach kurzer Frist der Tod durch des Henkers Hand zu folgen pflegte, machte sich bei jenen Partheien, die aus einer Irrlehre oder einer Spaltung hervorgingen, das Streben bemerkbar, sich entweder des römischen Stuhles zu bemächtigen, oder doch im Mittelpunkte

der Christenheit einen eigenen Bischof und Nachfolger Petri zu besitzen — ein Versuch den die Theodotianer, die Novatianer und zuletzt die sonst bloß auf Nordafrika beschränkten, Donatisten machten.

In den drei folgenden Jahrhunderten war es die große Aufgabe der Kirche, die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, die Trinität, die Gottheit des Erlösers und seine gottmenschliche Persönlichkeit gegen die immer sich erneuernden Angriffe und Entstellungen der Arianer und Macedonianer, der Nestorianer, der Monophysiten und Monotheleten, zu retten; der Schauplatz dieser Kämpfe war vorzugsweise der Orient; die abendländischen Kirchen verhielten sich dabei größtentheils leidend, und wurden namentlich von den spätern Streitigkeiten nur wenig berührt; dort aber, zu Konstantinopel, strebte der kaiserliche Hof durch gewaltthätiges Eingreifen die Kirche auch im Gebiete der Lehre zu beherrschen und die letzte Entscheidung an sich zu reißen, die Mehrzahl der Bischöfe pflegte nur allzu fügsam sich diesen Ansprüchen zu unterwerfen. Dennoch war der ferne römische Stuhl zuletzt immer der Fels, an welchem die noch so hoch gehenden Wogen der Häresie sich brachen, in der, ohne sich auf die Wendungen und Irrgänge griechischer Dialektik und Sophistik einzulassen, durch klare und einfache Entscheidungen, durch den moralisch mächtigen Schutz, den er den oft verfolgten und unterdrückten Rechtgläubigen gewährte, und durch die Lenkung der großen Kirchenversammlungen, die Lehre der Kirche unverfälscht wahrte.

Im siebenten und achten Jahrhunderte war die Bekehrung, die christliche und kirchliche Durchbildung der Völker germanischen Stammes, das Hauptthema der Kirchengeschichte, und auch hier erblicken wir den römischen Stuhl als ordnenden Mittelpunkt der ganzen Thätigkeit so vieler verschiedenartiger Kräfte und Personen; fränkische, italische, irische, angelsächsische Missionäre lassen sich in Rom ihre Sendung ertheilen und ihren Wirkungskreis anweisen, die neu gegrün-

deten Kirchen treten sofort durch die Anschließnng an Rom und die Unterordnung unter dessen Primat als Glieder in den Körper der allgemeinen Kirche ein. Der päpstliche Stuhl war es, der in Gemeinschaft mit Karl dem Großen die großartigste, ganz auf christlichen Ideen ruhende politische Institution der neuern Zeit, das christliche Kaiserthum, gründete und heiligte, und als mit dem Verfalle und der Ausartung des Karolingischen Hauses auch das Kaiserthum in Gefahr stand, in den Staub getreten zu werden und völlig zu verkommen, waren es wieder Päpste, die die Würde und Weihe desselben noch aufrecht erhielten, und durch die Periode wilder Anarchie hindurch für bessere Zeiten retteten.

Von unberechenbarem Werthe war ferner der Schutz, mit welchem die Päpste, vorzüglich seit dem neunten Jahrhunderte, die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe umgaben. Das schlimme Beispiel der Fürsten würde bei der Schwäche und Furchtsamkeit der von ihnen abhängigen Bischöfe nur allzubald auch eine Demoralisation des Adels und des Volkes herbeigeführt, und die Ehescheidungen mit dem ganzen Gefolge ihrer für Familie, Religion und Staat gleich verderblichen Wirkungen zur Tagesordnung gemacht haben, wenn die Päpste nicht, wie Nikolaus II. gegen König Lothar that, den Schild ihrer Autorität vorgehalten, und mit unerbittlichem Ernste jeden Versuch, das Eheband willkührlich zu zerreißen, abgewehrt hätten.

In der Mitte des eilften Jahrhunderts begann jener große Kampf, der schwierigste, und dem Anscheine nach hoffnungsloseste, den die Kirche bis dahin noch zu bestehen hatte, der Kampf gegen das allmächtig gewordene, tief in der Gesinnung germanischer Völker gewurzelte Feudalsystem, gegen ein System, welches nicht nur das öffentliche Leben in Europa beherrschte, sondern auch die Kirche wie mit einem undurchdringlichen Netze umsponnen hatte. Die Gefahr war in der That furchtbar; denn die ganze Entwickelung des Zeitalters schien es mit sich zu bringen, und alle, denen die Macht ge-

geben war, arbeiteten, selbst von einem großen Theile der Kirchenvorsteher unterstützt, mit oder ohne Bewußtseyn, daran, die Kirche dem Feudalstaate als ein untergeordnetes und dienstbares Glied einzufügen, sie durch und durch zu verweltlichen, in ihren heiligsten Attributen und Gaben zu verfälschen, und sie zum willenlosen Werkzeuge politischer Macht und Herrschsucht zu erniedrigen. Die Früchte dieser Herrschaft in der Kirche und über die Kirche waren zunächst die Investitur und die Simonie im weitesten Sinne, wodurch die kirchlichen Aemter theils geradezu käuflich gemacht, theils überhaupt um weltliche Gunst und zu weltlichen Zwecken der Habsucht und des Geizes verschleudert wurden. Daraus war dann das Verderben der Geistlichen und die Unzufriedenheit des Volkes mit seinen Priestern erwachsen; und Hülfe konnte nur kommen, wenn das Uebel an der Wurzel angegriffen wurde. Hier waren es nun wieder die Päpste, welche zuerst die Mahnung und das Bedürfniß der Zeit verstanden; nur auf die untern Klassen des Volkes und auf ein kleines Häuflein gleichgesinnter Männer gestützt, unternahmen sie in kühnem Gottvertrauen den Riesenkampf gegen die durch gemeinsames Interesse Verbündeten, gegen die Fürsten, den Adel und den größern Theil der schon in die Bande des Lehnwesens verstrickten Geistlichkeit. Leo IX., Alexander II., Gregor VII., Urban II., Paschalis II., Calistus II. standen auf der Höhe ihres Jahrhunderts, und um sie schaarte sich Alles, was in der Kirche durch Wissenschaft, Einsicht und Kraft hervorragte. Mehr als einmal schien ihnen der Boden unter den Füßen entzogen; Gregor starb in der Verbannung; Urban mußte von dem Almosen einiger römischer Frauen leben, und Paschalis sah sich gefangen in den Händen seines übermächtigen Gegners; aber ihr Wort bewegte Europa von einem Ende bis zum andern, und nach fünfzig Jahren hatte die Sache, deren Dienste sie sich geweiht, in dem Hauptpunkte gesiegt.

Der fast hundertjährige Kampf der folgenden Päpste gegen die Hohenstaufen war im Grunde nur die Fortsetzung und

Wiederaufnahme des Investiturstreites nach seinem Grundgedanken, freilich in etwas veränderter Form und Unterlage. Es war immer noch der Feudalmonarch, der die Bischöfe und, wo möglich, den Papst selbst im Vasallenverhältniß erhalten oder in dasselbe hinabdrücken wollte, damit aber die ganze Kirche seinen Zwecken dienstbar zu machen gedachte. Darum stand den Päpsten in dieser ganzen Zeit das Bewußtseyn zur Seite, daß sie die Vorkämpfer seyen für die Freiheit und Reinheit der Kirche, und noch zuletzt in dem Streite mit Friedrich II. sprach sich dieses allgemeine Bewußtseyn auf der Kirchenversammlung zu Lyon kräftig aus.

Schwerbedrängt in diesem Streite und eines weltlichen Stützpunktes bedürftig, hatten die Päpste sich in engere Verbindung mit dem französischen Königshause eingelassen; sie hatten den Kampf gegen das Hohenstaufische Haus und dessen Anhänger, die Ghibellinen, zuletzt mehr als Welfische Partheihäupter, denn als Kirchenfürsten geführt, und sich tiefer und tiefer in die Gänge und Irrgänge der damals in Italien herrschenden politischen Interessen vestrickt; durch eine nothwendige Rückwirkung wurde ihr kirchliches Ansehen geschwächt, das alte Vertrauen wich, und der Argwohn, daß die Päpste und ihr Cardinalscollegium unter der Hülle kirchlicher Zwecke und Unternehmungen selbstsüchtige, politische Bestrebungen verfolgten, begann sich einzunisten. Die ersten Früchte davon ärndtete Papst Bonifaz VIII., der in dem Kampfe, in welchen er als pflichtmäßiger Vertheidiger der französischen Kirchenfreiheit wider Willen mit König Philipp dem Schönen verflochten wurde, eine vollständige Niederlage erlitt, und selbst von der französischen Geistlichkeit, für deren Rechte er in die Schranken getreten war, verlassen und preisgegeben wurde.

Es folgte die verhängnißvolle Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon, jene siebzigjährige Zeit der Abhängigkeit von Frankreich; die höchste kirchliche Würde hatten die Südfranzosen ausschließlich in Besitz genommen, und sie mußte

mitunter selbst der französischen Politik als dienstbares Werkzeug sich unterordnen. Das war es, was den langen Streit mit Ludwig dem Bayern vergiftete und unheilbar machte; aber es war nun auch der thatsächliche Beweis geliefert und allen christlichen Nationen einleuchtend gemacht, daß der gemeinsame Oberhirte eine völlig unabhängige, auf eignem Grund und Boden ruhende Stellung einnehmen, daß er einen freien, eigenen Kirchenstaat als selbstständiger Fürst besitzen müsse. Auch das ergab sich deutlich, daß schon Anlaß zu gegründeten Besorgnissen für das Wohl der Kirche gegeben war, wenn die Unterthanen Eines Monarchen, wie damals die Franzosen, eine Mehrheit im Cardinals-Collegium bildeten; und daß die Freiheit der Kirche am besten gesichert, ihre Rathschlüsse vor fremdem Einflusse bewahrt blieben, wenn das Collegium sich vorzugsweise aus Italiänern, und zwar aus Eingebornen des Kirchenstaates ergänzte.

Zu den oben bezeichneten Uebelständen kamen seit Johann XXII. jene vielfältigen Reservationen und jenes willkührliche Schalten mit den Benefizien, worin sich wohl das Bestreben, die Geldmittel der Curie zu vermehren und begünstigte Personen unterzubringen, deutlich genug kund gab, während die Sorge für das Wohl der Kirche nur all zu oft anderen Rücksichten weichen mußte. Und doch hat selbst die Reihe dieser französischen Päpste einige treffliche Männer aufzuzeigen, durch welche im Einzelnen viel Gutes erreicht, viel Unheil abgewendet wurde.

Inzwischen war das Vertrauen der Völker auf die Unbestechlichkeit, die freie Selbstständigkeit und die Integrität des römischen Stuhles einmal erschüttert, und das Schisma, das nach Ablauf der siebzig Jahre eintrat und vor den Blicken Europa's so viel Selbstsucht, Habgier und andere unreine Leidenschaften an den Cardinälen und den von ihnen gewählten Päpsten und Gegenpäpsten enthüllte, wäre ganz geeignet gewesen, das Ansehen dieses Stuhles, falls dasselbe als bloß menschliche Institution auf vergänglicher Grundlage

geruht hätte, völlig zu zerstören. Aber gerade die ängstliche Sorge, die tausendstimmig ausgesprochene Sehnsucht der Nationen in dieser Zeit der Spaltung und Verwirrung bewies, wie lebendig noch immer das Bedürfniß gefühlt wurde, einen Mittelpunkt des allgemeinen Vertrauens, einen obersten Richter, Wächter und Lenker in kirchlichen Dingen zu besitzen. Alle Welt begehrte eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern; aber die den Primat vernichtenden Grundsätze eines Marsilius von Padua und eines Wikleff fanden damals noch geringen Eingang; ihre praktische Durchführung war erst den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts vorbehalten; der Wahn, daß es mit der Kirche um so besser bestellt sey, je beschränkter, schwächer und ohnmächtiger ihr sichtbares Haupt sey, fand sich damals nur bei wenigen, und als auf dem großen europäischen Congreß, dem Concilium zu Constanz eine Minorität nach Beseitigung der Gegenpäpste die Wahl eines neuen Papstes verschoben wissen wollte, damit man zuvor ohne Papst die Gesetze und Verfügungen über die Verbesserung des kirchlichen Zustandes verfassen, und diese dann dem Neugewählten als eine Art von Wahlcapitulation zur unbedingten Annahme vorlegen könne — da verwarf die große Mehrheit der Mitglieder auf der Synode diesen Antrag auf's Entschiedenste, indem sie ganz richtig von dem Principe ausging, gerade der länger dauernde Mangel eines allgemein anerkannten Kirchenoberhauptes sey das größte und empfindlichste Gebrechen, dessen Hebung vor Allem noth thue.

Die so allgemein und dringend herbeigerufene Verbesserung der Kirche kam in vielen Punkten gar nicht, in in andern nur unvollkommen zu Stande. Wenn man die besten Gesetze und Anordnungen der alten Kirche wiederholte, und neue, den damaligen Bedürfnissen angemessene, hinzufügte, so berührte dieß Alles nur die Oberfläche des Uebels. Eine Hauptursache des Verderbens lag in dem Reichthum der Kirche, der übergroßen Menge geistlicher Stiftun-

gen, Pfründen und Versorgungsanstalten, welche alljährlich Tausende von Unberufenen in den geistlichen Stand anzogen, und zahlreichen Schaaren kirchlicher Müßiggänger eine bequeme Existenz gewährten. So war Alles mit bösen, von Priestern gegebenen Beispielen und Aergernissen angefüllt, und Niemand wußte Rath und Mittel dagegen zu schaffen; denn die Kirchengewalt ist wesentlich conservativ, sie soll und darf ursprünglich gute kirchliche Stiftungen nicht gleich zerstören und auflösen, um dem Mißbrauche, der sich daran geheftet, zu wehren; sie darf auch die Güter und Besitzungen der Kirche nicht willkührlich gegen die Absicht der Stifter zu anderen Zwecken verwenden, oder sie, um nur den verderblichen Reichthum abzuschneiden und apostolische Armuth zurückzuführen, fremder weltlicher Habgier preisgeben. Es gibt auch in der Kirche gewisse extreme Heil- und Reinigungsmittel, welche ihr Herr und Meister sich allein vorbehalten hat; er allein weiß es, ob und wenn ein Institut wirklich unheilbar verdorben sey; zur rechten Zeit sendet er dann seine rächenden Werkzeuge aus, diese vollbringen das Geschäft der Zerstörung, zu welchem die Kirchengewalt selbst nicht berufen ist, als unbewußte und widerwillige Diener des Herrn, damit später aus der Asche der Phönix einer neuen, den wahren Bedürfnissen der Kirche entsprechenden Schöpfung sich erhebe.

Was die Kirche in jener Zeit des Verderbens vor Allem bedurfte, was zur wirklichen und gründlichen Reformation unentbehrlich war, das waren neue, von frischem Geiste beseelte Verbrüderungen, Orden und neue, vorzüglich der Erziehung gewidmete Institute. Aber dieß sind Dinge, die die Kirchengewalt nicht machen oder schaffen kann, dazu gehört vor Allem eine reichlichere Ausgießung der göttlichen Gnade; der „Geist aber weht, wo er will"; haben sich die rechten Männer zusammengefunden, dann ist es die Sache der Hirten und Häupter, die beginnenden Keime der neuen Entwickelung schützend zu pflegen, und sie vor Ausartung zu bewahren. Die Gesellschaft der Brüder des gemeinschaftlichen

Lebens wirkte im fünfzehnten Jahrhundert, zur Zeit des allgemeinen Rufes nach kirchlicher Besserung, in ihrer räumlich beschränkten Sphäre sehr viel Gutes; aber sie war freilich zu klein und ihre Thätigkeit nicht umfassend genug, um einen Damm gegen einen Strom des clericalischen Verderbens zu bilden.

Endlich kam gegen Ende des Jahrhunderts, um das Maaß des Verderbens voll zu machen, die höchste kirchliche Würde selbst in unwürdige und befleckte Hände, und wie Gott ehemals im alten Bunde die Sünden des Volkes durch die Sünden der Priester gestraft, und zugelassen hatte, daß selbst die hohenpriesterliche Würde die Beute lasterhafter Menschen wurde; so begann denn auch jetzt das göttliche Strafgericht damit, daß Päpste, wie Innocenz VIII., Sixtus IV., Alexander VI., Julius II. nach einander den Stuhl des Apostelfürsten schänden durften. Diejenigen sahen ganz richtig, welche die Erscheinung solcher Päpste als Vorboten noch schwererer Gerichte betrachteten. Wenn zwei dieser Päpste, Innocenz und Alexander, mit schimpflichen Lastern befleckt, die beiden Andern, Sixtus und Julius tief in die unlautere Politik der Zeit und des Landes verstrickt, weder Auge noch Sinn und Gefühl für die Schäden nnd Bedürfnisse der Kirche hatten, wenn sie und Tausende von Cardinälen, Bischöfen und Priestern mit ihnen blind und taub gegen alle Mahnungen und Zeichen der Zeit fortlebten, wie die Menschen vor der Sündfluth gethan; so war hiemit die äußerste Gränze des von Gott zugelassenen Verderbens erreicht, und nun mußte sich's zeigen, daß die Kirche dennoch auf den Felsen gebaut sey, und daß die Pforten der Hölle nichts wider sie vermögen.

Der große Abfall der neuern Zeit begann; ganze Völker wurden von der Kirche losgerissen, wenige Jahre reichten hin, Institutionen, an welchen Jahrhunderte lang gebaut worden war, in Ruinen zu verwandeln; der Reichthum der Kirche, der schon so viel Unheil gestiftet hatte, schien sich nun abermals zum Fluche zu verkehren, denn er reizte nur überall

die Habgier der Mächtigen, denen die neue Lehre den erwünschten Vorwand zum Raube darbot. Aber die Kirche weckte nun auch und sammelte jene Fülle von Kräften, welche in ihr lagen, und durch eine Reihe der tüchtigsten und erleuchtesten Päpste geleitet, vollbrachte sie durch diese und das Concilium von Trient, was noch nie einer menschlichen Gesellschaft gelungen war; ihre Selbstverbesserung. Neue Gesellschaften bildeten sich, um alle Lücken im kirchlichen Dienste auszufüllen und überall hin neues Leben zu tragen; Seminarien zur Erziehung einer bessern Pfarrgeistlichkeit wurden allenthalben gegründet; nicht wenige Priester starben als Märtyrer der katholischen Lehre auf dem Blutgerüste, und eine große Anzahl ächter Reformatoren erhob sich, welche das zu Trient Begonnene fortsetzten und praktisch thätig in's Leben einführten. Bartholomäus von Braga, Karl von Borromäo, Thomas von Villanova, Philippus Neri, Ignatius und Canisius, Petrus von Alkantara, Johannes vom Kreuze, Franziskus von Sales — größere Heroen, würdigere Vorbilder aller bischöflichen und priesterlichen Tugenden hat die Kirche auch in ihren schönsten früheren Zeiten nicht aufzuweisen.

Seit der Synode von Trient hat kein Unwürdiger, kein Lasterhafter mehr in die Reihe der Päpste sich einzudringen vermocht; Nepotismus und Charakterschwäche sind die äußersten Fehler, welche einigen wenigen unter so vielen zur Last gelegt werden können; die nachtheiligen Wirkungen davon, welche sich in der Verwaltung des Kirchenstaates zuweilen fühlbar gemacht haben, hat die Kirche kaum jemals empfunden. Die Einwirkung der Päpste auf die Kirchen der einzelnen Länder hat sich fast durchaus als eine wohlthätige, schützende, Verirrungen abwehrende und die alte Ordnung aufrecht erhaltende erwiesen. Zwar haben die Jansenisten in Frankreich, die Febronianer in Deutschland Alles aufgeboten, die päpstliche Autorität zu einem leeren Schattenbilde herabzusetzen, und im achtzehnten Jahrhundert schienen sich viele Monarchen oder ihre Minister zur Aufgabe gesetzt zu haben, den

apostolischen Stuhl bei jeder Veranlassung zu necken, zu beschränken und zu mißhandeln. Doch alle diese Verirrungen gehören einer nun verschollenen Richtung und Zeit; die Urheber derselben haben Wind gesäet und den Sturm geärntet; die französische Geistlichkeit hat noch vor der Revolution die bittern Früchte des Gallikanismus in reichem Maaße kosten müssen, als eine von Buhlerinnen geleitete Regierung und ein aus Jansenisten und Atheisten bestehendes Parlament die gallikanischen Principien als willkommenes Werkzeug zur Knechtung und Mißhandlung der dortigen Kirche gebrauchte. Seitdem ist der Clerus in Frankreich von jeder Hinneigung zum Gallikanismus gründlich geheilt, und erkennt es eben so gut, als die übrige katholische Welt, daß die Macht und Stärke der päpstlichen Autorität zugleich die Macht und Stärke der ganzen Kirche sey, und daß die Ohnmacht des Hauptes auch eine Schwächung der Glieder nach sich ziehe.

Ein Theil der päpstlichen Gewalt, wie sie im Mittelalter gehandhabt wurde, ist in neuerer Zeit, und wohl unwiederbringlich verloren gegangen, nämlich jene kirchlich-politische Gewalt, welche seit dem neunten und noch mehr seit dem elften Jahrhunderte den Päpsten als Vorstehern des europäisch-christlichen Völkerbundes zugefallen war. Sie hatte ihren Grund in dem damaligen Verhältnisse von Kirche und Staat, in der Thatsache, daß die germanischen Staaten ganz auf kirchlicher Grundlage erbaut waren, und daß die wechselseitige Verpflichtung der Monarchen und Stände unter die Obhut der Kirche gestellt war. Daß ein Monarch sich zu einer andern als zu der katholischen Religion bekenne, das widerstrebte eben so sehr den Grundgesetzen der Staaten, als dem allgemeinen Volksbewußtseyn, und wenn er sich definitiv aus der Gemeinschaft der Kirche ausschließen ließ, dann verlor er auch sein, durch diese Gemeinschaft bedingtes Recht auf die Krone. Derjenige konnte also nicht länger Kaiser oder König seyn, der durch hartnäckige Verachtung der kirchlichen Censuren, durch williges und absichtliches Verharren im Banne, den Beweis lieferte, daß er in der That kein

Glied der Kirche seyn wollte. So entwickelte sich die politisch-schiedsrichterliche Gewalt der Päpste, und jene Autorität, kraft welcher sie indirekte (per concomitantiam) auch über die königliche Würde verfügten — eine Autorität, deren freilich immer bedenkliche Anwendung nur durch die äußerste Noth gerechtfertiget werden konnte und höchst gefährlichem Mißbrauche ausgesetzt war. Solcher Mißbrauch zuerst, dann die Katastrophe der großen protestantischen Kirchentrennung, und die allmählig durchgreifende Ablösung der Staaten von der Kirche führten nun das Erlöschen jener Gewalt herbei, die von nun an, bei ganz veränderter Lage der Dinge, wohl nie mehr in Anspruch genommen werden wird.

Wir sehen, wie jenes Grundgesetz, welches der Herr seiner Kirche gegeben, das Gesetz des Einsseyn, wie er mit dem Vater Eins ist, der Einheit in Glauben und der Lehre, in der Verfassung, in dem Gottesdienste und den Heilmitteln, sich als leitender Gedanke, als Ausgangspunkt, wie als Ziel kirchlicher Thätigkeit durch alle Jahrhunderte hindurchzieht; und wenn der Primat als Bewahrer und Repräsentant dieser Einheit eingesetzt ist, wird auch seine jedesmalige Stellung und Thätigkeit, wie ganz verschiedenartig, ja scheinbar widersprechend, dieselbe auch dem ersten Blicke sich darstellen mag, doch nur diesem Gesetze dienen und in demselben ihre Erklärung und Rechtfertigung finden. Nach jener Seite von welcher der Kirche gerade die größte Gefahr drohte, mußte auch vorzugsweise die Kraftentwickelung der Päpste sich wenden, und gleich den Israeliten beim ersten Tempelbaue mußten sie stets die Mauerkelle in der einen, das Schwert in der andern Hand führen, mußten pflanzen und bauen und zugleich jeden Versuch, die Kirche zu zerreißen oder die ihr anvertrauten Güter zu fälschen, kämpfend abwehren. Ganz verwachsen mit der Kirche, wie sie waren, mußten sie auch, nicht sowohl einem bewußten Streben als einem naturnothwendigen Gesetze gehorchend, sich der jedesmaligen Lage der Kirche und ihren äußern Verhältnissen conformiren, und ihre

in ihrem Wesen durch jenes Princip der Einheit bedingte und bestimmte Gewalt mußte, der elastischen Natur einer jeden lebendigen Autorität gemäß, im Dienste jenes Princips, und dessen jeweiligen Anforderungen entsprechend, sich bald erweitern, bald zusammenziehen. So war es ganz der Natur des Primats und seiner Bestimmung gemäß, daß die Päpste im Mittelalter Rechte ausübten und Gewalten in Anspruch nahmen, an welche ihre Vorgänger im vierten oder fünften Jahrhunderte noch nicht gedacht hatten. Denn mit dem altrömischen Cäsarenreiche, welches trotz seiner äußern An- und Aufnahme des Christenthums seinem innersten Wesen nach heidnisch blieb, hatte die Kirche nie in ein harmonisches Wechselverhältniß treten können; beide waren sich vielmehr innerlich fremd geblieben, wogegen die christlichen Staaten des Mittelalters nur durch die Kirche, und von dieser getragen und durchdrungen, ihre Gestaltung erlangten. So wenig daher die Kirche dem römischen Staate gegenüber irgend eine rechtlich gefaßte Stellung einnahm, eben so wenig kam auch den Päpsten eine solche, oder irgend eine Einwirkung auf das politische Gebiet, irgend eine Gewalt über die Kaiser zu. Im Mittelalter dagegen war es nur die natürliche und unausweichliche Folge des damaligen gesellschaftlichen Zustandes, daß der Papst an die Spitze des christlichen Völkerbundes trat, und daß der Kirchenbann auch eine bürgerliche Wirkung, und im äußersten Falle die Absetzung des Fürsten nach sich zog.

Und so ist es dieselbe Kirche, die in den ersten drei Jahrhunderten ihre Päpste, Bischöfe und Bekenner, um sich gegen das Heidenthum zu behaupten, auf's Blutgerüste sendet; dieselbe, die dann im vierten und fünften Jahrhundert mit äußerster Anstrengung sich des eindringenden Arianismus und Eutychianismus erwehrt; es ist wiederum eben diese Kirche, welche im eilften und zwölften Jahrhundert mit allen ihr damals zu Gebote gestellten Mitteln sich gegen die Gefahr, durch den Feudalstaat verweltlicht und verschlungen zu werden, vertheidigt; und dieselbe Kirche ist es, welche seit

der andern Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts durch die göttliche, ihr inwohnende Kraft ihre Wiedergeburt vollbracht, die Gefahr des Protestantismus überwunden, und alte, tiefgewurzelte Mißbräuche glücklich ausgerottet hat. Und ob Leo der Große, 450, die Räuber-Synode von Ephesus verdammt, ob Leo III., 800, Karl den Großen zum ersten christlich-römischen Kaiser krönt, ob Gregor VII., 1074, die Investituren verwirft, und Pius V. die Schlüsse der Trienter Synode durchführt, es ist immer der Nachfolger Petri, welcher handelt, immer das gleiche Ziel der Einheit, das er verfolgt; es sind immer die aus dem Vorrath der Kirche entlehnten, ihrer jedesmaligen Stellung entsprechenden Mittel und Waffen, deren er sich bedient.

Die reinkirchliche Gewalt der Päpste steht gegenwärtig so fest als je; bestritten oder verdächtigt und verunglimpft wird sie nur von denen, die außer der Kirche stehen, oder welche in der Kirche jede Schranke niederreißen, jeder Autorität, der bischöflichen eben so gut als der päpstlichen, sich entziehen möchten, um frei und zügellos nach ihres Herzens Gelüste leben und schalten zu können. Der alte Gegensatz zwischen Episkopalsystem und Papalsystem hat im Grunde, praktisch genommen, alle Bedeutung verloren. Gerade die Bischöfe, auf welche die päpstliche Gewalt, da sie derselben untergeordnet sind, sich zunächst bezieht, welche daher den Druck derselben, wenn sie wirklich drückend wäre, am stärksten empfinden würden, sie sind es, welche sich aus allen Theilen der Welt freiwillig und freudig bei jeder wichtigeren Veranlassung nach Rom wenden, und das oft und lange zögernde Oberhaupt der Kirche dringend um Entscheidungen angehen. Daher pflegt jetzt auch überall die Feindseligkeit oder die Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl mit der Herabwürdigung und Knechtung des Episkopats gleichen Schritt zu halten. Wie die Dinge in Rußland stehen, ist bekannt. In Würtemberg, wo man Alles gethan, um jeden Einfluß Roms auf die katholischen Kirchenverhältnisse abzuschneiden,

hat man auch die bischöfliche Würde nahezu auf ein bloßes Schattenbild oder κωφον προσωπον reducirt, und die wesentlichsten Rechte und Attribute der bischöflichen Gewalt, mit offenbarer Verletzung selbst der auf göttlicher Anordnung ruhenden Principien der Kirchenverfassung, dem κατ' ἀντιφρασιν sogenannten „katholischen" Kirchenrathe übertragen.

Betrachten wir dagegen, was in Ländern vorgeht, wo die Kirche wahrhaft und völlig frei ist. Im Mai dieses Jahres hat sich die fünfte Synode der katholischen Kirche in den vereinigten nordamerikanischen Staaten zu Baltimore in Maryland versammelt; sechszehn Bischöfe, theils geborne Amerikaner, theils Engländer, Franzosen und Irländer waren hier mit ihrem Erzbischofe vereinigt; fünf Vorstände geistlicher Orden und achtzehn Theologen waren mit ihnen gekommen; kein weltlicher Commissär wohnte ihren Sitzungen bei, die dortige protestantische Regierung ließ sich gar nicht einfallen, daß ihre jura circa sacra oder in sacra dabei gewahrt werden müßten, oder daß die Synode keine Beschlüsse ohne landesherrliches Placet fassen könne. Mit derselben Freiheit und Selbstständigkeit, wie sie die Kirche der drei ersten Jahrhunderte besaß, faßten die Prälaten ihre Beschlüsse, aber diese Beschlüsse wurden wie schon früher, so auch jetzt wieder ohngeachtet der weiten Entfernung nach Rom gesandt, um die Genehmigung des Papstes zu erhalten, und dann erst als Gesetze der amerikanischen Kirche publicirt zu werden.

Wenn irgendwo reichlicher Stoff zu Reibungen, Streitigkeiten und Spaltungen zu finden wäre, so müßte dieß der Fall in der nordamerikanischen Kirche seyn, die aus so vielen, mitunter auch durch nationale Antipathie getrennten Völkern zusammengeflossen ist. Auf der eben erwähnten Synode waren Prälaten und Theologen von sieben verschiedenen Nationen vereinigt. Und dennoch ist es gerade die katholische Kirche, welche in den vereinigten Staaten allein das Bild und Muster wahrer religiöser Harmonie und kirchlicher Einheit darstellt, während Alles um sie her in Secten und endlose Parthei-

ungen zerfällt. Aber das dortige Episkopat steht auch in freiem, ununterbrochenem Verkehre mit dem römischen Stuhle, und so ist bisher jeder Keim des Unfriedens glücklich unterdrückt, die Einheit und mit ihr die ungeschmälerte frische Kraft der Kirche dort bewahrt worden.

(Der zweite Artikel folgt im nächsten Hefte.)

Den 26. November.

LXVIII.

Zeitläufte.

Der Streit über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

Der Kampf um die Emancipation des öffentlichen Unterrichts in Frankreich ist durch den mißbilligenden Beschluß, welchen der Staatsrath gegen die Erlasse der Bischöfe von Chalons und Langres geschleudert hat, in ein neues Stadium getreten. Leider ist durch die Zuthat von Leidenschaftlichkeit, welche sich von beiden Seiten in diesen Streit gemischt hat, die ursprünglich einfache Frage auf eine überaus betrübende Weise verwickelt worden. — Wir müssen daher, um unsern Lesern durch eine klare Uebersicht des ganzen Handels ein selbstständiges, eigenes Urtheil möglich zu machen, die Sache, um die es sich handelt, von ihren Complicationen trennen, in die sie nicht ohne Absicht und Hinterlist von der einen, und nicht ohne große Unklugheit von der andern Seite hineingearbeitet wurde, und täglich noch mehr hineingearbeitet wird. Denn in Frankreich mangelt, wie überall, wo die Leidenschaften mitsprechen, diese klare Einsicht in das, wovon eigentlich die Rede ist, den Meisten, die heute an den immer bitterer wer=

benden Erörterungen Theil nehmen. Desto nöthiger ist es, unsern deutschen Lesern einen unpartheiischen, über die Einseitigkeit jener Discussionen erhabenen Standpunkt zu sichern. Die Controverse, um die es sich handelt, ist, in ihrer Tiefe gefaßt, eine europäische. Sie wird, über kurz oder lang, in der einen oder der andern Form auch Deutschland berühren, und darf deshalb die deutsche katholische Welt nicht unvorbereitet finden.

Auf ihren kürzesten und allgemeinsten Ausdruck gebracht, lautet die Frage einfach, wie folgt: Hat die Staatsgewalt ein ausschließliches, vorbehaltenes Recht, die Kinder ihrer Unterthanen zu erziehen? und, wenn dieß verneint werden muß, welche Rechte stehen ihr sonst in Beziehung auf das Unterrichtswesen in ihrem Lande zu?

In besonderer Beziehung auf Frankreich nimmt aber dieser Streit unter der Einwirkung einer Reihe geschichtlicher Daten folgende bestimmtere Gestalt an.

Vor der Revolution waren Unterricht und Erziehung weder Monopol der Kirche, noch des Staats. Mit Recht widerspricht der Erzbischof von Paris in seinen Bemerkungen über die Freiheit des Unterrichts der so oft gehörten Behauptung: daß in der alten Monarchie die Erziehung ausschließlich in den Händen des Clerus gelegen habe. Die Layen waren so wenig ausgeschlossen, daß nicht selten selbst der Rector der Universität Paris ein Weltlicher war. Außerdem bildete der Clerus als solcher, in Beziehung auf den Unterricht, den er ertheilte, nichts weniger als eine Corporation. Benedictiner, Jesuiten, Oratorianer, Brüder der christlichen Lehre u. s. w. waren eben so viele völlig von einander verschiedene Körperschaften, deren jede ihre besondern Regeln, ihren eigenthümlichen Geist, ihre verschiedenen Interessen hatte. Nicht bloß Wetteifer herrschte unter ihnen, sondern zuweilen selbst wahre Eifersucht. — Aber in Hinsicht ihrer Methoden und der Art und Weise ihrer Erziehung waren sie frei; es bestand

überhaupt in dieser Beziehung für Niemanden ein Zwang. — Die Universitäten hatten allerdings gewisse Vorrechte, aber keine übte einen Bann über die Schulen der Provinz, wo sie ihren Sitz hatte; keine von ihnen centralisirte in sich die Leitung aller übrigen Schulen des Reiches, keine hatte das Recht, dieselben durch eine drückende Aufsicht zu lähmen oder geistig zu tödten.

Waren die Lehrer frei, so waren es auch die Familienväter, weil sie unter den mannigfaltigsten Instituten zu wählen hatten, und unbehindert ihre Kinder derjenigen Anstalt oder den Individuen anvertrauen konnten, deren Geist und Methode der Eigenthümlichkeit und den Bedürfnissen dieser bestimmten Zöglinge am meisten entsprach. — Den Königen endlich war es nicht weniger unbenommen, dieser oder jener einzelnen Anstalt, dieser oder jener Körperschaft gewisse Freiheiten, Ehrenrechte oder Vortheile (Bursen, Besoldungen für die Lehrer, Aufmunterungen aller Art u. dgl.) zu verleihen. Dasselbe stand allen Freunden der Wissenschaft und allen Privatwohlthätern frei, welche ihre Stiftungen denjenigen Instituten zuwenden konnten, welche sie für die nützlichsten hielten. — In diesem Sinne spricht sich z. B. der Cardinal Richelieu in seinem politischen Testamente für die Freiheit des Unterrichts aus: Es sey besser, sagt er, daß es mehrere Anstalten gäbe, die unabhängig neben einander lehren, damit Wetteifer die Kräfte stähle. Die Zahl der Lehranstalten, welche entweder auf Privatstiftungen beruhten, oder den Stadtgemeinden gehörten, oder von Privatpersonen geistlichen oder weltlichen Standes gehalten wurden, war in Folge dieser Freiheit größer, als die Zahl jener Collegien, welche unter einer oder der andern Universität standen. Das Vorrecht dieser letztern bestand aber darin, daß sie die akademischen Grade ertheilen konnten, jedoch wohlgemerkt, nicht bloß an ihre Schüler, sondern an Jedweden, der dazu tüchtig war, er mochte seine Ausbildung, wo er immer wollte, erworben haben.

So verstand jene Zeit, welche der Oberflächlichkeit vieler unserer Zeitgenossen für das Blüthenalter des Despotismus gilt, die Freiheit. Sie ließ Jeden gewähren, so lange er nichts Unrechtes that, und war des einfältigen Dafürhaltens, daß Zwang, Hemmung und mißtrauische Beaufsichtigung, die Jemand in seinen eigenen Interessen und Angelegenheiten erfährt, gerade die Freiheit, ihrem Begriffe und Wesen nach, ausschließen.

Die Revolution hat diese Verhältnisse, wie alle andern, von Grund aus umgewühlt und in unheilbare Verwirrung gestürzt. Sie hat erstens die Lehranstalten in ganz Frankreich zerstört, und dadurch die traditionellen Verhältnisse zwischen Lehrer und Lernenden unterbrochen; sie hat zweitens über ganze Generationen eine Anarchie der Ideen gebracht, von welcher die Geschichte aller Jahrhunderte kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Sie hat drittens, was das Schlimmste ist, das natürliche Rechts- und Freiheitsgefühl der europäischen Menschheit überhaupt, und das der Franzosen insbesondere, verfälscht. — In Folge dessen galt seitdem bei Allen, die der Schwindel der Zeit erfaßt hat, ächte, alte Freiheit für Knechtschaft, und der schnödeste Despotismus für Freiheit. — Nur in einer solchen Zeit konnte das berühmte Wort: „die Kinder gehören dem Staate, und dann erst den Eltern", eine praktische Gültigkeit, nicht bloß in Frankreich, sondern fast auf dem gesammten Festlande von Europa gewinnen, ohne einen unbesiegbaren Widerstand in der Brust aller Väter und Mütter hervorzurufen. — Die Staatsomnipotenz wurde stillschweigend allgemeiner Glaubenssatz; jede Protestation von Seiten der Religion, des Gewissens, der natürlichsten und heiligsten Gefühle der Eltern galt für unsinnige, strafbare Auflehnung, — der revolutionäre Terrorismus für gute Ordnung und heilsame Polizei. — Wie viele Schulräthe und Leiter des öffentlichen Unterrichts würden heute erstaunen, wenn sie erführen, daß der Mann, welcher jenen Grundsatz, der heute nicht bloß in Frankreich als Axiom

gilt, zuerst nackt und klar ausgesprochen hat, der Blutmensch Danton, das berüchtigte Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war!

Die Revolution hat das Princip der modernen, despotischen Staatserziehung ausgesprochen, aber sie hat es thatsächlich nicht vollständig verwirklicht. — Die Durchführung desselben war Napoleon vorbehalten. — Es lag im Systeme des Kaiserreiches, daß der letzte Mensch und der letzte Thaler der Staatsgewalt gehöre. — So war also das, was das kaiserliche Decret Universität nennt, eine nothwendige Ergänzung der ganzen gouvernementalen Maschine. — Es war der leitende Gedanke dieser Schöpfung, das geistige Leben der heranwachsenden Generation willkührlich nach dem allmächtigen Willen des Kaisers zu formen, wie der Töpfer dem Thon Gestalt und Form gibt. Frankreich sollte, wie nach einem Exerzierreglement die Waffen gebrauchen, so nach einer Norm denken, fühlen und glauben lernen. Der Kaiser wurde dabei nicht bloß als der erste, sondern auch als der allein berechtigte Schulmeister in Frankreich gedacht. — Er ließ dieses Recht durch ein militärisch organisirtes Corps ausüben, dem er Lehrbücher, Methoden, Grundsätze gab, und an dessen Spitze als General en Chef ein Großmeister stand, der dann natürlich von dem kaiserlichen Willen seinen alleinigen Impuls erhalten sollte. — Auf Widerstand und selbstständiges Leben in Lehrern und Lernenden war so wenig gerechnet, wie bei irgend einem andern Zweige des öffentlichen Dienstes. Dafür aber, daß Alles reglementsmäßig zugehe, zu sorgen, war eine Anzahl Inspectoren und Generalinspectoren eingesetzt.

Um selbst gegen die augenscheinliche Verkehrtheit nicht ungerecht zu seyn, darf bei der Kritik dieses Planes nicht außer Acht gelassen werden, daß im Hintergrunde von Napoleons Systeme ein wahrer und richtiger Gedanke lag. — Er haßte die Anarchie der Geister, welche die Revolution geschaffen hatte; er haßte insbesondere die revolutionäre Ideologie, weil er sie für schlechthin ingouvernabel erkannte. — Dieser,

so calculirte er unbezweifelt richtig, lasse sich nur durch die Erziehung beikommen. Allein weil ihm jede tiefere, sittlich-religiöse Idee verschlossen war, so konnte er keine organische und dynamische Wirksamkeit begreifen. Er verstand eben nur rohe, mechanische Mittel für seine Zwecke zu erfinden, und nur diese wußte er zu berechnen, und so entstand das intellectuell-moralische Monstrum der kaiserlichen Universität. — Daß die Restauration dieses fortbestehen ließ, ist mehr als ein Fehler, es ist ein Verbrechen. — Daß aber auch die Julimonarchie bis zur Stunde nicht daran gedacht hat, den absurden Mißgriff zu verbessern, ja daß sie sich aus allen Kräften gegen diesen nothwendigen und unerläßlichen Fortschritt sträubt, dieß zeigt deutlich, wie wenig sie es bis jetzt verstanden hat, die Freiheit zu einer Gehülfin der Ordnung zu machen, und wie ihr gesammtes Thun und Treiben, weit entfernt eine tiefere, gründlichere Heilung der Wunden Frankreichs vorzubereiten, eben auch keine höheren Zwecke kennt, als durch kleine Mittel ein trauriges Daseyn über den heutigen Tag hinaus zu fristen. Daher wird denn auch der nächste Morgen, sobald zwei Augen geschlossen sind, Frankreichs Zukunft für jede menschliche Berechnung wiederum in Frage stellen, und es ist zu besorgen, daß der schon hundertmal „geschlossene Abgrund der Revolution" sich dann auf's Neue wieder öffnen wird.

Inzwischen hat die Zeit über Napoleon's Universität ein unbarmherziges Gericht gehalten. Die gouvernementalen Ideen, die in dieser Schöpfung steckten, haben sich auf die kläglichste Weise als völlig unpraktisch erwiesen. — Ist die Universität ein Erziehungsinstrument in den Händen der Staatsgewalt, ohne eignen Willen und ohne Widerstandsfähigkeit, und lediglich deren Zwecken dienend, wie Napoleon sie wollte? Mit nichten! der „Staat" hat sich völlig unfähig gezeigt, der todten Form, die er erschaffen hatte, einen Geist einzuhauchen. Dergleichen läßt sich eben durch bloß negative und mechanische Mittel, durch Controlle und Beaufsichtigung, durch Register

und Prüfungen, weder erzeugen noch willkührlich lenken. Die leere Hülse konnte Napoleon zu Stande bringen, einen Geist nach seinem Willen und Belieben in dieselbe zu bannen, stand nicht in seiner Macht, weil es weit über die Gewalt jedes Herrschers, auch des mächtigsten, hinausgeht. — Daher hat, unbekümmert um das kaiserliche Gebot, der Geist in der Universität Platz genommen, der zu jener Zeit überhaupt in den obern Schichten des französischen Volkes hauste. — Es war der gedemüthigte und eingeschüchterte, aber nichts weniger als vernichtete Philosophismus des achtzehnten Jahrhunderts, derselbe Philosophismus, den der Imperator gerade durch die gelehrte Cohorte seiner Universität, nicht um religiöser, sondern um politischer Zwecke willen, zu Paaren treiben wollte, dem er aber durch diese leere, hohle Form ein sicheres, warmes Nest bereitet hat.

Napoleons Sturz erfolgte zu schnell, als daß er selbst die Früchte dieses Mißgriffes hätte einerndten können. Aber desto greller trat dieser Widerspruch zwischen dem Willen oder dem Interesse der Staatsgewalt und der Universität zur Zeit der Restauration hervor. Mit Recht weisen heute diejenigen, welche die Emancipation begehren, darauf hin, daß gerade die Jünglinge, welche die Universität vom Jahre 1814 bis 1830 erzogen hat, von dem tödtlichsten Haße gegen die Regierung beseelt waren. Das Monopol hat also seinen Zweck: der Regierung unbedingte Anhänger in der heranwachsenden Generation zu schaffen, nicht nur nicht erfüllt, es hat das Gegentheil bewirkt. — Möchte man doch endlich überall von dem Wahne zurückkommen, daß sich die Jugend beliebig für diesen oder jenen äußeren, politischen Zweck, nach der jedesmaligen Laune der Machthaber dressiren, und wie ein Teig in diese oder jene Form kneten lasse. — Gerade die jugendlichen Gemüther merken am ersten die Absicht der Lehrer und Erzieher: ihren Glauben in einem bestimmten, höhern Orts anbefohlenen Sinne zu influenziren, ihren Geist in dem Garne eines polizeilich vorgeschriebenen Systems gefangen zu neh-

men, und dieß ist das sicherste Mittel, sie in die entgegengesetzte Richtung zu werfen. Nur die eigene, warme, lebendige Ueberzeugung, nur das Herz des Lehrers kann auf die Ueberzeugung und das Herz der Jugend wirken! — Jedes Bearbeiten auf mechanischem Wege wird unter allen Umständen ähnliche Erfolge haben, wie die Wirksamkeit der Universität während der Restauration. Denn keine Regierung wird jemals willkührlich Herr über den Geist der Lehrer seyn, eben so wenig wie die Lehrer jemals Herren und Meister über die Ueberzeugungen und den Willen ihrer Schüler sind. — Fast noch mehr, wie auf jedem andern Gebiete, wird also im Fache der Erziehung der Glaube an die Omnipotenz des Staates nur zu Unheil und Verderben führen.

So wenig wie die Universität unter Napoleon und unter der Restauration ein mechanisch wirkendes Werkzeug in den Händen der Staatsgewalt gewesen ist, so wenig war sie dieß seit der Julirevolution. — Ohne den Willen, ja ohne Wissen der Regierung hat sich unter dem Schutze einflußreicher Männer in der Universität eine gewisse, pseudophilosophische Clique eingenistet, die für die, aus Deutschland entlehnten, oft auf die wunderlichste Weise zurecht gelegten, pantheistischen Ideen Propaganda macht. — Es wäre der größte Irrthum, zu glauben, daß dieß auf besondern, höhern Befehl, ja auch nur im Interesse der Regierung, d. h. des Königs und seiner Minister geschieht. Welch ein Interesse hätte Ludwig Philipp, daß diese oder jene Philosophie in Frankreich gelehrt, oder daß der alte Unglaube der Encyclopädisten unter neuen, barocken Formen und Wendungen wieder aufgewärmt würde? Warum sollte der schlaue Politikus aus einer Schulfrage eine Staatsangelegenheit machen? — Im Gegentheil: das lösende Wort des Räthsels ist einfach, daß die Regierung so wenig über den Geist dieser Universität gebietet, wie überhaupt die moderne Staatsgewalt nie und nirgends Herr ist über die geistigen Elemente der Zeit und ihre Bewegung. — So hat denn auch das pantheistische Mandarinenthum, wel-

ches heute in Frankreich sein Wesen treibt, eine gewisse Unabhängigkeit selbst von der Regierung gewonnen. Weit entfernt, ein Werkzeug in den Händen derselben zu seyn, oder für deren Interessen und Zwecke zu arbeiten, wirkt die pseudophilosophische Clique lediglich für sich, zerstört aber, indem sie die Jugend auf eine wahrhaft empörende Weise demoralisirt, die Basis dieser, wie jeder künftigen Regierung. Dafür wird sie dann von staatswegen durch reichliche und cumulirte Gehälter schadlos gehalten. Zu so absurden Widersprüchen, die eine bessere Nachwelt Mühe haben wird auch nur als Thatsache zu glauben, gelangt die moderne Staatsklugheit, indem sie den falschen Satz zum Ausgangspunkte nimmt, daß die Erziehung Staatssache sey!

Allein die Regierung ist nicht nur völlig machtlos das durch die Staatserziehung gestiftete Böse zu verhindern; der von ihr geschaffene Formalismus wirkt auch, wie jeder bloß mechanische, überflüssige Formelkram zerstörend und hemmend für das Gute. — Wenn die Erlaubniß, Unterricht zu geben, an gewisse ganz äußerliche Bedingungen gebunden ist, die kaum für eine leibliche Gymnastalerziehung, noch weniger für eine tüchtige philosophische Bildung, am allerwenigsten für die sittlich-religiösen Grundsätze, die moralische Befähigung und das Lehrtalent des künftigen Erziehers Gewähr leisten, so knüpft sich umgekehrt daran der unvermeidliche Nachtheil, daß alle Jene, welche die formellen Staatsbedingungen aus zufälligen Gründen nicht erfüllt haben, der Möglichkeit beraubt sind, ihre Talente, auch wenn es die eminentesten wären, zur Bildung und Erziehung der heranwachsenden Jugend verwenden zu können. Wer nicht den vom Staate vorgeschriebenen Bildungsweg, auf den vom Staate vorgeschriebenen Anstalten, nach den vom Staate vorgeschriebenen Methoden durchgemacht hat, wer nicht in jenem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, wo der künftige Lehrer seine Prüfungen zu machen pflegt, sich zur Wahl dieses Standes entschlossen, wer sich dann nicht der lehrenden Cor-

poration angeschlossen, und sich in der Gunst der Obern und Leiter, der Rectoren und Inspectoren zu befestigen gewußt hat, der verzichte darauf, sich mit Unterricht und Erziehung zu beschäftigen. Beruf, Talent, Vertrauen der Eltern kommen als unerhebliche Nebendinge nicht in Betracht. Das Brevet der Regierung vertritt diese Eigenschaften, wo sie fehlen, in hinlänglichem Maaße, und jede zartere Rücksicht verschwindet bekanntlich vor der knöchernen, oder wenn man lieber will: vor der ledernen, der löschpapierenen Consequenz der Staatsallmacht. —

Wenn nach dem eben auseinandergesetzten Stande der Dinge die Universität keine Garantie gewährt, weder gegen schlechte Lehren, noch gegen die gröbste Unsittlichkeit der lehrenden Individuen, so sind dagegen alle Maaßregeln getroffen, die Mitglieder des Clerus überhaupt, und der geistlichen Orden insbesondere, so viel wie möglich von der Erziehung auszuschließen. — Es begreift sich, daß das Corps der Philosophen, welches heute die Universität in Frankreich als ihre Domäne ausbeutet, alles Interesse hat, die gefährliche Concurrenz der Priester zu beseitigen, und sich das Monopol der Heranbildung der Jugend in ihrem Geiste zu sichern. Was aber schwer, ja unmöglich zu begreifen scheint, das ist das Interesse einer Regierung, welche die Ordnung in Frankreich wieder herstellen und den Thron gegen die Brandung des revolutionären Schwindels aufrecht erhalten will, — an der Festhaltung und hartnäckigen Vertheidigung dieses Monopols. Die Dynastie, welche durch die Julirevolution auf den Thron gehoben wurde, mag Ursache haben, an der Ergebenheit eines Theiles des Clerus zu zweifeln; wir läugnen es nicht. Aber abgesehen davon, daß die Abneigung der ältern Geistlichkeit aus ganz nahe liegenden statistischen Gründen sich mit jedem Jahre vermindern muß, — ergibt sich daraus noch keineswegs die Folgerung: daß es vortheilhafter für das Land und die Regierung sey, die ingrimmigsten Feinde jeder Ordnung auf Erden auf Kosten jenes Clerus ausschließlich

zu bevorrechten, ein heiliges Freiheitsrecht aller Eltern zu beeinträchtigen, und das künftige Frankreich durch eine Zunft wahnwitziger Sophisten wissentlich demoralisiren zu lassen.

In dieser Lage der Dinge war es unvermeidlich, daß zwischen der Kirche von Frankreich und der neuen pantheistischen Propaganda ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte, der sich schon in seinem ersten Stadium zu jenem unversöhnlichen Kriege zwischen der Universität und der Kirche umgestaltete, über welchen wir hier in der Kürze unsere Ansicht darlegen wollen.

Bei jedem Streite ist es nothwendig, daß beide Partheien sich dessen, was sie wollen, und fast noch mehr, dessen was sie wollen sollen und dürfen, vor aller Einlassung mit dem Gegner klar bewußt werden. Welches System der Tactik konnten und sollten der Universität gegenüber jene Schriftsteller oder sonstigen Wortführer des Clerus befolgen, welche für die Sache der Kirche den Kampf unternahmen?

Vor allen Dingen mußte der Schein vermieden werden, als wolle die Kirche mit dem Staate um das Monopol der Erziehung hadern. Weder davon durfte die Rede seyn, daß die Erziehung von der Universität an den Clerus abgetreten, noch daß das Monopol derselben zwischen beiden getheilt werden sollte. Am allerwenigsten durfte aber der Streit den Anschein gewinnen, als wollten sich die Bischöfe eine Art von kirchenpolizeilicher Aufsicht über Lehre und Wandel der Professoren beilegen, um in jedem einzelnen Falle eines Aergernisses die Absetzung der ihnen mißfälligen Individuen von der Regierung zu begehren oder nöthigen Falls erzwingen. —

Alles dieses durfte um keinen Preis geschehen. Denn die gefährlichste Klippe, gerade für den französischen Clerus ist der Schein der Herrschsucht, und das, was er am kräftigsten und entschiedensten von sich abwehren muß, der Verdacht: als wolle er mit Hülfe des weltlichen Armes und äußerer Machtmittel sich wieder in den Besitz einer unbedingten Herrschaft über die Laien setzen. — Wir werden auf dieses reichhaltige

Kapitel ein anderesmal zurückkommen; hier genüge nur die Bemerkung, daß der Geistlichkeit in diesem Falle eine Gelegenheit geboten war, die Vertheidigung der Wahrheit und des Rechtes im bessern und edelsten Sinne des Wortes, an populäre Begriffe zu knüpfen, und die Sache der Freiheit zu der ihrigen zu machen. — Es war im Kampfe gegen das despotische Privilegium der Universität eine naturgemäße, sich von selbst darbietende Waffe: in einem Lande, wo die Freiheit des Cultus und die der Presse bereits verfassungsmäßig und durch die Grundgesetze gewährleistet sind, — als ein bloßes Corrolar derselben die Freiheit für alle Eltern zu forden, daß sie ihre Kinder wie und durch wen immer erziehen lassen dürfen. Es mußte ausdrücklich bevorwortet werden, daß die Geistlichkeit dabei kein Privilegium, kein Monopol, kein Bannrecht irgend einer Art in Anspruch nehme, sondern allein und lediglich ein, allen übrigen Staatsbürgern ebenfalls zustehendes, natürliches Recht: auf Erfordern der Eltern und berufen durch deren Vertrauen Unterricht zu ertheilen. — Es mußte ferner hervorgehoben werden: daß es sich hier nicht um die Bildung künftiger Aerzte und Rechtsgelehrten handle, die den Staatsanstalten in der bisherigen Weise eben so verbleiben solle, wie die Bildung künftiger Priester der Kirche, sondern bloß um die allgemein menschliche und gelehrte Vorbildung, zu welcher ohne allen Zweifel auch der philosophische Unterricht gehört. — Daß die Regierung das Recht habe: von den Studierenden, die zu den speciellen Fachstudien auf öffentlichen Anstalten übergehen, den Beweis jener allgemeinen Bildung zu fordern, verstand sich eben so sehr von selbst, als daß sie Anstalten errichten durfte, wo eben diese Gymnasialbildung allen denen, die dort eintreten wollen, nach den Vorschriften und Lehrplänen der Regierung ertheilt wird. Nur mußte in Beziehung auf alle Jene, die nicht auf den Anstalten der Regierung gebildet wurden, allein auf die erworbenen Kenntnisse gesehen werden, nicht auf die Art und Weise: wie? und die Anstalt: wo? sie gewon-

nen wurden. — Was endlich die Aufsicht der Regierung über Privaterziehungsanstalten betrifft, so war es in dieser Beziehung der entscheidende, viele unnütze Streitfragen ausschließende Gesichtspunkt: dieselbe nur als Ergänzung der, von den Eltern selbst ausgehenden, weit wirksammern, und allein ausgiebigen Wachsamkeit aufzufassen. — Sonach blieb es der Regierung unbenommen, durch die strengste Aufsicht über das moralische Verhalten derer, welche sich mit Erziehung und Unterricht beschäftigen, wohlthätig zu wirken, und namentlich Individuen, welche gerechten Grund zur Besorgniß einer nachtheiligen Einwirkung auf die Sittlichkeit der Jugend geben, weder als Vorsteher, noch als Lehrer an Erziehungsanstalten zu dulden. Allein auch in dieser Hinsicht würden die öffentlichen Behörden in einem Lande, wo öffentliches Gerichtsverfahren und Preßfreiheit besteht, der Polizei, welche die öffentliche Meinung übt, nur nachzuhelfen haben. — In Betreff der Aufsicht über die wissenschaftlichen Leistungen konnte nicht minder jeder gehässige, lästige Zwang und jeder Anschein der Partheilichkeit mit leichter Mühe vermieden werden. — Das nächste Interesse, daß die Jünglinge eine tüchtige wissenschaftliche Bildung gewinnen, haben diese selbst und ihre Eltern, nicht die Staatsgewalt. — Fordert diese von denen, welche in die speciellen Fachstudien übertreten, ein gewisses, Allen vorher bekanntes, gesetzlich festgestelltes Maaß von allgemeiner Bildung, so ist es die Sache der Studirenden, sich diesen Grad von Kenntnissen zu verschaffen, und es liegt Eltern und Lehrern ob: dafür zu sorgen, daß ihre Kinder und Zöglinge lernen, was sie sollen und brauchen. Die Staatsgewalt könnte hier den Eltern und Vorstehern von Erziehungsanstalten höchstens die Erlaubniß geben, ihre Kinder von Zeit zu Zeit vor eine unpartheiische Prüfungscommission zu stellen, um sich von ihren Fortschritten und der zweckmäßigen Leitung ihres Unterrichtes zu überzeugen. — So hätte sich durch diese oder ähnliche Einrichtungen die Freiheit der Erziehung mit der nöthigen und ersprießlichen Aufsicht

füglich und ohne alle Beeinträchtigung wirklicher Rechte und Interessen vereinigen lassen. — Die Aufgabe war und ist nur, die Mehrheit aller gebildeten Eltern in Frankreich davon zu überzeugen, daß dieser Weg ihren Rechten und Interessen mehr zusagt, als das gegenwärtige, auf Zwang und Monopol beruhende System der Universität.

Ist die hier bezeichnete Richtung von allen Wortführern der Sache der Kirche in Frankreich als die beste erkannt, und mit klarem Bewußtseyn eingehalten worden? — Mit tiefem Schmerze müssen wir gestehen, daß auch dieses Mal die Söhne der Finsterniß um ein Merkliches klüger gewesen sind, als die Kinder des Lichts. — Leider hatten viele der letztern und haben, wie es scheint auch bis zu dieser Stunde noch nicht verstanden, worauf es bei dem ganzen Handel ankömmt, — wovon dann, wie es zu geschehen pflegt, die weitere Folge war, daß man sich angelegentlich bemühte, den Mangel an klaren Begriffen durch erhöhten Eifer zuzudecken. Der erste und vornehmste Mißgriff lag darin, daß man, beide Gegenstände des Streites vermengend, den Kampf gegen die schlechte, pseudodeutsche Philosophie, d. h. gegen einen verwirrten und verwässerten hegelisch-schellingschen Pantheismus, mit dem Kampfe um die Emancipation von dem Joche der Universität unbedingt zusammenwarf, uneingedenk, daß viele Mitglieder dieses Instituts ohne allen Zweifel Verbündete der Kirche gegen die neue Häresie gewesen wären, die sich jetzt verstimmt und gekränkt vom Kampfplatze zurückziehen mußten. Als ein zweiter Mißgriff muß es getadelt werden, daß viele Gegner der Universität den Streit allzusehr auf das Gebiet der persönlichen Leidenschaften und Interessen hinüberspielten, und die Irrthümer, ja die Verbrechen einzelner Sünder, mit der den Franzosen überhaupt geläufigen Redefigur der Uebertreibung schlechtweg ohne Vorbehalt als Sünden der Gesammtheit bezeichneten, wodurch begreiflicherweise wieder eine Menge rechtlicher Leute ohne alle Noth in die Reihen der Gegner der Geistlichkeit geworfen ward. Drittens hielten sich viele das eigent-

lich zu erstrebende Ziel und Ende des Kampfes so wenig vor Augen, daß sie die Frage in einer Weise behandelten, als ob es sich darum gehandelt hätte, die Regierung zur Absetzung dieses oder jenes, vielleicht ganz unbedeutenden und talentlosen Adepten der neuen Lehre zu nöthigen, ein Verfahren, wobei der Schein des Verfolgtseyns und somit der ganze Vortheil auf Seiten der Gegner der Kirche, aller Nachtheil dagegen auf der Seite derer seyn mußte, die nun als herrschsüchtige Inquisitoren dem öffentlichen Abscheu aller gedankenlosen Freunde der Freiheit Preis gegeben werden konnten. — Ihren Gipfel erreichten diese Mißgriffe endlich viertens in der Drohung einiger Bischöfe: die Aumoniers der in ihren Sprengeln belegenen königl. Collegien zurückrufen, und die Seelen der Jünglinge ohne bessere Lehre und geistlichen Rath der Verführung Preis geben, ja! die Zöglinge, welche die Vorlesungen gewisser irrgläubiger Lehrer besuchten, vom Genuß der Sacramente ausschließen zu wollen, wenn ihren, ohne Zweifel sehr gerechten Beschwerden gegen die Verbreiter der gerügten Irrthümer nicht durch deren schleunige Entfernung vom Lehrstuhle abgeholfen würde.

Die pseudophilosophische Clique (ihrem Wesen nach nichts als der modernisirte Voltairismus) hat die eben geschilderten falschen Schritte mit jenem Tacte dämonischer Schlauheit zu benutzen gewußt, der dem Geiste der Finsterniß eigen ist. — Die Geistlichkeit und die Wortredner der Freiheit des Unterrichts wurden kraft der von ihnen befolgten, unglücklichen Tactik gerade umgekehrt als solche dargestellt, die sich des öffentlichen Unterrichts in Frankreich bemächtigen, den Geist der Nation in ihre Fesseln schlagen, aus aller menschlicher Wissenschaft für sich und die ihrigen ein Monopol machen wollten. — War die alte Abneigung gegen den Clerus seit der Julirevolution von Jahr zu Jahr mehr in den Hintergrund getreten, so bot sich jetzt den Feinden des christlichen Namens aufs Neue die Gelegenheit dar, die Gemüther der Franzosen wieder mit jenen absurden Besorgnissen zu erfüllen, denen

dieses geistvolle, aber bis zum Unglaublichen kindische und eitle Volk in so hohem Grade zugänglich ist. — Der Name der Gesellschaft Jesu, gegen welche die Perfidie der Gegner ihren Angriff richtete, bot sich als bequemer Ableiter dar, und ein paar oberflächliche, aber ziemlich gewandte Schriftsteller der neuen Schule unterzogen sich dem Geschäft, durch einen Feldzug gegen jenen berühmten Orden die Aufmerksamkeit des Publikums von dem gefährlichen Thema der Lehrfreiheit abzulenken, wovon die Rede war. — Wir werden auf diese, in jeder Beziehung schlechte Polemik bei einer andern Gelegenheit umständlicher zurückkommen; hier genüge nur die Bemerkung: daß die Geistlichkeit sich leider in Beziehung auf das, den Angriffen gegenüber zu beobachtende System, der Vertheidigung hat spalten müssen. Der Erzbischof von Paris suchte durch seine oben erwähnte, mit tiefer Einsicht in die Verhältnisse abgefaßte Broschüre zu vermitteln, zu beruhigen, zu beschwichtigen; ohne Zweifel mit großem Rechte, denn von der Zeit läßt sich (auch in Frankrich!) Alles für die Kirche hoffen. Andere Bischöfe haben dagegen ihre frühere, energische Sprache durch noch kräftigere Demonstrationen überbieten zu müssen geglaubt, weil sie es für ihre Pflicht und Aufgabe hielten, gerade jetzt, ohne allen weitern Aufschub, eine scharfe Trennung der Freunde und der Feinde Gottes zu Stande zu bringen, uneingedenk, daß, wenn Gott der Herr die irdischen Angelegenheiten nach denselben Grundsätzen behandeln wollte, statt daß er heute bekanntlich auch das Unkraut um des Weitzens willen duldet, die Welt schon längst, wie Sodoma und Gomorha, hätte in Feuer aufgehen müssen. — Wir sind in dieser Beziehung einfach der Meinung, daß sich das Recht, das zu thun, womit die Bischöfe von Chalons und Langres gedroht haben, diesen im geringsten nicht bestreiten lasse; daß aber Liebe und Klugheit in gleichem Maaße ein anderes System empfehlen. Der Sieg über die Gemüther kann in Frankreich der Kirche nicht entgehen, aber die Neigung der Nation (und auf diese allein kömmt es an!) läßt sich nicht mit Ge-

walt erzwingen, und nicht im Sturm erobern. Andrerseits ist der Ausspruch des Staatsraths, der in den erwähnten Erlassen einen Mißbrauch erkennt, eine, zum mildesten ausgedrückt, völlig inhaltleere und bis zur Lächerlichkeit bedeutungslose Maaßregel. Abgesehen davon, daß der Staatsgewalt jene Weihe einer moralischen Autorität, welche über die Schritte der Bischöfe zu richten befugt wäre, bekanntlich nicht beiwohnt, so ist eine Regierung, welche die wahrhaft himmelschreienden Mißbräuche ihrer eigenen Universität seit dreizehn Jahren fortbestehen ließ, doppelt incompetent über einen Mißbrauch zu richten, der von Seiten der geistlichen Hirten bei der Rüge jener Gräuel vorgekommen seyn soll. Sie ziehe den Balken aus ihrem eignen Auge, ehe sie über den Splitter im Auge der Bischöfe hochtönende, aber leere und wirkungslose Beschlüsse faßt! Ohne Bild gesprochen: die Regierung kann etwas unendlich viel wirksameres thun, um etwaige Mißgriffe solcher Art für die Zukunft unschädlich zu machen; sie ziehe sich und ihren Zwang, ihre Vielregiererei, ihre Centralisation, überhaupt ihre ungebetene Einmischung von einem Gebiete zurück, wo sie damit bis jetzt nichts als Unheil und Verwirrung gestiftet hat, und dann lasse sie Gott und die Natur der Dinge walten. Dieß ist der beste appel comme d'abus, der gedacht werden kann, und dieser Recurs hat noch niemals seine Wirkung verfehlt. —

LXIX.

Die protestantische Polemik, oder: „Die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern und die Insinuation des Hrn. Prof. Döllinger. Von Dr. H. Ch. Adolph Harleß". Erlangen, Verlag von Th. Bläsing 1843.

Der hoffärtige Schneider von Stuttgart konnte es nicht über sich gewinnen, in der Beichte vor seinem Pfarrer sich als armen Sünder zu bekennen; das war sein Stockschnupfen. Doctoren und Andere haben wieder noch andere leibliche und geistliche Preßhaftigkeiten: sie können sich nicht entschließen, in der Nähe des katholischen Sacramentes eine Kniebeugung zu machen; selbst nicht, wenn sie unter Waffen stehen, und der Fatalismus der Disciplin für alle Willensfreiheit eintritt; und sogar dann nicht, wenn sie eine Handveste, vor dem Notar ausgestellt und gültig von Zeugen unterschrieben, erhalten: der Act solle nichts bedeuten, als eine landes- und standesübliche Begrüssung dessen, wofür schon die bürgerliche Rechtsgleichheit Ehrfurcht fordert. Das ist eine Idiosyncrasie der Leute, und wir wollen uns mit ihr nicht in Disputate einlassen; denn wir wissen: wirf die Natur zur Vorderthüre heraus, sie wird zur Hinterthüre sogleich wieder ihren feierlichen Einzug halten. Wir wollen daher nur in einem Bilde unsere Meinung glimpflich über die Sache und ihre möglichen Folgen aussprechen; das wird ohne alle Gefährde seyn, indem sich Jeder das Bild in seiner Weise deutet. Wir nehmen es aber aus dem gelobten Lande aller Symbolik her, wo die Hebräer gewohnt, die, einst das erwählteste Volk, zum verworfensten geworden. Jeder weiß aus seinem kurzen Auszug biblischer Geschichte, wie es um die Tage Salomons dort gestanden.

Er war ein eifriger Diener des Herrn und hatte ihm ein Haus erbaut; aber nebenbei buhlte er, in seinen siebenhundert ordentlichen Weibern und seinen dreihundert Kebsweibern, mit allen Göttern von Moab und Ammon, von Idumäa, Sidon und den Hethäern, und die wandten sein Herz ab vom Glauben seiner Väter. Also geschah es, daß nach seinem Tode sein Königsmantel in zwölf Stücke zerrissen wurde, und nur zwei, in Benjamin und Juda, seinem Sohne Roboam zufielen, zehn aber mit Israel dem Jeroboam. Dieser aber sprach in seinem Herzen: Geht dieß Volk fürder, wie bisher, nach Jerusalem zum Tempel des Herrn, dann wird seine Neigung dem König von Juda zugewendet, und sie werden von mir abfallen und mich tödten. Und darum goß er ihnen zwei goldene Kälber, und stellte beide an den Grenzen in Dan und Bethel auf, sprechend: Siehe da, o Israel, deine Götter, die dich aus Egyptenland geführt! Er bestellte ihnen Priester nicht aus den Leviten, sondern aus allem Volke, und bestimmte die Tage ihrer Feier. Jeder bereitete sofort im eigenen Hause sich sein eigen Kälbchen, stellte es auf der nächsten Höhe auf, und opferte dort; in der Mitte auf dem Berg Ephraim aber war der Sitz des großen Stierkalbs, das an der Spitze der Heerde ging. Somit war ein großer Riß unter dem Volk des Herrn hervorgerufen, und es erfolgte ein großer, blutiger Krieg zwischen Juda und Israel; endlich ließen beide Theile erschöpft zu einem Frieden sich herbei, und an diesen Punkt knüpfen wir unser Bild nun an.

Die Streitenden waren übereingekommen: die, welche den Jehovah zwischen den Cherubim schauten, und die welche in der Gestalt des Kalbes ihn erblickten, sollten in Rechtsgleichheit neben einander bestehen, und also das Volk wieder geeint den Feinden entgegentreten. Um diese Uebereinkunft zu feiern, ließ der König von Judäa durch ganz Israel ein Ausschreiben ergehen: am bestimmten Tage sollten alle Erstgeborenen des Landes, mit den Häuptern der Stämme und den Führern der Geschlechter, in Jerusalem bei dem Tempel

des Herrn erscheinen. Brächte nun der Oberpriester dem Herrn das Dankopfer dar, dann sollte im Augenblicke, wo die Flammen es verzehrten, das ganze Volk die Knie beugen, „denn“, sagt das Ausschreiben: „anbeten ist nicht ein Handwerk, sondern des ganzen Leibes Werk, nämlich mit dem Haupt neigen, sich bücken mit dem Leibe, auf die Knie fallen, und all solches thun zum Zeichen und Bekenntniß der obrigkeitlichen Gewalt. Denn wo das Gebet im Herzen angezündet ist und brennt, wird sich der Leib fein selbst dazu stellen, wie er soll, mit Augen- und Händaufhebung und Kniebeugung, das ihm niemand lehren kann, wie Moses, David und alle eure Väter gethan. Also lehren sich die äußerlichen Gebärden alle selbst, wenn man von brennendem Herzen betet, denn der Geist treibet sie. Sohin, Ihr Kinder Israel allzumal! ob ihr den Herrn unter den Formen des Kalbes, oder unsichtbar zwischen den Cherubim schaut, gebt ihm seine Ehre; „denn im Himmel wie in euren Herzen sitzt er im Stande seiner Ehre und Herrlichkeit, dem nichts denn Anbetung und Ehrerbietung gebührt, obgleich Ihr frei seyn müßt anzubeten, oder nicht anzubeten.“ (Die oben angeführte Schrift S. 45.)

Der Ruf war über das Land ergangen, und alles Volk hatte an der geheiligten Stätte sich eingefunden. Es wäre geschehen, wie der Rufende gewünscht, und das Volk hätte in seiner arglosen Unbefangenheit der Aufforderung willige Folge geleistet. Da aber dachten die Kälber-Rabbis in ihrem Herzen: lassen wir es zu, daß dieses Volk hinaufsteigt zum Hause des Herrn in Jerusalem, und dort die Knie vor dem Altare beugt, dann gewöhnt es sich allmählig wieder an diesen verfluchten Opferdienst; sein Herz wird aufs neue zu seinem alten Aberglauben bewegt, wir aber werden ihm überflüssig und kehren dahin zurück, von dannen wir genommen sind. Also machten sie sich auf, das Volk eines Besseren zu belehren. Ihr Männer von Israel hört auf unsere Rede, denn es gilt euer Heil! Hoch lebe der König von Judäa, ja er soll ewig leben, denn er hat der Verfolgung ein Ziel gesetzt! „Ist aber

die Zeit der Verfolgung abgelaufen, dann tritt die Zeit der Versuchung ein, und da, Ihr Männer von Israel, dürft Ihr selbst in Mitteldingen nimmer dem Feinde weichen" (S. 48), „Ihr alle werdet mit uns fühlen, daß in einer Zeit, wo gegenseitige Schonung verschiedener Ueberzeugung zur Pflicht geworden, es wahrhaft Schmerz und Selbstüberwindung kostet, den Grund der religiösen Scheidung nach seiner ganzen Tiefe und mit aller Schärfe auszusprechen. Will man aber durchaus nicht verstehen, sondern macht durch Täuscherei und Gaukelspiel die Milde und Zurückhaltung unmöglich, so möge man denn hören" (S. 11). Darum es lebe der König von Judäa, möge er ewig leben, „aber der Glaube und der Opferdienst, zu dem Er und die Seinen sich bekennen, ist der größte und schrecklichste Gräuel, der stracks und gewaltig wider den Hauptartikel des Glaubens strebet, und doch über und vor allen andern Abgöttereien die höchste und schönste gewesen ist. Wir wollen daher alle frommen und erhabenen Leute aus Israel aufs ernstlichste warnen, daß sie des großen Gräuels und Mißbrauchs sich mit den Widersächern nicht theilhaftig machen, damit sie nicht mit fremden Sünden sich beschweren" (S. 11). Schon unser erhabener Prophet Mose hat mit diesem Gräuel sich bemengt, da ihm auf dem Sinai der Herr sich offenbarte. Als er ihm geboten, die Stiftshütte zu bauen, und die Bundeslade in ihr aufzustellen, da hat der Hörer den sich Offenbarenden gröblich mißverstanden, und gewähnt: er wolle fortan immer unsichtbar zwischen den Cherubim zugegen seyn. Damit aber hat der Getäuschte nun allem heidnischen Gräuel und Mißbrauch die Wege gebahnt. Das Brandopfer und das tägliche Opfer wurde nun auf sein Geheiß, in der Meinung, „daß es ex opere operato wirke, dem unsichtbaren, abstracten Gotte dargebracht; eine Lehre, die mit allen ihren Consequenzen abgöttisch genannt werden muß" (S. 11). Der Prophet, dem Gott gnädig seyn möge, hat daher sich und sein Volk gar schwerlich getäuscht, wie er denn auch in einem dunkeln Gefühle selbst

berichtet, da er nämlich zum Herrn gesagt: „Zeige mir, o Herr! deine Herrlichkeit, damit ich dich erkenne“, da hat ihm der Herr geantwortet: „Du magst mein Angesicht nicht sehen, denn mich sieht nicht der Mensch und mag fürder leben; aber stelle dich auf jenen Fels, und wenn meine Herrlichkeit an dir vorübergeht, dann wird meine Hand dich decken, und du wirst mich von hinten sehen“. Uns aber, auf dem Berge Ephraim, hat der Herr mit dem ganzen Glanze seines Angesichtes zu beleuchten nicht geschent, und wir leben dennoch immer fort. In diesem Lichte haben wir gesehen: daß die Bundeslade im Heiligthume nicht da ist, um den Unsichtbaren zwischen den Flügeln der Cherubim aufzunehmen; sondern, wie er selber sagt, zum Zeugnisse des lebendigen Actes, der sich vor ihr begibt. „Dieser Act, wenn er einsetzungsmäßig statt findet, und nicht, in heilloser Veränderung verkehrt, die einsetzungsmäßige Spende und den Empfang der geopferten Elemente ausschließt; dann allein ist er ein religiöses Geheimniß und ein Sacrament, in dem der Herr zugegen“ (S. 10). Nicht also über der Bundeslade, dem opus operatum, schwebt der Herr; er ist im Opfer, ja er ist das Opfer selber. In der Gestalt des Kalbes ist er beim Sühn-Opfer zugegen, und in dem des Lammes beim täglichen Opfer. In den Flammen steigt er zum Himmel auf; wie der Engel, der dem Jeroboal-Gedeon erschienen, in den Flammen seines Opfers aufgegangen. Hat die Flamme ihren Theil verzehrt, und der Opfernde den seinen gegessen, dann ist die Wandlung in den Herrn vollbracht; wer daher von dem Fleische des Opfers ißt, der wird mit dem Gewandelten verbunden, und steigt mit ihm zu seinem Reiche auf. Darum haben die Könige der zehn Stämme in ihrer Weisheit das Opferkalb zum Bilde des Herrn sich gewählt; der im Opfer selber und im Genusse des Opferfleisches in ihn sich zu wandeln bestimmt erscheint. Das ist die unverfälschte Lehre, wie sie, ihr Männer von Israel! in allen Ueberlieferungen unserer Kirche sich fortgepflanzt. Wohl pochen die von Juda auf das größere Alter ihrer Kir-

che; sie sind aber in der That die Jüngern, wir aber unzweifelhaft die Erstgeborenen. Denn unsere Väter in Egypten haben von des Stieres Arbeit schon gelebt, und in seiner Gestalt den Herrn angebetet. Der Stiergott hat sie aus Egyptenland herausgeführt, wie das ganze Volk in der Wüste bezeugt, als es seine Finger- und Ohrringe hergegeben, damit sein Oberpriester Aaron, der besser unterrichtete Bruder des übel unterrichteten Propheten, ihm daraus ein goldenes Kalb erbaue. Der Grimm des Zürnenden, der vom Berge herabgestiegen, hat damal zwanzigtausend von der Blüthe des Volkes gefressen, um seine Exegese des ersten Gebotes im Dekalog durchzusetzen. Aber die reine Lehre hat sich der Gewalt und dem Trug zum Trotze in unseren Stämmen fortgepflanzt, und unsere Könige, indem sie die Bilder in Dan und Bethel aufgerichtet, haben nun das Werk vieljährigen Levitentrugs vernichtet; und indem nicht sie, die Aelteren von den Jüngeren, sondern diese von Ihnen abgefallen, haben sie der Bethörung zu Trotze die Wahrheit in ihre unverjährbare Rechte wieder eingesetzt. Jene aber haben, ihrem Aberglauben fröhnend, ihn nun immer weiter fortgesponnen, und an der Stelle der Stiftshütte aus Fellen und Byssus, wie der Herr es angeordnet, in den Zeiten unserer Väter ihren Götzenopfern den prachtvollen Tempel in Jerusalem, mit Hülfe der kanaanaischen Könige in Tyrus, aus Quadern, Gold und Cedern aufgebaut. Der Erbauer aber, tiefer und immer tiefer sinkend, hat mit den Göttern der Heiden sich und sein Volk gemein gemacht. Denn sie, durch das uralte Mißverständniß gebunden, sind die **Knechte** der Irrung geworden; wir aber im **Verständniß** und der göttlichen Satzung lebend, und sie immer fort durch unsere Vernunft berichtigend, sind die Freien im Hause, die sich keinem Aberglauben gefangen geben. Sie verehren Gott im Geiste und in der Wahrheit, symbolisch im Opferacte ausgedrückt, der ihren sichtlichen und greifbaren Gott in den Flammen vergeistigt; während die andern ihren unsichtbaren und ungreiflichen in ihrer verkehrten Opferung ein-

fleischen, und ihm also fleischlich und körperlich dienen. Darum hoch lebe der König, möge er ewig leben! aber ihr Männer von Israel, laßt euch von den Fallstricken nicht berücken! mögen sie selber ihren Götzen dienen, ihr aber nehmt an einem „als verwerflich erkannten Cultus keinen Theil, mit Wort und That gegen ihn zeugend, aber durch euer Verhalten ihm nimmer ein Zeugniß ablegend". (S. 48.) Und es geschah also, das Volk wurde in seinem Sinne geirrt, halsstärrig und verstockt, und es war fortan im Lande des Streites und des Zankes noch mehr, denn je zuvor. In Israel errichtete Jeder sich sein Ephod, goß sich sein Bild nach Wohlgefallen, und brachte ihm Opfer dar. So mehrte sich die Heerde der Opferthiere immer fort, und es ging nun bald zwiefache Lehre aus: der Gott auf Garizim, in die Mitte gestellt, ist der Herr der Heerschaaren, so lehrten die Einen; bei diesen Heerschaaren ist allein die Würde und die Heiligkeit, bekannten die Andern; der in der Mitte kann nur der Erste unter Gleichen seyn, und mag nimmer sonst eine Macht in Anspruch nehmen. Und da die Könige dort zu Lande Priesteramt auf Garizim, und in Dan und Bethel versahen, so trug der Doppelsinn, sich auch bald von den kirchlichen auf die bürgerlichen Verhältnisse über, und den Einen war der König absolut unbeschränkter Herr im Lande, der lohnt bis zum vierten Geschlecht aber heimsucht bis ins Tausendste. Die Andern aber predigten: das erwählte Volk ist zum Herrn gesetzt, die Könige aber sind nur seine Diener. Und es kämpften nun die Systeme miteinander, die Könige stürzten in ihrem Blute hin, die Dynastien wechselten in schneller Hast; Nabath, Ahia, Zambri, Amri, Jehu und viele andere folgten sich in schreckhafter Eile. Juda aber, von bösen Beispielen verführt, begab sich auch auf krumme Wege.

So hoffnungsvoll und blühend standen die Dinge in diesem Doppelreiche. Lange hatten sie den Pharao von Aegyptenland zu sich hinüber gewinkt; endlich entschloß sich der Geladene, dem Rufe Folge zu leisten, und rüstete ein Heer, um damit

die Habernden zu überziehen. Vom Fluße Egyptens zog das Heer heran, ihm voraus aber ließ der Pharao den Apis von Memphis in seiner Herrlichkeit ziehen. Das war der rechte und der wahre Urstier. Ein Lichtstrahl vom Himmel hatte seine Mutter befruchtet; er war schwarz und widerhaarig, mit einem weißen Dreieck auf der Stirne und einem halbmondförmigen Flecken auf der rechten Seite, unter der Zunge aber war die Gestalt des Käfers zu sehen. Hinter ihm zog Pharao selber, in seiner ganzen geheiligten Majestät, einher. Er war wie Osiris anzusehen, ja selber ein Osiris auf der Erde; in der Rechten führte er wie der Gott das Henkelkreuz; zum Zeichen, daß er der Gebieter im Unter- und im Oberreiche sey. In der Linken drohte die Geißel, womit der Gott die Planeten, wie die Kreisel in ihren Bahnen treibt; der König aber die widerspenstigen Menschen in Ordnung hält. Das Cäsaropontificat war sohin gegen den Jordan im Anzug, und dort wurde sofort zur Abwehr gerüstet. Die Heere von Israel und Juda zogen aufs Blachfeld hinaus, um den Feinden zu begegnen. Als sie aber in der Schlachtlinie einander gegenüber standen, und die Rabbinen von Israel den Apis in seiner Herrlichkeit erblickten, da wurden sie tief in der Seele bewegt und riefen überlaut: O Volk! siehe da den Herrn, der deine Väter aus Egypten herausgeführt, und nun kömmt, dich wieder in das Land der Fleischtöpfe zurückzubringen; o Volk! vertrau dich willig seiner Leitung. „Lebewohl geliebtes Vaterland, wir thun, was in der Gegenwart die Pflicht erheischt, und stellen die Zukunft ruhig dem Lenker der Völkerschicksale anheim“. Damit umtanzten sie den Apis, und das Volk wurde in die gleichen Wirbel hineingerissen; das Thier ging, dem Nile zugekehrt, vor ihnen her; die Rabbinen zogen, Harfen und Cymbeln, wie König David vor der Bundeslade schlagend nach; das Volk folgte, und so kamen sie alle wohlbehalten in dem Lande ihrer Väter an. Gegen die von Juda entwickelte der Pharao sofort seine Heeresmacht, und auch sie, vielfach verschuldet, wurden über-

wunden, und auf der gleichen Straße zu gleichem Heile hingeführt. So sitzen sie nun, wie ihre Väter gesessen, ziegelstreichend wie diese gethan, und die Knie vor ihren Treibern gebeugt ihre Peitsche fühlend. Ihre Thorheit und ihr Abfall hat das verschuldet, ihr mögen sie es verdanken. — Das ist unser Bild, seine Deutung wird wenig Schwierigkeiten unterliegen. Was wir imaginirend heinein getragen, hat im Wesentlichen nichts geändert; denn es wird einerlei seyn: ob die Wanderung einmal gegen den Aufgang hin, ein andermal gegen den Untergang gerichtet ist; die kommenden Ereignisse werden bessern, was sie irrig finden.

Das möge in dieser Sache genügen, die Historisch-politischen Blätter haben aber noch nebenbei mit dem Hr. Doctor und Professor Harleß einen persönlichen Streithandel durchzufechten, und darüber hier noch einige Worte. Die Blätter haben in dieser Streitfrage der Confessionen sich kaum vernehmen lassen, und nur ganz zuletzt der Schrift des H. P. Döllinger mit Wohlgefallen Erwähnung gethan. An allen den Invectiven, die H. D. Harleß ihnen in seinem Journale und anderwärts zu spenden nicht abgelassen, sind sie großmüthig und schweigend vorübergegangen; die Maxime übend: daß man jede Creatur nicht ohne Noth stören müsse, wenn sie thut, wie ihr Naturell gebeut. Sonst in gar wenig Punkten mit ihm einverstanden, sind sie doch in der Kniebeugungsfrage mit ihm größtentheils der Meinung gewesen: daß es besser wäre, die Kirche mit allen Militärparaden und allem Trommellärme zu verschonen, und den Stand des Eintretenden vor der Thüre lassend, nur dem Menschen den Eingang zu verstatten. Die Blätter haben ihm also durchaus leutselig und friedlich entgegen gestanden, und nun fällt er sie schon zum zweitenmale in dieser Sache mit einem giftigen, weithin schallenden Geheule an. Wenn man in stillen, milden, Mond- oder Sternenhellen Nächten durch die Verklüftung der Gebirge im Walde sich ergeht, dann schlägt öfters vom wilden Gesteine her, ein solches schreckhaftes, über alles Maaß des

Ohres hinausgehende Geheul uns ins Gehör. Wer einige Erfahrung im Waidwerk hat, weiß, daß es Steinfüchse sind, die dieß Geheul verführen. Aber wenn man betroffen über die Ungethümlichkeit der Töne, die auf uns angehen, nachdenkt: was doch wohl das Thier also in seinem tiefsten Grund bewegen möge, daß es solches Geschrei aus ihm herausstößt; dann mag man nicht leicht auf eine irgend befriedigende Erklärung gerathen. Hat die Bestie die Lieb im Leibe? ist es der Hunger, der sie treibt, wenn die Witterung der Hühner im Hofraume des Bauern durch die Winde in ihre Nüstern getragen worden? oder ist es der Anblick von Mond und Sternen, der eine tiefe Melancholie in ihr hervorgerufen? Wie man die Sache überlegt, man mag zu keinem recht haltbaren Grund gelangen, und muß zuletzt bei der Macht des Instincts stehen bleiben, der einmal sich auszuheulen angefangen. Will man sich aber nicht dabei beruhigen, dann muß man die Sache näher betrachten, da, wo sie in der Odyssee des großen Dichters in das Halbmenschliche sich hinübergespielt. Da war nämlich der erfindungsreiche Laërtiad zur Trinacria, dem Lande der ungesetzlichen Frevler, der Cyclopen, gekommen; die unkundig der Billigkeit und des Gesetzes, sich nicht kümmern umeinander, und wo jeder Gesetz gibt Frauen und Kindern. Zur Höhle des Polyphemos war er dort mit zwölf seiner Gefährten gegangen, um zu versuchen, ob das Ungeheuer wohl Gastrecht übe. Als der Fremdling aber um die Gabe gefleht, da hatte der Einäugige ihn angefahren: thöricht bist du, o Fremdling, wo nicht gar von ferner Herkunft, daß du die Götter zu scheuen ermahnst. — Nichts ja gilt den Cyclopen der Donnerer Zeus Kronion, noch die unsterblichen Götter; *denn weit vortrefflicher sind wir.* Solches redend, hatte der Ungefüge zwei der Gefährten sich herausgefangen, und sie zum Frühstück aufgefressen. Da hatte der vielkundige Laërtiad auf klugen Rath gesonnen. Aus der gewaltigen Keule des Riesen, von Olivenholz geschnitten, haute er so viel die Klafter umspannt, und gebot den Pfahl zu

spitzen und zu glätten, und ihn im Feuer zu härten. Und als der Ungastliche zu neuem Schmauße nun wiederkehrte, bot er ihm vom süßen Weine Marons die Fülle, und als er nun satt getrunken, und dem Geber des Weines, der mit dem Namen Niemand sich ihm genannt, als Gastgeschenk zugesagt: er werde den Niemand zuletzt verzehren, und dann zurückgelehnt in Schlaf versunken, hatte Odysseus den Pfahl im Feuer angeglüht, und dann selbst Fünfter den abgespitzten Oelbrand tief ins eine Auge ihm hinabgestoßen, ihn drehend, daß das Blut ihn heiß umquoll, wie er eindrang, alle Wimpern umher und die Brauen ihm sengte die Lohe. Da hatte der Geblendete wüthend sich aufgerichtet, die Felsen umher schallten von seinem Zetergebrüll, und seine Nachbarn, die andern Cyclopen, so viel ihrer das Geklüfte bewohnt, als sie den Ruf vernahmen, liefen herzu, und um die Höhle geschaart, erforschten sie, was ihn betrübe.

Welch ein Leid, Polyfemos, geschah dir, daß du so brülltest
Durch die ambrosische Nacht, und uns vom Schlummer erwecktest?
Ob dir vielleicht die Heerden ein Sterblicher raubend hinwegführt,
Oder dich selbst auch tödtet, durch Arglist oder gewaltsam?
Wieder begann aus der Höhle das Ungeheur Polyfemos:
Niemand tödtet mich, Freunde, durch Arglist; keiner gewaltsam!
Drauf antworteten Jen', und schrien die geflügelten Worte:
Nun wofern mit Gewalt dich Einsamen keiner beleidigt;
Krankheit von Zeus, dem Erhabnen, vermag kein Mittel zu wenden,
Aber flehe zum Vater, dem Meerbeherrscher Poseidon.
Jene schriens, und enteilten. — —

Wenn man die wahrhaft tragischen Umstände dieser larmoyanten Geschichte erwägt, dann wird, was dem Nachdenklichen, im animalischen Kreise gänzlich unbegreiflich geblieben, in diesem halbmenschlichen allmählich verständlich; man versteht den Schmerz, der sich in den Expectorationen von Erlangen Luft gemacht, und begreift, was so ungemessen, und freilich ohne allen parlamentarischen Tact, aus ihnen zum Himmel geschrieen. Aber der Hörer wird unter solchen Umständen sich auch

weich gestimmt fühlen, und nicht allzuscharf richten mit dem Instinct. Die Blätter werden daher nicht aus dem Walde heulen, wie es in ihn hineingeheult, sondern Vernunft zu dem Ungehaltenen zu reden sich bemühen.

Herr Dr. Harleß wirft ihnen unter andern bitter vor; daß sie die ächt theologisch-dogmatische Controverse in die Manier der historisch-politischen Verdächtigungen umgewandelt. Er meint: auf dem früher betretenen Wege sey freilich wenig für sie zu hoffen gewesen; auch sey die exegetische Bildung auf katholischer Seite so schwach, daß sie unmöglich Aussicht zu nachhaltigen Erfolgen in diesem Gebiet versprochen. Ach ja! als die Reformation ausgegangen, waren freilich die Katholischen gutmüthig genug, vorauszusetzen: die Sache habe ihren Sitz im Kopfe, und irgend eine dort eingetretene Schadhaftigkeit habe den ganzen Tumult herbeigeführt. Sie bemühten sich daher in aller Aufrichtigkeit, durch eine ächt theologisch-dogmatische Controverse die Krankheitsursache aus dem Wege zu räumen. Da sie aber im Sitze des Uebels sich geirrt, konnte diese Heilmethode unmöglich erfolgreich seyn; die Krankheit lachte nur aus den Kranken heraus der Aerzte, und das Uebel wurde immer schlimmer, und die Symptome immer drohender. Da entschlossen denn sich zuletzt die Betretenen, der Zeit die Heilung der hartnäckigen Sucht hinzugeben; sie müsse ja zu Tage bringen, ob das Werk von Gott sey, oder vom Bösen. So nun, indem mit aller Geduld zugewartet wurde, sind drei Jahrhunderte vorübergegangen; die Sache hat in allen ihren Consequenzen sich entwickelt, und findet sich nun am Ziele, jenseits dessen die leere Wüste, die Nacht und der Tod ihre Stätte finden. Da nun muthet Dieser den Blättern zu, sie sollen wieder zum Anfange kehren, wieder in der ächt theologischen Controverse sich abmüden, damit die Gegner, abermals zum Aeußersten getrieben, spöttisch sie anblasen können: das eben beweise die Wahrheit ihrer Sache, daß sie auch vor dem Absurden nicht zurückzutreten genöthigt sey. Der Niemand in diesen Blättern ist nicht

ein solcher Thor, auf diese wohlgemeinten Räthe einzugehen. Er hat es vorgezogen, da er das Princip mit der ganzen Verkettung aller seiner Folgen im Auge hat, all sein Bemühen dahin zu richten: diesen innern Zusammenhang überall nachzuweisen und klar zu machen, damit den Menschen geholfen werde, in der Verwirrung sich zurecht zu finden. Mit dem Principe also haben die Blätter es vorerst zu thun, und dann mit dem, was als letzter Ertrag aus ihm uns umgibt; die Brücke von einem zum andern hinüber zu schlagen, ist ein Geschäft, das sie über sich genommen, und das sie mit ziemlichem Glücke ausgeführt. Die Person der Reformatoren ist ihnen dabei wenig in Betracht gekommen. Sie sind Werkzeuge der zürnenden Macht gewesen, die zu ihrer Zeit über der Geschichte geschwebt; ihre Gerechtigkeit wird jenen Drang der Umstände, in den sie hineingerathen, nicht in ganzer Schärfe an ihnen heimsuchen; und neben dem Bösen, das sie gestiftet, ihnen auch das damit erkämpfte Gute in Aufrechnung bringen, zudem auch das herausfordernde Böse auf der Gegenseite, und die Schwäche der menschlichen Natur berücksichtigen. Von dem Principe also, das sie in die Geschichte aus eignem Fonde eingetragen, ist hauptsächlich die Rede, und es bildet den Ausgangspunkt dieser Polemik. Das Princip aber der Reformation ist nicht ein Princip der Opposition gewesen; denn der opponirende Antagonism ist ein örtlicher und ein zeitlicher, und bewaffnet sich gegen irgend eine Ungebühr, die in die Zeiten eingetreten; tritt daher zurück, so wie er wirklich und wahrhaft zu seinem Ziel gelangt. Hat also etwa eine kirchliche oder politische Macht gegen die Seite der starren, abstracten Einheit hin absolutistisch sich übernommen, dann stellt sie ihr die Freiheit in ihrer beweglich lebendigen Vielheit entgegen, und sucht daher jene in die rechten Kreise zurückzuziehen; so wie sie auch, wenn diese Vielheit über alle Gränzen brandet, auf die Seite der Einheit tritt. Das ist also ein heilsames und conservatives Princip, und die Kirche hat es zu aller Zeit in ihrem Schooß ge-

hegt. In neuerer Zeit hat zwar der Protestantismus, dies opponirende Princip in ihr, sich selber als sein Eigenthum zu vindiciren gesucht, und Miene gemacht, durch die Mystiker sein erstes Glied an den Apostel Paulus, in seinem Widerstand gegen den Judeneifer des Petrus, anzuknüpfen; aber die Kirche entsagt nimmer ihrem unbestreitbaren Eigenthum, und läßt den Abgetriebenen keine andere Verkettung, als mit der Folge früherer Häresien übrig. Also nicht vom Principe der Opposition ist hier die Rede, sondern von dem der Revolution, im gewaltsamen Abreißen vom Organismus der Ideen, der Geschichte, des Lebens und der lebendigen Ueberlieferung. Wer das zarte Verhältniß, das zwischen göttlicher Freiheit und menschlicher Freiheit, zwischen Gotteswissen und menschlicher Wissenschaft bestehen muß, zuerst bleibend gestört, indem er die menschliche Freiheit und das menschliche Wissen ungebührlich hinausgetrieben, und in dieser ihrer Ungebührlichkeit stark gevestet hat; der hat dieß neue Princip in die Geschichte eingetragen, und es wuchert nun in ihr mit allen seinen Consequenzen fort. Wenn auch ursprünglich im Kirchlichen heimisch, verbreitet es sich doch bald über alle benachbarten Gebiete; und Staat, Kunst und Wissenschaft und jegliches menschliche Bestreben wird von ihm infizirt. Dieselbe Sophisterei und Zweideutigkeit des Geistes und Charakters, die verwendet werden mußte, um das falsche, naturwidrige Princip zu stützen und zu begründen, wird auch für alle Ableitungen aus demselben in Anspruch genommen; und so muß alles falsch und doppelsinnig sophistizirt, und in der Wurzel der Wahrheit ertödtet werden; zugleich aber auch ein Spiel unendlich wechselnder Formen und Gestalten beginnen. Der Erste, der dies Princip hineingeworfen, möchte wohl seine Anwendung begränzen, und „einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollten“, aufstellen. „Aber welche Symbole er erstens der Kirche verkünden möge; welche kurze und runde Bekenntnisse, die für den einhelligen, allgemeinen

Glauben und das Bekenntniß der rechtgläubigen und wahrhaftigen neuen Kirche zu halten sind, er festzusetzen sich bemüht, um einen einhelligen Consens und Erklärung des Glaubens in ihr herbeizuführen, nach dessen Anleitung alle Lehren angestellt, und was derselben zuwider, als dieses Glaubens einhelliger Erklärung entgegen, verworfen und verdammt werden möge" (S. 77): es wird Alles ein eitel und ein unnütz Wesen seyn. Sein eignes Princip muß ihn verdammen; denn das gleiche Recht, das seine Willkühr in Anspruch genommen, muß auch, vermöge desselben, jedem Andern gestattet seyn; und so wird das Cölibat, das er in sein Gebiet verpflanzen wollte, gebrochen, und statt des einen Reformators wird eine Schaar von Reformatoren geheckt und flügge, die nicht abläßt, wie Heuschreckenschwärme, so lange noch ein grünes Blatt auf der Haide sproßt, und bis jeder in seiner Hütte Gott, und König und selbsteigner Priester geworden. Was also der Verfasser an seiner Confession beklagt, „neben der großen Indifferenz ihrer Genossen, die große Differenz von Schulmeinungen, in deren Schaustellung sich der unter den protestantischen Theologen eingerissene Subjectivismus gefällt; die practischen Wirrsale und das Chaos von einander sich kreuzenden und befehdenden Bestrebungen, welche sämmtlich in der Union ihren Freibrief citiren; die Selbstsucht, in der auch die christlich Gesinnten unserer Zeit, nach dem Ganzen, nach dem Gesammtwohl, nach dessen Sicherung für die Zukunft und der Unterordnung des Einzelnen unter die Bedingungen des Gesammtwohles, kurz nach der Kirche, deren Aufbau, Erhaltung und Fortpflanzung wenig fragen, wenn nur die gegenwärtige Existenz so ist, daß der Einzelne mit dem, was er für sich wünscht, darin für den Augenblick sich behaglich fühlt": das Alles ist nicht zufällig, wie er meint, und darum leicht zu beseitigen; sondern es ist unabwendbare und folgerechte Entwicklung aus dem ersten Grundsatze, und wird nicht abzuweisen seyn, so lange dieser in der Geschichte Geltung hat. Die Blätter nehmen daher den Protestantismus,

wie sie ihn vorfinden; nicht etwa wie er vor Zeiten in seinem Ursprunge gewesen, und suchen nur der Welt und ihm deutlich zu machen, warum er aus diesen seinen Ursprüngen also geworden und werden mußte. Er rühmt an ihnen, und dankt es Gott, daß er ihm diese Gegner erweckt, und wünscht nichts lebhafter, als daß sie fortfahren möchten, seine Schäden im verzerrendsten Spiegel ihm vorzuhalten, damit es endlich gelinge, die Selbstverliebtheit vom trunkenen Auge hinwegzunehmen. Sie ihrerseits fühlen daher um so mehr sich aufgefordert, fortzufahren wie bisher, und ihm den Spiegel der Wahrheit entgegenzuhalten. Anfangs wird er wohl die Verzerrung, in der er sich erblickt, für eine Bosheit des Spiegels halten, und diesen, wie die Praxis ausweist, in alle Weise zu zerschlagen sich bemühen. Endlich wird er aber doch begreifen, daß die Schuld an der eignen Fratze liegt, und es denen aufrichtig danken, die ihn zurückzuführen bemüht. Wir leben dabei unsererseits der Hoffnung, daß die Vernünftigsten, wenn sie also die Reise um die Welt gemacht, vor der letzten Kluft, die den Irrthum von der Wahrheit scheidet, nicht anhalten werden.

Das Wort Selbstverliebtheit, dessen der Verfasser sich bedient, führt uns weiter in der Auslegung der Verfahrungsweise, die die Blätter angenommen. Diese Hoffart zu dämpfen nach Vermögen, haben die Blätter allerdings auch zu einem Vorwurfe ihres Bestrebens gemacht, und ihre Bemühungen sind, wenn schon auffallende Erfolge sich noch nicht gezeigt, doch auch, wie sie sich schmeicheln, nicht ganz unnütz gewesen. Der Keim dieser Hoffart hat allerdings im Princip gelegen; als dieß in der Erde sich bewurzelte, und dort Generation und Linie bildete, hat es gleichfalls sich gemehrt, und das Senfkörnlein ist nun zu einem großen Baume aufgewachsen. Da man seinen Willen einmal gegen die ganze Vergangenheit und das ganze übrige Menschengeschlecht durchgesetzt, konnte diesem fortan auf die Länge nichts mehr widerstehen. Um möglichen Widerstand unterdessen abzukürzen,

hat man von vorneherein jeden Widerspruch als dumm und abgeschmackt und sinnlos erklärt, und jene, die sich dazu verleiten lassen, für Kinder der Nacht und der Finsterniß. Nachdem man sie also für insolvent erklärt, hat man sich selber dafür gegenseitig unbeschränkten Credit eröffnet; und indem die Tratten nun bei allen Kassen ohne Widerspruch honorirt wurden, und so immer Einer den Andern bestätigte, ist man endlich zum Bewußtseyn der Unfehlbarkeit gelangt, und hat, wo starrköpfiger Eigensinn noch Widerstand zu leisten wagte, ohne Bedenken zu jeder Gewalt gegriffen, wo diese aber versagte, auch zu jeder List sich herabgelassen. Also ist man schnell beim Ziele angelangt, und als es mit dem deutschen Kaiserthum ein Ende nahm, war es auch mit dem Reiche Gottes auf Erden zu Ende, und die Herrschaft des erlauchten Menschengeistes nahm ihren Anfang. Ein Jahreswuchs junger Leute nach dem Andern, im Laufe eines Menschenalters, nicht zwar in der Gottesfurcht, sondern in der Menschenfurcht und dem Eigendünkel aufgezogen, wurde von den Universitäten als Glaubensboten unter das protestantische Volk gesendet, um als geistliche und weltliche Vorstände ihm den Rest des Aberglaubens auszureden, und den neuen Lichtglauben ihm einzupflanzen. Das Volk zeigte sich gelehrig zum Theil, zum Theile auch widerspenstig, und sammelte sich mitunter wohl noch in seinen alten Kirchen, um dort separatistisch sich selber dürftige Nahrung zu suchen. Da sandte man bewaffnete Macht gegen die Rebellen aus, und hat mit dem Festungsbohrer die Kirchthüren aufgesprengt, hinter denen das versammelte Volk sich zu seiner Privaterbauung verschlossen; uns aber, die wir mit Verwunderung von ferne dem Thun zugeschaut, hat man in den Zeitungen höhnisch bedeutet: „Die Bauern hätten mit lebendigem Leibe von den Bäumen in den Himmel fliegen wollen, und dem Unfuge hätte man von Staats wegen zu steuern sich genöthigt gesehen". Das Volk gab also nach, seine Hirten schlossen die Thüre hinter ihm, und warfen die Schlüssel ins Meer, wo

die Fische sie verschlungen; die Spinnen aber glichen bald mit ihren Weben die Ungleichheit zwischen den Pforten und ihrer Ummauerung aus. Da begab es sich, daß in der Mitte dieses Thuns der Geist von oben die Flügel regte, und seiner Kirche nahte; und als diese die Wärme seines Strahls zu empfinden begann, da wurde es plötzlich Frühling in ihr. Die Wässer, die in der Mitte des Erdwinters erstarrt, begannen sich zu lösen, und es hat sich erst ein leises Rieseln, dann ein Fließen, dann ein Rauschen hören lassen, von einigen, dann von vielen, dann von immer mehreren Wassern. Denn Strom um Strom löste seine Panzerdecke, und die Wasserfälle brausten allumher; unter dem dürren Heu der Trift begann es wieder aufzugrünen, und im Steigen der Lebensbrunnen fingen auch die Bäume an wieder auszuschlagen, und ihre Blüthenknospen zu entwickeln. Anfangs weigerten die neuen Herren, der Calamität Glauben beizumessen, sie hielten nur enger sich zum Kamin; das Rauschen und Brausen draußen sey nur vorübergehend Sturmeswehen; die Grüne nur ein Schimmel, Folge der letzten feuchten Witterung; jetzt aber sey die Luft frischer geworden, und die Frucht davon der Reif, der herrlich von den Bäumen glänze. Aber der Frühling drang immer weiter, und machte zuletzt auch bis zu ihnen sich Bahn. Nun erwacht ein panischer Schrecken in den Bedrängten, nun erschallt von allen Thürmen die Feuerglocke, eile o Volk, eile mit Macht! der Feind zieht heran, und will deine feste Burg ersteigen! All ihr Mächte des Himmels, will denn keine uns zu Hülfe eilen! Noch einmal o Volk! ermanne dich von deinem Schlaraffenleben, greife zum Schilde Davids und zur Schleuder deiner Stärke, und befreie Sion, das der Feind zu ersteigen droht! Auch wer von euch der Fischerei kundig ist, eile mit seinem Geräthe zum Meeresufer, ob er vielleicht der gefräßigen Fische wieder habhaft werde, die die hineingeworfenen Kirchenschlüssel verschlungen. Hat er glücklich den Fang gemacht, dann bringe er uns die Beute, damit wir die verschlungenen aus

ihrer Haft befreien, und die Thüre zum Gotteshause uns wieder offen stehe! So ruft und schreit und jammert es von allen Warten; das Volk aber regt sich nicht. Denn Deutschland ist ein Bedlam geworden. Selbst die Bäume im Walde haben an der Verrücktheit Theil genommen; die Buche dünkt sich ein Buch, alle Stämme sind im Meßkatalog verzeichnet, auf den Blättern schwitzt schwarz auf weiß der Inhalt lesbar aus. Das Sausen im Wipfel aber hat sich zum vernehmlichen Worte artikulirt, und so streiten und hadern die gelehrten Bäume nun fort und fort mit einander, und es geht ein wüstes Getöne durch den Zauberwald. In ihm spazieren die kapitalen Irren gravitätisch den andern voran. Jene, die sich Gott den Vater dünken, führen den Reigen. Wetter drohen von ihrer Stirne, Blitze zucken aus ihren Augen auf, das Muskelsystem ihres Angesichts accompagnirt mit obligaten Donnerschlägen. Ihnen folgen Jene, in denen der Sohn sich incarnirt. Gescheitelten Haares und länglichen Angesichtes gehen sie einher, das Auge nach aufwärts gerichtet, und so gestellt, daß man das Weiße nur erblickt, stets bemüht, das Profilgesicht in ein en Façe gesehenes umzuwandeln. Ihnen schließt die Schaar derer sich an, in denen der heilige Geist Wohnung genommen. sie halten den Athem an, erster Act; sie lassen den Athem aus, zweiter Act; sie nehmen den ausgelassenen wieder zurück, dritter Act. Damit ist ihnen der Schlüssel zu allen Geheimnissen im Himmel und auf Erden gegeben, und alle Schlösser in Weltweisheit und Gottesweisheit müssen sich vor ihnen öffnen. So gehen sie zu drei, und dreimal drei, und dreimal dreimal drei und sofort ohne Maaß und Gränze einher; jeder in seiner Persönlichkeit scharf abgemarkt, aber keineswegs eines in der Essenz. Denn sie streiten alle unaufhörlich mit einander, verneinen sich und vernichten sich, und es ist kein Friede unter ihnen. Die Philosophie hat die Theologie am hellen Tage aufgefressen, die hinabgedrängte aber hat im Magen der Cannibalin, wie ein Polyp sich umgekehrt, und nun selber fressend gewor-

den, verschlingt sie die Fresserin von unten auf und von innen heraus, und die Anwesenden sagen Prosit! In der Waldeinsamkeit haben weiter im chinesischen Pavillon die verrückten Hegemonen an wohlbedeckten Tischen sich zur Feier künftiger Größe niedergelassen. Aber Hund und Katze beißen sich auf der Tafel, und stossen die Prunkgefäße um. Unten theilen die Hühner sich eifrig in die herabgeschwemmten Brocken; bei besonders festlichen Gelegenheiten haben sogar die Spanferkel sich den Weg gebahnt, und nehmen Theil am Schmauß. So, unfähig im eignen Haushalt die Hegemonie zu führen, träumen die Gäste sich als Hausmaier und Vögte aller Geisterchöre im Ober- und Unterreiche, und dem Mittelreich der Menschen. Draußen hält die Heerde der tollgewordenen Philister, und ein Blasenwurm, in Gestalt eines Jesuiten, hat sich in ihren Gehirnkammern angesogen; nun sehen sie Jesuiten in allen Wolkenzügen und in allen Bergesformen, und da sie, in ihrer Drehkrankheit immer den Sturmmarsch trommelnd, sich um ihre Achse stets wenden, blöcken sie zu allem den Refrain:

„Ich wende nichts dagegen ein:
Es müssen wohl Jesuiten seyn“.

Das Recht hat sich auch in den Wald verloren; der Alte hat in bestaubten Pergamenten und vergilbten Papieren sich um seiner Augen Licht gelesen. Das macht ihn den Waldgenossen eben recht, und sie haben zum Hirten ihn bestellt, er soll der Böcke und der Schafe in Huth wahrnehmen. Die Einen die sollen ihm zur Linken, die Andern ihm zur Rechten gehalten werden, das weiß er wohl; er weiß auch, schwarz auf weiß, daß die Böcke Hörner tragen. Nun aber trifft es sich, daß auch die Widder gehörnt erscheinen. Greift er nun um sich, dann bieten überall Hörner sich seinen tastenden Händen, und er weiß seiner Seele keinen Rath. Darum wird irgend ein Bock geschossen, dann stürzt sicher ein gutes Schaaf statt seiner von dem Schusse des kindisch gewordenen Graubarts nieder. Die Pädagogik spaziert auch eiligen Schrittes unter den Bäumen hin, denn Sie drängen

[illegible] Kirchen, Kelche, [illegible]. Die [illegible] werden mit [illegible] Zuckerkandel bestreut, im Wind- [illegible] gebacken, und dann dem Ogger, der tief in der Wildniß seinen Sitz aufgeschlagen, servirt. Der Ogger frißt mit unersättlichem Appetite alles Gebotene, und mehr noch dann dieß, unter dem Essen unaufhörlich murrend: daß der leere Schaum sich ihm an die Zähne hänge und ihm nichts als Blähung mache. Und die Poesie, die die grimmen Schmerzen ihrer [illegible], mit feuchtwarmen Bähungen, und Streukügelchen von Kampfer nun glücklich beruhigt hat, findet dafür von einer andern Calamität sich heimgesucht. Ihre Musen sind nun toll geworden, und haben in Furien sich verwandelt mit Schlangenhaar und Fledermausflügeln, und auch sie hat vor den Rächerinnen des Muttermordes nun Reißaus in den Zauberwald genommen. Lange ist sie in ihm umhergeirrt, endlich hat Ophelia auf einen Weidenbaum, über dem Sumpfe hängend, vor den Verfolgerinnen sich gerettet; dort haucht sie nun ihre Klagen zur Harfe aus, die Schmeißfliegen schwärmen in Schaaren um ihren lieblich duftenden Kranz von Stinkcypressen und den Blüthen der Muscipula; die Unken accompagniren von unten auf im Chore, die borstigen Eber, die oben in den Wipfeln der Bäume sich gesetzt, singen leise die Melodie ihr nach, die Hirsche laufen taktlos in den Zweigen, die Wölfe heulen im Bariton, die Bären aber tanzen und überschlagen sich am Ende jeder Strophe. So ist es um diese Waldeinsamkeit bestellt; verirrt sich irgend ein vernünftiger Gedanke, oder eine haltbare Maxime in dieß Dickicht, gleich ist die ganze Meute auf ihrer Fährte, und es beginnt sofort die wilde Jagd. Die Trimurti mit ihrem ganzen theologisch philosophischen Anhange; die Hegemonen mit ihren Stelzbeinen, die trommelnden und rotirenden Cretinen, die blinden Rechtsbeflissenen, die zahnende Pädagogik, die schwammigten Aesthetiker und die [illegible] Poeten. Alle machen sich in [illegible] Eile auf; Wölfe, Eber, Bären und all an-

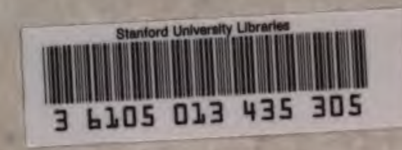
deres Gethier, sie schließen sich als Hunde dem Waidwerk an. Nun erschallt das Halloh und das Halali im Hörnerklang: wir Jäger sind Kinder der freien Natur. — — Es lebe, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht. — — Ey, so sagt mirs frei, was doch schöner sey, als die schöne Jägerei. — — Das Waidwerk, das ist so mein Leben. — Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen. — Hoch lebe Jagd um Birsch Trara; so jauchzt es durch die Lüfte. Alles gilt dem Edelhirschen, der ausreißt durch dick und dünn unter Dampf und Knall. Der Wald selber nimmt am Birschen Theil, und läuft eilig dem Zuge nach, und wie sehr Wild und Jäger hasten mögen, er hat sie immer eingeholt, und die Eilenden kommen nimmer von der Stelle. Nur wenn das Wild erschöpft und ermüdet, und von den Hunden ereilt, zu Boden sinkt, dann steigt der wilde Jäger ab, und gibt ihm den letzten Fang. — — Das ist eine Ecke dieses Irrgartens liebreizender heimathlicher Confusion, den die neue Zeit, wie es den Anschein hat, sich zum Ruhesitz in ihrem Alter gewählt, um dort unter Anwandlungen und Wechselkämpfen von Blödsinn und Wahnwitz ihres Sterbstündleins zu warten; glücklicher als die älteste Zeit, die in den Wassern ertrunken, und die Folgende, die in Feuer und Schwert, und Blut ihr Ziel gefunden. Der ist glücklich zu preisen, und ein großer Segen ruht auf dem Haupte, das die Krone in diesem Land Magonia trägt, wo die Luftsegler zu Hause sind, die allen Unsinn über alle Länder hoch in den Wolken verschiffen, und ertrinken, so wie sie sich in den untern Luftkreis der Menschen niederlassen. Er wird gehetzt und gejagt über Stock und Stein, bis er todtmüde hinsinkt, und ihm nun auch geschieht, wie es jenem Edelhirsch ergangen. Das alles hat nun der Hochmuth angerichtet; denn der Hochmuth ist Gott verhaßt, und der hat Strafe des Wahnwitzes auf ihn gesetzt. Ihn haben die Blätter nach Vermögen in aller Weise zu dämpfen sich bemüht. Seiner Folgen können sie freilich nicht Meister werden, denn alle heilige Krankheit ist unheilbare Krankheit. Könnten sie aber auch, sie würden doch sich scheuen, in die Fügungen einzugreifen. Um geringeres schon sind Völker, dem Verderben geweiht, untergegangen; jetzt wo die Geschicke umwandeln durch die Nacht, und ein Licht nach dem andern auslöschen, wir aber mit stupider Gleichgültigkeit ihrem Thun zuschauen; jetzt hat dieser Wahnsinn, weil er uns unzurechnungsfähig macht, seine Bedeutung, und kann auf Tolerirung Anspruch machen.

Unter diesen Umständen wird man die Kühle begreifen, mit der die Blätter alle Anfeindung, allen Zornesmuth und alle kaum verhaltene Erbitterung in den Zeitschriften, fliegenden Blätter der

Gegner, auch in denen, die ihnen hier vorliegen, aufgenommen. Man hat alle die alten Kunstgriffe, die früher immer zum Ziele geführt, gegen sie angewendet. Erst sie zu vertuschen gesucht, dann Verbote angewandt, mit dem Bundestag sie bedroht, in alle Weise sie zu verdächtigen sich bemüht. Nun aber alles mißlungen und sie unter höherem Segen, nur immer fröhlicher gedeihen, wird uns (S. 83) gesagt: „daß sey des Herzens Wunsch, daß ihnen, nach wie vor gestattet werde, ihres Herzens innerste Gesinnung offen an den Tag zu geben". Zugleich aber wird uns eben dort mit einem neuem dreißigjährigen Krieg, und (S. 78) einer „neu gestalteten Sicherung des Rechts unter den schweren Kämpfen solcher Zeit" gedroht. Wie! eine Zeit, die die letzte Nacherinnerung von dem, was Recht und Gerechtigkeit gebieten, verloren, sie will kreißend werden, und uns eine neue Sicherung des Rechts gebähren. Damit wäre für die Katholischen eine solche Rechtserfindung gemeint, wie die Engländer in Irland sie gemacht; damals, als unter Heinrich VIII. zur alten Nationalantipathie der religiöse Fanatismus sich gesellt. Confiscationen in Masse und Deportationen in Masse sind aus dieser Rechtsfindung hervorgegangen; sie hat die Unterdrückten aller Rechte und Gesetze beraubt, verfolgt, decimirt und zertreten, und der ganzen katholischen Bevölkerung der Insel von eilf Millionen Aeckern, ihrem unbestreitbaren Eigenthum, nur eine, und diese an das Obereigenthumsrecht weniger englischen Familien verhaftet, gelassen. Nachdem der fanatische Cromwell in Masse sie hingeschlachtet, die Jungfrauen des Landes zu Tausenden in die Sclaverei nach Jamaika verkauft, nachdem er allen Grund und Boden an sich genommen, und unter die seinigen vertheilt, ist unter Wilhelm III. und Anna die systematische und gesetzliche Unterdrückung an die Stelle dieser militärischen getreten, und hat, das Volk zu legalen Heloten machend, es für unfähig erklärt, zu Aemtern zu gelangen, Grundeigenthum zu besitzen, und lange Pachtverträge einzugehen. Sie hat den Aeltern die Vormundschaft über ihre Kinder genommen, diesen aber ihr Vermögen zugesprochen, im Falle sie zum Protestantismus übergingen. Sie hat endlich auf ihre Kosten eine feindselige Kirche in ihrer Mitte angepflanzt, die Ausübung des eignen religiösen Glaubens aber mit beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten umstellt. Dafür aber ist es nun auch dahin gediehen, daß die stolze Herrin mit ihrer Magd vor den Gerichten steht; und während sie unten als die Anklägerin der Helotin sich gerirt, oben sichtbar vor aller Welt ein anderes Gericht gehegt wird, vor dem sie als die schmachbedeckte Sünderin der Jahrhunderte jetzt ihre

Sentenz erwartet. Schon siebenmal ist die rächende Nemesis genaht, um die Buße einzufordern; immer enger drängen sich die Fristen, die Missethat aber ist so groß geworden, daß die Missethäterin sie nicht zu büßen vermag; auch der Repeal würde das Lösegeld nicht abbezahlen. Holland hat gleichfalls solche „Rechtsfindung" gemacht, es hat sie in den Colonien und in Japan ausgeführt, es hat sie durch seinen Wilhelm III. nach Irland in dem raffinirten Systeme gesetzlichen Despotism's hinübergetragen; es hat sie in unsern Tagen gegen dies Belgien geltend gemacht. Da wurde in der Vergeltung Belgien von der Rechtsfinderin geschieden, ihr Mammon wurde ihr genommen, und sie athmet kaum auf unter der Last ihrer Schuldenmasse. Auch die Schweiz hat sich mit Glück darin versucht, im Klosterstreit vermag nicht ein leiser Hauch der Gerechtigkeit den vorgehaltenen Spiegel zu beflecken; niemand würdigt die Vorfrage des Rechts auch nur der mindesten Beachtung, nur die Unabwendbare wird auch hier zu seiner Zeit auf Zahlung des letzten Pfennigs dringen. Endlich, was ist jener dreißigjährige Krieg anders denn gewesen, als der Versuch, auch in Deutschland eine solche „Rechtsfindung" einzuführen, wie Cromwell in Irland sie mit Blut geschrieben, Wilhelm aber das Geschriebene in gesetzliche Form gebracht. Unsere Väter haben sich jedoch dieser Invention erwehrt. Die Schicksale haben in Zeiten den fremden König, unter dessen Schutz sie sich vollführen sollte, und unter dessen Namen sich in verhängnißvoller Ironie auch jetzt die Reaction gegen die Kirche sammelt, beseitigt, und so eine andere Rechtsfindung möglich gemacht, die auf die Umstände berechnet, den uneinigen Brüdern die Aufgabe zur Lösung vorgelegt, in friedsamer Eintracht sich zu vertragen. Ein alter Aberglauben meint: Adlerfedern und Habichtfedern vertrügen sich nicht miteinander; sie zehrten sich gegenseitig auf. Wir unsererseits aber haben immer noch die Schwachheit, das Problem, das uns seit zwei Jahrhunderten beschäftigt, nicht für ganz unlösbar, vermöge seiner innern Bedingungen, anzusehen; denn die angedrohte Rechtsfindung hat es nicht schon seit vielen Menschenaltern vergiftet, und indem Zinsen und Zinseszinsen sich angehäuft, die Aufgabe wie in Irland gänzlich unlösbar gemacht. So lange wir auseinander getheilt gewesen, hat es früher leidlich sich gestaltet; als wir aber in dieser Zeit durcheinander gegossen worden, da hat sich ein groß Gebraus erhoben. Zwischen uns liegt Religionsfreiheit und die Gleichheit der Rechte. Die von der einen Seite haben sofort freilich die Lösung federleicht erklärt: die von der andern dürften nur ihrer Meinung, die ja überall als die Weiseste sich ausgewie-

sen, beitreten, und dann werde sich Alles schnell zum Ziele legen. Also erklärten sie die Freiheit nur für sich, die Freien gemeint, weil sie ja zur höhern Freiheit, nicht in die Religion, sondern von aller Religion führen müsse. Die Gleichheit aber war nach ihrer Deutung, nur als die gleiche Unterwürfigkeit Aller unter die Omnipotenz des Staates, der jetzt erst möglich geworden, zu verstehen. Die von der andern Seite aber wollten in ihrer Hartnäckigkeit durchaus zu diesem Beitritt sich nicht herbeilassen. Also wurde zuerst List versucht, und da diese nicht zum Zwecke führte, der erste Grad gelinder Gewalt angewendet. Da auch diese nicht anschlagen wollte, wurde wieder zur List gegriffen, und dann wieder der zweite Grad stärkerer Gewalt verordnet; und also wie beim Starrkrampf in dem Gegensatze der Irritamente immerfort gewechselt. All das aber ist ein eitel Bemühen, und es würde eine bedeutende Ersparniß der Kräfte den Mühseligen zu Gute kommen, wollten sie es von vorn herein aufgeben. Die Katholischen sind gewitzigt, und siebensiebenmal gewarnt, und haben für immer ihre Parthie genommen; und ihr werdet, und hättet ihr eines Engels Zunge, ihnen das nimmer aus dem Sinne reden. Welchen Tanz man ihnen vortanzen möge, sie sehen zum voraus schon, wohin seine Figuren gerichtet sind. Sänget ihr auch mit Sirenenstimmen, niemand würde die Ohren verstopfen, niemand aber auch sich verlocken lassen. Alles Singen und Sagen, Haseliren und Declamiren hilft zu nichts; denn die Sachen liegen zu einfach da: was du nicht willst, das dir geschehe, das thu auch keinem Andern. Was vollends die Historisch-politischen Blätter betrifft, sie werden in ihrem Wege nicht um ein Kleines sich irren lassen. Die Wolfsschur wird sie nicht in Schrecken setzen, noch auch das Fuchsfell sie berücken. Wie sie in früheren Jahren es gehalten, so werden sie auch im kommenden thun; ihr Daseyn wird eine fortdauernde Protestation gegen jede aufduckende Verrücktheit, und ein stehendes Zeugniß für den gesunden Menschenverstand seyn, damit er dermaleinst sich auf sie berufen könne. Also Glückauf zum neuen Jahr! was es dem Einzelnen bringen mag, kann Keiner wissen, aber Gottes Reich wird in seinem Ablauf größer werden, wie es im nun sich Schließenden sich ausgebreitet. Glücklich, wer gewürdigt worden, für den guten Theil sich im Streite zu versuchen!


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 305

